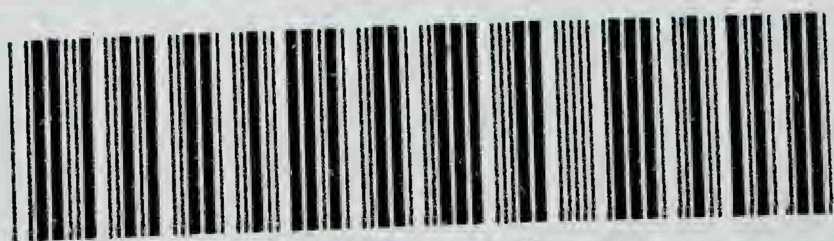



22101133714

David Ferdinand Koreff

Dem verehrten Arzte
dem l. vielgeliebten Menschen

seine treue, alte
Pütti

Aus dankbarem Herzen be=
glückwünscht u. begrüßt Sie zum
heutigen Tage

Ihr alter
Seuffer

19. 6. 28.

David Ferdinand Koreff

Serapionsbruder, Magnetiseur, Geheimrat und Dichter

Der Lebensroman eines Vergessenen

Aus Urkunden zusammengestellt
und eingeleitet
von

Friedrich v. Oppeln-Bronikowski

Mit sechzehn Bildtafeln



Gebrüder Paetel · Berlin–Leipzig


WELLCOME
HISTORICAL
MEDICAL
LIBRARY



David Ferdinand Koreff

Zeichnung von Riepenhausen (?)

Vorwort

Wer ist Koreff? wird mancher fragen. Kein Nachschlagewerk, keine Literaturgeschichte zeugt von ihm. Ein paar Notizen bei Goedeke, bei den Biographen E. Th. A. Hoffmanns, Heines und Rahel Varnhagens, ein paar unfreundliche Worte Treitschkes und zwei neuere gelehrte Werke, durch die sein Charakterbild verzerrt schwankt — das ist alles. Man muß sich schon in die Briefe und Denkwürdigkeiten der Zeitgenossen vertiefen, in alten Zeitungen und Zeitschriften stöbern, in Archiven nachforschen, um unmittelbare Spuren seines Lebens und Wirkens zu finden. Aber dies Suchen verlohnt sich, denn dies Leben war von einer kaleidoskopischen Buntheit wie wenige, ein richtiger Roman. Koreff war überall zu Hause, in Berlin und Wien wie in Paris, in den Salons der vornehmen Welt wie in den Kreisen der geistigen Auslese, in den Amtsstuben der Behörden wie in den akademischen Hörsälen, an den Krankenbetten wie an den Tafeln der Genußmenschen. Er war berühmt als Arzt und „Magnetiseur", bekannt als Dichter, Übersetzer und Schriftsteller, Mitbegründer der Berliner Romantik und der Universität Bonn, Leibarzt und Günstling des Staatskanzlers Fürst Hardenberg, Professor an der Universität Berlin und Geheimer Oberregierungsrat in der Staatskanzlei, Weltmann und Serapionsbruder, Freund schöner oder geistvoller Damen, bekannt oder befreundet mit den hervorragendsten Zeitgenossen, wie Chamisso und Varnhagen, die Brüder Schlegel und Humboldt, E. Th. A. Hoffmann und Pückler, Meyerbeer und Heine, Talleyrand und Benjamin Constant, Victor Hugo und Dumas, Delacroix und Spontini,

Mérimée und Beyle-Stendhal und hundert anderen, kurz, einer der vielseitigsten und zugleich der hilfsbereitesten Menschen, eine typische Mittlernatur, ein Bindeglied zwischen deutscher und französischer Kultur, ein Brennpunkt von tausend geistigen und praktischen Strebungen.

Daß ein Mann von solcher Wirkung in die Weite so gut wie vergessen werden konnte, ist merkwürdig. Aber gerade seine Vielseitigkeit ist ihm zum Verhängnis geworden. Da er überall war, war er nicht stark genug, sich an einem Punkte nachhaltig durchzusetzen. Und da unsere Wissenschaft hübsch in Fächer eingeteilt ist, hat es weder die Geschichtschreiber noch die Mediziner oder Literarhistoriker gelockt, sich eingehend mit ihm zu befassen. Wo sie aber einen Ausschnitt seines Lebens behandelt haben, der in ihr Fach schlug, da fehlte die Quellenunterlage[1]), und die Urteile mußten notwendig schief und parteiisch ausfallen. Aber auch bei besserer Kenntnis ist einer so vielseitigen Natur aus dem Spezialistenwinkel nicht beizukommen. Man muß sie in ihrer Totalität begreifen. Selbst als Arzt, denn das war und blieb sein Hauptberuf und das Rückgrat seines Lebens, bleibt er unverständlich, wenn man ihn bloß als Mesmerianer oder „Magnetiseur" abtut. Seine Erfolge beruhten nicht allein auf der virtuosen Benutzung aller medizinischen Hilfsmittel und auf einer staunenswerten Diagnose, sondern auch auf seiner suggestiven Persönlichkeit, seinem Hoffnung spendenden Zuspruch, seiner unerschöpflichen Hilfsbereitschaft und Menschenliebe. Er war Tröster, Seelsorger und Freund seiner Kranken; ein wenig hat er wohl auch Mephistos Rat an den Schüler befolgt, wie das ewige Weh und Ach der schönen Welt am leichtesten zu kurieren sei. Ebenso befähigte ihn seine universelle Bildung, sein philosophisches Erfassen aller Lebenserscheinungen zu einer individuellen Behandlung der Patienten und

---

1) „Es gibt überhaupt wenig andre Quellen über sein Leben als seine eignen Zeugnisse", behauptet Max Lenz in seiner Geschichte der Universität Berlin (I, 553).

Patientinnen der vornehmen Welt und der intellektuellen Kreise mit ihren komplizierten Lebensbedürfnissen und ihren oft mehr seelischen als körperlichen Leiden. Koreff mußte also zuerst als Mensch erfaßt werden. Es mußte sich einer die Mühe geben, die Urkunden seines Lebens zusammenzustellen und aus diesen tausend Mosaiksteinchen ein Gesamtbild zu gewinnen, dessen einzelne Züge, an sich oft geringfügig, im Zusammenhang Bedeutung erlangen.

Erst vor zwanzig Jahren hat Koreff durch eine französische Veröffentlichung und durch mehrere Aufsätze von mir, die auf Archivfunden beruhten, einige Beachtung gefunden. Heute ist es wieder ein französisches Buch[1]), das dem meinen anregend vorausgegangen ist. In der Tat hat Koreff diesseits wie jenseits des Rheins den gleichen Anspruch auf eingehende Würdigung. Einem Manne, den ein so stolzer Geistesaristokrat wie Beyle-Stendhal mit drei oder vier Zeitgenossen als Ebenbürtigen neben sich selbst stellte, dem ein so anspruchsvoller und spöttischer Geist wie der Fürst Talleyrand das Zeugnis ausstellte: „Er ist eine Fundgrube des Wissens; er versteht alles, selbst etwas von Medizin", den E. Th. A. Hoffmann als Serapionsbruder Vinzenz verewigt hat und von dem Rahel Varnhagen sagte: „Sein Herz hat die größte Geistesgegenwart; es ist immer gleich da", — einem solchen Manne gebührt zweifellos ein übernationales Interesse. Ich leugne nicht, daß der große Kosmopolit Beyle-Stendhal, den ich in Deutschland bekannt gemacht habe, mich zuerst veranlaßt hat, mich mit Koreff zu befassen. Er war sein Altersgenosse, teilt mit ihm die bunte Bewegtheit des Lebens, die universelle Begabung, selbst den plötzlichen Tod in bedrängter Lage nach Jahren des Glanzes und die lange, unverdiente Vergessenheit.

Wenn Koreff heute wieder auferstehen soll, muß erst der Sargdeckel aufgeklappt werden, den zwei deutsche Gelehrte, Max Lenz in seiner „Geschichte der Universität Berlin",

---

1) Marietta Martin, Le docteur Koreff, Paris 1926.

4*

und Wilhelm Erman in seiner Studie „Der tierische Magnetismus in Preußen“, über sein Andenken gelegt haben. Da Koreff jüdischer Abstammung war, hat Max Lenz ihn — nach dem Vorgang Treitschkes — als „jüdischen Parvenu“ und „jüdischen Glücksritter“ abgetan. Wilhelm Erman, in dessen Adern französisches und jüdisches Blut fließt, hat zwar den Antisemitismus abgelehnt und sich dagegen verwahrt, daß Otto Brandt Koreff in seiner Biographie A. W. Schlegels als „jüdischen Cagliostro“ gebrandmarkt hat, eine Bezeichnung, „die dem unzweifelhaft gelehrten und geistreichen Manne nicht gerecht wird“, und ebenso hat er geurteilt, daß Lenz „bei dieser problematischen Natur doch etwas zu einseitig die Schattenseiten betont hat“. Aber nach dieser Ehrenrettung hat er den Romantiker und Mesmerianer Koreff als strenggläubiger Kantianer und Allopath in einer Weise herabgewürdigt, die noch über Lenz und Brandt hinausgeht. Das alles sind Parteimeinungen, mögen sie antisemitisch oder wissenschaftlich sein. Sie fließen aus der gleichen Quelle wie manche Urteile von Zeitgenossen und sind nicht mehr wert als diese.

Aber es gibt auch eine Fülle von Zeugnissen über Koreff, die in diesen Dingen neutral sind, und die doch zwischen Lob und Tadel stark schwanken. Selbst sein Freund und erster Biograph Varnhagen, der gewiß kein Judenfeind war, mischt Worte hoher Anerkennung mit starken Bedenken gegen manche Züge seines Wesens. Es lag also an Koreff selbst, daß er so zwiespältig beurteilt worden ist. Die Unausgeglichenheit seiner „problematischen Natur“, das Gemisch von Uneigennützigkeit, Idealismus und Treue einerseits, von Ehrgeiz, Realpolitik und Unzuverlässigkeit andererseits, die jähen Umschläge von mystischer Gefühlsseligkeit zu Narrenspossen, sind von Mitlebenden und Nachlebenden oft hervorgehoben worden. Ja, das neueste französische Buch über ihn versucht sein Wesen völlig zu spalten und ihn zu einem Aggregat der entgegengesetztesten Eigenschaften, einem richtigen Doppelwesen, zu machen. Aber

die zwei Seelen, die in Fausts Brust wohnten, lebten auch in der seinen, ohne daß eine wirkliche Spaltung eingetreten wäre. Bekannt ist Schillers Distichon:

„Wie verfährt die Natur, um Hohes und Niedres im Menschen
Zu verbinden? Sie stellt Eitelkeit mitten hinein.“

Auch zu Koreffs Charakterbild gehört ein gutes Stück Selbstgefälligkeit. Sie hat den Kitt seiner disparaten Anlagen gebildet, ihn vor der grauenhaften Selbstzerrissenheit mancher Romantiker bewahrt, die in Selbstflucht, Selbstvernichtung oder Lastern endeten oder einen festen Halt, eine überpersönliche Norm im Katholizismus suchten. Koreff hat bei allem mystischen Drange, bei aller romantischen Sucht nach dem Grenzenlosen stets die Fähigkeit bewahrt, sich mit der Wirklichkeit abzufinden und zu ihr zurückzukehren. Seine quecksilberne Munterkeit, seine romantische Ironie, brachte ihn aus der Welt der Phantasie und aus den verschlungensten Irrwegen des Lebens immer wieder zu sich selbst.

Man braucht darin keineswegs eine „jüdische Eigenart“ zu sehen; denn es gab und gibt Juden genug, die sich in inneren oder äußeren Konflikten aufgezehrt oder ihrem Leben gewaltsam ein Ende gemacht haben, weil sie die Dissonanzen ihres Wesens oder ihrer Umwelt nicht mehr ertrugen. Aber zweifellos hat Koreffs jüdische Abstammung zu seiner inneren Unausgeglichenheit beigetragen. Das damalige Judentum war erst seit der französischen Revolution dem Ghetto entronnen, und das moralische Ghetto hatten noch die wenigsten abgestreift. Nur eine Auslese hatte sich seit der Aufklärung mit dem Geistesleben der Wirtsvölker vertraut gemacht und begann selbst regen Anteil daran zu nehmen. Ebenso hatte von seiten der Wirtsvölker eine Annäherung der geistigen Auslese stattgefunden. Lessing, Dohm, d'Argens, Mirabeau, um nur einige Namen zu nennen, hatten sich für die Emanzipation der Juden eingesetzt und hervorragenden Juden die Hand gereicht. Und

6*

lange bevor das preußische Edikt von 1812 die bürgerliche Gleichstellung der Juden verkündete, hatten die jüdischen Salons in Berlin gesellige Mittelpunkte gebildet, in denen die verschiedenen Stände, Rassen und Konfessionen friedlich zusammentrafen. Eine allgemeine Verschmelzung begann also in Koreffs Jugendzeit; der beste Beweis dafür ist der Nordsternbund in Berlin, in dem er selbst eine tonangebende Rolle spielte. Ein antisemitischer Rückschlag erfolgte erst nach den Befreiungskriegen, als die völkischen Ideen der Romantik die weltbürgerlichen der Aufklärung völlig verdrängt hatten. Auch eine Abwanderung des Judentums zu demokratischen und revolutionären Ideen begann erst, als die Mächte der Vergangenheit, die den absolutistischen Polizeistaat einst gehaßt hatten, sich mit ihm verbündeten, als die alten Todfeinde Pietismus und Orthodoxie sich brüderlich zusammenfanden. Solange die Reformära Steins und Hardenbergs währte, war auch für die Juden ein gutes Teil der Forderungen der Aufklärung durchgesetzt worden. Gerade die Träger des neuen Nationalgedankens waren ja anfangs selbst revolutionär verfahren und hatten sogar das Republikanertum gestreift, so daß sie von den Mächten des Beharrens als Jakobiner verdächtigt wurden. Andererseits war das damalige höhere Judentum alles andere als uniform gewesen. Viele Juden hatten den katholischen oder protestantischen Glauben angenommen, teils mit dem Fanatismus der Neubekehrten. Ich nenne nur, um im Rahmen unseres Buches zu bleiben, Dorothea Schlegel, Tochter des Aufklärungsphilosophen Moses Mendelssohn, Marianne Saaling, Koreffs Jugendliebe und Tante Paul Heyses, seinen Jugendfreund Hitzig und seine Freundin Rahel Varnhagen. Es gehört in den gleichen Zusammenhang, wenn wir in unserem Buche Juden und Franzosen oder Halbfranzosen, wie Koreff, Hitzig, Ludwig Robert, Chamisso und Theremin, unter den ersten Vorkämpfern, sozusagen in der leichten Kavallerie der Berliner Romantik finden.

Dieser gegenseitige Angleichungsprozeß war freilich nicht ohne starke Widerstände und Reibungen möglich. Bei allem guten Willen zur Gemeinschaft waren die Ausgangspunkte doch allzu verschieden. Selbst Chamisso, in dessen Adern ein Rest germanischen Blutes rollte, hat sich sein deutsches Dichtertum nur unter schmerzlichen Schwankungen und Überwindungen erkämpft und in seinem Peter Schlemihl, dem Mann ohne Schatten, sein eigenes Bild, das des Heimatlosen, Entwurzelten gezeichnet. Anziehung und Abstoßung mögen auch bei Koreff gleich stark gewesen sein, und das erklärt bis zu einem gewissen Grade seine innere Unausgeglichenheit, obwohl sie zum Teil auch nichts anderes ist als die bekannte romantische Gemütsverfassung. Bei E. Th. A. Hoffmann und anderen Romantikern finden wir die gleichen jähen Stimmungsumschläge wie bei ihm.

Als Dichter wurzelt Koreff jedenfalls im deutschen Klassizismus und in der deutschen Romantik, als Gelehrter in der deutschen Naturphilosophie. Zweifellos hat er sein deutsches Vaterland heiß geliebt und dem größten deutschen Staate mit Stolz und Eifer gedient, ja auch nach den bittersten Erfahrungen und Enttäuschungen sich nie zu Schmähworten gegen ihn hinreißen lassen wie sein Leidensbruder Heine. Man braucht nur die Worte zu lesen, mit denen er Anfang 1820 A. W. Schlegel beschwor, doch nicht aus politischem Unmut dem Vaterlande den Rücken zu kehren. „Wollen Sie denn wieder das drückende Gefühl haben, ein Fremder sich zu fühlen und mit fremder Zunge zu sprechen und kein Echo für das tiefgefühlte Wort, für den lebendigen Hauch der Poesie in der menschenvollen Öde zu finden? Im Auslande bleibt ja doch alles ohne Wurzel, ohne fröhliche Blüte, ohne lebendige Verflechtung mit dem Leben der anderen. Bedenken Sie, daß auch ich das Gefühl aus Erfahrung kenne, was dem fremd sich Fühlenden Tränen des bitteren Heimwehs entpreßt." Es war Koreffs Tragödie, daß er bald darauf selbst wieder zum Wanderstabe greifen mußte, um sein Leben in der Fremde zu beschließen, und daß er, in

Berlin als Jude angefeindet, in Paris als Preuße befehdet wurde. Gewiß lockten ihn dorthin auch neue Erfolge und mannigfache Interessen, und seine Fähigkeit, sich mit schwierigen Verhältnissen abzufinden, die er als Arzt längst gelernt hatte, setzte ihn über manches hinweg. Aber Paris blieb für ihn doch die Fremde; als „preußischer Arzt" bekam er den Neid seiner Pariser Kollegen zu spüren; als „königlich preußischer Staatsrat" wurde er sogar der Spionage bezichtigt. „Er blieb Preuße bis ins Mark", sagt von ihm der französische Forscher Paul Bonnefon; „trotz allem Anschein hing er weit mehr an seinem Vaterland als an dem unsern." [1])

Zweifellos besaß dieser weltgewandte Mann einen kosmopolitischen Zug, aber soll man ihm auch den als „jüdische Eigenart" ankreiden? Dann müßte man es auch bei den Weltreisenden und Halbfranzosen Alexander v. Humboldt und Fürst Pückler oder bei dem „guten Europäer" Beyle tun, der sich aus Stendal seinen berühmten Decknamen geholt hat. Oder soll man die Schmiegsamkeit und Dienstfertigkeit seines Wesens als „jüdisch" bezeichnen, wie es Lenz und Ermann tun? Dann muß man auch viele Deutsche, z. B. den Fürsten Pückler und Friedrich Schöll, Koreffs Günstlinge und spätere Todfeinde, in die gleiche Kategorie einordnen.

Diese Betrachtungen sollen nur zeigen, wie vorsichtig man bei der Bewertung von Koreffs jüdischer Abstammung sein muß. Man darf sie gewiß nicht verkennen noch unterschlagen, aber auch nicht aufbauschen. Manche seiner Eigenschaften, so die Unausgeglichenheit seines Wesens, seine unglaubliche Vielseitigkeit und Betriebsamkeit, die Hast seines Lebenstempos, seine ausgesprochene Mittlernatur, sein Bedürfnis, überall dabei zu sein und zu helfen, seine skurrilen Späße, aber auch seine Menschenfreundlichkeit und sein tätiges Mitleid für Kranke und Unglückliche, finden sich gewiß bei zahlreichen Juden, besonders in jener Zeit, aber

1) Revue bleue, 24. März 1906.

ebenso bei manchen Deutschen. Dagegen fehlt ihm völlig eine den Juden oft zugeschriebene Eigenschaft, die psychologische Begabung und Menschenkenntnis. In dieser Hinsicht war er wie ein gutgläubiges Kind. Und selbst wenn man von seinen Eigenschaften die abzieht, die als besonders „jüdisch" gelten, bleiben noch genug andere, die man besonders als „deutsche" in Anspruch zu nehmen pflegt und die gerade für die damalige deutsche Geistesverfassung bezeichnet sind. So sind jüdische und deutsche Züge in Koreffs Wesen unlösbar verschmolzen. Wir wollen ihn daher als deutschen Juden darstellen, ohne uns in die judenfeindliche oder judenfreundliche Sackgasse zu verrennen; wir wollen Koreff als Menschen schildern. Aber indem wir ihn so schildern, erweitert unser Buch sich von selbst zum Querschnitt durch die deutsche Kultur- und Geistesgeschichte seiner Zeit einschließlich der Geschichte des deutschen Kultureinflusses auf Frankreich, daneben auch zum Ausschnitt aus der preußischen Staatsgeschichte. Gerade weil das radikale Judentum viele Gestalten aufweist, deren staatszerstörende und volkszersetzende Wirkungen am Tage liegen, wollen wir hier einen Juden zeichnen, der das heiße Streben hatte, an der deutschen Kultur mitzuschaffen und sie auch über die Landesgrenzen hinaus zu verbreiten.

Die Fülle und der Umfang der Urkunden über Koreff zwingt uns jedoch zu starker Beschränkung des Stoffes. Aus Briefen und Denkwürdigkeiten konnten wir nur das Wichtigste wiedergeben, von Koreffs ästhetischen Aufsätzen und medizinischen Arbeiten nur Proben, von seinen zahlreichen Gedichten nur eine kleine Auswahl, die für den Menschen, sein Weltbild und seine Schicksale besonders bezeichnend sind. Auf seine beiden Operntexte mußten wir völlig verzichten, ebenso auf seine von Goethe gerühmte Tibullverdeutschung, auf seine Schrift über Driebergs Tauchmaschine und auf seine politische Tagesschrift „Deutsches Wort an die Rheinländer", die er im Auftrage Hardenbergs aufgesetzt und die dieser nur durchgesehen hat. Viel-

leicht bietet sich später einmal die Möglichkeit, wenigstens seinen literarischen Nachlaß zu sammeln und besonders seine Gedichte zu veröffentlichen. Anscheinend hat er auch eine Reihe politischer Aufsätze für Tageszeitungen im Auftrage der Regierung geschrieben, die dann anonym veröffentlicht wurden, aber ihre Ermittlung dürfte unmöglich sein. Schließlich hat er bei seiner umfangreichen amtlichen Tätigkeit (1818—1822) auch eine große Zahl amtlicher Schreiben und Erlasse entworfen, die für die damalige preußische Kulturpolitik und die Geschichte des höheren Unterrichtswesens bedeutsam sind und die sich durch ihre schwungvolle, eindringliche Sprache vorteilhaft von dem lahmen Aktendeutsch der Behörden unterscheiden, aber ihre Wiedergabe schließt sich im Rahmen unseres Buches völlig aus, da sie ein langes Aktenstudium erfordern und ein Buch für sich füllen würden. In dieser Hinsicht ist sein Lebensbild also noch keineswegs abgeschlossen.

Die in unserem Buche zum erstenmale ganz oder teilweise veröffentlichten Urkunden sind im Text mit einem * vor den Überschriften versehen. Da wir keine gelehrte Veröffentlichung, sondern ein Lebensbild bieten wollen, ist durchweg die heutige Rechtschreibung angewandt. Diese Urkunden stammen aus dem Geheimen Staatsarchiv in Berlin, aus der Handschriftenabteilung, insbesondere der Varnhagen-Sammlung der Universitätsbibliothek in Berlin, dem Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar, der Universitätsbibliothek (Kestner-Sammlung) in Leipzig, der Landesbibliothek in Dresden und der Staatsbibliothek in München, denen ich zu großem Danke verpflichtet bin. Die Entdeckung und Abschrift einer Reihe von Briefen Koreffs an A. W. Schlegel (1906) verdanke ich Herrn Dr. A. Schurig in Dresden. Zu den Abbildungen haben in dankenswertester Weise das Kupferstichkabinett in Berlin, die Varnhagen- und die Kartensammlung der Berliner Staatsbibliothek, die Landesbibliothek in Dresden (Porträt A. W. Schlegels), das Auktionshaus Jakob Hecht (Heine-Bild von Laynaud)

und Fräulein Marietta Martin in Paris (die beiden Bilder von Koreff) beigetragen. Wertvolle Auskünfte verdanke ich dem Chamisso-Forscher Dr. Helmuth Rogge in Potsdam, dem Hoffmann-Forscher Dr. Hans v. Müller in Berlin, dem Musikforscher Professor Dr. Max Friedländer in Berlin und vor allem Fräulein Marietta Martin, die es nicht müde geworden ist, mir Abschriften aus unzugänglichen Büchern zu verschaffen. Allen Archiven, Bibliotheken und Personen, die meine Arbeit unterstützt haben, spreche ich meinen aufrichtigen Dank aus.

Über drei der Bilder sind zum Schluß noch einige Worte zu sagen. Das Heine-Bildnis von Fr. Louis Laynaud (geb. 1805), mit der Jahreszahl 1836 signiert, hat sich bisher in Privatbesitz befunden und ist erst vor kurzem bei einer Auktion ans Licht gekommen. Seine Echtheit steht für jeden außer Zweifel, der es mit den bekannten Heine-Bildern vergleicht. Besonders auffällig ist die Schmalköpfigkeit und die hohe Stirn, die angeblich eine Eigentümlichkeit der „nordischen" Rasse sein soll. Das Bild, das Koreff im Salon der Madame Ancelot zeigt, ist eine alte verblaßte Photographie nach einem Gemälde dieser Dame und daher leider nicht sehr scharf. Es war bisher das einzige, das sich von Koreff erhalten hat. Erst vor kurzem erhielt ich durch Fräulein Martin den Abzug einer Porträtzeichnung Koreffs von Riepenhausen, die Herr Harry Friedenwald in Baltimore vor Jahren bei dem Antiquar Joseph Baer in Frankfurt a. M. erworben hat. Herr Friedenwald hat die Veröffentlichung freundlichst gestattet und damit dieser Biographie den Schlußstein gegeben. In den Nachtrag konnten schließlich noch mehrere unveröffentlichte Briefe von und an Koreff aufgenommen werden, die Herr Gerhard Salomon in Paris gütigst zur Verfügung gestellt hat, sowie ein unveröffentlichter Brief Benzenbergs über Koreff, den Herr Dr. Julius Heyderhoff in Düsseldorf beigesteuert hat.

F. v. O. Br.

Einleitung des Herausgebers

Berlin, Halle, Paris (1803—1811)

Das Licht zeitgenössischer Urkunden fällt zum erstenmal in Koreffs Leben, als er 1803 von der Universität Halle, wo er Medizin studiert hatte, nach Berlin kam, um sich in den medizinischen Anstalten der Hauptstadt weiterzubilden, bevor er nach Halle zurückkehrte, um sein Doktorexamen abzulegen. Über seine Herkunft und Jugend hat sein Jugendfreund Varnhagen v. Ense in seinem „Biographischen Porträt“ [1]) einige Daten gegeben. Wir ersehen daraus, daß Koreff drei Jahre vor dem Tode Friedrichs des Großen in Breslau geboren wurde, als Sohn eines angesehenen, wohlhabenden jüdischen Arztes, dessen Begabung er in gesteigertem Maße geerbt hatte. Einen Teil seiner Bildung verdankte er, wie er selbst später schreibt, der strengen mathematischen und physikalischen Schule des Mathematikers Scheibel in Breslau, der sich durch mathematische und naturwissenschaftliche Schriften bekannt gemacht hat. Aber in demselben Briefe erzählt er, daß sein Vater mit F. A. Mesmer, dem Entdecker des sogenannten tierischen Magnetismus, persönlich bekannt gewesen und ihn selbst schon mit vierzehn Jahren in dessen neue, von Mystik umkleidete Heilmethode eingeweiht habe [2]) Er war also durch seinen Vater mit dem

---

1) S. 3 ff. unserer Urkunden.

2) In Breslau hatte Mesmers Lehre überhaupt früh Boden gewonnen. Wie Prof. Dr. Paul Schwartz in seinem gründlichen Werke „Der erste Kulturkampf in Preußen um Kirche und Schule (1788—1798)“ (Berlin 1925, S. 179 ff.) angibt, hatte 1788 ein Franzose Dufour aus Straßburg in Breslau „mit Vorlesungen über tierischen Magnetismus Aufsehen und gute Geschäfte gemacht. Die Polizei hatte ihm zwar als einem gefährlichen Pfuscher bald das Handwerk gelegt, aber er hatte doch anregend gewirkt, selbst auf fachmännische Kreise“. So hatte ein Arzt (Dr. Sommer)

Mesmerismus sozusagen „erblich belastet“ und sollte einer seiner leidenschaftlichsten Anhänger werden. Dies Doppelwesen von Rationalismus und Mystik, Empirie und Idealismus ist seinem Charakterbild zeitlebens verblieben; in sich selbst hat er die beiden großen Gegensätze getragen, die in seiner Jugendzeit aufeinanderprallten, und sie zur Synthese zu bringen gesucht[1]). Fällt doch gerade in seine eindrucksfähigsten Jugendjahre der Kampf zwischen der alternden Aufklärung mit der jungen Romantik, der zu einer Neuwertung und Neuschaffung der Welt, vor allem auch zu ihrer Vertiefung führte. In Koreffs Mannesjahren erstarkte die Romantik dann zu einer geistigen Macht, die alle Lebensgebiete, die Politik wie die Wissenschaft und die Kunst, durchdrang und befruchtete, um schließlich, in seinem Alter, gleichfalls zu veralten und einer neuen rationalistischen Welle Platz zu machen. So ist er selbst der Romantik am meisten tributpflichtig geworden, und seine geistige Entwicklung ist nur ein Ausschnitt aus der Ideengeschichte der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts; sie muß daher im Zusammenhang mit dieser betrachtet werden. Gerade die Romantik suchte ja den Zusammenhang aller Lebensgebiete, riß die

---

mit einem verkrüppelten Mädchen (R. S. Matthäi) gewagte magnetische Heilversuche gemacht, bis ein Leutnant v. Zahzeck vom Regiment Hohenlohe in Breslau sich ihrer annahm und somnambule Eigenschaften bei ihr entdeckte. Als Somnambule spielte die Matthäi seit 1790 eine verhängnisvolle Rolle in den Händen des Breslauer Kaufmanns H. S. Oswald und seines Schwiegervaters, des Breslauer Propstes und Rosenkreuzers H. D. Hermes, denn diese beiden führten die Somnambule in Breslau dem König Friedrich Wilhelm II. vor, der sich von ihren eingelernten Prophezeiungen völlig umgarnen ließ und Oswald zu seinem Vorleser, Hermes zum Mitglied der berüchtigten Immediat-Examinationskommission ernannte. Die Matthäi war also eine Vorgängerin der Friederike Hähnel, die uns in unserem Buche noch oft begegnen wird.

1) S. besonders, was über Koreffs Studien in Paris in diesem Abschnitt gesagt ist, und den Aufsatz „Deutscher Idealismus und französischer Materialismus“ auf S. 369 ff.

Scheidewände der einzelnen „Fächer" nieder, strebte aus selbstgenügsamem Spezialistentum hinaus nach jener Universalität, die Goethe den Zeitgenossen vorlebte. So war auch für Koreff, wie Varnhagen sagt, ein Sonett und ein Rezept nur der Ausdruck der gleichen Göttlichkeit. Diese Synthese war wohl das großartigste geistige Wagnis der Neuzeit, das freilich über ihre Kraft ging, sich in der Unendlichkeit der Horizonte verirrte, an der eigenen Überfülle zersplitterte und schließlich den Boden der Wirklichkeit verlor.

Hundert Jahre vorher hatte die junge Aufklärung eine ähnliche Synthese gewollt, aber mit umgekehrtem Vorzeichen. Vom Verstande ausgehend, hatte sie die Welträtsel mit Zahlen und Formeln zu lösen vermeint. Und jetzt war sie engstirnig und zänkisch geworden, sagte wie eine alte Kokette seichte Moralsprüchlein her und klammerte sich an eine abstrakte Vernunftwelt, völlig verständnislos gegenüber den neuen Lebensquellen, die sich brausend erschlossen, der aus Sturm und Drang geborenen klassischen Dichtung, in der sich ein tieferes Lebensgefühl, ein deutscher Lebensinhalt offenbarte, der deutschen Philosophie, die dies Lebensgefühl und diesen Lebensinhalt in Begriffe zu prägen unternahm, und der heraufkommenden Romantik, die auf den Schultern beider stand.

Aber das alles war noch im Fluß und in Gärung, genau wie die politische Welt, in der das Alte zertrümmert wurde und überall neue Keime und Ansätze, teils in hybriden Bildungen, hervortraten. Das Werk der Klassiker war noch nicht abgeschlossen, als die junge Romantik ihren Sturmlauf gegen die Aufklärung begann, und vollends die Philosophie war noch in einer stürmischen, fast krisenhaften Entwicklung begriffen. Unter dem Druck ungeheurer politischer Erlebnisse mauserte Fichtes kühner Individualismus sich von den weltbürgerlichen Ideologien der Aufklärung zum nationalen Freiheitsideal, zur Erkenntnis der Völkerindividualität durch, die vielleicht die größte Schöpfung des neuen Jahrhunderts war, und Schellings tiefschürfende Natur-

philosophie knüpfte den Menschen wieder an das lebendige All und lehrte tiefere Zusammenhänge des Seins, als die Aufklärung sie je erträumt hatte.

Ein unmittelbarer Schüler Schellings, der Norweger Steffens, der von der Naturwissenschaft zur Philosophie gekommen war und sich auch dichterisch betätigte, wurde 1804 Koreffs Lehrer in Halle, und mit dem bewunderten Fichte kam dieser in unmittelbare Berührung durch dessen Teilnahme an dem Musenalmanach von Koreffs Berliner Freundeskreis. Damals fanden in der einstigen Hochburg Nicolais und der fritzischen Aufklärung gerade die Entscheidungsschlachten der Romantik statt, kurz bevor der Staat Friedrichs des Großen zerbrach. August Wilhelm Schlegel war seit 1801 von Jena nach Berlin übergesiedelt und hatte dort mit literarischen Vorträgen begonnen, zunächst vorsichtig über die klassische Literatur, dann aber (Winter 1803/04) über die Literaturen der neueren Völker, die „romantische" Poesie. Und dann folgten im nächsten Winter jene epochemachenden Vorträge, in denen er zum Angriff gegen das herrschende Schrifttum und die führenden Literaturblätter der Hauptstadt vorging und von der Literatur zu einem kritischen Gesamtbilde des europäischen Geisteslebens gelangte [1]). Gegen den „politischen Protestantismus" des französischen Umsturzes stellte er die Ideen des Mittelalters auf, und seine Reden schwollen zu einem Strafgericht über den „ökonomischen", nützlichkeitssatten Geist der Aufklärung an. Er zeigte seinen Zuhörern, daß es nicht nur um „Literatur", um Worte und Reime ging, sondern um die tiefen Ströme des Lebens, die sich nur an der Oberfläche zu poetischen Gebilden kräuseln, und damit rief er die Not und die Sehnsucht der Zeit zu Schiedsrichtern an. Es war eine Frage an das Schicksal des Volkes, die er stellte, eine Entscheidung über Leben und Zukunft.

---

1) S. die fesselnde Darstellung bei Josef Nadler, „Die Berliner Romantik", Berlin 1921, S. 109 ff.

Eben gingen seine Vorträge zu Ende, als Schiller in Berlin erschien (1.—17. Mai 1804) und einen wahrhaft königlichen Empfang fand. Iffland führte ihm zu Ehren Die Räuber, Die Braut von Messina, Die Jungfrau von Orleans und Wallenstein auf, und zwei Monate später erlebte Berlin die Uraufführung des Tell, des Dramas der Befreiung eines Volkes aus schnöder Knechtschaft.

Mitten in diesen Strudel geistiger Ereignisse wurde Koreff mit seinen schöngeistigen Freunden hineingestellt. Lassen wir ihren Chronisten Varnhagen v. Ense selbst über den geistigen Horizont des „Nordsternbundes" sprechen [1]):

„Schiller stieg mächtig empor, und alle überragte mehr und mehr Goethe, dessen Schriften und besonders Wilhelm Meister unsere Hauptbücher wurden. Die Paradoxen des Athenäums [2]) und die Sprüche des Novalis führte hauptsächlich [Graf] Lippe bei uns ein, die Gedichte von Wilhelm Schlegel las ich still und laut zu vielen Malen. Neumann hatte sich vieles von Tieck ersehen; Schleiermacher wurde genannt; ich erhielt seine Monologen zum Geschenk, und dieser strenge, aber schwungvoll ausgedrückte wissenschaftliche Inhalt wurde mit dem lyrisch-sentimentalen des Hölderlinschen Hyperion als gleichartige Erquickung von uns Dürstenden genossen . . . In diese chaotische Gärung . . . fiel uns zum Glück bald ein stärkendes Licht der Autorität . . . Ich lernte nämlich Fichte kennen."

Es ist begreiflich, daß ein so lebendiger, vielseitiger Geist wie Koreff, schon in Halle von den neuen Zeitströmungen erfaßt, ihrer Gewalt in Berlin vollends unterlag. „Ein Gedicht und ein Rezept", sagt Varnhagen, „war für ihn nur der Ausdruck der gleichen Göttlichkeit." Das ist keine Paradoxie, sondern der echte Ausdruck der Universalität, die der Zeitgeist erstrebte. Schlegel hatte sich das Symbol des Theosophen Franz Baader von dem pythagoräischen Quadrat der Natur oder von den vier geistigen Weltgegenden zunutze gemacht und demgemäß die Welt wie folgt eingeteilt: der

1) Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften, I, S. 233.

2) Die bekannte Zeitschrift der Brüder Schlegel, Berlin 1798—1800, 3 Bde.

Osten Religion, der Westen Sittlichkeit, der Süden Poesie und der Norden Wissenschaft. An diese Stelle Schlegels anknüpfend, erkoren sich die Freunde den Polarstern zum Sinnbild ihres Bundes, und Wilhelm Neumann dichtete Fichte mit den Versen an:

„Magnet, geheimnisvoller Stein, mir deuten
Willst ewig du des Nordsterns ferne Klarheit,
Durch ihn der vier Weltstriche wahre Richtung.
So muß die strenge Wissenschaft mich leiten
Zur ew'gen Liebe, Sittlichkeit und Dichtung,
Im Kampf mich führen zur hochheil'gen Wahrheit."

Manches, was dem heutigen Leser in den jugendlich überschwenglichen Gedichten und Briefen der Freunde auf den ersten Blick verschwommen und phantastisch erscheinen mag, klärt sich doch wesentlich, sobald man diesen Grundgedanken erfaßt hat. Und weil der heutige Leser nur zu leicht geneigt ist, unter „Romantik" bloß verschwommene Gefühlsseligkeit zu verstehen, muß hervorgehoben werden, daß die Wissenschaft und die Wahrheit das oberste Ziel des Nordsternbundes waren, freilich kein Rationalismus der Aufklärung, wohl aber eine vom ganzen Menschen mit allen seinen Geistes- und Gemütsgaben gesuchte oder besser zusammengeschaute Wissenschaft und Wahrheit, die letzten Endes transzendent und irrational und deren oberster Wert das Leben selbst war. Wir sind seit Nietzsche und Bergson an solche Gedankengänge gewöhnt; hier liegt ihre Quelle zutage, es sei denn, daß man die einzelnen Quelladern durch die Oberflächenschicht noch weiter in die Tiefe der Zeiten verfolgen will, über Sturm und Drang, Herder und Hamann, den Pietismus und Jakob Böhme bis ins Mittelalter, an das die Romantik mit Bewußtheit anknüpfte.

Nach dieser allgemeinen Einstellung müssen wir uns die Mitglieder des Nordsternbundes, ihre Persönlichkeit und ihre Herkunft etwas näher ansehen. Das ist keine bloße literaturgeschichtliche Kuriosität, denn ihre Musenalmanache waren, von ihrer dichterischen Leistung abgesehen, der Hahnenschrei

der Berliner Romantik, die erste Antwort auf den Weckruf Schlegels. Da fällt zunächst das bunte Gemisch ihrer Herkunft auf, das zwar für den romantischen Parnaß überhaupt kennzeichnend ist, aber hier doch seine besondere Note hat. In dieser leichten Kavallerie der Berliner Romantik fallen besonders zwei Typen auf: Franzosen und Juden. Theremin und Fouqué stammten aus französischen Familien[1]), der erstere gehörte der französischen Kolonie an, die damals noch einen Staat im Staate mit eigenen Gerechtsamen bildete und ihre ursprüngliche Muttersprache pflegte. Chamisso und La Foye waren frisch aus Frankreich gekommen, von der Schreckensherrschaft vertrieben, und der erstere, später ein namhafter deutscher Dichter, begann sich erst einzudeutschen. Ebenso zahlreich war das Kontingent der Juden und Judengenossen: Koreff aus Breslau, Hitzig und Ludwig Robert, der Bruder der Rahel Levin, aus Berlin, während Varnhagen, mit Rahel schon damals befreundet und später ihr Gatte, als Hauslehrer in einer jüdischen Familie lebte, der auch Neumann als Pflegesohn angehört.

Diese Zusammensetzung braucht nicht zu überraschen, wenn man bedenkt, daß das französische Element zur Zeit des Großen Kurfürsten zeitweise ein Drittel der Berliner Bevölkerung ausgemacht hatte und einen dauernden beachtlichen Faktor in der Geistes- und Kulturgeschichte der Hauptstadt bildete, und daß seit Friedrich dem Großen auch das jüdische Element eine ähnliche Rolle zu spielen begann. Wohl aber ist es eigenartig, daß gerade diese Elemente den Vortrupp einer geistigen Bewegung bildeten, die nach Nadlers feinem Wort die späte Eroberung Ostelbiens durch das Deutschtum darstellte. Daß es sich hier um das bloße Mitmachen einer neuen literarischen Mode handelte, wird niemand behaupten wollen, denn bis auf den kritischen Varnhagen, den man

---

1) Theremins Urgroßvater Etienne Th. war Pfarrer in Nîmes in der Grafschaft Orange gewesen, als Protestant ausgewandert und 1700 bis 1705 Pfarrer in Groß-Ziethen in der Mark geworden.

besser als Vorläufer des „Jungen Deutschland“ ansieht, und in gewissem Maße auch Chamisso, der sich wenigstens später als Gelehrter mehr dem Realismus zuwandte, sind alle Mitglieder des Nordsternbundes der Romantik innerlich verbunden geblieben. Ihrer geistigen Regsamkeit und Aufnahmefähigkeit verdankten sie nur einen zeitlichen Vorsprung vor der Masse ihrer Zeitgenossen. Ja die Eindrücke des neuen Zeitgeistes waren bei ihnen so stark, daß sie ihn nicht nur begierig einsogen, sondern daß er ihnen die Zunge löste, daß sie sich gedrängt fühlten, selbst als romantische Dichter aufzutreten und die neuen Lebensinhalte in befreienden Worten auszuprägen.

Es ist ein rechtes altberliner Idyll aus den Jahren vor dem Zusammenbruch von Jena, was uns in ihren „poetischen Thees“ zutage tritt, durchaus der Lebenshaltung und Staatsführung jener Jahre entsprechend, wo schon das Wetterleuchten großer Katastrophen am Horizont zuckte und wo doch alle Welt den Kopf noch straußenhaft in den Sand steckte, wo die Staatsmänner für „Neutralität“ schwärmten und ästhetische Thees Mode waren. Aber zugleich vollzog sich hier in der Stille vor dem Sturm schon die innere Wandlung, die die Voraussetzung späterer staatlicher, geistiger und sittlicher Erneuerung war. Varnhagen hat uns anschaulich geschildert, wie diese jungen Studenten, Kaufleute und Offiziere in den Wachtstuben am Brandenburger oder Potsdamer Tor zusammenkamen und zwischen den Unterbrechungen des Wachtdienstes die Nächte in Gesprächen über Poesie und Studienpläne verwachten.

Über den poetischen Wert der drei „günen“ Almanache, die aus diesen Symposien hervorgingen, hat Varnhagen später sehr geringschätzig, vielleicht zu geringschätzig geurteilt. Aber wenigstens über den ersten und zweifellos schwächsten, an dem übrigens Koreff noch nicht beteiligt war, hat auch Goethe sich lustig gemacht. „Als ich einst,“ so erzählt Ludwig Robert, „ich glaube, im Jahre 1804, bei Goethe zu Tisch war,

kamen Almanache, der Chamisso-Varnhagensche war auch darunter, und Goethe nahm einen nach dem andern, hielt sie an seine und seiner Frau Ohren und fragte: ‚Hörst du was? Ich höre nichts. Nun, wir wollen die Kupfer betrachten, das ist doch das Beste.‘ Und so legte man die Almanache beiseite.“ [1]) Gewiß, der Altmeister der deutschen Dichtkunst mochte über die unbekannten Anfänger spotten! Heute suchen wir in diesen grünen Almanachen keine poetischen Meisterwerke mehr, sondern das neue Zeitgefühl, den neuen Zeitton, der aus ihnen spricht. Wir wollen durch diese gemalten Fensterscheiben in das Innere ihrer Schöpfer blicken, und ebenso aus ihnen heraus in die Welt, wie sie sie sahen. Sie sind in der Mehrzahl zweifellos abhängig von dem Doppelstrom, der in ihre jungen Seelen eindrang: von dem reifenden Klassizismus und der jungen Romantik. Manche sind nur anempfunden, andere dagegen haben eine sehr eigenartige Note. Besonders Koreffs Sonett „Blütenkuß“ (S. 48) mit seiner innigen Verschmelzung von Naturwissenschaft, Naturphilosophie, Symbolik und Poesie, das Darwins berühmte Abhandlung über die Befruchtung der Blüten durch Schmetterlinge präludiert, kann als Musterbeispiel für den ganzen Nordsternbund gelten. Ähnlich nimmt das schöne Sonett „Der Telegraph“ (S. 137), dessen Sinnbild der schlichte alte Zeichentelegraph ist, Schopenhauers Wort von den Riesen voraus, die auf Berggipfeln sitzend sich von Jahrhundert zu Jahrhundert zuwinken.

Bisher sind diese Almanache nur unter dem Namen ihrer Herausgeber Chamisso und Varnhagen gegangen. In Zukunft wird man auch Koreffs Namen nicht verschweigen dürfen. Er war tatsächlich der Mitbegründer der Berliner Romantik, „der Seher und Lehrer und der eigentliche Mittelpunkt unseres Kreises“, wie Chamisso sagt. Aber während Chamisso seinen Namen später unauslöschlich in die Ge-

---

1) Abgedruckt in Goethes Gespräche, neu herausgegeben von Frhr. v. Biedermann, Leipzig 1909, I, S. 389

schichte der deutschen Dichtung eingetragen, während Varnhagen sich als Chronist das Andenken der Nachwelt erzwungen hat und Fouqué wenigstens in einem Werke, der „Undine“, fortlebt, ist Koreff in Vergessenheit geraten, nicht nur, weil seine Gedichte in Almanachen und Zeitschriften verzettelt sind und seine einzige Gedichtsammlung, die „Lyrischen Gedichte“, nie im Buchhandel erschienen ist, sondern vor allem, weil er später seine Kräfte auf mannigfachen Gebieten zersplittert und keine dichterische Entwicklung durchgemacht hat. Seine poetische Begabung ist vielmehr mit den Jahren versiegt, oder besser, sie hat eine klangvolle, poetische Prosa gezeitigt, von der wir — in Briefen wie in Aufsätzen — noch manche glänzende Probe finden werden. In diesem Zusammenhang können wir Koreff als Johannesnatur, als Vorläufer und Wegebahner bezeichnen, der vom Schauplatz abtritt, sobald die Zeit erfüllt ist, eine Rolle, die er zeitlebens noch öfter gespielt hat. Das ist sein Ruhm und zugleich seine Tragik.

Als der erste der beiden Almanache, zu denen Koreff beisteuerte, in die Welt ging, hatte er Berlin längst verlassen, um in Halle zu promovieren, und der zweite erschien kurz vor der Katastrophe von Jena, als er sich bereits in Paris befand, um seine ärztliche und allgemeine Bildung zu vollenden und seinen Lebenslauf zu beginnen. Der Kreis des Nordsternbundes hatte sich inzwischen gänzlich aufgelöst, aber die Freunde blieben noch für Jahre hinaus geistig miteinander verbunden, bis die Kurven ihrer Lebensbahnen und ihrer Entwicklungen sie schließlich ganz auseinanderführten. Ein dauerndes Freundschaftsverhältnis, obwohl jahrelang schwer getrübt, hat nur zwischen Koreff und Varnhagen bestanden und seinen letzten Ausdruck in Varnhagens „Biographischem Porträt“ gefunden.

Der treueste und opferwilligste Freund war ohne Zweifel Koreff. Als er sah, daß Varnhagen unter den unerquicklichen Verhältnissen im Cohenschen Hause litt, bot er ihm wieder-

holt an, für ihn zu sorgen, das Schicksal des Freundes an das seine zu knüpfen. Varnhagen lehnte diesen „unaussprechlich reizenden Vorschlag" ab, aber später, in Paris, hat Koreff sich in offenbar ganz ähnlicher Weise eines jungen Delattre aus Berlin angenommen, und was er damals für seine Freunde Chamisso, Drieberg, Hitzig, für Frau v. Chezy und selbst für Fernstehende als Mensch und als Arzt getan oder versucht hat, dafür legen unsere Urkunden ein beredtes Zeugnis ab. Da er aber in seiner Gutmütigkeit und Hilfsbereitschaft bisweilen mehr versprach, als er halten konnte, erfuhr er im ganzen wenig Dank; man merkte sich mehr das, was er unterlassen, als das, was er aus der Fülle des Herzens getan hatte. „Er vergißt über das eine das andere und läßt sich darüber zum Lügner taufen", schreibt Chamisso 1809.

Wie Varnhagen berichtet, schuf Koreff sich in Paris bald eine geachtete und einträgliche Stellung als Arzt. Der Tod seines Vaters (1805) machte ihn zum wohlhabenden Manne, so daß er seinen wissenschaftlichen und dichterischen Neigungen frei nachgehen konnte. Paris war damals, besonders seit dem Sieg über Preußen (1806), zum Mittelpunkt Europas geworden, das von ihm sein Schicksal empfing. Und alle die Fäden dieser angemaßten Weltherrschaft liefen in der Hand eines Mannes zusammen, der sich seit seiner Kaiserkrönung mit einem nagelneuen Hofe von verschwenderischer Pracht umgab. Politik und Krieg, Ehrgeiz und Machtgewinn, Prunk und Genuß füllten das Denken der Hauptstadt aus. Aber auch in künstlerischer und wissenschaftlicher Hinsicht bildete Paris noch ein Zentrum. Welche künstlerischen Anschauungs- und Bildungsmittel bot allein das Museum, das Napoleon aus der halben Welt zusammengeraubt hatte! Und ebenso glänzte die französische Naturwissenschaft durch Namen, wie Lalande, Lagrange, Berthollet, Fourcroy, Biot und Monge. Koreff ging, wie er später an Hufeland schreibt, durch alle diese Schulen, aber ebenso wurde seine Doppelnatur von den Anhängern Mesmers angezogen, dem Marquis de Puységur, dem Arzte Deleuze und dem Kreise der Société

d'harmonie, oder von dem Mystiker Saint-Martin, der den alten schlesischen Theosophen Jakob Böhme, Koreffs Landsmann, ins Französische übersetzt hat.

Was Koreff neben diesen Studien und seiner Tätigkeit als Arzt und Weltmann alles unternommen oder geplant hat, davon geben unsere Urkunden eine fast schwindelerregende Vorstellung. Er half dem dänischen Dichter Öhlenschläger bei der Verdeutschung seines „Aladdin", der Dichterin Helmina v. Chezy bei ihren (nie erschienenen) Verdeutschungen von Alfieris Selbstbiographie und Chateaubriands „Martyrs, veröffentlichte eine mit antiken Zitaten gespickte Abhandlung über eine von seinem Freunde, dem Berliner Musiker v. Drieberg, erfundene Tauchmaschine, um die Priorität seiner Erfindung vor den Raubabsichten eines Franzosen zu schützen, schrieb für Drieberg den Text seiner Oper „Don Tacagno", auf die wir anläßlich ihrer Aufführung in Berlin (April 1812) zurückkommen werden, und ließ 1810 bei dem Buchhändler Schöll, dessen Namen wir uns für später merken müssen, eine Verdeutschung von Tibulls Elegien erscheinen, einen schönen Quartband mit beigedrucktem Urtext und Anmerkungen, der von Goethe sehr günstig aufgenommen wurde, denn er führt dies Buch in seinen Tag- und Jahresheften (Paralipomena) als eins der „bedeutenden, wirksamen Bücher" auf, die er 1810 gelesen habe. Zwischendurch plante Koreff eine Reise nach Indien, tauchte in Wien auf, und nach der Rückkehr überschüttete er Hitzig, der inzwischen aus dem Staatsdienst entlassen und Buchhändler geworden war, mit einer verwirrenden Fülle von Angeboten aller Art, „an hundert Seiten Verse und 80 bis 100 in Prosa", denn er hatte „eine außerordentliche Menge Gedichte fertig", wollte „eine fortlaufende Geschichte der Skulptur und Malerei, nach ganz neuen Ansichten geordnet", schreiben, hatte „mehr als 25 Bogen schon fertig liegen zu einem großen physiologischen Werke", an dem er „mit mehreren Ärzten täglich arbeitete". Von alledem veröffentlicht ist damals oder später nur eine Auswahl von Gedichten, aber diese Arbeiten waren gewiß

nicht ganz nutzlos: sie bilden die Vorstufe zu seinen späteren medizinischen Vorlesungen an der Universität Berlin (1817—22) und zu seinem großen Aufsatz über den Neubau des Berliner Schauspielhauses (1821). „Doch dies alles ist nur der kleinste Teil meiner Arbeiten", schreibt er an Helmina v. Chezy; „die größere Hälfte sind dramatische Arbeiten". Und an die Marquise de Boufflers: „Ich wälze mehr als sechzig Pläne zu Dichtwerken im Kopfe." Das alles ging freilich über seine Kraft; er wußte sich nicht zu konzentrieren, und so erstickte ein Plan den andern. Nach Varnhagens Angabe ist dagegen in Pariser Zeitschriften eine Anzahl von Aufsätzen Koreffs über Literatur und Kunst erschienen, deren Hauptzweck war, die Franzosen mit deutscher Poesie und Wissenschaft bekannt zu machen. Leider sind diese Aufsätze bisher nicht nachgewiesen.

Eins jedenfalls zeigen alle diese Arbeiten und Pläne: daß Koreff in Paris ein Deutscher geblieben ist. Wir finden ihn daher auch stets im engen Verkehr mit den zahlreichen Deutschen, die als Künstler, Schriftsteller, Gelehrte oder in amtlichen Stellungen in Paris lebten, und mit Franzosen, die dem deutschen Wesen nahe standen, wie Benjamin Constant, der nacheinander zwei deutsche Frauen geheiratet hatte, und dessen Freundin, Frau v. Staël, bei der damals August Wilhelm v. Schlegel lebte und Chamisso lange zu Besuch weilte. Frau v. Staël selbst hat Koreff in ihrem berühmten Buche De l'Allemagne (1810), in dem Kapitel „Einfluß der neuen Philosophie auf die Wissenschaft", ehrend genannt [1]). „Ein junger hochbegabter Arzt, Koreff, hat alle, die ihn gehört haben, durch seine ganz neuen Ansichten über das Lebensprinzip, über die Wirkung des Todes und die Ursachen des Wahnsinns auf sich aufmerksam gemacht." Und an andrer Stelle nennt sie ihn „den geistvollsten Deutschen, den ich kennen gelernt habe."

---

1) 2. Ausgabe, Paris 1813, III, 155 f.

Neben den Deutschen waren es vor allem die stammesverwandten Dänen, denen er sich anschloß, und der italienische Komponist Spontini, für den er einen „Weihegesang an die Königin Luise" dichtete, als dieser seine Oper „Die Vestalin", die in Paris mit großem Erfolg aufgeführt worden war, nach Berlin sandte. Diese Beziehungen sollten sich später in Berlin erneuern und vertiefen und für Koreff fruchtbar werden.

Unter den Deutschen, mit denen er verkehrte, sind besonders hervorzuheben die Brüder Schlegel, deren jüngerer, Friedrich, der tiefere und schöpferischere Geist, mit seiner geistvollen Gattin Dorothea seit Jahren in Paris lebte, wo er in den Archiven nach den Schätzen des Mittelalters schürfte und durch seine Vorträge einen stillen, unterirdischen Krieg gegen Napoleon und gegen das französische Wesen führte. Seine Gattin Dorothea, die Tochter des Philosophen Moses Mendelssohn, war in ihrem leidenschaftlichen Konvertitentum wohl der stärkste Beweis für den grundstürzenden geistigen Umschwung von der Aufklärung zur Romantik, während ihre Schwester Henriette Mendelssohn noch ganz in der Geisteswelt des 18. Jahrhunderts lebte. August Wilhelm Schlegel endlich, der schon in Berlin entscheidend auf Koreff eingewirkt hatte, trat ihm jetzt auch persönlich näher, zumal er ihn von einer gefährlichen Krankheit befreite. Die Freundschaft zu ihm sollte später noch ihre Früchte tragen, als Schlegel, dank Koreffs Bemühungen, einen Ruf an die Universität Bonn erhielt und annahm. Helmina v. Chezy schließlich, die Enkelin der Berliner Naturdichterin Anna Luise Karsch, eines der zahllosen kleinen Talente der Romantik, allein in dem Textbuch zu Webers „Euryanthe" überlebend, ist hier nur deshalb mit zu nennen, weil wir ihr Schilderungen des damaligen Pariser Lebens, besonders in den deutschen Kreisen, verdanken und ihr später in Berlin und Paris wieder begegnen werden.

Außer diesen lange in Paris weilenden Deutschen erschienen 1810 als vorübergehende Gäste Ludwig Uhland und

Varnhagen, dieser jetzt als österreichischer Offizier, seit seiner Studienzeit in Tübingen mit Uhland befreundet. Daß alle diese Deutschen Napoleon ebenso abhold waren wie dessen liberaler Gegner Constant und Frau v. Staël, die von Napoleon aus Paris, dann aus Frankreich verwiesen wurde, wäre auch dann selbstverständlich, wenn Varnhagen es nicht ausdrücklich bestätigte. Auch Koreff dachte nicht anders. Das zeigt sein klangvolles Gedicht „An einen Jüngling in Paris" (1810) das mit Schillerschem Pathos und Rhythmus die tiefe Resignation jener Jahre spiegelt, wo halb Europa unter Napoleons Zwingherrschaft schmachtete.

Aus Varnhagens Feder besitzen wir auch ein Gemälde des damaligen Paris, in dem neben allem Glanze die tiefen Schatten nicht fehlen. Wie eine düstere Vorbedeutung erscheint darin der Brand des Schwarzenbergischen Palais bei dem großartigen Feste, das der österreichische Botschafter zu Ehren Napoleons und gleichsam als Nachfeier zu dessen Vermählung mit der österreichischen Kaisertochter veranstaltete. „Der russische Botschafter Fürst Kurakin", erzählt Varnhagen, „der selbst bei dem Brande mannhaft Hilfe leistete, wurde brennend und ohnmächtig durch den Dr. Koreff mit Hilfe österreichischer und französischer Offiziere aus dem Gewühl hervorgezogen, von anderen hilfreichen Händen mit Pfützenwasser gelöscht, während andere ihm die diamantenen Knöpfe vom Rocke schnitten." Mit nobler Geste erbat sich Koreff, wie Varnhagen berichtet, von dem schwer reichen Russen, nachdem er seine Brandwunden geheilt, nur ein unscheinbares Andenken und vom Fürsten Schwarzenberg sein Bildnis. Ein solcher Arzt mußte Aufsehen erregen!

Wie Varnhagen betont und wie Koreff selbst bestätigt, hatte er die Heilkunst anfangs überhaupt unentgeltlich ausgeübt. Aber im allgemeinen konnte er diese Methode jetzt nicht mehr durchführen. Der Zusammenbruch Preußens hatte den Bankrott mehrerer Handelshäuser nach sich gezogen, in denen sein Vermögen angelegt war, und so sah er sich schon seit einigen Jahren genötigt, die Medizin als Broterwerb

zu betreiben. Das fiel dem „vornehmen deutschen Modearzt", wie Chamisso ihn nennt, auch nicht schwer. In einem späteren Briefe an seinen alten Lehrer Hufeland beziffert er seine damalige jährliche Einnahme aus ärztlicher Praxis sogar auf 30 000 Franken! Es können also nicht, wie Varnhagen meint, pekuniäre Sorgen gewesen sein, die ihn im Sommer 1811 bestimmten, Paris zu verlassen und nach der Schweiz und Italien zu reisen. Vielmehr dürfte diese Reise die Folge seiner guten Einnahmen gewesen sein. Der äußere Anlaß dazu war folgender.

Unter seiner vornehmen Klientel befand sich eine französische Aristokratenfamilie, der er nicht nur als Arzt, sondern auch als Freund nahe trat. Zunächst war es die alte Marquise de Boufflers, die im ancien régime als Gräfin de Sabran eine gefeierte Schönheit gewesen war. Aber bald lief ihre Tochter Delphine, verwitwete Marquise de Custine, ihr den Rang ab. Diese noch schöne und geistvolle Frau, damals Chateaubriands Geliebte, hatte ein tragisches Geschick hinter sich, denn ihr Gatte Armand war in der Schreckenszeit, kurz nach seinem Vater, dem bekannten Revolutionsgeneral, der Guillotine verfallen. Umsonst hatte die junge Frau beiden Männern heldenhaft beigestanden; sie wurde selbst eingekerkert und ihr dreijähriger Sohn einem sansculottischen Schuster in Pflege gegeben. Erst 1795 entrann sie dem Kerker und gelangte nach Basel, wo sie die Bekanntschaft des späteren Fürsten Hardenberg machte, der damals die preußischen Friedensverhandlungen mit der französischen Republik führte. Aber ihr Gemüt blieb von all den ausgestandenen Schrecknissen zerrüttet, und vollends bei dem erblich belasteten Astolphe stellte sich ein schweres Nervenleiden ein.

Ein neuer Gram, das Erkalten von Chateaubriands Liebe hatte sie soeben betroffen und bei ihr den Entschluß gereift, auf Reisen zu gehen, wozu das Nervenleiden des jetzt einundzwanzigjährigen Astolphe einen triftigen Vorwand lieferte. Koreff selbst hatte ihr dazu geraten, da machte sie ihm den Vorschlag, als Arzt ihres Sohnes und als ihr eigner Be-

schützer mitzureisen, und Koreff ließ sich nicht lange bitten. Chateaubriand war außer sich; obwohl er die Marquise im Stiche gelassen, wollte er doch ihre Freundschaft nicht missen, und seine Eifersucht gegen den jungen deutschen Arzt regte sich. Einen unverhofften Verbündeten fand er in Astolphe, der auf Koreffs zunehmenden Einfluß gleichfalls eifersüchtig war und diesem offene Feindschaft bewies. Aber nichts brachte Delphine von ihrem Vorsatz ab: Anfang August 1811 verließ die eigenartige Reisegesellschaft Paris und begab sich zunächst nach der Schweiz. Als vierter reiste Astolphes früherer Hauslehrer Bärstecher mit, „ein Elsässer von deutschem Sinn und deutschen Kenntnissen“ [1]), der durch seine erprobte Treue ein Freund der Familie geworden war. Koreff ließ seinen Famulus De Lattre als Hüter seiner Wohnung und seiner wertvollen Bibliothek zurück. Er ahnte nicht, daß er Paris erst nach dem Sturze Napoleons wiedersehen sollte, der jetzt im Zenith seiner Macht stand.

---

1) Varnhagen, Denkwürdigkeiten, Neue Folge, III, S. 157 f.

In der Schweiz und in Italien (1811—1813)

Nach Paris die Schweiz, dann Italien — das war die Reisetour aller, die damals die Welt kennen lernen wollten. Aber die Welt stand auf dem Kopfe. Die friedliche Schweiz, seit der Revolution vergewaltigt, war zum Etappengebiet fremder Heere geworden; in Mailand regierte Napoleons Stiefsohn, in Neapel sein Schwager, in Rom ein Präfekt, während der Papst, das Haupt der Christenheit, in französischer Gefangenschaft schmachtete.

Auch die persönlichen Verhältnisse, unter denen Koreff reiste, waren ungewöhnlich. Wir kennen seine Reisegefährten schon: eine französische Aristokratin, deren Nerven und Gemütsleben durch grauenhafte Ereignisse zerrüttet, durch einen frischen Herzenskummer erregt waren, eine Frau im „gefährlichen Alter", die noch leidenschaftlich nach Liebe und Freundschaft verlangte und sich immer fester an Koreff anschmiegte [1]), aber in Rom auch für Canova schwärmte, und ihr eben erwachsener Sohn, voll Eifersucht auf den Freund seiner Mutter, ungewöhnlich begabt und frühreif, aber von überempfindlichen Wesen und überfeinertem Seelenleben, Mystiker und Analytiker zugleich. Dazu infolge der politischen Verhältnisse und der beginnenden Kriegswirren fortwährende Geldschwierigkeiten, an denen bald die Marquise, bald Koreff zu leiden hatte, so daß er in Rom und Neapel genötigt war, seiner Börse durch ärztliche Tätigkeit aufzuhelfen. Das alles mag ihm manchmal den Genuß der Reise

---

1) Varnhagen nennt sie noch 1815/16 „eine wunderbare Frau, in deren Seele heldenmütige Stärke und liebliche Zartheit, hohe poetische Natur und feinste Weltbildung glücklich verbunden war". (Denkwürdigkeiten, Neue Folge, III, S. 257.)

vergällt haben. Aber schließlich war er als Arzt an schwierige Menschen und an heikle Verhältnisse gewöhnt, und er verstand sogar, den feindseligen und unberechenbaren Astolphe gefügig zu machen, als er diesen nach einem kleinen Unfall geschickt und hingebend kurierte.

Die Reise bot freilich auch positive Gegenwerte in Fülle. Die Großartigkeit der Alpenwelt, die überwältigenden Eindrücke der Kunst, der Natur und des Volkslebens, die Italien jedem Nordländer bietet, bestanden auch trotz der politischen Verhältnisse fort. Dazu kam der Verkehr mit Frau v. Staël und ihrem geistvollen Kreise in Genf, mit dem Bildhauer Canova und den deutschen Künstlern in Rom, mit dem vielseitigen Archäologen Millin, der in Rom und Neapel als Cicerone fungierte. Selbst als Mediziner fand Koreff Bereicherung seiner Kenntnisse. Die Fahrt durch die fieberschwangeren Pontinischen Sümpfe regte ihn zur Beobachtung der Malaria an, aus der später eine seiner gelehrten Schriften erwuchs. Schließlich mußte es auch seinem Herzen schmeicheln, nicht als bezahlter Leibarzt und Reisemarschall, sondern als Gleichgestellter, ja als Ritter und Beschützer einer geistvollen und noch immer schönen französischen Aristokratin aufzutreten und ihre leidenschaftliche Zuneigung zu besitzen. Wie weit dies Verhältnis gegangen ist, wissen wir nicht. Bei dem Temperament der Marquise, dem berauschenden südlichen Klima und der Ungebundenheit des Reiselebens mag sehr wohl eine Liebschaft daraus entstanden sein. Die Verzweiflung der Marquise nach der Trennung und ihr zähes Festhalten an Koreff können gleichfalls dafür sprechen, aber im Grunde ist die Frage für uns müßig.

Leider besitzen wir aus jener Zeit nur wenige Briefe der Marquise und ihres Sohnes, und zwar nur aus der Schweiz, aus Italien nur einige dürftige Notizen ihres Biographen Maugras. Einen gewissen Ersatz bildet Astolphes Reisetagebuch aus Italien, das freilich gar keinen Bezug auf seine Mutter und auf Koreff nimmt und nur Millin, nicht ohne ironische Seitenhiebe, öfter erwähnt. Sehnsucht nach dem

Wunderbaren, Selbsthaß und Willensschwäche, stete Illusionen und Enttäuschungen springen uns aus jeder Seite entgegen. „Vous êtes en révolte permanente contre la vie sociale“, sagt ihm Millin einmal ins Gesicht. Aber dieser antisoziale Instinkt und die überspannte Empfindsamkeit schärften seinen Blick für manche soziale und ästhetische Erscheinung, und man ist aufs tiefste erstaunt über den psychologischen Sinn und die differenzierte Eigenart eines so jungen Menschen. In vielem ist er ein Stendhal avant la lettre.

Wie anders wirken Koreffs zahlreiche Gedichte, die zwar erst in seiner Pariser Gedichtsammlung (1815) gedruckt, aber zweifellos damals in Italien entstanden sind. Wieviel Sonne und Schönheit, Italien- und Altertumsschwärmerei ist in diese Gedichte eingefangen, die nach dem Vorbild von Goethes Römischen Elegien großenteils antikes Versgewand tragen. Nach ihnen zu urteilen, müssen jene Wanderjahre trotz aller Schwierigkeiten doch recht glücklich gewesen sein. Am reizvollsten ist wohl das neckische, klangvolle Gedicht „Die Verwandlungen“ nach einem sizilianischen Liedchen. Ob Koreff freilich bis nach Sizilien gelangt ist, wie auch das Sonett auf den Ätna (Gefahr und Lust) zu bekunden scheint, wissen wir nicht. Nach Maugras endete für ihn und die Marquise die Reise in Neapel, dessen Umgebung Koreff besonders stark zu lyrischen Ergüssen anregte, während Millin und Astolphe die Fahrt nach dem Süden fortsetzten.

Der lange Aufenthalt in Rom kennzeichnet sich durch einige Ereignisse, auf die wir noch kurz eingehen müssen. Zunächst das Wiedersehen mit dem damals berühmten romantischen Dichter Zacharias Werner, den Koreff schon aus Paris kannte. Dieser seltsame Mann, der vor Jahresfrist in Rom katholisch geworden war und sein ausschweifendes Leben mit dem Fanatismus eines Neubekehrten verabscheute, machte besonders auf Astolphe tiefen Eindruck. Mit erstaunlicher Hellsichtigkeit und geistiger Frühreife erkannte dieser junge Mystiker in Werner einen Prototyp der tiefen

geistigen Wandlung, die sich seit der Jahrhundertwende vollzog. „Die Gärung der Gedanken," schreibt er, „die das heutige Deutschland nach allen Richtungen erfaßt, ist ein verborgener Plan der Vorsehung, den die Zukunft auswirken wird." Für Koreff waren solche Bekehrungen freilich nichts Neues; er hatte sie bei Friedrich Schlegel und seiner Frau, der Tochter Moses Mendelssohns, erlebt. Aber diese Begegnung mit dem Konvertiten Werner hat doch im Rahmen seines Lebensbildes symbolische Bedeutung: der Jugendfreund E. Th. A. Hoffmanns und der Duzfreund seiner reifen Jahre reichten sich in Rom die Hand.

Der offne Brief an Koreff, den der Archäologe Millin in Rom drucken ließ, als seine kostbare Bibliothek in Paris einer Brandstiftung zum Opfer fiel, ist in anderer Hinsicht lehrreich, denn er zeigt, welches Ansehen Koreff schon damals genoß. Gewiß mag der freundschaftliche geistige Verkehr beider Männer in Italien dazu beigetragen haben, daß Millin diesen Brief an Koreff und nicht an einen bekannten Fachgenossen richtete, aber einen beliebigen deutschen Arzt hätte er sicherlich nicht mit so schmeichelhaften Ausdrücken öffentlich bedacht.

Das dunkle Gegenstück dazu bildet die Anklage de Norvins, des damaligen Polizeipräfekten in Rom und späteren Geschichtschreibers Napoleons, der Koreff bezichtigte, er habe ihm Briefe Johannes v. Müllers entwendet, unter dem Vorgeben, daß sie bei Cotta in Müllers Werken erscheinen sollten. Was an dieser weitschweifigen Anklage (s. Seite 85 f.) wahr ist, läßt sich schwer feststellen. Eine Reihe von Briefen Johannes v. Müllers an Freunde war schon 1810 in seinen „Sämtlichen Werken" erschienen, der Rest folgte 1812 und 1814. Als Norvins die Veruntreuung merkte, will er Koreff *in Paris* zur Rede gestellt haben. Das könnte also nur im Herbst 1815 gewesen sein, als Koreff mit den Alliierten dort weilte, was aber zu Norvins eigner Darstellung nicht zu stimmen scheint. Es ist ebensogut möglich, daß die Briefe, die Koreff ihm abverlangt hatte, bei den

damaligen Postverhältnissen verloren gegangen sind. Wir wollen indes Koreff nicht grundsätzlich freisprechen. Auf dem Gebiet der Bücher- und Autographenliebhaberei herrschen ja bis heute leider merkwürdige Anstandsbegriffe. Wir werden später sehen, daß Koreff selbst den Ägyptologen Letronne umsonst dringend und wiederholt bat, ihm ein vor sieben Jahren geliehenes wertvolles Werk endlich zurückzugeben. Ebenso werden wir sehen, wie sorglos und freigebig Koreff im Verleihen von Büchern war. Hat er in diesem Falle also selbst gefehlt, so haben sich auch andere oft genug an ihm versündigt. Doch genug von dieser aufgebauschten Belanglosigkeit.

Bald nach Millins offnem Brief, am 15. April 1812, wurde in Berlin endlich Koreffs komische Oper „Don Tacagno" in der Vertonung seines Freundes Friedrich v. Drieberg aufgeführt. Wie unsere Urkunden (S. 92 ff.) zeigen, war die Aufnahme beim Publikum und in der Presse freundlich; nur die Irrenhausszene wurde meist als verletzend empfunden. Auch die führende Leipziger Allgemeine Musikzeitung (6. Mai, Nr. 19) enthielt einen günstigen Berliner Bericht vom 20. April, der hier im wesentlichen wiedergegeben werden möge:

„Der Inhalt dieser durch schöne Diktion und muntere Einfälle sich empfehlenden Operette ist ein wunderlicher Onkel, der seine Nichte dem einfältigen Pflegesohn Salpeter geben will, aber von dem Geliebten der Nichte, Bannau, und dessen Freund Fültrin getäuscht wird — der gewöhnliche Inhalt italienischer Stücke. Die Komposition, das erste Werk des Hrn. v. Drieberg, das wir hier hörten, verrät ganz sichtbar den Stil seines Lehrers, des berühmten Spontini, und überhaupt der neusten italienischen Schule . . . Fast alle einzelnen Gesangstücke wurden mit lautem Beifall beehrt, und die meisten enthielten allerdings auch etwas und mehrere viel Interessantes in der Musik an sich und in der Behandlung der Worte, der Deklamation, der Instrumentierung usw. Selbst die sonst so anstößige und das Gefühl des Schicklichen beleidigende Produzierung des Narrenhauses des Hrn. Doktors, und darin namentlich die Muse, der Kapellmeister und der Tanzmeister, ge-

fielen und erhoben besonders das schöne Finale des ersten Aktes. Das Stück ward am Freitag mit Beifall wiederholt und wird sich gewiß lange auf dem Repertoire erhalten."

In der Tat wurde „Don Tacagno" während der Spielzeit noch fünfmal wiederholt. Dann verschlangen die welterschütternden Ereignisse, der Feldzug gegen Rußland, die Katastrophe des Rückzuges und die Erhebung Preußens, jedes andere Interesse. Im Rahmen von Koreffs Lebensgeschichte verdient „Don Tacagno" gleichwohl noch heute einige Beachtung. Der Arzt und der romantische Dichter reichten sich in dieser Liebesgeschichte im Irrenhause seltsam die Hand. Sie mutet wie eine vorweggenommene Dramatisierung einer Erzählung E. Th. A. Hoffmanns an, dessen Gestalten ja auch auf der Grenzscheide zwischen Wahnsinn und Wirklichkeit leben. Der halbblöde Salpeter, der tolle Kapellmeister, der verschrobene Tanzmeister, die überspannte Sängerin sind ebensoviele Abstufungen Hoffmannscher Narren und Sonderlinge. Man begreift hiernach leicht, daß Koreff später zu Hoffmanns Duzfreund und zum Serapionsbruder geworden ist. Auch theatergeschichtlich stellt diese vergessene Oper sich als Einbruch der Romantik in das Berliner Repertoire dar, denn Iffland hatte dem Berliner Theater die Romantik geflissentlich ferngehalten; eine Ausnahme hatte bisher nur Zacharias Werner gebildet, den wir soeben in Rom wiedersahen.

Auf dem Rückweg aus Italien, in Venedig, wurden Koreff und seine Reisegenossen von den schicksalsvollen Nachrichten aus Rußland überrascht, und sie selbst gelangten nur unter großen Anstrengungen, von der Unbill nordischer Witterung nach den milden Lüften Italiens empfindlich berührt, über den Brenner und von da in Zickzackfahrten durch Süddeutschland nach Zürich (Ende Dezember 1812), dann nach Genf. Und nun wurde ein jeder auf seine besondere Weise in den Strudel des Weltgeschehens hineingerissen. Als der Übertritt Yorks zu den Russen (30. De-

zember) bekannt wurde, nahmen die Franzosen Koreff Paß und Kreditbrief ab, ja sie wollten ihn zwingen, als Chefarzt einen Teil der Großen Armee zu übernehmen, also gegen sein Vaterland zu dienen, denn seit dem „Aufruf an Mein Volk" (17. März 1813) in Koreffs Vaterstadt war Preußen offen zu Napoleons Gegnern übergegangen. Nur der Freundschaft der Ärzte verdankte er es, daß er diesem Schicksal entrann und nach Bern gelangte, wo er monatelang an Typhus und Ruhr daniederlag und sich dann als Arzt in den Lazaretten nützlich mchte. Vollends für die Marquise brach eine neue Schreckenszeit an, die sie mit der von 1793 verglich. Ihr Bruder wurde wegen seiner Beziehungen zu Napoleons Feindin Frau v. Staël im April 1813 verhaftet, und sie selbst eilte nach Paris, um ihrer Mutter beizustehen, während sie Astolphe bei Koreff zurückließ. Nach Genf zurückgekehrt, fand sie ihren Sohn schwer leidend, während Koreff in Bern krank lag. Ende Juli reiste sie selbst mit Astolphe dorthin, wo Koreff ihn wiederherstellte. Kaum genesen, erhielt er einen Gestellungsbefehl zur Landesverteidigung nach Frankreich, dem er zwar nicht folgte, der aber stets wie ein Damoklesschwert über ihm schwebte, und Koreff erklärte, wegen einer Geldangelegenheit nach Deutschland zu müssen. Da die Bayern sich kurz vor der Schlacht bei Leipzig den Verbündeten angeschlossen, war die Verbindung mit der Heimat ja nun endlich wieder frei geworden, und was Koreff da erfuhr, war höchst betrüblich. Wie er später an Hufeland schreibt, war sein Vaterhaus während des Feldzuges in Schlesien von Bomben eingeäschert worden, und der plötzliche Sturz aller Vermögenswerte infolge der Kriegswirren betraf ihn empfindlich.

Unter solchen Verhältnissen war die Trennung von der Marquise unabweislich, so verzweifelt diese sich auch dagegen sträubte. Vielleicht aber nahm Koreff auch die Gelegenheit wahr, um ein drückend gewordenes Verhältnis zu lösen. Er bot seine Dienste sofort seinem Vater-

lande an, und in Erwartung der Antwort schlug er österreichische und bayerische Anerbietungen aus. Aber die Antwort traf nicht ein, jedenfalls infolge der sich überstürzenden Kriegsereignisse. Im November 1813 reiste er nach Wien und wartete dort den Lauf der Dinge ab. In der Neujahrsnacht 1814 überschritten die Preußen den Rhein, und die Verbündeten drangen in Frankreich ein. In ihrem Gefolge kehrte auch die Familie Custine nach Paris, dann nach ihrem Landgut in der Normandie zurück.

Wien, Berlin, Paris (1814—1815)

In Wien nahm Koreff das Leben als Arzt und Weltmann, das er in Paris geführt hatte, wieder auf. Die Beziehungen, die sich dadurch zwischen ihm und Karoline v. Humboldt, der Gattin des damaligen preußischen Gesandten in Wien, anbahnten, sollten für seine Zukunft entscheidend werden. Den Anlaß gab offenbar die aufopfernde Behandlung einer Frau v. Ramdohr, die Karoline in ihr Haus aufgenommen hatte. Diese erkundigte sich sofort über Koreff bei ihrer und ihres Gatten alter Freundin Rahel Levin, die zugleich die Freundin von Koreffs Jugendfreund Varnhagen war und alsbald dessen Gattin werden sollte. Die Antwort war lakonisch: Er ist mit einer französischen Dame in Italien gereist. Dessenungeachtet verraten schon Karolines nächste Briefe eine leidenschaftliche Zuneigung für Koreff, die dieser voll erwiderte. Frau v. Humboldt war noch ein paar Jahre älter als die Marquise de Custine, an der Schwelle der fünfzig und etwas verwachsen, aber ebenso gefühlvoll und liebebedürftig, wenn auch nicht so zerfahren und wehleidig wie jene, und statt eines Sonderlings von Sohn hatte sie drei reizende erblühende Töchter, die Koreff gleichfalls in sein Herz schloß. Solche Seelenfreundschaften wie diese beiden, die Koreff schloß, waren in jener gefühlvollen Zeit nicht selten, und selbst beträchtliche Altersunterschiede störten sie nicht. Rahel Levin war um zwölf Jahre älter als ihr Freund und Gatte in spe, und ebenso werden wir später sehen, daß Graf Pückler im besten Mannesalter der um fast zehn Jahre älteren Tochter des Fürsten Hardenberg die Hand zur Ehe reichte; ihr Freund aber blieb er bis zu ihrem Tode, als die Ehe längst wieder getrennt war.

Als Koreff Frau v. Humboldt im April 1814 von Herzkrämpfen befreite, wurde das Verhältnis noch inniger. „Koreff hat mich gepflegt mit einer Liebe und Treue, die sich nicht beschreibt", berichtet Karoline an Rahel. „Ich liebe ihn noch weit mehr wie sonst, nicht darum, aber weil ich eine noch reinere Anschauung seines Wesens gewonnen habe." Kurz darauf schlug auch für sie die Abschiedsstunde; sie fiel ihr ebenso schwer wie fünf Monate vorher der Marquise de Custine, aber beide Frauen wiegten sich in der Hoffnung auf ein Wiedersehen.

Die Verbündeten waren inzwischen (31. März) in Paris eingezogen und am 31. Mai wurde dort der Friede unterzeichnet, der dem erschöpften Europa endlich Ruhe zu verheißen schien. An eine Anstellung im preußischen Sanitätsdienst war also für Koreff nicht mehr zu denken, und er hätte, wenn er gewollt hätte, zu der Marquise zurückkehren können. Aber er blieb lieber in Wien, wo alsbald der Kongreß (22. September 1814 bis 10. Juni 1815) zusammentrat, um die politischen Verhältnisse neu zu ordnen. Hier winkte Koreff ein neues, glänzendes Tätigkeitsfeld.

Noch vor die Eröffnung des Wiener Kongresses fällt eine andere Herzensepisode Koreffs — die mit seiner Jugendliebe, der bildschönen Marianne Saaling. Als Nichte der Wiener Finanzmagnatin Fanni v. Arnstein in Wien lebte sie seit 1812 bei dieser [1]). Clemens Brentano schildert sie (1813) als „ein liebes, anmutig beredtes Wesen, aber sie müßte eine Liebe und ein Kind haben, denn sie gewöhnt sich bereits an allgemeine Anbetung . . . Sie muß kalt und eine Figur werden oder ein Geist in der modernen Zeit. Die Antiken sind erschöpft wie die Heiligung der Nacktheit." [2]) Die Huldigungen, die ihr zuteil wurden, erreichten ihren

1) Caroline Pichler, Denkwürdigkeiten. Neuausgabe, München 1912, I, S. 643, mit Literaturnachweisen.

2) An Rahel, 28. Juli 1813. Varnhagen v. Ense, Biographische Porträts, S. 95.

Gipfel auf dem Kongreß, und schließlich fand sich auch eine Liebe in Gestalt des Spaniers Marialva, mit dem sie sich verlobte, der aber mitten in den Hochzeitsvorbereitungen starb. Durch aufopfernde Krankenpflege in Wien, Frankfurt und Berlin suchte sie diesen Schlag zu verwinden. Sie hat nie geheiratet und ist hochbetagt in Berlin gestorben, wo sie an der Spitze zahlreicher Wohltätigkeitsanstalten stand. Ihr Neffe Paul Heyse hat ihrer in seinen „Jugenderinnerungen“ [1]) mit Liebe gedacht.

In Koreff scheint die alte Liebe zu ihr vorübergehend wieder aufgeflammt zu sein, aber schon im Sommer 1814 folgte ein völliger Bruch, der sich in einem Briefe Mariannes an Rahel Levin (S. 116 f.) und in Koreffs Sonett „Abschied auf ewig“ spiegelt, das im Herbst 1815 in seinen lyrischen Gedichten erschien. Varnhagen, der zu Mariannes Verehrern zählte und später, nach Rahels Tode (1833), vorübergehend mit ihr verlobt war, hat in sein Handexemplar von Koreffs Gedichten bei dem Sonett vermerkt: „An Marianne Saaling.“ Es zeigt die ganze Bitterkeit des enttäuschten Liebhabers.

Inzwischen hatte Varnhagen selbst seine Freundin Rahel geheiratet (27. September 1814) und war dann im Dienst des Staatskanzlers Fürst Hardenberg zum Kongreß nach Wien gekommen, wohin Rahel ihm bald folgte. Alle Herrscher und Berühmtheiten der Zeit strömten jetzt dort zusammen, unter andern auch der König von Preußen und der Staatskanzler Hardenberg; der Einzug des Kaisers Franz II. war (am 16. Juni) vorausgegangen. Ihn hatte Koreff durch ein schwungvolles lyrisches Gedicht gefeiert, in dem Schillersche Rhythmen („Die Macht des Gesanges“) erklingen. Jetzt schilderte er eins der glänzenden Hoffeste und ein Gartenfest in Schönbrunn im „Österreichischen Beobachter“ in feierlicher, antikisierender Prosa mit starken

1) Berlin 1910, S. 9 f.

romantischen Einschlägen[1]). Stammten diese anonymen Aufsätze nicht von Koreff, wie ich zweifelsfrei nachgewiesen habe, man wäre versucht, sie seinem Landsmann Friedrich v. Gentz, dem damaligen Redakteur des „Österreichischen Beobachters", zuzuschreiben, dessen vielbewunderter Stil dem ihren sehr nahe kommt. Varnhagens hämische Glossen über den ersten dieser Aufsätze verraten nur zu sehr seinen Schriftstellerneid. Im übrigen darf man Koreffs Begeisterung für die Bezwinger Napoleons nicht einfach als Liebedienerei ansehen, auch wenn man seine Ausdrücke übersteigert finden mag. Für Napoleon hatte er, wie wir bereits sahen, nie Sympathie gehegt. Selbst Goethe, der ihn persönlich bewundert hatte, fand sich bereit, ein Festspiel auf den Sieg der Alliierten zu dichten. Es war ein Gefühl allgemeiner Erleichterung, als die napoleonische Zwingherrschaft gebrochen war. Daß der „tanzende Kongreß" in Wien Deutschland um seine Einheit und Freiheit betrog, wurde erst später empfunden, als die Sieger immer bewußter in die Reaktion hineinsteuerten. Da trat dann an Stelle des Siegesjubels ein Gefühl tiefer Enttäuschung, das eine Napoleonromantik zeitigte. Im gleichen Sinne ist auch Koreffs Gedicht „Sängers Ruf an den Adel" (Herbst 1814) zu werten, das formal eine glückliche Anlehnung an Goethes pindarische Gesänge ist. Daß Koreff als Romantiker ein Bewunderer des Mittelalters war, zeigt schon sein Gedicht „Das goldne Zeitalter", das in Paris zur Zeit Napoleons entstanden und 1810 in Wielands „Neuem teutschen Merkur" erschienen war. Ein pikantes Gegenstück zu jenem Preislied des Adels bildet der Stockschlag, den Koreff dem Zaren Alexander aus Versehen auf offener Straße versetzte. „So

1) Daß er sich in Wien nicht nur als Hofdichter, sondern auch wissenschaftlich betätigte, zeigt ein Brief des Physiologen Bremser vom 1. März 1814 an den berühmten Arzt Samuel Thomas v. Sömmering (1755—1830) über Eingeweidewürmer, die Koreff untersucht hatte. (S. Th. v. Sömmerings Leben usw., Leipzig 1844, I, S. 335.)

etwas konnte nur Koreff passieren!" lachte Astolphe de Custine, der die Szene berichtet hat. Und Koreff lachte mit.

Astolphe de Custine war nämlich am 1. November 1814 als diplomatischer Anfänger in die Dienste des Fürsten Talleyrand, des damaligen französischen Botschafters in Wien, getreten, und durch ihn fand Koreff wohl Eingang in die engeren Zirkel Talleyrands, der in seiner ironischen Art von ihm sagte: „Dr. Koreff ist eine Fundgrube des Wissens; er versteht alles, — selbst etwas von Medizin." Astolphes Zustand wurde indes immer bedenklicher, und Koreff nahm sich seiner in alter Weise an. Als der Jüngling den Fürsten im Juli 1815 nach Frankfurt a. M. begleitete, sorgte er dafür, daß ein Krankenwärter mitreiste. Astolphe ging dann, geistig völlig verwirrt, zur Kur nach Schlangenbad, und im Spätherbst 1815 reiste seine Mutter zu ihm nach Frankfurt, wo sie Koreff auf drei Tage wiedersah und bis zum folgenden Sommer verblieb.

In Wien hatte Koreff auch Friedrich Schlegel wiedergefunden, der jetzt im diplomatischen Dienste Österreichs stand und den er selbst kurz vor seiner Abreise als Arzt behandelte. Natürlich lernte Schlegel hier auch Astolphe kennen; er schrieb über ihn an seinen Bruder (26. August 1815): „Wenigstens einen sehr liebenswürdigen und guten Franzosen lernten wir hier beim Kongreß kennen, den jungen Custine, den Du, wenn ich nicht irre, auch kennst." So erweiterten sich alle die Kreise, denen Koreff angehörte.

Inzwischen hatte Napoleon noch einmal die Welt erschüttert, als er in einem kühnen Abenteurerstreich am 1. März 1815 die Insel Elba verließ und nach Frankreich zurückkehrte. Der Kongreß stob auseinander, und der Krieg brach von neuem aus. Aber das Intermezzo der „hundert Tage" endete so rasch, daß Koreff wiederum keine Verwendung im Felde fand. Die Schlacht bei Belle-Alliance (18. Juni 1815) entschied den Feldzug; schon acht Tage vorher war die Schlußakte des Wiener Kongresses unterzeichnet worden. Indes knüpften sich jetzt Koreffs Beziehungen zum

Fürsten Hardenberg. Wilhelm v. Humboldt hatte ihn, gewiß auf Betreiben seiner Gattin, aber auch aus eigner Wertschätzung[1]), dem Staatskanzler zugeführt, und dieser beschloß, ihn dauernd für den preußischen Staatsdienst zu gewinnen; einstweilen bestimmte er ihn[2]) zum Arzt des Hauptquartiers. Eine Professur und die Stellung eines Medizinalrats wurde ihm schriftlich zugesagt, aber dies Schriftstück, auf das Koreff sich später (Mitte Februar 1816) berief, scheint verloren zu sein. Der einzige amtliche Beleg, der sich aus den Wirren der Kriegszeit in Koreffs Akten herübergerettet hat, ist folgender: „Auszug aus der von dem Geheimen Hofrat v. Wenckstern gelegten Rechnung über den Wiener Kongreß: Auslage: Dem Doktor Koreff zum Ankauf chirurgischer Instrumente laut Ordre vom 26. Mai 1815: 333 Rp. Ducat.“[3])

Schon am 14. Juni verließ Koreff im Gefolge des Staatskanzlers Wien, um sich über Berlin nach Paris zu begeben, wo man am 16. Juli eintraf. Über diese Pariser Zeit wissen wir nur wenig. „Tätig und aufopfernd im Lazarettwesen“ rühmt Dr. Dorow Koreff. Und er selbst klagt in seiner Lebensskizze (Herbst 1815) dem Staatskanzler „daß der Neid der Militärbehörden mir jede Gelegenheit abzuschneiden suchte und alle meine Äußerungen in ein perfides Schweigen hüllte, damit ich der einzige sei, der nichts getan zu haben scheine“. Hier liegen die Wurzeln für Koreffs spätere Animosität gegen das Militär-Sanitätswesen, der wir noch öfter begegnen werden. Seine Verdienste wurden gleichwohl durch das Eiserne Kreuz ausgezeichnet, das er nachträglich (Mitte Januar 1816) erhielt und dem später noch der Rote Adlerorden nachfolgte. Den erbetenen Titel eines Generalchirurgus erhielt er jedoch nicht.

---

1) Koreff wohnte als Arzt dem Duell bei, das Humboldt mit dem Kriegsminister v. Boyen aus nichtigen Ursachen ausfocht. (S. Seite 561.)

2) Nach Varnhagens Angabe, S. 10.

3) Geh. Staatsarchiv Berlin, Rep. 92, Hardenberg, K 50.

Die Marquise de Custine scheint Koreff in Paris wiedergesehen zu haben, denn in einem allerdings viel späteren Brief beruft er sich Hardenberg gegenüber auf ihr Zeugnis, daß der Staatskanzler die ihm damals gemachten Zusagen wegen seiner Anstellung vor der Marquise wiederholt habe. Aber Näheres wissen wir über dies Zusammensein nicht.

Eine unmittelbare Urkunde jener Pariser Zeit ist jedoch Koreffs einzige Gedichtsammlung, die er damals (bei Firmin Didot) herausgab, denn er hatte über dem Arzt nicht den Dichter vergessen; er verglich sich vielmehr mit Camoëns, der die Handschrift seines Epos als einzige Habe aus einem Schiffbruch gerettet hatte. Diese Gedichtsammlung, ein luxuriöser Privatdruck „für Freunde", der nich in den Buchhandel kam und schon durch den Druckort eine literarische Merkwürdigkeit war, enthielt manches, was noch aus der Zeit der grünen Almanache stammte, anderes aus Italien und Wien, wogegen z. B. „Die Argonauten" (1810) fehlen. Aber es finden sich darin auch Gedichte, die in Paris entstanden sind, insbesondere der merkwürdige Haßgesang „Die Säule des Platzes Vendôme an den deutschen Kaiser", worin Koreffs Abneigung gegen Napoleon sich unter dem Einfluß der Zeitstimmung bis zur Zerstörungslust aufsteigert. Das Standbild Napoleons, das auf dieser Siegessäule stand, war schon von royalistischen Eiferern entfernt worden, aber das schien Koreff noch nicht genug. Mag man ihm indes auch die erbitterte Zeitstimmung zugute halten, eine Entgleisung ist dies Gedicht jedenfalls. Das „Gebet eines Magnetiseurs" dagegen, ein dichterisches Symbol der neuen Heilmethode, als deren leidenschaftlicher Vorkämpfer Koreff in den folgenden Jahren noch schwere Kämpfe und Anfechtungen bestehen sollte, ist ein lyrisches Selbstbekenntnis von programmatischer Bedeutung.

Und dann besitzen wir aus Paris noch seine schon erwähnte Selbstbiographie (S. 190 ff.), die er an den Staatskanzler richtete, um endlich über seine Zukunft klar zu sehen.

Da ihm von vier anderen Seiten vorteilhafte Angebote gemacht wurden, hatte er ein begreifliches Interesse an einer Entscheidung. Zweifellos strich er sich und die Opfer, die er für Preußen schon gebracht hatte oder noch bringen wollte, etwas ruhmredig heraus, aber schließlich ging es um seine Existenz, und er nahm, wie es bei allen Verhandlungen üblich ist, seinen Vorteil wahr. Seine Wünsche waren noch bescheiden: die ihm schon zugesagte Professur in Verbindung mit einem Klinikum im Hospital und ein Kommissorium für die Organisation des Medizinalwesens in der neu erworbenen Rheinprovinz. Etwas mag indes auffallen: daß er sich freiwillig erbot, im Nebenamte politische Schriften zu verfassen, um den Strebern und Demagogen die Spitze zu bieten, „die mit nimmer zu sättigender Ehrsucht, wütendem, feilen Parteigeist und einer Gesinnung, die nichts mehr heilig achtet, von Stufe zu Stufe emporsteigen". Wohl ihm, daß man ihn in der Zeit der Demagogenverfolgungen nicht beim Worte genommen, daß die Regierung seiner Feder nicht mehr zugemutet hat, als der Varnhagens, Weitzels und Dorows! Aber konnte Koreff damals voraussehen, welche Auswirkungen die politische Reaktion haben würde? Zweifellos stand auch er im Banne des Zeitgeistes, der die französische Revolution in ihrer letzten Steigerung — Napoleon — noch unmittelbar vor sich hatte, und so hielt er es „für ein höchst verdienstliches Werk, sich einer höchst gefährlichen Opposition, die wie in Frankreich über Brand und Leichname zu Macht und Glanz emporzuklimmen wünscht, mit Kraft, Verstand, Tugend und Talent entgegenzusetzen". Und schließlich war es ja Fürst Hardenberg, der große Reformator des preußischen Staates, an den er sich wandte und von dem er erwarten durfte, er werde auf der Bahn des besonnenen Fortschrittes weitergehen.

Zwei Dinge springen aus diesem grundlegenden Schreiben besonders hervor. Das erste ist der lebhafte Wunsch, sich „nicht länger in kleinlicher Praxis den ganzen Tag herumzutreiben, einige Schnupfenfieber und sentimentale Vapeurs

zu heilen", sondern im Dienste des Staates sich großen allgemeinen Aufgaben zu weihen und allein der Wissenschaft und der öffentlichen Wohlfahrt zu dienen. „Früher oder später", schrieb er noch Anfang 1820 an A. W. Schlegel, „erwacht doch im Auslande die Sehnsucht zur Heimat und zu einer ins wirkliche Leben unmittelbar eingreifenden Wirksamkeit."

Das zweite ist die Stellung als Leibarzt des Fürsten, die er offenbar schon ad interim bekleidete, für die er aber jede Entlohnung ablehnte. Er kleidete dies in recht schöne Worte voll Pietät und Idealismus, die bis zu einem gewissen Grade gewiß ehrlich gemeint waren, aber es liegt auf der Hand und er mußte sich selbst sagen, daß eine derartige Vertrauensstellung bei dem leitenden Staatsmann ideelle Vorteile einschloß, die nicht mit Gold aufzuwiegen waren. Koreff zeigt sich hier also als eine suggestive, einschmeichelnde Persönlichkeit, die Idealismus mit Realpolitik zu verbinden wußte. Wir werden diesen Zug bei ihm noch öfter wiederfinden. Ein Abenteurer und Streber, als den Max Lenz ihn hinstellt, war er aber gewiß nicht. Dazu war er viel zu unbesonnen und unvorsichtig, viel zu sehr Dichter und Phantasiemensch, viel zu wenig Politiker und Menschenkenner. Sonst hätte er sich in Preußen eine dauernde Stellung zu schaffen verstanden.

Hardenberg schob die Entscheidung indes hinaus und begnügte sich mit einer mündlichen Zusage. Erst fünf Jahre später, am 30. März 1820, berief Koreff sich ihm gegenüber auf schriftliche Zusicherungen, die er damals erhalten hätte.

„Herr v. Jordan", schreibt er, „wird sich, wenn er nur will, all dieser Verhältnisse und der an mich ergangenen Entschädigungszusicherung wohl zu erinnern wissen und damit die Sünde wieder gutmachen, die er durch jahrelanges Verschweigen der von ihm selbst ausgefertigten Papiere und des in seine Hände abgelegten Amtseides an mir begangen hat." In der Tat fehlen in Koreffs Dienstakten alle diesbezüglichen Stücke.

Eine Frage drängt sich schließlich auf: Wie konnte Fürst Hardenberg eine Art Weltbummler wie Koreff — denn als solcher mußte er ihm erscheinen — an sich ziehen und ihn mit der Zeit ganz zu seinem Vertrauten machen? Aber diese Frage stellen nur wir, die in geordneten Verhältnissen groß geworden sind und die Starrheit unserer alten Beamtenhierarchie kennen. Ein Blick auf die jüngste Gegenwart zeigt uns jedoch, daß überall neue Leute, oft recht abenteuerlich, emporgekommen sind, und die damaligen Verhältnisse befanden sich in ähnlicher Gärung. Auch die Reformära des Soldatenkönigs Friedrich Wilhelm I. zeigt ein ganz ähnliches Bild: der große Staatsbaumeister hatte alle „offenen Köpfe" im Lande an sich gezogen und unbedenklich Kaufleute, Domänenpächter und Militärs zu Ministern gemacht. So nahm sich auch die damalige preußische Regierung ihre Leute, wo sie sie fand, häufig aus anderen deutschen Ländern, selbst aus dem Auslande, und machte mit ihnen meist gute Erfahrungen. Besonders Fürst Hardenberg, der ja selbst kein Preuße war und drei deutschen Staaten gedient hatte, bevor er in preußische Dienste trat, war in dieser Hinsicht sehr großzügig. Sein Biograph C. L. Klose[1]) hat sehr beachtliche Aufschlüsse darüber gegeben, die wir als Antwort auf die obige Frage abdrucken wollen:

„In der Tat mußte es auffallen, daß Hardenberg von jeher . . . zu seiner Umgebung und in seinen Diensten oft, wie mit einiger Vorliebe, Männer wählte, in denen etwas Abenteuerliches war, deren Lebensverhältnisse sich etwas unregelmäßig gestaltet hatten, ja mehr als einmal solche, deren Ruf keineswegs fleckenlos genannt werden konnte. So war in Ansbach ein gewisser Koch . . . das Faktotum Hardenbergs, nachdem er aus der Bedientenrolle in den Staatsdienst getreten war. Auch jener Jude A. Davison, welchen Lessing ... 1780 Moses Mendelssohn empfohlen hatte und der sich unter dem Namen Lange im Jahre 1806 noch in weiteren Kreisen . . . als Lohnschreiber der Franzosen . . . aufs Unrühmlichste bekannt machte, war in Ansbach Schriftführer

1) Leben Karl Augusts Fürsten v. Hardenberg, Halle 1851 (Koreffs Todesjahr), S. 512 ff.

des Ministers gewesen. Den Staatsrat Jordan, des Fürsten späteren Vertrauten, hatte noch 1810 ein schweres gerichtliches Urteil getroffen . . . Ebenso wurde der übelberufene Verfasser der „Feuerbrände“ und der „Vertrauten Briefe über die inneren Verhältnisse am preußischen Hofe“[1]) . . . auf Verwendung des Staatskanzlers begnadigt und von diesem an die Spitze eines „literarischen Büros“ gestellt . . . Leicht ließe sich wohl diese Personenliste noch verlängern: wir begnügen uns mit dem Hinweis, daß auch in dem Wesen und Leben anderer, dem Fürsten näher stehender Männer, eines Schöll, Stägemann, Schaumann, Koreff und anderer, manche einzelne Züge angetroffen wurden, welche für den Fürsten . . . einen gewissen besonderen Reiz haben konnten . . . Außerdem waren begreiflicherweise die auffallenden Züge, welche vielleicht zuerst die Aufmerksamkeit des Fürsten auf einen seiner Begünstigten gerichtet hatten, gar nicht selten verbunden . . . mit Anlagen und Fähigkeiten, von welchen eine angemessene amtliche Tätigkeit die nützlichsten Früchte erwarten ließ, . . . und die Wahl manches seiner Gehilfen ist unleugbar am meisten dadurch bestimmt worden, daß er von dem Gewählten, wie nicht von jedem andern, eine ganz unbedingte, pünktliche Ausführung seiner Befehle erwarten konnte . . . Endlich durfte er auch wohl in seine Umgebung einzelne aufnehmen, von welchen er, neben der Tätigkeit zu nützlichem Dienste, manche Unterhaltung erwarten konnte, die seiner ungern rastenden . . . Einbildungskraft, seiner Liebe für die schönen Künste, überhaupt seinem Geiste eine willkommene Nahrung gewährte, ohne Anstrengungen von ihm zu fordern. Gehilfen der letzteren Art sind ihm Davison und Koreff gewesen. Daß aber dem Staatskanzler ausgezeichnet tüchtige Geschäftsmänner . . . zur Seite gestanden, daß Schöll, Jordan und Scharnweber[2]) ihm und dem Staate viele und wichtige Dienste geleistet, beweist, daß der Fürst bei der Wahl seiner Gehilfen im allgemeinen einen ganz richtigen, oft ungemein feinen Takt hatte.“

---

1) Der Kriegsrat Friedrich v. Coelln.

2) Der Kriegsrat Scharnweber, Hardenbergs rechte Hand bei der Bauernbefreiung, war dessen Bedienter gewesen. Die obige Liste ließe sich noch erheblich erweitern. So war der spätere Finanzminister Christian v. Rother gemeiner Soldat, dann Unteroffizier und Regimentsschreiber gewesen und 1810 als Schreiber in Hardenbergs Kanzlei gekommen. Und der Geheimrat Philippsborn (1784—1848) war ein geschickter Journalist jüdischer Abstammung.

Das alles trifft — bis auf die unrühmliche Vergangenheit, die bei Koreff fehlt — auch auf diesen zu, und hätte Klose die Urkunden besser gekannt, so würde er auch ihn unter die Männer gestellt haben, die dem Staate viele und wichtige Dienste geleistet haben.

Anfangs freilich zögerte Hardenberg, wie wir bereits sahen, noch mit seiner Entscheidung. Koreff scheint daher, um seine Sache zu fördern, nochmals Humboldts Fürsprache erbeten zu haben. Wenigstens nahm dieser die Durchreise des Kanzlers durch Frankfurt (28. bis 30. November 1815) auf der Heimkehr von Paris nach Berlin wahr, um ihm mehrere seiner Schützlinge — Koreffs Kollegen, den Magnetiseur Wolfart, seinen Jugendfreund Klaproth, Koreff selbst und Humboldts eignen, früheren Hauslehrer Kunth — erneut zu empfehlen. Bei Koreff genügten wenige Worte; denn wie Humboldt schrieb, hatte der Kanzler für ihn „so günstige Gesinnungen", daß er ihn kaum zu erwähnen brauche. Aber so kurz diese Empfehlung auch war, der darunter stehende Name wog schwer. Varnhagen datiert den Beginn von Koreffs Einfluß von dem Tage an, wo er „von Frankfurt a. M. im Jahre 1815 auf der Rückreise von Paris nach Berlin sich zum Kanzler in den Wagen gesetzt" hatte[1]).

In Franfurt hatte Koreff, wie schon früher gesagt[2]), die Marquise de Custine wiedergesehen. Diese drei Tage, so erzählt Varnhagen, waren für den Staatskanzler erfüllt von Vorstellungen, Audienzen, Gesuchen, Aufdringlichkeiten. „Doch Hardenberg schien in diesem Gedränge sich nur zu erholen. Mit unermüdlicher Aufmerksamkeit und Anmut suchte er allen Forderungen zu genügen und hatte noch am späten Abend, wenn er seine Tochter [und] die Gräfin Custine — dieselbe, die er vor zwanzig Jahren in Basel kennen gelernt

1) In einer Aufzeichnung nach Angabe der Tochter Hardenbergs, der späteren Fürstin Pückler, in Ludmilla Assings Biographie des Fürsten Pückler, I, S. 201.

2) S. Seite 44*.

hatte — und andere Damen zum Tee sah, die frischeste Heiterkeit."

Vier Tage darauf erschien Koreff in Begleitung des Fürsten bei Goethe in Weimar und dedizierte ihm seine „Lyrischen Gedichte". Da Goethe eine gute Meinung von Koreffs Tibullverdeutschung hatte, lag diese Widmung nahe; leider kennen wir Goethes Urteil über seine Gedichtsammlung nicht. Mit diesem weihevollen Besuch und der Aussicht auf eine fruchtbare öffentliche Wirksamkeit schließen Koreffs Lehr- und Wanderjahre ab. Sie hatten ihn durch halb Europa gewirbelt; mitten in den schicksalvollsten Zeitereignissen war er zum Manne gereift. Die nun folgenden sieben Jahre in Berlin sind die bedeutungsvollsten seines Lebens.

Koreff im preußischen Staatsdienst

1. Bis zum Aachener Kongreß (1815—1818)

Die nun folgende Zeit ist so vielgestaltig, daß wir die zeitliche Abfolge in unserer Darstellung öfter verlassen müssen, um die verschiedenen Lebensgebiete im Zusammenhange zu behandeln. Wenden wir uns zunächst Koreffs amtlichen Verhältnissen zu.

Neun Wochen waren bereits verstrichen, und noch wußte Koreff nicht, woran er war. Zweifellos hatte der Staatskanzler bei der Heimkehr eine Unmenge dringender und wichtiger Geschäfte vorgefunden, neben denen Koreffs persönliche Angelegenheiten nichtig erschienen. Sein energisches Mahnen war daher begreiflich. Koreff berief sich auf die Versprechungen, die ihm in Wien und Paris gemacht worden waren, und verlangte etwas Schriftliches. Das war um so nötiger, als der Minister des Innern v. Schuckmann, dem die Universitäten unterstanden, ihn in schroffer Form „wie einen überlästigen Bettler" abwies, als er sich zunächst an ihn gewandt hatte. Wenn es Dorow zu jener Zeit auffiel, daß Koreff im Hause des Staatskanzlers und in dessen Gegenwart „die ärgsten Witze" über einige kürzlich erfolgte diplomatische Ernennungen riß, so mag man darin ein Zeichen seines Unmuts und seiner Ungeduld sehen. Gleichwohl mußte er sich noch ein Vierteljahr in Geduld üben; denn erst am 8. Juni 1816 wurde die Kabinettsordre unterzeichnet, die ihm die versprochene Professur an der Universität Berlin bewilligte und ihm ein Klinikum in Aussicht stellte. Als er jedoch diesen Schein endlich in der Tasche hatte,

merkte er, daß er die Rechnung ohne die Fakultät gemacht hatte; sie sollte ihm noch unendlichen Verdruß bereiten.

„Zum ersten Male in der Geschichte der jungen Universität", sagt Heinrich v. Treitschke[1]), „entbrannte ein ernster Streit zwischen der Staatsgewalt und der jungen Hochschule, als Hardenberg durch ein Machtgebot seine Günstlinge Koreff und Wolfart zu ordentlichen Professoren ernannte."

Solche Kämpfe sind aus der Geschichte aller Universitäten bekannt. Die Fakultäten pochen auf ihre Selbstherrlichkeit, während die Regierungen, als Schöpfer und Erhalter der Universitäten, sich das Recht nicht nehmen lassen wollen, geeignet scheinende Männer anzustellen oder ungeeignete zu entlassen. Was aber die Animosität der Berliner Fakultät und des ganzen Lehrkörpers gegen Koreff in besonders häßlicher Weise verschärfte, war der Umstand, daß er Jude und Anhänger Mesmers war. Sein alter Lehrer Hufeland, der einzige, der der neuen Heilmethode nicht abhold war, hatte ihm geraten, den üblichen Weg der Habilitation einzuschlagen und so alle Widerstände zu beseitigen. Aber da kannte er Koreff schlecht. Wie! Ein Arzt von seiner Begabung und Erfahrung, der in Paris und Wien eine große Rolle gespielt und die glänzendsten Anerbietungen vom Ausland erhalten hatte, der jetzt Leibarzt des leitenden Staatsmannes in Preußen war und eine Königliche Kabinettsordre in der Tasche hatte, — er sollte sich erst von Kollegen examinieren lassen, auf die er teilweise herabsah! Er bestand also auf seinem Schein. Die Fakultät dagegen wußte sich der Unterstützung des Ministers v. Schuckmann gewiß, der dem magnetischen Heilverfahren durchaus abhold war. Immerhin besaß Koreff das Vertrauen des Staatskanzlers und das Wort des Königs, gegen das jeder Widerstand nutzlos schien.

Da griff die Fakultät zu einem unedlen Mittel, das aber damals öfter angewandt wurde. Man verbreitete geflissent-

1) Deutsche Geschichte, II, S. 79.

lich, daß Koreff noch Jude sei, und der König fragte Hardenberg, ob dies zuträfe. Es muß ein peinlicher Augenblick gewesen sein, als Koreff diesem gestand, daß er noch ungetauft sei. Die Kabinettsordre vom 11. März 1812 über die bürgerliche Gleichstellung der Juden bestand zwar noch zu Recht, aber die neue Verwaltungspraxis wollte von der Anstellung von Juden im Staatsdienste, zumal in einem öffentlichen Lehramte, nichts mehr wissen. Der Streich der Universität war also recht geschickt geführt. Um ihn zu parieren, blieb nichts anderes übrig als eine nachträgliche, heimliche Taufe. Wie peinlich sie dem Fürsten selbst war, zeigt seine Erregung in der Unterredung, die er in Dresden mit dem Legationssekretär Dorow hatte, dem er die Regelung dieser heiklen Sache übertrug. Wieder ist es Varnhagen, dem wir die handschriftliche Notiz verdanken, daß Dorows tragikomische Schilderung der heimlichen Taufe eines N. N. in Meißen sich auf niemand anders als auf Koreff beziehe. Eine Bemerkung Dorows an anderer Stelle erhebt diese Angabe zur unumstößlichen Gewißheit. Seit diesem Religionswechsel änderte Koreff seinen Vornamen David in Johann ab. Dorows Schilderung (S. 171 f.) ist als Zeitdokument von kulturgeschichtlicher Bedeutung; verstärkt wird der Eindruck noch durch die Darstellung der schmerzlichen Erfahrungen, die Ludwig Robert, Rahels Bruder, zur gleichen Zeit machte, obwohl er längst getauft war. Auch Koreff sollte noch oft Ähnliches erleiden. Die Berliner Fakultät machte ihm noch im Dezember 1816 Schwierigkeiten, obwohl er erklärte, daß er sich zu Luthers Religion bekenne (Lenz I, S. 563).

Erst nach Monaten scheint ihr Widerstand gebrochen worden zu sein; im Sommersemester 1817 konnte er endlich seine Vorlesungen beginnen [1]). Aber selbst die Studenten wollten,

---

1) Koreff hat nach Ausweis der Vorlesungsverzeichnisse folgende Vorlesungen gehalten:

Sommer 1817: 1. Physiologie, mit Versuchen erläutert, wöchentlich viermal. 2. über die epidemischen und kontagiösen Krankheiten, wöchentlich zweimal.

wie der hämische Stägemann schreibt, sein erstes Kolleg durch Pfeifen und Pochen stören, und der Minister v. Schuckmann war „sehr ergrimmt", daß Koreff seine Anstellung ertrotzt hatte. Aber Koreff wußte offenbar auch diesem Widerstande die Spitze abzubrechen, indem er Wilhelm v. Humboldt, wohl wieder durch dessen Gattin, nochmals um seine Fürsprache bat, zwar nicht bei Schuckmann, der sie in den Wind geschlagen hätte, wohl aber bei Nicolovius, dem Abteilungschef im Departement für Kultus und Unterricht, den Humboldt selbst einst in diese Stellung gebracht hatte; von ihm war jedenfalls mehr Wohlwollen oder einfach Gerechtigkeit zu erwarten. Normal aber wurde Koreffs Stellung zu seiner vorgesetzten Behörde erst im November des Jahres, als das

---

Winter 1817/18: 1. Wie im Sommer 1817. 2. Über die Krankheiten der Seele und des Gemüts, wöchentlich zweimal. 3. Über die plötzlichen Gefahren des Lebens, wöchentlich zweimal.

Sommer 1818: Fiel durch Koreffs Begleitung des Staatskanzlers nach dem Rhein und nach Aachen aus.

Winter 1818/19: 1. Allgemeine Physiologie, wöchentlich viermal. 2. Spezielle Physiologie, mit Versuchen erläutert, wöchentlich fünfmal. 3. Wie Nr. 2 im Sommer 1817.

Sommer 1819: 1. und 2. wie im Winter 1818/19. 3. Wie Nr. 2 im Winter 1817/18, wöchentlich viermal. 4. Wie Nr. 2 im Winter 1817/18.

Winter 1819/20: 1. Naturgeschichte des Menschen, wöchentlich viermal. 2. Allgemeine und spezielle Physiologie, durch Versuche erläutert, wöchentlich sechsmal. 3. Wie Nr. 2 im Sommer 1817. 4. Wie Nr. 2 im Winter 1817/18. 5. Über den Scheintod, Vergiftungen und andere plötzliche Lebensgefahren, durch Versuche erläutert (vgl. Winter 1817/18, Nr. 3).

Sommer 1820: 1. und 2. wie im Winter 1819/20, Nr. 2 nur viermal, öffentlich. 3. Wie Nr. 2 im Winter 1817/18.

Winter 1820/21: 1. Wie Nr. 1 im Winter 1818/19, wöchentlich sechsmal, öffentlich.

Sommer 1821: 1. Wie Nr. 2 im Winter 1817/18, wöchentlich viermal.

Winter 1821/22: 1. und 2. wie im Winter 1819/20. 3. Wie Nr. 2 im Winter 1817/18.

Departement vom Ministerium des Innern abgetrennt und zu einem selbständigen Ministerium unter Altenstein gemacht wurde, der nicht nur auf ein gutes Verhältnis zum Staatskanzler, sondern auch zu Koreff Wert legte. Doch davon später. Übrigens scheint Koreff dem Minister v. Schuckmann sein Übelwollen und seine Grobheit nach Kräften heimgezahlt zu haben. Ein sachlich belangloses Schreiben Koreffs [1]) an Schuckmann fällt durch seinen groben Ton auf, den er sich als Leibarzt Hardenbergs herausnehmen durfte.

Eine Habilitationsschrift hatte sich ja nun erübrigt, aber Koreff hielt es offenbar für gut, eine Art von freiwilligem Ersatz dafür zu bieten. Wissenschaftliche Arbeiten hatte er — außer seiner Doktordissertation von 1804 — bisher noch nicht veröffentlicht, und ein deutscher Universitätsprofessor hat die Standespflicht, Bücher zu schreiben. Da er im ersten Semester über epidemische Krankheiten lesen wollte, bat er seinen alten Reisegefährten Millin, ihm schleunigst alle seine Aufzeichnungen über die Malaria zu senden, und so stellte er aus Eigenem und Fremdem rasch eine kleine Schrift zusammen, nach altem Universitätsbrauch in lateinischer Sprache. Erst vier Jahre später (1821) erschien sie auch auf deutsch unter dem Titel „Über die bösen Luftregionen Italiens". Nach der Art ihrer Entstehung konnte sie keine überragende wissenschaftliche Leistung sein. Immerhin ist Goethes Urteil zu beachten: „Was den Teil dieser Arbeit betrifft, den ich beurteilen kann, d. h. alles, was sich auf Lokalität bezieht, auf den Charakter der verschiedenen Landstriche, Feldbau, Sitten, ist vortrefflich und so, wie ich es vor vierzig Jahren gesehen, nur verschlimmert." Und er veranlaßte — vielleicht aus Rücksicht für Hardenberg, seinem alten Studiengenossen — eine Rezension in der Jenaischen Literaturzeitung. Koreff war auf dies Ergebnis sicherlich stolz; denn auf ihn ist es wohl zurückzuführen, wenn der Staatskanzler Abzüge seiner Schrift an den päpstlichen Kardinalstaatssekretär

1) 24. Juni 1817, betreffs einer Gehaltsvermehrung.

Consalvi und den einflußreichen Kardinal Pacca in Rom übersenden ließ.

Größere wissenschaftliche Arbeiten hat Koreff seitdem nicht mehr veröffentlicht, aber das wäre bei seiner umfangreichen Tätigkeit auch kaum möglich gewesen. Um so ernster nahm er es mit seinen Vorlesungen; über ihren Inhalt und ihr Ziel hat er sich in einem langen Brief an Hardenberg (30. März 1820), der beinahe selbst ein Kolleg ist, eingehend geäußert. „Da ich den Geist der jungen Männer", heißt es darin, „über den Bedarf des täglichen Brotstudiums hinaus anzuregen, zum Selbstdenken zu beleben und echte Wissenschaftlichkeit bei ihnen zu verbreiten suchte, so fordert dies ein großes Selbststudium, fortwährende geistige Anstrengung und eine ununterbrochene Bekanntschaft mit den Arbeiten und Untersuchungen bei allen gebildeten Nationen in diesen Fächern der Medizin und Naturforschung." Allerdings wurde ihm dies Trachten nicht gerade leicht gemacht; denn in demselben Briefe klagt er: „Bei dem elenden Zustand unserer Bibliothek für diese Zweige der Gelehrsamkeit, bei der Unvollkommenheit und Illiberalität aller unserer öffentlichen Einrichtungen bin ich genötigt gewesen, mir alle Hilfsmittel dazu in Zeichnungen, Umrissen, Abgüssen und Büchern auf eigene Kosten anzuschaffen."

Allerdings erhielt Koreff, wie wir noch sehen werden, einen bedeutenden einmaligen Zuschuß für Anschaffung von Instrumenten und Lehrmitteln und einen laufenden jährlichen Zuschuß von 500 Talern für seine physiologischen Versuche, aber er war doch stets genötigt, jährlich noch über 100 Louisdors (500 Taler) zuzuschießen. „So kommt es denn," fährt er fort, „daß ich alle Lasten in den Universitätsverhältnissen trage, ohne daß ich irgendeinen daraus entspringenden Vorteil genösse, und mein ganzes Universitätsgehalt konsumiert sich lediglich für wissenschaftliche Zwecke. Viele meiner Kollegen . . . haben Kliniken oder doch solche praktische Anstalten, daß alle Studierenden bei ihnen hören müssen, wodurch die meisten jährlich an 1000 Louisdors

(5000 Taler) gewinnen. Ich lese über die schwierigsten Partien der Wissenschaft und teils aus Grundsatz, teils aus mir angeborener Unmöglichkeit, mit der Wissenschaft zu wuchern, sowie aus dem tiefgefühlten Berufe, mit gutem Beispiel voranzugeben, halte ich alle meine Kollegia, die sich eines großen Beifalls erfreuen, gratis."

Seine Gunst bei Hardenberg hatte inzwischen dauernd zugenommen, und zwar in einer auch für Außenstehende sichtbaren Weise. Wenn auch Stägemann, dieser ewig krittelnde Geist, sie zu verkleinern suchte, wurde sie doch von anderen wiederum erheblich überschätzt. Koreff begleitete den Fürsten auf all seinen Dienst-, Bade- und Kongreßreisen, im Sommer 1816 nach Karlsbad, worauf wir in anderem Zusammenhange noch eingehen werden, dann nach Dobberan, wo er sich und den Fürsten angesichts eines besonders merkwürdigen Falles von Somnambulismus immer tiefer in den Mesmerismus verstrickte, und im Sommer 1817 wieder nach Karlsbad, dann nach Pyrmont, wo er den hoffnungslos Erkrankten durch eine wahre Wunderkur wieder herstellte, seine „glanzvollste Kur", die er gegen den Willen anderer Ärzte durchsetzte und die selbst Varnhagen neidlos anerkannte. „Koreff hat sich in dieser Wiederherstellung als Arzt glänzend bewährt", schreibt er am 25. Oktober an Rahel, „und es wird ihm von vielen Seiten erkannt." Was besagt da das Zettelchen in der Varnhagensammlung, das Varnhagen erst zehn Jahre später, am 14. Dezember 1827, aufgezeichnet hat: „Niemand hat meinem Vater so geschadet wie Koreff, sagte mir gestern die Fürstin Pückler; von dem Augenblick an, daß dieser zu ihm gekommen, wurde er ein Greis." Was konnte die Fürstin Pückler, die dem Vater in jenen Jahren so fern geblieben war, davon wissen!

Im Winter 1817/18 ging es dann wieder an den Rhein, und hier ereignete sich jene merkwürdige Szene in Koblenz, die Dorow und Treitschke geschildert haben. Die Koblenzer wollten den König an das Verfassungsversprechen erinnern, und ihr Wortführer Görres, ein wunderliches Gemisch von

Jakobiner und Reaktionär, gab ihrer Adresse eine entsprechende Fassung, die auf Wiederherstellung der alten Landstände und der „uralten, wahrhaft deutschen Verfassung" abzielte. Mit dieser Adresse, die von 3000 Bürgern und Bauern unterschrieben war, erschien Görres am 12. Januar 1818 vor dem Staatskanzler in revolutionärer Haartracht und Kleidung, „hinter ihm ein wundersamer Aufzug, nicht unähnlich jenen verkleideten Chinesen und Chaldäern, welche der tolle Anacharsis Cloots der französischen Nationalversammlung einst als ‚Deputation des Menschengeschlechts' vorführte" [1]). Der Staatskanzler hörte seine pathetische Rede freundlich an, erklärte jedoch, daß er weit liberaler denke als die Abgeordneten; die einfache Wiederherstellung überwundener Zustände sei jedoch nicht möglich. Nachher schilderte Görres diese Audienz, „das Maifeld des Frankenstammes", in einer musterhaft ungeschickten Flugschrift, und am Hofe regte sich die reaktionäre Partei, um den Vorfall gegen Hardenberg auszubeuten. Koreff, der diesem Auftritt vielleicht beigewohnt hat, wurde mit der Abfassung einer Gegenschrift betraut, die den Titel „Deutsches Wort aus Preußen an die Rheinländer" trug; Hardenberg hat sie vor ihrer Drucklegung nur durchgesehen. Da Koreff die Amtsverschwiegenheit wahrte, zerbrachen die Politiker sich den Kopf, ob er wohl der Verfasser sei.

In seinen ärztlichen Leistungen und in vertraulichen Aufträgen wie der obige, in seinen geselligen Gaben und in seinen späteren amtlichen Leistungen lag der wirkliche Hebel von Koreffs Gunst. Was besagen dagegen die Aufzeichnungen, die Varnhagen im Jahre 1827 nach den Angaben der oben genannten Fürstin Pückler gemacht hat [2]) und in denen Koreffs ganzer Einfluß auf den Staatskanzler — echt weiblich — allein seinem eigenen Einfluß auf die beiden anrüchigen Frauen zugeschrieben wird, die das Alter des großen Staatsmannes vergifteten und herabwürdigten! In diesen

1) Treitschke, Deutsche Geschichte, II, S. 455 ff.

2) Die Quelle s. Seite 51*, Anm. 1.

Aufzeichnungen, die sich in unsere Urkunden nicht recht eingliedern ließen, ist zunächst die Rede von Hardenbergs dritter Gattin, der Sängerin Charlotte Schönemann, geb. Langenthal, seiner früheren Geliebten, die er 1807 geheiratet hatte. „Seine dritte Frau", heißt es da, „hat ihm das Leben noch mehr verbittert als die beiden ersten. Eifersucht auf Frau v. Béguelin [1]), Maulen, gemeine Zänkereien [2]). Sie schaffte sich auch Liebhaber an, untergeordnete, rohe. Eine arge Wirtschaft." Dann heißt es weiter:

„Koreff war auch ein Liebhaber der Fürstin Hardenberg. Er hatte die Mlle Hähnel am magnetischen Baquet, wo sie unter vielen anderen dem Kanzler aufgefallen war, zu ihrer nachherigen Rolle ausersehen und sie zur Gesellschafterin der Fürstin gemacht. Der alte Kanzler wurde von diesen dreien nun ganz geleitet. Die Tochter des Kanzlers wurde ganz fern gehalten; sie sah denselben oft in drei, vier Wochen nicht, vertraut und allein gar nie. Indessen fühlte die Hähnel sich bald stark genug, die andern zu entbehren. Die Fürstin und Koreff sahen sich aus Hardenbergs Haus entfernt" usw.

Dies ist die einzige Urkunde, in der ein Liebesverhältnis Koreffs mit der Fürstin Hardenberg rundheraus behauptet wird, — allerdings von einer Frau, die einen begreiflichen Widerwillen gegen diese Stiefmutter hatte und die Koreff mit Argwohn betrachtete, die aber selbst sagt, daß sie ihrem Vater damals ganz fern gehalten worden sei. Einen Einblick in die Intimitäten des Hauses hat sie daher wohl nie erlangt. Wohl aber hätte Fürst Hardenberg ein solches Verhältnis bemerken müssen, und hätte er es geduldet, dulden können? Der Altersunterschied hätte für Koreff freilich

1) Die Staatsrätin v. Béguelin, zu der Hardenberg vor und nach seiner dritten Heirat zärtliche Beziehungen unterhielt.

2) Zu den Leuten, die „etwas borniert und gemein" sind, zählt auch Graf Pückler die Fürstin Hardenberg in einem Brief an seine Gattin (16. September 1818). Die Proben, die er von ihrer Unterhaltung gibt, sind freilich grotesk (Briefwechsel und Tagebücher, V, 166).

keine Rolle gespielt; denn die Fürstin war etwa gleichaltrig mit der Marquise de Custine, und die Tugend der ehemaligen Theaterdame geben wir gern preis. Das Benehmen des Fürsten Wittgenstein gegen sie, das Graf Pückler (20. Januar 1820) scheelen Auges berichtet — der Fürst kneift sie in die Backe, küßt sie öffentlich ab und drückt sie an sich —, läßt tief blicken. Auch ihr Gatte wirft ihr — in dem Brief, der die Trennung einleiten sollte — vor, daß sie sich schwer kompromittiert habe. Deswegen aber braucht sie sich mit Koreff nicht vergangen zu haben; jedenfalls wäre das nach unseren Begriffen eine Gemeinheit von ihm gewesen, die seinen Charakter schwer herabsetzen müßte. Wenn er schließlich ihre Partei ergriffen hat und sie die seine, so erklärt sich das einfach daraus, daß beide verdrängt werden sollten und als Leidensgefährten zusammenhielten. Wir wollen indes nicht leugnen, daß seine Stellung zu der Fürstin heikel war und Anlaß zu Verleumdungen geben konnte, über die er selbst bitter geklagt hat.

Wenn wir jedoch Koreffs Verhältnis zu der Fürstin nicht genau kennen, so kennen wir doch Hardenbergs eignes Verhältnis zu der Staatsrätin v. Béguelin und das Verhältnis, das sich zwischen ihm und Friederike Hähnel anspann, und ebenso die teuflische Rolle, die dies Weib in seinem Hause gespielt hat. Hieran trägt Koreff gewiß einen guten Teil der Mitschuld; denn er hatte die Hähnel ja ins Haus gebracht und drückte über alles Weitere die Augen zu. Diese Mitschuld hat er freilich mit seinem eignen Sturz und mit lebenslänglichem Exil gebüßt; denn sein Sturz wurde durch diese neue „Eheirrung" des Fürsten besiegelt. Um diese Dinge zu verstehen, müssen wir indes zuerst den Schleier vom Privatleben Hardenbergs ziehen, so peinlich es ist. Unsere Hofhistoriographen haben es klüglich vermieden; Klose hat sich in seinem Leben Hardenbergs (1851) mit Andeutungen begnügt, und der Verfasser des Artikels in der Allgemeinen deutschen Biographie kommt über die ersten zwei „Eheirrungen" nicht hinaus, ebenso Ranke, der in seiner bio-

graphischen Einleitung zu Hardenbergs Denkwürdigkeiten [1]) erklärt: „Wir gehen auf diese Vorfälle nicht weiter ein; denn nur die staatsmännische Tätigkeit Hardenbergs ist unser Gegenstand." Wir müssen uns daher andere Quellen zur Beurteilung seiner häuslichen Verhältnisse suchen; sie sind mit Koreffs Leben eng verknüpft, und von einer höheren Warte gesehen, sind sie auch von allgemeiner sittengeschichtlicher Bedeutung.

Die Erbschaft des 18. Jahrhunderts bestand in einer bodenlosen Sittenverwilderung, nicht nur in Frankreich, sondern in allen Ländern und Gesellschaftskreisen, die dem französischen Vorbilde gefolgt waren. In den nachfolgenden Revolutions- und Kriegszeiten, da alles aus den Fugen ging, hatte sie womöglich noch zugenommen. Ehebruch und Mätressenwirtschaft, Ehescheidungen und Wiederverheiratungen waren an der Tagesordnung. Auch der Freiherr v. Hardenberg, ein schöner Mann, Goethes Alters- und Studiengenosse, wurzelte noch in der „galanten Zeit" und geriet von einer Eheirrung in die andere. Seine erste Ehe mit einer dänischen Gräfin Reventlow, aus der sein Sohn Christian und seine Tochter Lucie hervorgingen, wurde allerdings durch Schuld der Frau gebrochen, die in London, wo er hannöverscher Gesandter war, eine Liebschaft mit dem ausschweifenden Prinzen von Wales angeknüpft hatte. Dies Ärgernis war so peinlich, daß Hardenberg London und den hannöverschen Dienst verlassen mußte. Er trat in braunschweigische, dann in ansbachische Dienste über, aus denen er durch den Anfall Ansbachs an Preußen alsbald in den preußischen Staatsdienst überging. Noch ehe die Scheidung seiner ersten Ehe ausgesprochen war, hatte er in Hamburg (1789) eine Jugendliebe, Frau v. Lenthe, geheiratet, die sich soeben seinetwegen von ihrem Gatten hatte scheiden lassen. Aber auch diese Ehe verlief unglücklich, und zwar durch die Schuld beider Teile. Daß die Frau die Ehe gebrochen hat,

1) Leipzig 1877, Bd. I, S. 93 ff.

deutet auch Ranke (I, S. 82) an, und vollends Varnhagen schreibt in seinen Tagesblättern[1]) von ihr: „Ihre Tochter, die nicht von Hardenberg, aber in der Ehe geboren ist und daher rechtlich als solche gelten müßte, ist [bei der Erbschaftsregelung] mit einigen tausend Talern abgefunden worden.“ Aber auch Hardenberg brach die Ehe; denn in Ansbach knüpfte er ein Verhältnis mit der schon genannten Sängerin Charlotte Schönemann an, die mit einem Schauspieler Langenthal verheiratet und Mutter mehrerer Kinder war. Als seine Gattin den Betrug merkte und er erklärte, nicht ohne seine Mätresse leben zu können, kam es wieder zu einer Doppelscheidung. Frau v. Hardenberg führte fortan ein zügelloses Leben in Italien, und die Sängerin nahm ihren Mädchennamen wieder an und folgte Hardenberg nach Berlin. Ein Schimpf, den ein Postmeister ihr 1807 auf der Flucht nach Tilsit antat, bestimmte ihn, sie nach dem Tilsiter Frieden zu heiraten. Ein Jahr vorher hatte Goethe, wenn auch aus anderen Gründen, seine Geliebte zur Frau genommen.

Wie es mit dieser dritten Ehe bestellt war, haben wir bereits gesehen. Der Stein des Anstoßes wurde diesmal Friederike Hähnel, eine Bäckers- oder Uhrmacherstochter[2]) aus Neubrandenburg, „Nichte des königlichen Bratenmeisters Boudin“, also mütterlicherseits von französischer Abstammung, die als französische Bonne nach Berlin gekommen und als Somnambule Eingang bei dem magnetopathischen Arzte Wolfart gefunden hatte, mit dem wir uns noch eingehend beschäftigen werden. „Im Februar 1817“, so schreibt H. v. Treitschke[3]), „war sie dem Fürsten auf einem Zauberabend bei Wolfart begegnet und hatte durch ihre

1) III, S. 392, 15. Oktober 1825.

2) Das letztere nach den „Erinnerungsblättern“ ihrer Landsmännin Luise Mühlbach (Leipzig 1902).

3) Deutsche Geschichte, II, S. 187, nach Hardenbergs unveröffentlichtem Tagebuch.

krampfhaften Verzückungen sein weiches Herz im Sturm erobert". Nach diesem vielversprechenden Anfang hatte Koreff sie der Fürstin als Gesellschafterin zugeführt, vermutlich um ein hervorragendes Medium stets zur Hand zu haben, „ein Phänomen, das unter ähnlichen Umständen vielleicht in Jahrhunderten nicht wiederkehrt", wie er an den Minister v. Altenstein (Oktober 1819) schrieb. Aber er hatte sich gründlich verrechnet, oder besser, er war einer Autosuggestion zum Opfer gefallen. „Verschmitzte eigennützige Betrügerin", lautet eine Aufzeichnung Varnhagens[1]), „betrügt den Fürsten mit Koreff im Einverständnis und den Arzt selber. Sie wurde darauf des Fürsten Pflegerin — Geliebte kann man es nicht nennen." Aber Varnhagen kannte

1) In der Biographie des Fürsten Pückler, II, S. 204. Wir wüßten gern Näheres über die äußere Erscheinung der Hähnel, aber ein Bild von ihr ist nicht nachweisbar, und wir besitzen nichts als die „Erinnerungsblätter" der Luise Mühlbach (Mundt), die 1814 in Neubrandenburg geboren ist und daher wenigstens die örtliche Überlieferung kannte, auch die Hähnel selbst in späteren Jahren kennen lernte. In der Zeit, die uns beschäftigt, war sie freilich noch ein Kind, und was sie von ihrer Landsmännin erzählt, ist das bei ihr übliche Gemisch von Roman und Wirklichkeit. So soll die Hähnel den Fürsten schon zum Wiener Kongreß begleitet und damals von der mecklenburgischen Ritterschaft einen Viererzug von Rappen zum Geschenk erhalten haben, damit sie in Wien für deren Privilegien wirke. Nur als Roman ist daher auch die folgende Schilderung der Luise Mühlbach von ihrer Landsmännin zu werten: „Sie war nach dem gewöhnlichen Begriffe der Menschen nicht schön, aber sie hatte jene diabolische Häßlichkeit, die in der Ekstase sich zur Schönheit verklärt. Sie hatte große schwarze Augen, welche mit so eigentümlichem Feuer funkelten, es schwebte um ihre Lippen ein so eigentümlicher Zug von Üppigkeit und Weltverachtung, und es klangen von ihren Lippen, wenn sie im magnetischen Schlafe lag, so seltsam energische Worte, welche stets die Zeit mit ungeheurer Schlagfertigkeit berührten und oft die eignen Gedanken des Fürsten mit so wunderbarer Divinationsgabe wiederholten, daß der Fürst sich davon tief ergriffen und fast betäubt fühlte." Se non è vero, è ben trovato! (Erinnerungsblätter aus dem Leben Luise Mühlbachs, Leipzig 1902, S. 37 ff.)

die letzten Intimitäten nicht. Aus unseren Urkunden geht deutlich hervor, daß sie auch ein Verhältnis mit dem Fürsten hatte und seine letzte Greisenkraft zerrüttete. „Unerschöpflich in geheimnisvollen Krankheitserscheinungen und in den Künsten sanfter Plünderung," sagt Treitschke, „begleitete sie ihn überall, selbst zu den Kongressen der Monarchen, und ruhte nicht, bis auch seine letzte Ehe, gleich den beiden ersten, getrennt wurde." Umsonst warnte Dorow, der ihr Spiel sofort durchschaute, seinen Freund Koreff zweimal vor ihr. In seine magnetische Heilmethode verbissen, sah er die Wahrheit nicht oder wollte sie nicht sehen, lud sogar den Minister v. Altenstein mit Einwilligung des Fürsten (12. Oktober 1819) ein, einer Seance mit ihr beizuwohnen, um ihn von den Erscheinungen des „Magnetismus" zu überzeugen!

Es ist eine schwüle, ungesunde Stickluft, die uns aus der Häuslichkeit des greisen Fürsten entgegenquillt. Ein Staatsmann, der sich selbst überlebt hat und dem die Zügel entgleiten, der aber seine Machtstellung bis zum Tode behaupten will, zwischen zwei eifersüchtigen Weibern, die ihm sein Alter verbittern und sein Leben verkürzen, hier die zankende alte Mätresse, die seine Frau geworden ist, dort die junge, die an hysterischen Krämpfen leidet und jene verdrängen will, das alles übertüncht vom Abendglanz eines großen Namens, von dem Luxus der vornehmen Welt, aber innerlich morsch und faul, von Szenen toller Ausgelassenheit und grellen Späßen durchgellt, mit „Magnetismus", politischen und persönlichen Ränken geschwängert, — ein Dunstkreis, an die Tollhausszenen von Koreffs Oper „Don Tacagno" gemahnend, in dem es nur ein Mann aushalten konnte, dem nichts Menschliches fremd war.

Doch die Dinge haben sich erst mit der Zeit so zugespitzt. Anfangs hat Koreff für diese Mißverhältnisse zweifellos manche wertvolle Entschädigung gefunden, sonst wäre es undenkbar, daß er sie so lange ertrug, ohne zur Lakaiennatur herabzusinken. Hardenbergs glänzende Persönlichkeit be-

zauberte ihn ebenso wie seine freie Gesinnung, die zwar oft gehemmt und verdunkelt, aber doch echt war, und sein politisches Programm — das des besonnenen Fortschritts — war auch dasjenige Koreffs. „Es gehört zu den schönsten Erfahrungen meines Lebens," sagte er im Herbst 1816 zu seinem Freunde Dorow; „diesen Mann so lange und so nahe gesehen zu haben. Mein Glaube an den göttlichen Adel der Menschennatur hat dadurch einen ungeheuren Zuwachs bekommen." Nie, auch in den Zeiten, wo Hardenberg ihm schweres Unrecht tat, hören wir Koreff ein unehrerbietiges Wort äußern; alles, was ihm angetan wurde, schrieb er dem schlimmen Einfluß anderer zu. Über Hardenbergs Leben und Gesundheit im eignen wie im allgemeinen Interesse zu wachen, war sein Stolz; in seiner Gunst sonnte er sich; in ihr allein lag sein Einfluß und die Möglichkeit, die ideellen Pläne zu verwirklichen, an denen sein vielseitiger und fruchtbarer Geist reich war. So verknüpfte sich auch hier bei ihm persönlicher Ehrgeiz und Vorteil mit ideellen Motiven, ohne daß man sagen könnte, ohne daß es ihm selbst klar wurde, wo das eine aufhörte und das andere anfing.

Was Wunder, daß er da manchmal ein Auge über Dinge zudrückte, die zu ändern nicht in seiner Macht stand, ja daß er selbst realpolitische Mittel nicht verschmähte. Schließlich war er kein weltferner Stubengelehrter, sondern ein Weltkind, das ins Zentrum aller politischen und persönlichen Ränke gestellt war. Hätte er nur etwas mehr Weltklugheit und Menschenkenntnis besessen, er wäre auf diesem glatten Parkett nicht doch schließlich ausgeglitten. Unbesonnen nennt ihn selbst Max Lenz, obwohl er ihn immerfort als gerissenen Abenteurer und Streber hinstellt. Der äußere Glanz und die zunehmende Machtfülle haben ihn, besonders zu Anfang, zweifellos berauscht und seinen klaren Blick getrübt. „Wie im Rausche geschrieben" nennt Karoline v. Humboldt einen seiner Briefe (13. Dezember 1817).

Je mehr Karoline selbst diesen Rauschzustand und die menschlichen Schwächen ihres alten Seelenfreundes merkte,

um so mehr verging ihre einstige leidenschaftliche Vorliebe für ihn. Das erste Wiedersehen in Berlin im Sommer 1815 trug zwar noch das Gepräge der alten Herzlichkeit. „Auf Koreff freue ich mich unaussprechlich", schrieb sie kurz vor seiner Ankunft an Rahel. Und Varnhagen berichtete dieser: „Sie hat gleich dafür gesorgt, daß Koreff in ihrem Hause noch ein Zimmer mieten konnte, wo er nun auch eingezogen ist." Natürlich war er auch ständiger Tischgast. Aber zugleich fand Varnhagen Frau v. Humboldt „sehr verändert in ihrem Wesen. Sie haßt die Franzosen mit Schleiermachers Furie, die J u d e n usw." Das war die allgemeine Zeitstimmung nach dem Intermezzo der hundert Tage, aber für Koreff keine gute Vorbedeutung. Die rasche Trennung verhinderte zwar eine sofortige Auswirkung dieses Gefühlsumschwunges, aber nach seiner Rückkehr nach Berlin (Dezember 1815) trat Koreff mehr und mehr in die Rolle eines gern gesehenen Hausarztes zurück. Überdies nahm Hardenberg ihn jetzt derart in Anspruch, daß die Wiener Intimität auf die Dauer nicht mehr möglich war [1]).

Inzwischen sollte noch ein Wiedersehen mit der Marquise de Custine stattfinden. Im Sommer 1816 begleitete Koreff den Staatskanzler nach Karlsbad, und dort fand sich nicht nur Karoline ein, sondern auch die Marquise und ihr Sohn. Diese Badereise hatte freilich noch einen besonderen Zweck, nämlich einen Heiratsplan [2]): die Nichte des Staatskanzlers, Gräfin Adelheid Pappenheim, die spätere Fürstin Schönaich-Carolath, und Astolphe de Custine sollten ein Paar werden. Dieser Plan zerschlug sich freilich — zum Glück für die junge Gräfin. Indes hatte Koreff seine beiden Seelenfreundinnen

---

1) Im Berlinischen Taschenkalender auf 1820, S. 202 ff., findet sich „Die Weihe der Genesung, eine Mime, dramatisch dargestellt bei der Genesung einer holden Frau", von J. F. Koreff. Sollte dies kleine Festspiel, in dem eine Fee und drei Kinder auftreten, sich auf Karoline und ihre drei Töchter beziehen?

2) Nach einer Notiz Varnhagens in Ludmilla Assings Biographie des Fürsten Pückler.

jetzt beisammen, eine Lage, die für ihn nicht ganz einfach gewesen wäre, hätten beide nicht zu hochsinnig gedacht, um sich gegenseitig und ihn mit niedriger Eifersucht zu quälen. Zudem hatte die Marquise, die Ende November 1815 nach Frankfurt gekommen war, sich dort mit den Humboldts und Varnhagens, mit Friedrich Schlegel und seiner Frau und mit Hardenbergs Neffen Graf Flemming befreundet — lauter Menschen, die zu Koreff in näheren Verhältnissen standen, während Astolphe besonders durch Rahel bezaubert wurde, mit der er seitdem einen langjährigen tiefbohrenden Briefwechsel unterhielt [1]). So wurde Koreff nicht nur nicht zum Zankapfel zwischen beiden Frauen, deren Gefühle sich inzwischen wohl auch abgekühlt hatten, sondern zu einem geistigen Mittelpunkt, in dem mancherlei Beziehungen zusammenliefen. Er begleitete die Marquise sogar für kurze Zeit nach Teplitz, das damals noch ein glänzendes Modebad war. Das Glück währte freilich nicht lange, denn Koreff mußte alsbald mit dem Kanzler heimkehren, einer Familienangelegenheit wegen, sagte er, tatsächlich wegen seiner eigenen Taufe . . . Beide versprachen einander beim Abschied, sich auch künftig regelmäßig zu schreiben, denn die Marquise ließ ihren Freund nicht locker.

---

1) „Daß Sie mit Custines im Zusammenhang bleiben", schrieb Dorothea Schlegel (6. November 1816) an Rahel, ist mir ganz überaus lieb. Ich meinesteils kenne keine Sozietät, in welcher ich lieber leben möchte als diese drei Personen, denn B[ärstecher] gehört dazu wie gegossen". (Briefwechsel, hg. von Dr. J. M. Raich, Mainz 1881, II, S. 385). Vgl. dazu Varnhagens Denkwürdigkeiten (Neue Folge, III, S. 285 f.) über Astolphe de Custine: „Des Deutschen in seltenem Grade kundig, achtete er doch weniger auf die glänzenden Seiten unserer Literatur, sondern wandte sich mehr der stillen, mystischen zu, welche seinem streng katholischen Sinn entsprang und mit der . . . seine Freunde Friedrich v. Schlegel und die Brüder Schlosser ihn versorgten. Mit Begierde las er die Schriften Taulers, vernahm die Sprüche des Angelus Silesius, den eben damals Schlegel aus tiefster Vergessenheit hervorzog."

Als die Briefe dann ausblieben, sei es, daß sie verloren gingen oder daß Koreff sein Versprechen vergaß, wußte sie ihn durch Rahel zu finden und zur Fortsetzung dieses Briefwechsels zu zwingen. Rahel mag gelächelt haben, als sie diese dringenden Hilferufe der Marquise zu den leidenschaftlichen Anvertrauungen Karolines aus Wien und zu dem kalten Brief der Marianne Saaling legte. Koreff aber mag inmitten all seiner zunehmenden Tätigkeit bisweilen über diese Briefkette gestöhnt haben, denn er war sich über das Wesen der Marquise längst im klaren. „Französische Prosa, inkarnierte Aristokratie und deutsche Sehnsucht und Phantasterei gemischt", so schrieb er (18. Oktober 1818) an Rahel, „geben vulkanischen Boden; da läßt sich die stille Pflanze des Glückes nicht anbauen . . . Sie [die Marquise und ihr Sohn] wissen nichts zu opfern als ihre Ruhe und ihr Glück . . . Da ist nichts anzufangen, als mitzuweinen und zu verzweifeln . . . Ich bin zu arm, um unabhängig, bloß für ein herrliches Gefühl, mein Leben ohne Furcht hinzuopfern, und sie wissen durchaus nicht, was sie wollen, das ist ihre tiefe Krankheit" [1]). Freilich urteilte auch die Marquise nicht viel anders über Koreff, wenn sie an Rahel schrieb: „Er ist des Glückes wert, aber ich fürchte, er findet es nicht: er macht zu hohe Einsätze."

Auch das Verhältnis zu Karoline glitt automatisch in den Briefverkehr hinüber, denn sie ging im Januar 1817 mit ihren Töchtern nach Italien und kehrte erst im Sommer 1819 heim. Ihr Gatte weilte einstweilen als preußischer Gesandter in London. Beim Aachener Kongreß werden wir ihn wiederfinden und dann sehen, wie das Verhältnis zur Familie Humboldt sich nach Wilhelms Eintritt in das Staatsministerium (Januar 1819) zu seinen Gunsten verschob, denn fortan fand er an dem nun allmächtigen Günstling des Staatskanzlers eine Stütze und einen Vermittler.

---

1) Der ganze Brief auf S. 276 f.

So änderten sich alle diese Verhältnisse. —

Mit den Jugendgefährten des Nordsternbundes hatte Koreff gleich nach der Rückkehr aus Wien (1815) die alten Beziehungen wieder anzuknüpfen gesucht, aber auch hier zeigte sich der Wandel aller menschlichen Dinge. Neumann war seit Jahr und Tag als Kriegskommissar am Rhein und kehrte erst 1819 nach Berlin zurück; Varnhagen war eifersüchtig auf Koreff, weil er täglich bei Frau v. Humboldt speiste; Rahels Bruder Ludwig Robert war zum „stummen Onkel" geworden, und Chamisso hatte nur seine Weltreise im Kopfe, von der er erst im Herbst 1818 zurückkehrte. So verlief denn dies erste Wiedersehen „mit schlechtem Witz und schlechter Lust", und binnen vierzehn Tagen reiste Koreff nach Paris. Dort blieb er zwar mit Varnhagen in dauerndem Verkehr, aber es fehlte nicht an gegenseitigen Reibereien, an denen Varnhagens Unverträglichkeit gewiß mehr Schuld trug als Koreffs Gutmütigkeit. Das hinderte Varnhagen freilich nicht, den Arzt des Hauptquartiers für sich und für Rahel gründlich in Anspruch zu nehmen.

Mit Koreffs Heimkehr nach Berlin hörte auch dieser Verkehr auf, denn Varnhagen ging als preußischer Geschäftsträger an den badischen Hof, von wo er erst 1819 zurückkehrte. Von Koreff hörte er jetzt nur durch seinen Freund Stägemann, von dem er selbst folgendes Bild entworfen hat: „Für seine Freunde war er nie tätig noch besorgt, im Gegenteil, er hat ihnen oft geradezu geschadet, oder vielmehr, Freunde hatte er kaum, sondern nur Kameraden und Genossen, die er größtenteils nicht leiden konnte. Geist jedoch wußte er stets zu schätzen, bei großer Gleichgültigkeit gegen die Inhaber." [1])

Dieser eiskalte, hämische Ostpreuße, der sich als patriotischer Dichter empfohlen hatte und Hardenbergs Gehilfe

1) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ... nebst Briefen, Anmerkungen und Noten von Varnhagen v. Ense, Leipzig 1865, S. 4.

für die innerpolitischen Fragen war, „ein Mann von unansehnlichen Äußeren, auf zwei mißgestalteten Füßen schwierig einhergehend“, verfolgte Koreffs Aufstieg mit bösem Blick, bisweilen mit antisemitischen Regungen, leugnete zweifellose Verdienste Koreffs ab (wie A. W. Schlegels Berufung nach Bonn) und mischte dauernd Wahres mit Falschem. Seine Äußerungen sind also nur mit Vorsicht zu benutzen. Nur eins zeigen sie deutlich: die Wolke von Neid und Mißgunst, die sich um die Sonne von Koreffs Gunst ballte. Varnhagen gibt in seinem „Biographischen Porträt“ offen zu, daß die alten Freunde und Bekannten ihm durch ihren Neid entfremdet wurden. Ein neues Beispiel dafür liefert das kürzlich von Dr. H. Rogge entdeckte Bruchstück Chamissos (S. 293), das kurz nach seiner Heimkehr von der Weltreise entstand. Mit welchem Gemisch von Neid und Spott schildert er da den alten Jugendfreund, der ihm einst zu einer Anstellung in Paris hatte verhelfen wollen und der ihn jetzt sogleich nach seiner Rückkehr aufsuchte, in der Hoffnung, die alten Beziehungen wieder anzuknüpfen! Und wie schwelgt der Schlemihl-Dichter in dem Gedanken, den „Günstling des Glückes“ aus seiner Höhe herabgestürzt zu sehen, nur noch als bettelarmes Wesen, als „gabelförmiges Tier!“

Die alten Beziehungen des Nordsternbundes waren also nicht zurückzuzaubern; trotzdem war er nicht gänzlich tot. Er verwandelte sich vielmehr in einen neuen Bund, dessen Mittelpunkt E. Th. A. Hoffmann wurde, an den sich noch einige Mitglieder des Nordsternbundes persönlich anschlossen. Die Brücke zwischen dem alten und dem neuen Bunde schlug Hitzig, jetzt Hoffmanns Kollege am Kammergericht in Berlin, der sich schon 1805 in Warschau mit ihm befreundet und Beziehungen zwischen ihm und dem Nordsternbunde geschaffen hatte. Jetzt organisierte er neue literarische Tees in Hoffmanns Wohnung, die auf den Namen des Heiligen Serapion getauft wurden und zu deren Stammgästen, außer Hitzig, Hoffmann und Koreff, der feinsinnige Erzähler Con-

tessa gehörte, der sich aber meist auf die Rolle des Zuhörers beschränkte und nur hin und wieder ein kleines, aber entscheidendes Wörtchen einflocht. Gelegentlich erschien auch der alte Nordsternbruder Fouqué und der spätere General v. Pfuel, der gleichfalls im Nordsternbunde verkehrt hatte, während der Buchhändler Reimer, ebenfalls Mitglied des Nordsternbundes, Hoffmanns „Serapionsbrüder" verlegte. In diesem Buche hat Hoffmann seine drei Mitbrüder sprechend gezeichnet, Koreff als Vinzenz, Hitzig als Ottmar, Contessa als Sylvester, während er selbst als Theodor auftritt. Ohne diesem Bunde anzugehören, unterhielten Chamisso, Ludwig Robert und sein Busenfreund Neumann enge persönliche Beziehungen zu Hoffmann, und schließlich unternahm dieser mit Chamisso, Contessa und Fouqué einen merkwürdigen Roman zu vieren, der erst kürzlich unvollendet ans Licht gekommen ist[1]).

Bei den geistigen Bacchanalien der Serapionsbrüder ging es meist sehr mäßig her, in schroffem Gegensatze zu den berühmten Kneipabenden, die Hoffmann mit dem Schauspieler Devrient bei Lutter und Wegener am nahen Gendarmenmarkt abhielt. Es ist daher eine grobe Verwechslung, wenn ein französischer Forscher[2]) Koreff auf Grund seiner Serapionsbruderschaft zum Schlemmer (**débauché**) gemacht hat, der sich mit Hoffmann unter den Tisch zu trinken pflegte. „In einer solchen Zusammenkunft", sagt Hitzig in seiner Hoffmann-Biographie, „wurde eine solche Masse von Witz und Geist konsumiert, daß ein gewöhnlicher Tee durch die ganze Lebenszeit davon hätte bestehen können". Freilich gab es auch Festtage, wo der edle Wein und Champagner in Strömen floß und die Stimmung sich entsprechend steigerte, besonders an Hoffmanns Geburtstagen, aber auch beim Besuch aus-

1) Der Doppelroman der Berliner Romantik, hsg. von Helmuth Rogge, Leipzig 1926.

2) Paul Bonnefon, Le Docteur Koreff, Revue bleue, 17. und 24. März 1906.

erlesener Gäste wie Adam Öhlenschläger, Koreffs alter Pariser Bekannter, der im Sommer oder Herbst 1817 mit Fouqué als Gast erschien und eine höchst lebendige Schilderung von dem genialischen Treiben der Serapionsbrüder hinterlassen hat[1]). Er nennt zwar die Namen der Teilnehmer nicht, aber wenn Koreff nicht noch auf Reisen war, hat er wohl an diesem Symposion teilgenommen. Lassen wir jedoch Öhlenschläger das Wort zu seiner Schilderung:

„Hoffmann, ein burlesker, phantastischer Gnom mit vielem Verstand, stand mit der weißen Schürze wie ein Koch da und bereitete Kardinal aus Weißwein und Champagner. Der Pokal ging unablässig umher. Wir erzählten einander kleine Geschichten und abenteuerliche Ereignisse, die entweder uns oder anderen widerfahren waren[2]) . . . Während wir bei solchen gräßlichen Geschichten dasitzen und die Phantasie durch Kardinal erhitzen, wende ich den Kopf zur Seite und sehe einen kleinen schwarzen Teufel mit einem Horn auf der Stirn und einer roten Zunge, aus dem Munde hängend, sich über meine Schulter beugen. Es war dies eine Marionettenpuppe, die Hoffmann gekauft hatte (er hatte den ganzen Schrank voll), mit der er manipulierte, um mich in einem grausigen Märchen zu erschrecken. Einmal erzählte Fouqué etwas, und nun setzte Hoffmann sich ans Klavier, akkompagnierte Fouqués Erzählung und malte alles mit Tönen aus, je nachdem es grausig, kriegerisch, zärtlich oder rührend war, und das machte er ganz vortrefflich."

Am lebendigsten hat Hoffmann selbst in seinen Rahmenerzählungen den „unruhigen, unsteten Vinzenz" (Koreff) ge-

---

1) Lebenserinnerungen, III, S. 203 ff.

2) Öhlenschläger gibt dann eine grausig-komische Geschichte von einem Juden wieder, die Hoffmann erzählte, die aber wegen ihrer Länge nicht abgedruckt werden kann. Ihr Inhalt ist kurz folgender: Ein Jude läßt sich taufen. Seine tote Frau beängstigt ihn; sie hat keine Ruhe im Grabe, weil sie ungetauft sei. Schließlich wird das Grab geöffnet und die Leiche getauft, worauf der Spuk aufhört. Kurz darauf hat der Jude einen Erbschaftsstreit mit der Familie seiner Frau. Er beruft sich darauf, daß seine Frau getauft sei und somit die Erbschaft ihm gehöre.

schildert [1]. „Er sprudelt über von witziger schalkischer Keckheit“, er ist „der eifrigste Verehrer des Magnetismus“, der „bei seinen herrlichen lichtvollen Kenntnissen, bei seinem steten, in Brillantfeuerwerk auflodernden Humor an allem Mystischen mit ganzer Seele hängt und es auch reichlich in seine Wissenschaft hineinträgt“. Er ist „ein ganzes Geschworenengericht skurrilen Spaßes“, von dessen „zierlichen Kapriolen“ Hoffmann die folgende Probe zum Besten gibt:

„Ich“, nahm Vinzenz das Wort „will meine ganze Habe an Geist und Gemüt zur Bundeskasse tragen. Ich will jedesmal, wenn ich bei Euch einzutreten gedenke, meinem Affen reichlich Zucker darbieten, damit er Lust bekomme zu allerlei zierlichen Kapriolen. Und da Euer Schutzpatron allen Ruhm, alle Ehre erworben durch geziemlichen Wahnsinn, will ich mich vorzüglich bemühen, ihm nachzueifern, so daß es dem Bunde nie an lobenswerter Tollheit fehlen soll. Ich kann, wünscht Ihr es, meine geschätztesten Serapionsbrüder, mit den saubersten fixen Ideen wechseln. Ich kann mir wie der Professor Titel einbilden, römischer Kaiser, oder wie der Pater Sgambari, Kardinal zu sein. Ich kann wie jene Frau des Trallianus glauben, das Weltall ruhe auf meinem linken Daumen, oder meine Nase sei von Glas und leuchte in den schönsten Farben prismatisch auf an Wand und Decken, oder mich wie der kleine Schotte Donald Monro für einen Spiegel halten und alle Blicke, Grimassen, Posituren dessen nachmachen, der mir ins Gesicht schaut. Ja, ich kann überzeugt sein, meine anima sensitiva habe mir, wie dem Chevalier d'Epernay, den Kopf kahl geschoren, und ich flößte Euch nur Respekt ein durch die wenigen Haare, die ich noch auf den Zähnen behalten. Ihr werdet als würdige Serapionsbrüder all diesen Wahnsinn zu ehren wissen!“

Daß beide Männer trotz solcher tollen Ausgelassenheit ernste und fleißige Arbeiter in hohen Staatsstellungen waren, braucht kaum betont zu werden; man kann es dürren Pedanten überlassen, ihnen daraus einen Strick zu drehen.

Aber nicht nur als Vinzenz lebt Koreff in den „Serapionsbrüdern“ fort; auch in der Novelle „Das öde Haus“, die im Herbst 1817 entstand, ist er der „Dr. K., berühmt durch

1) Die Serapionsbrüder, II, 1. und 2. Abschnitt.

seine Behandlung und Heilung der Wahnsinnigen, durch sein tieferes Eingehen auf das psychische Prinzip, welches sogar oft körperliche Krankheiten hervorzubringen und wieder zu heilen vermag". In derselben Novelle tritt auch der Graf P[ückler] auf, der damals Beziehungen zu Hoffmann und seinem Kreise unterhielt, die vermutlich sein Schulfreund Contessa herbeigeführt hatte; er schenkte Hoffmann zu seiner größten Freude eine Originalzeichnung des phantastischen Jacques Callot und lud ihn nach Muskau ein. Da Pückler am 9. Oktober 1817 Hardenbergs Schwiegersohn geworden war, werden wir noch ausführlich auf ihn eingehen. Übrigens war auch Hoffmann damals gelegentlich bei dem Staatskanzler zu Gaste.

Auch Koreff verehrte dem Meister 1820 eine Mappe Callotscher Blätter und regte ihn dadurch zu dem herrlichen Märchen „Brambilla" an, in dem später Charles Baudelaire „den Katechismus der höheren Ästhetik" fand. Die Erstausgabe der „Brambilla" war mit acht jener Callotschen Blätter geschmückt. Aber mit solchen einzelnen Anregungen war der geistige Austausch beider Männer keineswegs erschöpft. Wir haben schon anläßlich des Operntextes „Don Tacagno" angedeutet, wie sehr ihre Welten sich berührten und ineinanderflossen. Als Arzt und Magnetiseur, der die merkwürdigsten seelischen Krankheiten behandelte, war Koreff ein Wahlverwandter des klassischen Dichters des Dämonischen und Rätselhaften, der die verwickeltesten seelischen Probleme, die Spaltung des Ich, die unheimliche Macht fixer Ideen und Träume, die rätselhaften Kräfte des Unterbewußtseins, die verschiedenen Stufen des Wahnsinns, mit wunderbarer Hellsichtigkeit und psychologischer Meisterschaft behandelte. Die heutige Medizin erkennt an, daß Hoffmanns Kunst keine Ausgeburt romantischer Exzentrizitäten war, sondern die getreue Wiedergabe pathologischer Zustände, die umfassende psychiatrische Kenntnisse und hohe psychologische Be-

gabung bezeugt. Ein mutiger Irrenarzt[1]) bezeichnet Hoffmanns Werke geradezu als Quelle für den Stand der damaligen psychiatrischen Kenntnisse und empfiehlt sie den heutigen Psychologen und Psychiatern zum Studium.

Koreff und Hoffmann konnten sich also gegenseitig ergänzen. Was Hoffmann aus dichterischer Intuition oder qualvoller Selbstbeobachtung wußte, konnte Koreff ihm aus ärztlicher Erfahrung bestätigen, ja berichtigen, und umgekehrt war es für ihn eine Bereicherung, mit einem Menschenkenner und Menschenbildner, der über seinen Problemen und Figuren stand und tief über sie nachgedacht hatte, von Dingen zu sprechen, die er sonst nur an verzückten Somnambulen oder hemmungslosen Neuropathen beobachtete und von ihnen hörte. In dieser Erschließung der Nachtseiten des Seelenlebens und ihrer rätselhaften Vorgänge lag der ungeheure Fortschritt der Romantik über die Aufklärung, mag sie im einzelnen auch über das Ziel hinausgeschossen sein; hier kommen wir wirklich in die Tiefe der romantischen Bewegung.

Wie nahe beide Männer sich durch diesen geistigen Austausch kamen, zeigt nicht nur der äußerliche Umstand, daß Koreff einer der ganz wenigen Duzfreunde Hoffmanns wurde, sondern auch, daß dieser dem Serapionsbruder Vinzenz das genialste Stück seines Buches, die groteske „Königsbraut", zugewiesen hat. Wenn auch die Zuweisung der einzelnen Erzählungen an die Serapionsbrüder zu Hoffmanns Technik gehört und er zweifellos der eigentliche Schöpfer war, so mag doch eine wirkliche Erzählung Koreffs zugrunde liegen, und jedenfalls beweist diese Zuweisung die hohe Achtung, in der Koreff bei ihm stand. Wie Hitzig be-

1) Otto Klinke, E. Th. A. Hoffmanns Leben und Werke vom Standpunkt eines Irrenarztes, Braunschweig und Leipzig 1903. Den Hinweis verdanke ich der aufschlußreichen Schrift „Fünf Kapitel über H. Heine und E. Th. A. Hoffmann" von Heinrich Uhlendahl, Berlin 1919.

richtet, ordnete Hoffmann, der selbst sonst stets den Ton angab, sich Koreff willig unter, weil dieser ihn „an sprudelndem, lebendigem Witz oft und an Kenntnissen immer überbot“. Im dritten Abschnitt werden wir sehen, wie sich Hoffmann und Koreff auch literarisch noch mehrfach begegneten.

Von Hoffmann und seinem Kreise kommen wir unmittelbar zu dem sog. tierischen Magnetismus, der alle Beziehungen Koreffs überlagerte, denn zu seinen Anhängern zählten nicht nur Hardenberg und Humboldt mit ihren Familien, sondern auch Männer wie der Generaldirektor des preußischen Militärlazarettwesens, Dr. Ludwig v. Voß, Koreffs Kollegen Hufeland und Schleiermacher, der freilich sein Feind war, aber Wolfart zum Hausarzt hatte, weite Kreise des Adels und des Bürgertums, kurz alle Volksschichten, wogegen die Anhänger der Schulmedizin, die sich durch den Magnetismus bedroht fühlten, und die Rationalisten, die alles, was sie nicht verstanden, auf den Kehricht warfen, ihn verneinten und als Schwindel brandmarkten, trefflich unterstützt durch die Mißgriffe und Mißerfolge von Pfuschern, die auf diesem noch ungeklärten Gebiet ihr Unwesen trieben. Kurz, es gab nach Goethes Wort nur Enthusiasten und Widersacher.

Wir wollen versuchen, ein einigermaßen objektives Bild zu gewinnen, obwohl wir uns die Schwierigkeiten dieses Unternehmens nicht verhehlen. Dauert dieser Streit doch bis heute in wenig veränderter Form weiter, und die Sache wird nach wie vor von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, wenn wir auch festeren Boden unter den Füßen haben als unsere Vorfahren vor hundert Jahren. Die Anhänger der Schulmedizin pflegen ja noch jetzt alle zu verketzern, die ihre Kreise stören; sie herrschen noch jetzt an den Universitäten und in den Medizinalabteilungen der Ministerien, und auf der Gegenseite finden wir ebenso nicht selten Kurpfuscher und Schwindler, die ihren Feinden bequemes Material liefern und Anlaß zu einer strengen Gesetzgebung gegen das Kur-

pfuschertum gegeben haben, die auch ernsten und erfolgreichen Magnetopathen die Hände bindet.

Die Lehre vom tierischen Magnetismus geht auf F. A. Mesmer zurück, der durch seine hypnotischen Experimente in Paris, in den schwülen Jahren vor dem Ausbruch der großen Revolution, großes Aufsehen erregt und leidenschaftliche Anhänger, aber auch erbitterte Gegner, namentlich unter den Ärzten, gefunden hatte. Auf deren Betreiben war er schließlich ausgewiesen worden und lebte seitdem still zurückgezogen in seiner Heimat, in dem malerischen Meersburg am Bodensee, wo er 1815 starb; er ragt also noch in die Zeit hinein, die uns beschäftigt. In seiner Lehre, die einst Lavater in den Kreisen der Erweckten verbreitet hatte, verquickte sich die Entdeckung unleugbarer psychischer Tatsachen mit falschen Theorien und wunderlichen Praktiken, die den wundersüchtigen Schwarmgeistern des ausgehenden 18. Jahrhunderts imponierten. Sie sahen in der Naturkraft der magnetischen Allflut das geheime Lebensprinzip, das alle Krankheiten heilen, ja verhüten sollte, wie heute der Couéismus oder die Gesundbeterei, aber zugleich wurde der Magnetismus von Gauklern wie Cagliostro zu plumpen Betrügertricks ausgenutzt. So erschienen Hypnose und Somnambulismus, an denen heute kein Mensch mehr zweifelt, bald als Zauberei, als Auswirkung übernatürlicher Kräfte, bald als grober Schwindel.

Dies halbverschollene Naturevangelium erlebte im Anfang des 19. Jahrhunderts eine Auferstehung, Hand in Hand mit der mystisch-philosophischen Vertiefung der Naturwissenschaften durch die Romantik. In Berlin[1]) war schon 1811 ein Professor Kluge an der medizinisch-chirurgischen Militärakademie in einer Schrift dafür eingetreten, und der

1) S. W. Ermans schon genannte Schrift „Der tierische Magnetismus in Preußen", Berlin und München 1925, die zwar nur eine heftige Parteipolemik gegen den „Magnetismus", aber durch ihre Urkunden wertvoll ist.

Magnetiseur Wolfart, ein Mitglied des Nordsternbundes, hatte 1812 Vorlesungen über den Mesmerismus angekündigt und den greisen Mesmer persönlich aufgesucht. Während der Befreiungskriege hatte er dann in einem Berliner Lazarett selbst Typhus und Starrkrampf nach seiner Theorie behandelt, und nach dem Friedensschluß machte er in zwei Schriften die wunderbaren, noch heute heiß umstrittenen Erscheinungen des Somnambulismus (Hellsehen, Fernsehen, Voraussehen der Zukunft) bekannt. Seitdem wurde der „Magnetismus" Modesache. Überall tauchten schlafwandelnde Frauen und „magnetische" Heilkünstler auf. „Sicherlich", sagt Max Lenz, „hing die Bewegung mit der allgemeinen Erregung zusammen, die sich im politischen und geistigen Leben der Gemüter bemächtigt hatte, und die seit dem Kriege immer weitere Kreise ergriff. Hier wie dort sehen wir die Richtung auf das Geheimnisvolle, aus den Tiefen des Lebens Emporquellende und jenseits des Erkennbaren Waltende! Der religiösen Mystik, der naturwissenschaftlichen Spekulation und den auf Vertiefung des politischen und nationalen Lebens gerichteten Bestrebungen entsprach diese mystische Heilkunst." [1]).

Auch Koreff gehörte, wie wir bereits sahen, zu ihren Jüngern. Er hatte sie schon von seinem Vater ererbt und war in dem Zwielicht wundersüchtiger Mystik und dummdreister Verneinung aufgewachsen, das ihre erste Entwicklung umgab. Durch seine „magnetischen" Kuren hatte er sich schon auf dem Wiener Kongreß bekannt gemacht. Sein Bekenntnis zum Magnetismus hat er in mehreren Briefen an Hufeland, in den scharfen Anmerkungen zu dem Gutachten der Kommission zur Prüfung des Magnetismus und vor allem später, in Paris, in jenem offenen Briefe niedergelegt, den der französische Praktiker und Theoretiker des „tierischen Magnetismus", J. P. F. Deleuze, 1825 am Schluß seines „Praktischen Unterrichts" veröffentlicht hat.

---

1) Vgl. auch Treitschke, Deutsche Geschichte, II, S. 79.

Wir wissen heute, und die Magnetopathen räumen es selbst ein, daß die damaligen theoretischen Grundsätze der Lehre falsch waren. Obwohl selbst ein Arzt vom Range Hufelands glaubte, „daß der tierische Magnetismus dem mineralischen völlig analog sei, nur in der lebendigen Potenz"[1]), sind magnetische Eigenschaften des menschlichen Körpers oder ein Einfluß des Eisenmagnets auf ihn bisher nicht nachgewiesen. Dagegen ist die Elektrizität, die Tochter des Magnetismus, schon damals im Tierkörper festgestellt worden[2]). Die Ausdrücke „tierischer Magnetismus", „Magnetiseur", oder wie man heute sagt „Magnetopath", sind also sachlich falsch und irreführend; wir haben sie deshalb stets in Anführungsstriche gesetzt. Immerhin haben sie sich eingebürgert, und man hat noch keinen Ersatz für sie gefunden; ebenso ist die Kraft, die sie bezeichnen sollen, noch namenlos und unbekannt. Auch Ausdrücke wie Suggestion und Hypnose sind nichts weiter als behelfsmäßige Bezeichnungen, die zudem nur für einzelne Erscheinungen aus einem großen Komplex gelten, zu dem noch dunklere und umstrittenere Probleme wie das Hell- und Fernsehen gehören. Wir wollen jedoch festhalten, daß Koreff in dem Brief an Deleuze[3]) zugab, für die Einwirkung magnetischer Metalle auf den menschlichen Körper keine Beweise zu haben. Dies Geständnis macht seiner Wahrheitsliebe alle Ehre, zumal das „Baquet", der von Mesmer erfundene „magnetische Behälter"[4]), damals noch das A und O der „magnetischen" Behandlung war. Koreff war also auf dem richtigen Wege,

---

1) Nach W. Erman, S. 94.

2) Schon 1798 von Joh. Wilhelm Ritter (1776—1810) in seinem „Beweis, daß ein beständiger Galvanismus den Lebensprozeß der Tiere begleitet". Dubois-Reymond hat Ritters Verdienste in seinen Untersuchungen über die tierische Elektrizität zu Ehren gebracht.

3) S. Seite 508 ff.

4) S. Seite 167.

ist ihn aber nicht bis zu Ende gegangen, sonst hätte er die Behandlung am Baquet ganz verworfen.

Wie eine solche Behandlung vor sich ging, schildert uns anschaulich der dänische Dichter Öhlenschläger, der im Sommer oder Herbst 1817 Wolfarts magnetopathische Anstalt besuchte [1]):

„Professor Wolfart treibt hier den Magnetismus ins Große und hat eine ordentliche Fabrik für seine Patienten, die er alle mit Hilfe desselben kuriert. Herr Muhr aus Kopenhagen ... führte mich in Wolfarts Laboratorium, einen großen finsteren Saal voll von Herren und Damen, die stumm wie das Grab dasaßen und sich selbst magnetisierten. Zwei große magnetische Säulen stehen in jedem Winkel des Saales; von diesen Säulen gehen dünnere Stahlstäbe aus. Nun setzen die Patienten sich in zwei Kreisen um die Hauptsäulen; jeder nimmt seine Stahlstange in die Hand, setzt sie auf die Herzgrube und fängt nun an, so lange darauf zu reiben, bis er in Schlaf fällt. Darauf führt der Professor die Schlummernden auf einige kleine Sophas, die sich an den Wänden hinter grünen Gardinen befinden. Und wenn nun jeder in seinem Behältnis sitzt, so flüstert er ihnen, wie ein Beichtvater in seinem Beichtstuhle, zu und erhält Antwort. Übrigens herrscht Totenstille da, und keiner spricht mit dem andern ein Wort. Ich folgte Wolfart und hörte ihn eine Dame etwas über ihren Zustand fragen. Sie sagte, daß sie noch einige Wochen das Medikament gebrauchen müsse, das sie angefangen habe usw. Es war nicht so amüsant wie bei Tschöpholz in Wien. Hier waren mir zu viele. Es war nicht so zauberhaft wie mit jenem einzelnen Clairvoyant ... Kurz ich hatte genug an dem einen Mal und kam nicht öfter, obgleich der Professor so freundlich war, mir freien Zutritt zu erlauben, so oft ich wollte.“

Ein bekannter Berliner Magnetopath, von dem ich zwei erstaunliche Kuren selbst erlebt und in ihren Folgen beobachtet habe, antwortete mir auf die Frage, was er von diesem Verfahren hielte, lakonisch: „Coué.“ Die Patienten wurden dadurch für eine Weile gezwungen, sich zu konzentrieren. In diesem Zustande wurden sie suggestiven Worten des Arztes zugänglicher als sonst. Alles übrige ist Selbsttäuschung. Insofern war also das Baquet trotz seiner falschen Voraus-

1) Lebenserinnerungen, III, 209 f.

setzungen nicht ganz zwecklos, wenn sich die gleiche Wirkung natürlich auch mit anderen Mitteln erreichen läßt. Das mag auch Koreff bestimmt haben, das Baquet nicht ganz zu verwerfen. Welche Gefahren freilich im Hypnotisieren durch Unberufene oder gar durch verbrecherische Menschen liegen, das hat Koreff gleichfalls mehrfach deutlich ausgedrückt. Nur dem erfahrenen Arzte will er diese Behandlung erlauben.

Völlig verschieden ist diese hypnotische Behandlung, obwohl sie mit ihr Hand in Hand gehen kann, von der sog. magnetischen, bei welcher der „Magnetiseur" nicht auf die Seele seines Patienten, sondern durch Striche oder einfach durch Handauflegen auf seinen Körper einwirkt. Aber während die Anhänger der Schulmedizin die Suggestion und Hypnose heute anerkennen, ja sie teils selbst anwenden, leugnen sie die Möglichkeit der „magnetischen" Heilung glatt ab und erklären sie für Betrug oder Selbstbetrug. Und doch ist sie oft genug eingetreten, wo das Messer und die Gifte der Allopathen versagt haben. Es ist indes noch kein Menschenalter her, daß man die Wünschelrute für Aberglauben und Unfug erklärte, und doch haben hervorragende Physiker ihre tatsächliche Wirksamkeit in einer ganzen Reihe von Fällen anerkannt. Ebenso dürfte der Mensch nach der Wissenschaft des letzten Menschenalters heute nicht fliegen, denn sie hat das Fliegen für unmöglich erklärt. Solche ergötzlichen Beispiele ließen sich häufen. Eine gerade herschende Schulmeinung ist niemals befähigt, das letzte Wort über noch ungelöste Probleme und Naturvorgänge zu sprechen, denn sie bewegt sich mit der Kraft des Beharrungsvermögens in ausgefahrenen Gleisen.

Die beiden eben gekennzeichneten grundverschiedenen Methoden wurden von Koreff und seinen Genossen jedoch durcheinandergeworfen und mit einer dritten psychischen Fähigkeit verquickt, dem Hell- und Fernsehen und der Divination, die sie in den Dienst ihrer „magnetischen" Kuren stellten. In diesem Punkte weicht die heutige magneto-

pathische Praxis völlig von der ihren ab. Ein ernster Magnetopath begnügt sich heute mit der praktischen Anwendung seiner Heilkraft, für die er keinen Namen und keine Theorie hat. Die dunklen Probleme des Hell- und Fernsehens und des Voraussehens der Zukunft aber überläßt er den Psychologen und Metaphysikern. Nie wird er mit seinen Patienten gemeinsame Sache machen, indem er sich ihre Behandlung von ihnen selbst oder von anderen hellsehenden Personen vorschreiben läßt. Womit jedoch nichts darüber ausgesagt sein soll, ob Medien von großem hellseherischen Vermögen befähigt sein können, nützliche Winke für die Heilbehandlung zu geben. Daß solche Prozeduren nicht unbedenklich sind, gibt übrigens Koreff in seinem Brief an Deleuze selbst zu. Sein eigner Standpunkt bleibt dabei schwankend. Er löst diesen Zwiespalt, indem er sich von Fall zu Fall entscheidet, ob er einen Patienten lediglich nach seiner eignen ärztlichen Erfahrung oder nach dem divinatorischen Verfahren behandeln soll. Sein System ist also ein merkwürdiges Gemisch von Allopathie und Magnetismus. Es mußte den Gegnern eine bequeme Angriffsfläche bilden; selbst Hufeland warf Koreff mit Recht vor: „Das Nämliche (die Divination) tat Cagliostro auch!"

Aber auch die damalige Schulmedizin, die sich für unfehlbar hielt, tappte nicht weniger im Dunkeln, und ihre Theorien und Methoden waren zum Teil nicht weniger falsch als die ihrer Gegner. Manche darunter sind längst überwunden und erregen nur noch mitleidiges Lächeln. Und wenn die damaligen Anhänger der Schulmedizin die Irrtümer, Mißerfolge und übertriebenen Hoffnungen der Mesmerianer immer wieder geräuschvoll brandmarkten, so muß man auch die Gegenrechnung ziehen und fragen, wie viele Allopathen damals wohl durch verkehrte Methoden oder persönliche Unfähigkeit ihre Kranken ins Grab gebracht haben. Gerade Koreff gehörte ja zu den ersten Ärzten, die mit solchen approbierten Methoden brachen. Er erkannte, daß die alten

Rassen Europas durch Aderlässe und Schröpfköpfe künstlich blutarm gemacht wurden, und empfahl kräftige Nahrung und frische Luft statt der Hungerkuren und der Absperrung der Kranken.

Wir mußten wohl so weit ausholen, um die leidenschaftlichen Kämpfe für und wider den Magnetismus zu verstehen, in deren Mittelpunkt Koreff stand. Mit Absicht haben wir der scheltenden allopathischen Parteipolemik Urteile aus dem andern Lager entgegengestellt, unter denen die des Dr. Ludwig v. Voß und Schleiermachers besonders ins Gewicht fallen[1]), das des letzteren um so mehr, als er ein persönlicher Gegner Koreffs war[2]). Doch haben wir auch Gegenäußerungen wie die des um das Irrenwesen verdienten Staatsrates Langermann nicht unterdrückt, und nachstehend sei die Meinung von Koreffs Jugendfreund Chamisso wiedergegeben, die aus doppelten Gründen hierher gehört. Sie steht in einem Brief an seinen Freund de la Foye.

„Im strengsten Sinne weiß bei uns die Wissenschaft davon (vom Mesmerismus) nichts, obgleich selbst wissenschaftliche Leute sich hie und da damit besudeln. Kein Faktum ist beglaubigt, der Glaube ist in dem Wesen der Menschen begründet; der Aberglaube ist dessen ihm angemessenste Form. Zauberei ist zu allen Zeiten und [an allen] Orten zu Hause; Wind, Wetter und Krankheiten werden bei uns im Volke wie auf den Inseln der Südsee und unter den Eskimos besprochen. Die in unseren aufgeklärten Zeiten an Christum zu glauben aufgehört, bekennen sich am willigsten zu Mesmer, der ihnen allenfalls Christum wieder als seinesgleichen unterschiebt."

Wir geben dies Urteil um so lieber wieder, als es bei dem gelehrten Einsiedler zweifellos aus innerer Überzeugung quoll und nicht durch persönliche Motive bestimmt war. Etwas merkwürdig mutet es freilich bei dem Schlemihldichter

---

1) Auf Wolfart schworen auch der Rechtslehrer Savigny und der Philosoph Solger von der Berliner Universität.

2) Wir kennen die Gründe nicht; mit Antisemitismus hatten sie bei dem Freunde der Henriette Herz jedenfalls nichts zu tun.

an, zumal er trotz dieser rationalistischen Denkweise im Verkehr mit E. Th. A. Hoffmann blieb. Aber durch seine Forschertätigkeit war das rationalistische Element in ihm immer stärker entwickelt worden; in späteren Jahren hat er sogar zwei (noch unveröffentlichte) Lustspiele verfaßt, die „Wunderkur" (1825) und den „Wunderdoktor" (1828), zu denen Koreff vielleicht Modell gestanden hat [1]).

Die Regierung selbst stand schwankend zwischen den hadernden Parteien. Sie schien sogar nicht abgeneigt, der „magnetischen" Heilbehandlung einen weiteren Spielraum zu gewähren, setzte aber pflichtmäßig eine Kommission zur Begutachtung des „tierischen Magnetismus" ein, und da diese, mit Ausnahme Hufelands, selbst Partei gegen den „Magnetismus" war, verlief die Sache im Sande. Immerhin bestand die Regierung auf Koreffs und Wolfarts Professur, trotz des wütenden Widerstandes der Berliner Fakultät, berief auf Koreffs dringende Empfehlung Ennemoser nach Bonn und schrieb sogar, wohl wiederum auf Koreffs Betreiben, eine Preisaufgabe über den Magnetismus aus, die jedoch ganz negative Ergebnisse hatte [2]). Und nach Koreffs Abschied und Hardenbergs Tode verlor die Regierung das Interesse an der Sache.

Man könnte sich für den „Magnetismus" vielleicht noch mehr erwärmen, sähe man nicht, daß seine Anhänger auch nur Menschen waren und aus Verfolgten sofort zu Verfolgern wurden, wenn eine neue medizinische Methode der ihren Abbruch zu tun drohte. So erfuhr es Samuel Hahnemann, der Begründer der Homöopathie, der, überall verfolgt, beim preußischen Kriegsminister Verständnis für seine

1) Helmuth Rogge, Der Doppelroman der Berliner Romantik, Leipzig 1926, II, S. 235.

2) Erman behauptet sogar, Koreff habe sich an dem von ihm selbst veranlaßten Preisausschreiben beteiligt, und bezeichnet eine ganz minderwertige Preisschrift als die seine, muß aber diese Behauptung in der Biographie seines Großvaters Paul Erman zurücknehmen!

Lehre gefunden hatte. Sofort fiel Koreffs Freund, der Generalchirurgus Rust, über ihn her und suchte ihn zu vertreiben. Unwillkürlich denkt man an die Reformationszeit, wo Katholiken, Lutheraner und Kalvinisten sich gegenseitig verketzerten und umbrachten. Gegen Freidenker und Hexen aber wüteten alle drei Bekenntnisse gleich erbarmungslos, und den Protestanten waren die Papisten lieber als die Reformierten [1]).

Man begreift hiernach, warum Allopathen wie Mesmerianer sektenmäßig zusammenhielten und sich gegenseitig durch dick und dünn unterstützten. Ein Beispiel dafür ist die Beharrlichkeit, mit der Koreff dafür sorgte, daß Ennemoser, ein alter Kampfgenosse Andreas Hofers, nach Bonn berufen wurde. Seine Empfehlungen atmen einen geradezu religiösen Schwung für „die heilige Sache des Magnetismus", die Unbedingtheit des Parteigängers. Ennemosers Berufung scheint indes nicht viel Staub aufgewirbelt zu haben, zumal die Regierung bei der Besetzung der Lehrstühle einer neuen Universität freie Hand hatte und sich noch keiner geschlossenen Professorenkaste gegenübersah. Um so mehr verargte man Koreff die Berufung seines Freundes Wolfart an die Universität Berlin, die gleichfalls gegen den Willen des Ministers v. Schuckmann und der Fakultät (durch Kabinettsordre vom 7. Februar 1817) erfolgte. Sie hat zweifellos die Mißstimmung der Berliner Fakultät gegen Koreff noch verschärft, obwohl Hardenberg, bei dem Wolfart aus- und einging, und Humboldt, bei dem er Hausarzt war und der ihn schon am 1. Dezember 1815 an Hardenberg empfohlen hatte, nicht minder daran beteiligt waren. Allerdings stammt der Entwurf der Kabinettsordre vom 5. Mai 1816, durch die der Minister v. Schuckmann beauftragt wurde, Vorschläge über Wolfarts

1) Selbstredend überschüttet auch W. Erman die Homöopathie mit einem Hagel von Schimpfwörtern. Er scheint nicht zu wissen, daß ein hervorragender Kliniker (Bier) noch kürzlich den Mut gehabt hat, eine Lanze für sie zu brechen.

Professur und eine Mietentschädigung für seine magnetopathische Privatanstalt zu machen, von Koreffs Hand [1]). Und am selben Tage, wo die Kabinettsordre seiner Ernennung erging, erfolgte auch das Preisausschreiben über den Magnetismus.

Koreffs Parteiinteresse ging selbst bis zum frommen Betrug. Als Hufeland ihm vorwarf, er habe von glaubwürdigen Leuten gehört, daß Koreff eine Somnambule zur Erforschung der Zukunft und zur Divination über die Brunnenkur benutzt habe, stritt er das erste empört ab, obwohl es durch einen Gesandtschaftsbericht erhärtet ist, und gab über das zweite eine dehnbare Antwort, obwohl er später, in seinem Brief an Deleuze, durchaus nicht verhehlte, daß er das divinatorische Verfahren häufig angewandt habe. Mehr noch, er forderte Hufeland im Namen des Staatskanzlers auf, ihm seine Gewährsmänner anzugeben, was dieser selbstredend abschlug. Diese Unwahrhaftigkeit steht um nichts höher als die Mittel, mit denen die Berliner Fakultät Koreffs Professur zu Fall zu bringen suchte. Und wie die Parteimoral ihn hier zur Unredlichkeit verleitete, trübte sie auch seinen klaren Blick gegenüber den Künsten und Ränken der Friederike Hähnel. Wir haben diese Dinge schon in an-

1) Über Wolfarts langjährige Versuche, eine Professur zu erlangen, und die Vorgänge bis zu seiner Berufung s. W. Erman, S. 43 ff., und Max Lenz, I, 589 ff. Wolfarts Gehalt wurde zum Trost für sein langes Warten um ein Jahr zurückdatiert. Übrigens kann Wolfart nicht der medizinische Dilettant gewesen sein, als den seine Gegner und Neider ihn hinstellten. Wie aus den Vorlesungsverzeichnissen der Universität hervorgeht, hielt er neben Vorlesungen über den Mesmerismus und die lebensmagnetische Heilkunst auch solche über Semiotik, über psychische und krampfhafte Krankheiten, über Heilmittellehre, über allgemeine Therapie, über Ausschlagkrankheiten, über Pathologie und Therapie der Gemüts- und Nervenkrankheiten, über die Schriften des Hippokrates, gab eine Übersicht über die Heilwissenschaften und ihr Studium und hielt klinische Übungen ab. Er beherrschte also ein weites Gebiet und war nicht nur Praktiker, sondern auch Historiker der Medizin.

derem Zusammenhange gewürdigt, aber erst jetzt können wir sie völlig verstehen. Koreff war hier wirklich ein betrogener Betrüger[1]), und er hat sich damit selbst ins Verderben gestürzt.

Wir haben den Ereignissen teils schon vorgegriffen und müssen daher den Faden zeitlicher Abfolge wieder aufnehmen. Eine neue große Aufgabe winkte Koreff, als im Frühjahr 1818 die Begründung der Universität Bonn endgültig beschlossen wurde. Es war nach der Gründung der Universität Berlin (1810) die zweite jener Zeit und gleich ihr „ein echt vaterländisches Ereignis", wie A. W. Schlegel rühmte[2]). Nimmt man dazu die Verlegung der alten Universität Frankfurt nach Breslau (1811), die Erneuerung der durch Napoleon auf den Kopf gestellten Universität Halle und ihre Verschmelzung mit der Universität Wittenberg, so muß man zugeben, daß die damalige preußische Regierung auf dem Gebiet des Bildungswesens Großartiges geleistet hat.

Die Begründung von Bonn stand freilich schon unter einem anderen Zeichen als die von Berlin. Hatte die Regierung hier, in den Jahren der Fremdherrschaft, einen nationalen Sammelplatz geschaffen und die Mobilmachung der Geister für den Befreiungskampf eingeleitet, so wollte sie jetzt durch die Begründung von Bonn die Gärung und Unzufriedenheit in den Rheinlanden beschwichtigen, die neuerworbene Provinz auch geistig erobern und zugleich die Geister unter die heilsame Kontrolle des Staates bringen. Denn inzwischen hatten die Staatsmänner der Heiligen Allianz selbst Angst vor den Geistern bekommen, die sie gerufen, und sich schwer über das Wartburgfest der deutschen Burschenschaften (18. Oktober 1817) beunruhigt. Und wäh-

1) Selbst Graf Pückler schreibt, als er sein Feind geworden war und ihm den Dolch in den Rücken gestoßen hatte: „Was all die magnetischen Tollheiten betrifft, so glaube ich beinahe, daß er sich dabei ebensosehr betrügt als andere." (13. Oktober 1821.)

2) Die alte, 1777 begründete kurkölnische Universität war in den Wirren der französischen Revolutionskriege untergegangen.

rend des Aachener Kongresses hatte der rumänische Schriftsteller Stourdza im Auftrage des Zaren Alexander I. eine politische Schrift über den gegenwärtigen Zustand Deutschlands veröffentlicht, worin er die deutschen Hochschulen als Brutherde des revolutionären Geistes verdächtigte. Die Begründung der Universität Bonn hing also an einem seidenen Faden, und es bedurfte der ganzen Geschicklichkeit Hardenbergs und Altensteins, um dem König die Stiftungsurkunde — am 18. Oktober, dem Jahrestage der Schlacht bei Leipzig — abzuringen[1]). Eben deshalb hatten sie es auch mit der Begründung von Bonn so eilig. Im folgenden Jahre, nach der Ermordung Kotzebues durch den Studenten Karl Sand, wäre sie gewiß nicht mehr möglich gewesen, denn nun wirkte sich die Angst der Regierungen vor dem Umsturz in den Karlsbader Beschlüssen (20. September 1819) aus, die zu scharfen Maßregeln gegen die Universitäten führten, von denen in Bonn selbst ein Patriot wie E. M. Arndt betroffen wurde. Bonn ist also in letzter Stunde begründet worden.

Erst die Urkunden unseres Buches lassen voll erkennen, welch großen Anteil Koreff an dieser Universitätsgründung gehabt hat. Hier ist in erster Linie als Koreffs Verdienst zu buchen, daß er A. W. v. Schlegel gewonnen, und nicht weniger, daß er ihn bewogen hat, in Bonn zu bleiben, als Schlegel im Unmut über die Einsetzung von Regierungskommissaren zur Überwachung der Universitäten seine Professur niederlegen wollte. Ebenso war es wesentlich Koreffs Werk, wenn Schlegel zur Beschwichtigung seines Unmuts einen langen Urlaub nach London erhielt, um die dortigen indischen Handschriften zu studieren und die Sanskritwissenschaft nach Bonn zu verpflanzen. Schlegels Name war ein Programm, und seine Berufung war für Preußen ebensosehr ein ideller

---

1) Dies ergibt sich aus der Notiz von Johannes Schulze, Altensteins rechter Hand im Kultusministerium, bei E. Müsebeck, Das Preußische Kultusministerium vor hundert Jahren, 1918, S. 301. Vgl. ebd., S. 194.

Gewinn, wie sein Fortgang eine moralische Ohrfeige gewesen wäre. Dagegen gelang es Koreff nicht, Ludwig Tieck, ein Berliner Kind[1]), für Berlin und Schelling für Bonn oder Berlin zu gewinnen; beide haben den Weg nach Preußen erst viel später gefunden. Alle drei waren Väter der Romantik und Koreffs einstige Lehrmeister, zu denen er als Student aufgeblickt hatte. Man kann sich daher denken, mit welcher Genugtuung er jetzt aus leitender Stelle an sie schrieb, um ihnen den Tribut seiner Dankbarkeit zu zollen.

Gewiß wurden nicht alle seine Vorschläge befolgt, und nicht alle seine Bemühungen führten zum Ziel, aber sein Verdienst wird dadurch nicht geschmälert. Es war ein glücklicher Gedanke Hardenbergs, einen so vielseitigen und erfahrenen Mann, der eine so geschickte Feder führte, mit dieser Aufgabe zu betrauen. Übrigens lag der Keim dazu ja schon in den Zusagen, die er Koreff in Wien und Paris gemacht hatte. Eigentümlich ist die Art, wie Max Lenz (II, 1, S. 23) den Sachverhalt darstellt: „Hardenberg zog den gerissenen Doktor an sich heran, weil er ihn gebrauchen konnte, als Arzt wie als Gesellschafter . . . sowie auch in den Geschäften, zumal [bei] den zahlreichen Korrespondenzen und Unterhandlungen, welche die Gründung der rheinischen Universität nötig machte . . . Daß er in seinem Vertrauen nicht weiter ging, als er es für zweckmäßig hielt, bezweifle ich keinen Augenblick . . . Aber benutzt hat ihn der Fürst, und ich glaube kaum (die Korrespondenz Koreffs mit Altenstein und diejenige Hardenbergs selbst, die aus Koreffs Feder stammt, beweisen es), daß bei der Ein-

---

1) „Am 13. September 1819, in dem Augenblick, wo durch die Absetzung de Wettes die akademische Freiheit in Preußen mit Vernichtung bedroht wurde, hat der Staatskanzler Altenstein dazu aufgefordert [Tieck zu berufen], wieder ein Beweis dafür, wie angelegen er es sich sein ließ, die politischen Repressionsmaßregeln und die Pflege des Geisteslebens auseinanderzuhalten. Das Schreiben war, wie wir kaum noch zu bemerken brauchen, von Koreff konzipiert." (Max Lenz. II, 1, S. 30 f.)

richtung der Bonner Universität, besonders auch in den Berufungsfragen, irgend jemand größeren Einfluß gehabt hat als dieser jüdische Parvenü." Das heißt in einem Atem beschimpfen und loben!

Für diese neue Tätigkeit war selbstredend irgendeine amtliche Form nötig. Koreff konnte nicht als Leibarzt und Professor wichtige Unterhandlungen führen. Am 26. Mai 1818, demselben Tage, wo die Kabinettsordre erging, die Bonn zum Sitze der neuen Universität bestimmte, erhielt Koreff durch eine zweite Kabinettsordre den Vortrag für die wissenschaftlichen und künstlerischen Angelegenheiten beim Staatskanzler. Zugleich wurde ihm für den Fall der Beendigung dieser Aufgabe die Anstellung als Vortragender Rat im Kultusministerium zugesagt. Mit dem Titel eines Geheimen Oberregierungsrates und der zugehörigen Uniform wurde Koreff also in die preußische Beamtenhierarchie eingeliedert, und zwar sofort in leitender Stellung. Wie bei seiner Professur hatte dies Glückskind auch diesmal alle Zwischenstufen übersprungen. „Höflinge, Geheimräte und Minister", sagt Max Lenz, „neigten sich vor dem Günstling, der durch seine Verbindung mit der hysterischen Freundin des Staatskanzlers und mit der Fürstin selbst allmächtig schien. Auch [der Minister] Altenstein tat alles, um sich die Gunst des Vielgenannten zu sichern... Er bat um seinen Beistand bei der Einrichtung der rheinischen Universität in allen Lokal- und Personalfragen: Alle Welt lachte über die Unterwürfigkeit des Ministers. Und Koreff, der bei dem Verhältnis, in dem er zu seiner Fakultät stand, und für seine weiteren Wünsche in bezug auf Klinik und Karriere den Chef der Unterrichtsverwaltung nicht entbehren konnte, ließ es, soviel er mit Worten vermochte, sich angelegen sein, Altenstein bei guter Laune zu erhalten."

Wie unsere Urkunden zeigen, blieb es indes nicht bei „honigsüßen" Worten. Kleine Aufmerksamkeiten und Geschenke folgten; kurz, Koreff spann den alten Herrn in ein Netz von Liebenswürdigkeiten ein. Das war zweifellos

weltklug, denn verlor Koreff seine Stellung bei Hardenberg, so wurde er, wie es ja schon in der Kabinettsordre vorgesehen war und 1820 zum Ereignis werden sollte, aus einem ihm tatsächlich übergeordneten zu seinem Untergebenen. Aber dies gute Verhältnis zu Altenstein diente zugleich und vor allem auch der Sache, denn bei einem Mißverhältnis, wie es zwischen Koreff und Altensteins Vorgänger Schuckmann geherrscht hatte, wäre an ein ersprießliches Zusammenarbeiten nicht zu denken gewesen. So verknüpften sich auch hier persönliche und sachliche Interessen.

Über Altenstein, der gleich Hardenberg kein geborener Preuße war, sagt Johannes Schulze, der 1818 in sein Ministerium eintrat und schon nach kurzer Zeit zum Geheimrat und zum vertrauten Mitarbeiter des Ministers aufrückte:

„Durch die Freude an der Natur und ihrem stillen Schaffen war Altenstein früh bestimmt worden, sich auch im Reiche des Geistes heimisch zu machen . . . Mit Teilnahme verfolgte er die Entwicklung der Philosophie in Deutschland. Einfach und sinnig wie die Natur, blieb er stets dem Wesentlichen zugewandt, . . . richtete seinen durchdringenden Scharfblick auf alle Teile seines weiten Wirkungskreises und vermochte auch dem scheinbar Kleinsten und Geringfügigsten eine höhere geistige Bedeutung abzugewinnen. Von allem geselligen Verkehr, von jedem Umgang mit den übrigen Ministern, selbst . . . mit dem Hofe, hielt er sich entfernt; ihm fehlte hierzu, wie er glaubte, anfangs die Zeit und später die Lust. Altenstein, seine geistige Überlegenheit fühlend, ward den übrigen Ministern, wenn er mit ihnen persönlich zusammentraf, unbequem und gab dadurch seinem Ministerium eine für den königlichen Dienst nachteilige und für seine Räte höchst schwierige Stellung. Mit dem Minister v. Schuckmann, der den Verlust des Ministeriums des Unterrichts nie verschmerzt hat, [bestand] fortwährend ein gespanntes Verhältnis. [Weitere Beispiele folgen.] Altenstein [war] unermüdlich tätig. In seiner beharrlichen, allen wahrhaften Interessen der Wissenschaft und des öffentlichen Unterrichts zugewandten Tätigkeit suchte er auch gegen die tiefste Wunde, die seinem Vaterherzen geschlagen war, das einzige Heilmittel, . . . so daß er, wenn auch stehend auf den Trümmern alles irdischen Glücks, dennoch nie nachgelassen hat in seinem lebendigen Eifer für den königlichen Dienst.“ [1])

---

1) Bei Müsebeck, S. 293 f.

Ein persönliches gutes Einvernehmen mit diesem eigenwilligen Manne war um so nötiger, als sich sofort starke sach-
willigen Mann war um so nötiger, als sich sofort starke sachliche Differenzen zwischen ihm und dem Staatskanzler ergaben. Sie betrafen vor allem die Universitäten. Altenstein wollte die Universität Berlin zu einem überragenden Zentralinstitut und zu einer Stätte wissenschaftlicher Forschung machen, sie mit den besten Lehrern besetzen und reichlich ausstatten, wogegen die Provinzuniversitäten vor allem dem Brotstudium, der Heranbildung von Lehrern und Beamten dienen sollten — ein System, wie wir es ja noch heute in Frankreich finden. Hardenberg dagegen wollte aus allgemeinen politischen Gründen und zweifellos im Sinne deutschen Geisteslebens eine Dezentralisierung der Universitäten und wünschte besonders in Bonn eine blühende Hochschule, die die neue Provinz für Preußen gewann. Koreff teilte seinen Standpunkt selbstredend, zumal ihm, wie Max Lenz betont, aus persönlichen Gründen gar nicht daran liegen konnte, die bestehende Vormachtstellung der Universität Berlin noch zu verstärken. Aber Lenz muß doch notgedrungen zugeben, daß es auch „wissenschaftliche, überhaupt sachliche Anschauungen waren“, die Koreffs Stellung in dieser Frage entschieden. So setzte er denn das Gegenschreiben auf Altensteins Eingabe auf[1]), das Hardenberg nur unterzeichnete. Er wies darin auf die Nachteile hin, welche die Übermacht der Berliner Professoren haben werde; zum Beweis dafür gab er aus eigner Erfahrung allerlei Mißstände an und schlug Abhilfe vor. Er warf den Professoren sträfliche Leichtfertigkeit bei den Prüfungen, das Sportelunwesen, ihren Eigennutz vor und forderte strenge Bestimmungen für die Promotionen. Diese sollten ohne

1) 8. August 1818. Geheimes Staatsarchiv, Berlin. Rep. 92, Altenstein, A 7 a. Vgl. Max Lenz II, 1, S. 24 ff., und Müsebeck, S. 193. Auf Wiedergabe dieses wichtigen Schriftstückes in unseren Urkunden mußten wir verzichten, da der Abdruck von Koreffs amtlichen Arbeiten, wie im Vorwort gesagt, zu weit führen würde.

Sporteln stattfinden; die Provinzuniversitäten sollten das gleiche Promotionsrecht erhalten wie Berlin und so von dessen Hegemonie befreit werden. Damit werde mehr Spannkraft und Leben in die Universitäten kommen, und die Berliner Universität werde die Energie, welche ihre Doppelstellung ihr genommen habe, zurückgewinnen. Sie werde dadurch „ihrer uranfänglichen Bestimmung, der Ausbildung höherer Wissenschaftlichkeit, näher gebracht und von ihrem drohenden Versinken in eine allzu empirische Sphäre freigehalten werden". Gerade nach dieser Richtung solle das Beispiel von Bonn wirken.

Seltsam und doch bezeichnend schilt Max Lenz Koreffs Rügen an den Schäden der Berliner Universität als „Denunziationen"! Nach unserer Meinung war es seine Pflicht und Schuldigkeit, auf sie hinzuweisen und Abhilfe vorzuschlagen. Er war von Hardenberg nicht ernannt worden, um die Gottähnlichkeit der Berliner Professoren unangetastet zu lassen, sondern um seine eignen Erfahrungen nutzbar zu machen. Jedenfalls ließ Altenstein sich das gesagt sein, „und wenn er auch Berlin später noch mehrmals als die Zentraluniversität bezeichnet hat, so hat er den Gedanken daran doch fallen lassen. Er hat am Ende die Provinzuniversitäten einer zwar begrenzten, aber analogen Entwicklung entgegengeführt" (Max Lenz). Das Hauptverdienst daran aber hatte Koreff, dies „unwürdige Mitglied" der Berliner Universität, wie Lenz ihn nennt!

„Auch mit speziellen Forderungen" (so fährt Lenz fort) „hatte Altenstein bei Hardenberg und seinem Geheimrat kein rechtes Glück. So wollte sich der Staatskanzler mit dem Repetenteninstitut gar nicht befreunden ... Wir dürfen gewiß abermals sagen, daß Koreff und Hardenberg mehr im Geiste freier Wissenschaft gehandelt haben als Altenstein, dessen Plan in seiner vollen Durchführung dem Institut der Privatdozenten höchst gefährlich hätte werden können." Wahrlich ein „unwürdiges Mitglied" der Berliner Universität!

Ein anderer Differenzpunkt war Altensteins Wunsch, das Lektorat für romanische Sprachen in eine Professur zu verwandeln. „Dagegen sträubten sich Hardenberg und Koreff... Mehr als eines Sprachlehrers bedürfe die Universität — und darin merkt man wieder die Einwirkung Koreffs — der Unterstützung des theoretischen und praktischen Unterrichts in der Chemie, Physik und Astronomie. Für diese Hauptерfordernisse müsse zuerst gesorgt werden, um nicht durch zu große Ausgaben für Nebenzweige die Mittel zur Erreichung wichtiger Zwecke im voraus zu absorbieren.“ Wie traurig es in dieser Hinsicht aussah, zeigt das Beispiel des unglücklichen genialen Physikers Chladni, dem Koreff umsonst eine Heimstätte zu bereiten suchte.

Es würde zu weit führen, auf Koreffs Verdienste um die Pflege der Wissenschaften in Preußen weiter einzugehen; unsere Urkunden erzählen genug davon[1]). Als Referent behielt er die Initiative für alle Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten. Der schon genannte Johannes Schulze behauptet sogar[2]), und W. Erman druckt es mit Behagen nach, daß „der Fürst Staatskanzler bei fast allen diesen Verfügungen nur dem Namen nach beteiligt war und sie jedesmal fallen ließ, sobald Altenstein gegen sie remonstrierte“, so daß „in den Jahren 1818 bis 1822 die von Dr. Koreff veranlaßten Wünsche und Anordnungen des Staatskanzlers, welche fast alle unausführbar waren und infolge der Remonstrationen auch unausgeführt blieben, eine ebenso lästige als unnütze Schreiberei verursachten“. Wir sahen aber soeben aus der Darstellung von Max Lenz, der Koreff gewiß nicht günstig gesinnt ist, daß Hardenberg und Koreff in allen Prinzipienfragen durchdrangen und daß sie den

1) Vgl. auch E. Guhrauers Nachruf auf Koreff (Breslauer Zeitung vom 27. Mai 1851): „Koreff ergriff alles, was sich auf Kunst, Wissenschaft und Literatur bezog, mit lebhaftem Eifer. Er betätigte dies u. a. als Freund Karl Schalls bei Stiftung der Breslauer Zeitung.“

2) Bei E. Müsebeck, S 800 f.

Universitäten zum Heile gereichten. Dagegen begann, seit Schöll Koreff verdrängt hatte, eine planmäßige Sabotage von Koreffs Anordnungen und Hardenbergs Wünschen, über die Dorow beweglich klagt. Die Angaben Schulzes spiegeln also weiter nichts als den „Ressortpatriotismus" des Kultusministeriums und die Animosität gegen die Staatskanzlei, die sich die Leitung der Geschäfte nicht ganz aus der Hand winden lassen wollte.

Der Dank der Berliner Universität an ihr „unwürdiges Mitglied" bestand darin, daß sie unter Rudolphis Führung fortfuhr, dem „jüdischen Kollegen", wie Max Lenz sagt, das Leben sauer zu machen. „Mit dem Eintritt in die Fakultät war natürlich nicht der Eintritt in die Dekanabilität und die damit verbundenen Vorteile verknüpft. Und da Koreff sich auch sonst gemieden und isoliert fand, so war ihm der Weg als Ordinarius eben nicht mit Rosen bestreut."

Selbst das ihm in der Kabinettsordre seiner Berufung zugesagte Klinikum erhielt er niemals, obwohl, wie er selbst (30. März 1820) betonte, der frühere sächsische Militärarzt Neumann ein Klinikum bekam und für Rust, der durch Koreffs Empfehlung aus österreichischen in preußische Dienste gelangt war, „ein ganz neues mit vielen Kosten gestiftet worden" war. Welche wirtschaftlichen Nachteile für ihn daraus entsprangen, haben wir bereits (Seite 58*) aus seinem eignen Munde gehört. „Um ihn über den unfreiwilligen Verzicht auf das Klinikum zu trösten," fährt Max Lenz fort, „bewilligte Hardenberg ihm zur Anschaffung eines physikalischen Apparates 2000 Taler und für die Fortsetzung seiner physiologischen Versuche jährlich noch 500 Taler. Das war an sich schon eine ganz ungewöhnliche Summe und die Bevorzugung um so greller, als die Regierung für den Fachvertreter der Physik an der Universität ... noch nichts übrig hatte und nicht einmal Miene machte, Erman[1]) von seinen zeitraubenden Nebenfächern zu befreien."

---

1) Hinc illae lacrimae in dem Buche seines Enkels W. Erman, das eine Rache bis ins dritte und vierte Glied für Koreffs Be-

Die Bewilligung war gleichwohl nicht grundlos, wollte Koreff sein Lehrprogramm überhaupt innehalten, denn der schon genannte Professor Rudolphi, sein Hauptgegner, ging in seinem Hasse so weit, ihm die wissenschaftlichen Sammlungen der Universität zu sperren und somit seine Vorlesungen zu sabotieren, und es dauerte mindestens ein halbes Jahr, bis Hardenberg sich aufraffte, Koreffs Beschwerde Folge zu geben und Altenstein zu befehlen, daß die Sammlungen Koreff für seine Lehrzwecke zugänglich gemacht würden. Ob dies bei der damaligen Verwaltungsanarchie wirklich geschehen ist, steht freilich dahin. Jedenfalls empfiehlt es sich nach den Darstellungen von Lenz und Erman, auch die Gegenseite zu hören und die Urkunden zu vervollständigen.

Auch in seiner amtlichen Stellung spann Koreff keine Seide, wie sich aus dem schon mehrfach erwähnten Klagebrief vom 30. März 1820 ergibt. Als Referent für Kunst und Wissenschaft in der Staatskanzlei war er genötigt, sich „in der Kenntnis aller wissenschaftlichen Bestrebungen fortwährend zu erhalten, mit den höchsten Resultaten ihrer Entwicklungen innig vertraut zu sein und eine lebendige Einsicht in den großen Zusammenhang der Wissenschaften stets zu gewinnen, ... vorzüglich an denjenigen Punkten, wo die Wissenschaften ins Leben eingreifen sollen, wo es ganz unerläßlich wird, das lebendige Prinzip, den Standpunkt, den historischen Entwicklungsgang jeder Wissenschaft mit Präzision aufgefaßt und ihre Übergänge in allen Details der Empirie genau studiert zu haben... Dieses Auffassen des Höchsten in der europäischen Zivilisation, wie es sich als

---

vorzugung ist. Übrigens hatte Paul Erman sein Mütchen an Koreff und Genossen schon bei Lebzeiten (1819) gekühlt, und zwar in der Spottschrift „Gespräch über den Magnetismus, gehalten zu Paris am 1. Mai 1818. Aus dem Französischen übersetzt vom Hofrat Namré“ (ein durchsichtiger Deckname!). Über Paul Erman (1764—1851) s. auch W. Ermans gleichnamige Biographie, Berlin 1927.

Wissenschaft und Kunst offenbart, diesen Überblick über das Ganze, diese Anwendung des Allgemeinen auf die spezielle Aufgabe der Geistesbildung im preußischen Staate" sah er als „hohen Beruf", als „ernste Pflicht" an. Es war ein Programm von einer Universalität, dem heute kaum ein einzelner mehr gewachsen wäre, das aber auch in der Zeit der Romantik nur von wenigen erfüllt werden konnte, so von A. v. Humboldt, der, wie hundert Jahre zuvor Leibniz, eine ganze Akademie für sich darstellte.

„Um diesem Ideal mich auch nur entfernt nahen zu können," heißt es in dem genannten Briefe weiter, „darf ich weder Kraft noch Anstrengung noch Kosten sparen, und ich habe auch wahrlich nicht damit gegeizt. Leider aber fängt diese fortwährende Anstrengung an, meine ökonomischen Kräfte zu übersteigen... Mir stehen selbst nicht für die einzelnen Fächer die Hilfsmittel zu Gebote, welche die Herren im Ministerium des Kultus haben, welche für ihre literarischen Arbeiten eine zweckmäßige Bibliothek benutzen können, während ich genötigt bin, mir alle Bücher auf meine Kosten zu kaufen. Bis jetzt habe ich mit Freuden das Fehlende von meinem ererbten kleinen Vermögen zugeschossen. Auf diese Art verarme ich jedoch zusehends . . . Ihre Durchlaucht und die ganze Stadt sind Zeugen, wie mäßig, wie anspruchslos ich lebe und wie ich alles, was ich besitze, zum Besten der Wissenschaft und zur Hilfe der leidenden Menschheit verwende. Ihre Durchlaucht wissen ja auch nur zu gut, daß es in dem Kreise, den Ihre Huld mir angewiesen hat, keine Gelegenheit zur Erwerbung von Glücksgütern wie in den Sphären der Diplomatie und der Finanzen gibt, wo die Göttin Fortuna auf ihre Lieblinge goldne Regenströme herabrieseln läßt, während in meiner Sphäre die strenge Minerva waltet, die ihren Schützlingen und Priestern nicht Geld, nicht Glanz schenkt, sondern nur Furchen in die sinnende Stirn gräbt und Löcher in den Philosophenmantel reißt."

2. Der Aachener Kongreß (Herbst 1818)

Das ganze Jahr 1818 verlief eigentlich auf Reisen in den Rheinlanden. Erst am 14. Juni kehrte Koreff nach Berlin zurück, und schon am 1. Juli reiste er mit dem Staatskanzler wieder ab, von Magdeburg zunächst nach Hamburg auf dem neuen Elbdampfer „Der Kurier", was damals als Wagnis angestaunt wurde, dann durch Westfalen nach den Bädern Aachen und Spaa, zwischendurch nach Köln, Bonn, Koblenz und Trier und schließlich wieder nach Aachen, wo der Kongreß (29. September bis 14. November) einen glänzenden Kreis von regierenden Häuptern, Diplomaten und vornehmen Fremden vereinte, wenn auch nicht so glänzend wie seiner Zeit in Wien. Koreff stand jetzt auf dem Gipfel seines Einflusses. W. v. Humboldt, der zu dem Kongreß nach Aachen gereist war, nennt ihn „den einzigen Vertrauten, aber den Vertrauten über alles." [1])

Da Humboldts Erscheinen auch für Koreffs Zukunft bedeutungsvoll werden sollte, müssen wir kurz darauf eingehen. Humboldt war von Hardenberg als mißliebiger Oppositionsmann nach London abgeschoben worden und beschwerte sich bitter über die Behandlung, die er dort von Berlin aus erfahren hatte. Er strebte in den neu eingerichteten Staatsrat, dessen Vorsitz Hardenberg führte, und dieser fühlte wohl heraus, daß Humboldt sein Nachfolger zu werden wünschte. Um seine Ansprüche abzuwenden, baute er ihm goldne Brücken, wollte für ihn ein Ministerium der Rheinprovinzen schaffen, ihn an Bülows Stelle zum Minister des Innern machen, bot ihm die Botschaft in Rom an, wo seine Gattin weilte. „Nur vom Staatsrat will er nichts wissen." [2]) So verliefen die Verhandlungen einstweilen ergebnislos.

Unter den zahlreichen Gästen, die der Kongreß angelockt hatte, tauchte auch Hardenbergs neuer Schwiegersohn Graf

---

1) Briefwechsel mit Karoline, V, 399.

2) Ebd. 395 f.

Pückler auf, „der Virtuose der eleganten Liederlichkeit", wie Treitschke ihn nennt. Auch Pückler sollte für Koreff bedeutungsvoll werden. Was wollte er in Aachen? Sein Glück im Spiel versuchen, als Grandseigneur und Sportsmann glänzen? Jawohl, aber er wollte auch sein Verhältnis zu seinem Schwiegervater verbessern und Vorteil daraus schlagen. Denn dies Verhältnis war so schlecht wie denkbar: Hardenberg war gegen seinen Schwiegersohn, dessen ganzes Auftreten ihm mißfiel, ebenso kalt wie gegen seine Tochter, der er durch seine dritte Heirat völlig entfremdet war. Die Briefe, die Pückler seiner „Schnucke" über ihren Vater schrieb, geben merkwürdige Einblicke in diese Verhältnisse. Der einzige, bei dem er etwas Menschenfreundlichkeit und Verständnis für seine ehrgeizigen Wünsche fand, war Koreff. Er machte sich sofort an ihn heran, hörte die Vorlesung seiner Gedichte an und fand sie hervorragend, lud ihn zu kleinen Soupers ein, deren Gäste Koreff selbst bestimmte, kurz, er machte ihm auf alle Weise den Hof. Sorglos und gutmütig wie Koreff war, auch in seiner Eitelkeit geschmeichelt, versprach er dem glatten Streber seine Protektion und machte ihm große Hoffnungen auf den Gesandtenposten in Konstantinopel, obwohl Pückler noch nicht die diplomatischen Anfangsgründe besaß. Pücklers romantischer Geist fing sofort Feuer; der Orient stachelte seine alte Reiselust an; er wollte E. Th. A. Hoffmann in seinem Gefolge mitnehmen usw. Aber diese schillernden Seifenblasen zerplatzten bald, und Pückler merkte, daß er vorerst nichts gewonnen hatte als das Wohlwollen seines Schwiegervaters. Das war immerhin etwas, und darauf baute er weiter. Daß er auch dies Wohlwollen — neben seiner eignen Beharrlichkeit oder Zudringlichkeit — wesentlich Koreff verdankte, gab er unumwunden zu. „Glaube mir," schreibt er an seine Frau, die Koreff noch immer mißtraute, „ich habe ganz richtig gesehen, wenn ich Koreff für den Gescheitesten, aber auch für den Gemütlichsten und Besten im ganzen Hause gehalten habe." Daß Koreff in ihm eine zweite Natter am

Busen nährte — die erste war Friederike Hähnel —, sollte er erst merken, als diese beiden Intriganten gemeinsame Sache gegen ihn machten. Damit wollen wir selbstredend nichts gegen Pücklers glänzende Anlagen, seine kosmopolitische Bildung, seine geistvolle Causerie, seine künstlerische Ader und seine bestrickende Liebenswürdigkeit sagen. Alle diese Eigenschaften teilte er mit Koreff, aber gerade deshalb sollte er ihm so gefährlich werden.

Unter den Gästen, die er zu den kleinen Soupers eingeladen hatte, um Koreff zu schmeicheln, befand sich auch dessen früherer Verleger aus Paris, der jetzige Legationsrat an der dortigen Botschaft Friedrich Schöll, den wir alsbald in Berlin wiederfinden werden, wo Koreff ihn in den Dienst des Staatskanzlers brachte. Mit Pückler verbündet, sollte er später das meiste zu Koreffs Sturze beitragen. So schuf dieser sich selbst im Augenblick seiner höchsten Macht aus Gutmütigkeit und Mangel an Menschenkenntnis die Werkzeuge seines Unterganges.

Werfen wir zum Schluß dieses Abschnittes noch einen Blick auf Koreffs außerordentlich vielseitige Tätigkeit in diesen und den folgenden Jahren, so müssen wir staunen. Neben seinen Vorlesungen an der Universität[1]), die besonders im Sommer 1819 sehr zahlreich (mindestens 14 Stunden wöchentlich) waren und bei dem hohen Ziel, das er sich gesteckt hatte, gründliche Vorbereitung und wissenschaftliche Studien erheischten, seiner dauernden Inanspruchnahme als Arzt und Hausgenosse Hardenbergs, in Berlin wie auf seinen zahlreichen Reisen, seiner umfangreichen Tätigkeit in der Staatskanzlei, dann im Kultusministerium, fand er noch Zeit zu umfangreichen literarischen Arbeiten, auf die wir später im einzelnen eingehen. Dazu kamen die Abende der Serapionsbrüder, der starke gesellige Verkehr, die häufige Inanspruchnahme als Arzt durch Freunde und Bekannte, der sich der allzeit Hilfsbereite niemals entzog, der lebhafte

1) S. Seite 55* f., Anm.

Briefwechsel, besonders mit der Marquise de Custine, die ihn nicht losließ, und mit der Familie Humboldt, die Kämpfe um den Mesmerismus und zahlreiche, bisweilen längere Störungen durch Krankheiten, denen wir in unseren Urkunden immer wieder begegnen. Kurz, sein damaliges Leben war ein wahrer Tatensturm, von der gleichen Hast des Tempos wie einst in Paris und in Wien, ungemein anregend und vielseitig, aber auch gefährlich zersplittert und höchst aufreibend.

3. Koreffs Allmacht und Sturz (1818—1822)

Um die Jahreswende 1818/19 kehrte Koreff nach Berlin zurück. Er war jetzt ein Mann, von dessen Allmacht die ganze Welt sprach, wie Schleiermacher grollend bemerkte. Er hielt sich Wagen und Pferde und wohnte Unter den Linden 21 in einem vornehmen Hause. In diesem neuen Glanze suchte er sofort seinen Jugendfreund Chamisso auf, der vor kurzem von seiner Weltreise heimgekehrt war. Wir haben bereits gesehen, wie sich Chamissos Verhältnis zu ihm geändert hatte. Er beneidete den „Archiater" als „Günstling des Glückes" und wünschte ihn in den Zustand eines „gabelförmigen Tieres" zurück. Nicht viel besser stand es mit Varnhagen, der Anfang 1819 von seinem Gesandtschaftsposten abberufen worden war. Als liberaler Politiker in eine Untersuchung verwickelt, in der ihm aber nichts nachgewiesen werden konnte, sollte er nach Washington abgeschoben werden, nahm jedoch seinen Abschied und lebte fortan als mißvergnügter Demokrat in Berlin, wo er sich ganz seiner ausgebreiteten Schriftstellerei ergab, aber seine gewandte Feder bisweilen auch der Regierung zur Verfügung stellte. Trotz seiner demokratischen Unentwegtheit verkehrte er in den vornehmsten Kreisen und führte selbst ein Haus, in dem sich die Auslese aller Gesellschaftskreise traf, Alexander und Wilhelm v. Humboldt, Hegel, Ranke, der Altphilologe Boeckh, Achim v. Arnim, Fouqué, Michael Beer (der Bruder Meyerbeers), Baron Cotta, Graf Pückler und der als Kom-

ponist bekannte Fürst Radziwill, während Koreff selbst Spontini bei ihm einführte.

Den Hauptreiz seines Hauses aber bildete zweifellos seine Gattin Rahel, die trotz Alter und Kränklichkeit nach wie vor alle Welt entzückte. „Die kleine Levi", schreibt Schleiermacher [1]), „existiert wieder hier als Frau v. Varnhagen und ist noch immer Gegenstand meiner Bewunderung; ihr Geist ist noch immer so reich und tief, und sie sagt noch immer die göttlichsten Sachen halb unbewußt." Ein paar Jahre später, schon nach Koreffs Sturz, geriet Grillparzer nicht weniger in ihren Bann. An einem Septemberabend des Jahres 1826 begleitete Varnhagen ihn aus der Mittwochsgesellschaft nach Hause. „Als wir an seiner Wohnung vorüberkamen," erzählt Grillparzer, „wollte er seiner Frau meine Bekanntschaft verschaffen. Ich hatte mich den ganzen Tag herumgetrieben und fühlte mich müde bis zum Sterben . . . Nun fing aber die alternde, vielleicht nie hübsche, von Krankheit zusammengekrümmte . . . Frau zu sprechen an, und ich war bezaubert. Meine Müdigkeit verflog oder machte vielmehr einer Art Trunkenheit Platz. Sie sprach und sprach bis gegen Mitternacht, und ich weiß nicht mehr, haben sie mich fortgetrieben oder ging ich von selbst fort. Ich habe nie in meinem Leben interessanter und besser reden gehört."

Rahel, die so viele Anvertrauungen von Koreffs alten Freundinnen erhalten hatte, wurde in Berlin seine letzte Freundin. Seine zahlreichen Briefe und Billette, in unserer Urkundensammlung teils erstmalig veröffentlicht, zeugen dafür. Rahels Freundschaft war gewiß nicht ganz selbstlos, denn sie bemühte ihn nach wie vor als Arzt, selbst für ihr Dienstmädchen, er schickte ihr Austern, Theaterbilletts, Bücher usw., aber auch er ging nicht leer aus, denn ihr Geist und ihr seelisches Feingefühl tat ihm wohl. Wenn wir fragen, wo Koreff sich in diesen Jahren äußeren Glanzes am wohlsten gefühlt hat, lautet die Antwort gewiß: bei Hoffmann und bei

---

1) An Brinckmann (19. Februar 1822).

Rahel. Leider waren beide Kreise durch eine Kluft getrennt, denn im Hause Varnhagen trieb man Kultus mit Goethe und lehnte den „Humoristen" Hoffmann ab, bisweilen in merkwürdiger Form [1]). Aber auch zwischen Varnhagen und Koreff kam es bald wieder zu den alten Mißhelligkeiten, an denen Varnhagens Unverträglichkeit und Neid gewiß den größten Teil der Schuld trug. Koreff war bei weitem die verträglichere und liebevollere Natur. „Sein Herz hat die größte Geistesgegenwart, es ist immer gleich da", pflegte Rahel zu sagen. Und wie hatte sie schon Ende 1817 frohlockt, als Koreff sich nach einem seiner Zerwürfnisse mit Varnhagen „wie ein liebenswürdiges Kind, wie ein junger Engel" ausgesöhnt hatte! Gleichwohl blieb die Freundschaft getrübt, und kurz vor Koreffs endgültigem Scheiden aus Berlin schlug sie in bittere Feindschaft um. Die Erregung, in der Koreff sich damals befand, hat gewiß dazu beigetragen, die Hauptschuld dürfte aber auch diesmal Varnhagens Gehässigkeit getragen haben. So sind denn Varnhagens Aufzeichnungen über Koreff eine zwar unentbehrliche, aber trübe Quelle, besonders für die Jahre 1821/22 [2]).

Ihr Hauptwert liegt in der geduldigen Aufzeichnung kleiner Zeitereignisse, aber auch in der scharfen Erfassung der allgemeinen Verhältnisse. Mag man von Varnhagens

---

1) Im „Buch des Andenkens an Rahel" (1833) finden sich scharfe Ausfälle gegen Hoffmann. Varnhagen hatte in seiner reichhaltigen Bibliothek kein Buch von ihm.

2) Ein besonders krasses Beispiel für Varnhagens Falschmünzerei muß hervorgehoben werden. Am 7. Juli 1821 schreibt Varnhagen, der Staatskanzler sei sehr aufgebracht über einen trotzenden, prahlend sentimentalen Brief Koreffs, und am 12. Juli, er habe ihm geantwortet, es sei unter seiner Würde, dergleichen zu beachten; im übrigen verweise er ihn auf die Subordinationsverhältnisse. Nun aber befindet sich bei Koreffs Akten (Briefwechsel mit Hardenberg) nur das in unseren Urkunden abgedruckte Schreiben vom 22. Juni, das sehr respektvoll ist und von Dankbarkeit überquillt. Zu der angeblichen Antwort Hardenbergs lag also wahrlich kein Grund vor!

zweideutigem Charakter und von seinen Leistungen als Diplomat noch so wenig halten, er hatte in seiner amtlichen Tätigkeit doch beobachten und herumhorchen gelernt, und so ist er für den Geschichtschreiber eine unerschöpfliche Quelle. „Stets gut unterrichtet und scharf urteilend", nennt ihn W. Erman, und Max Lenz sagt von seinen politischen Betrachtungen: „Man kann die Zustände, die sich unter dem alternden Staatskanzler entwickelt hatten, kaum besser charakterisieren." Wie sahen diese Verhältnisse aus?

Hardenbergs eigne Stellung war seit den Mißerfolgen des Wiener Kongresses gefährdet, denn er besaß nicht mehr das volle Vertrauen des Königs, und dieser nahm überdies Anstoß an der Weiberwirtschaft in seinem Hause. Trotzdem mochte er den Unersetzlichen nicht entlassen, und ebenso wollte Hardenberg „die Zügel erst mit dem Leben aufgeben". Er gedachte seine lange ruhmreiche Laufbahn mit der Einlösung des Verfassungsversprechens zu beschließen, das der König beim Ausbruch der Freiheitskriege gegeben hatte. Aber die Zeiten hatten sich seitdem gewaltig geändert; das Revolutionsfieber raste von neuem durch Europa, und zugleich erscholl immer lauter der Schrei nach einer Verfassung. Um so heftiger sträubten sich die Mächte des Beharrens gegen eine Volksvertretung, die leicht in die Bahnen der französischen Nationalversammlung geraten konnte. In diese hartnäckigen Kämpfe platzte das Wartburgfest (18. Oktober 1817) und zwei Jahre darauf die Ermordung Kotzebues (23. März 1819) hinein.

„Die öffentliche Meinung in Berlin", schreibt Varnhagen[1]), „hatte sich schon seit dem Wartburgfest in zwei feindliche Lager gespalten, und es war schwieriger als vorher, zwischen den Parteien anteillos durchzugehen; man sollte zu der einen oder zu der andern durchaus gehören." Die Ermordung Kotzebues durch einen politischen Fanatiker und die Freude in weiten Volkskreisen, besonders in der studentischen

1) Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften, Neue Folge, V, S. 185.

Jugend, über diesen scheußlichen Meuchelmord zeigten — genau wie hundert Jahre später die ähnlichen Vorgänge bei der Ermordung Rathenaus —, daß die Seele des deutschen Volkes nicht nur von Parteileidenschaften zerrissen, sondern auch krank war. Ein Gegenschlag war unvermeidlich, und dieser Gegenschlag war furchtbar. Er führte zu den Karlsbader Beschlüssen (20. September 1819) und den Demagogenverfolgungen, zur Absetzung des Berliner Professors de Wette, zur Einkerkerung des Turnvaters Jahn, ja zur Enthebung Ernst Moritz Arndts von seiner Professur in Bonn. Selbst einen so gemäßigten Mann wie A. W. Schlegel ward dies Treiben zu arg und er reichte seinen Abschied ein.

Trotzdem gab Hardenberg seinen Verfassungsplan nicht auf, und ebenso blieb er, wie Tiecks Berufung [1]) zeigt, selbst in den schlimmsten Zeiten der Demagogenverfolgung ein Förderer der Universitäten. Aber das feste Handeln war dem Greis noch mehr abhanden gekommen als früher, und jetzt fand er nur noch selten den Mut, seinen Gegnern die Stirn zu zeigen. „Er glaubte oft selber zu leiten," sagte Treitschke [2]), „wenn die Gegner ihn mißbrauchten." Und wie Varnhagen bemerkt, wurde er „häufig dahin gebracht, ihnen auszuweichen und nachzugeben". „Unter den Staatsbeamten hatte er [zwar] viele Teilnehmer seiner Gesinnungen und Absichten, aber wenige persönliche Freunde, und manche, denen er vertraute, waren ihm schon entgegen . . . Hätte ihn Humboldt und Gneisenau, denn diese beiden nannte man, damals abgelöst, so wäre er auf dem Gipfel des Ruhmes von den Staatsgeschäften geschieden . . ., und rüstige Hände hätten vielleicht vollbracht, was seinen schon matteren nicht mehr gelingen wollte. Allein er dachte nicht daran, sich zurückzuziehen, sondern hielt stand, so gut er konnte, worin er in der Tat noch alle Erwartungen übertraf und einige

1) S. Seite 91 *.
2) II, S. 181 f.

Hauptschläge mit gutem Erfolg ausführte"[1]. Im ganzen freilich erschien er den Zeitgenossen als neue Penelope, die ihr eignes Werk immer wieder auflöste, und da er auszugleichen und zu beschwichtigen suchte, machte er es keiner von beiden Parteien recht.

Diese Mißstände und Mißverständnisse verschärften sich noch durch die eingerissene Verwaltungsanarchie. „Die diktatorische Macht des Staatskanzlers", sagt Treitschke [2], „hatte wohltätig gewirkt, solange er selbst noch alle Ministerien bis auf zwei in seiner Hand vereinigte. Seit er nur noch die auswärtigen Angelegenheiten unmittelbar leitete und fünf Fachminister unter ihm standen, geriet er allmählich in eine unhaltbare Mittelstellung." Varnhagen hat diese Verwaltungsanarchie gut gekennzeichnet.

„Mir kommen unsere einzelnen Behörden im Staate vor wie ehemals die einzelnen Staaten, Ritter, Körperschaften im Mittelalter: es besteht ein Krieg aller gegen alle . . . Jedes Ministerium ist eine Burg, in der zuvörderst der Inhaber sich selbst verteidigt. Manche leben auch gleichsam vom Raube, dem Gemeinwohl widerstreitend und geradezu verderblich. In diesem inneren Kampfe verzehren sich die meisten und edelsten Staatskräfte. Der König steht in und über diesen Kämpfen, wie ungefähr ehemals der Kaiser in denen des deutschen Reiches. Oft entscheidet er, zuweilen ohne Erfolg; meist läßt er es geschehen.[3]).

Dazu bemerkt Max Lenz[4]): „Der Ressortpatriotismus blühte um so mehr, je stärker die Kabinettsregierung sich aufgestellt hatte. Es war eben nicht mehr möglich, die nach allen Seiten ausgreifenden Kräfte in Staat, Kirche und Gesellschaft von e i n e m Punkte her, nach der alten Weise der

1) Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften, Neue Folge, Bd. 5, Leipzig 1859, S. 181 f. (Berlin 1817.)

2) II, S. 186.

3) Blätter aus der Preußischen Geschichte, I, S. 76.

4) Bd. II, 1, S. 221 f.

Administration zu leiten. Der Staatskanzler selbst war der Ohnmächtigste von allen . . . Die Wirtschaft, die er in seinem Hause duldete, war nur ein Abbild von den Zuständen in der Staatsverwaltung, die dem Namen nach allein in seiner Hand lag. Wie er daheim ein Spielball in der Hand seiner hysterischen Weiber und ihrer Helfershelfer war, so ließ er sich in den Staatsgeschäften von seinen Ministern . . . an der Nase herumführen."

Das waren die Verhältnisse, unter denen Koreff jetzt seine amtliche Tätigkeit und seine Rolle im Hause des Staatskanzlers fortzusetzen hatte. Sie hätten selbst für einen klügeren als er gefährliche Fallstricke geborgen. Er aber war alles andere als ein Staatsmann, „unbedacht und vorlaut", wie Varnhagen Anfang 1820 bemerkt. „Er sprach", so schreibt Humboldt an Karoline (Anfang 1819), „als ob er alles gründete, stiftete, verordnete und eigentlich der Minister wäre." Wie lange also konnte er sich bei solcher Unbesonnenheit inmitten von Neidern, offenen Feinden und falschen Freunden behaupten? Würde es ihm wenigstens so lange glücken, wie das verlöschende Leben des Greises währte, von dem seine Machtstellung abhing? Das war die bange Frage jener Jahre des Glanzes.

Besonders schwierig gestaltete sich seine Stellung zwischen Hardenberg und Humboldt, der seit dem Januar 1819 einen Teil des Ministeriums des Innern übernommen hatte. Beiden schuldete er tiefen Dank, und beide gerieten in immer schärferen Gegensatz, so daß schließlich einer von beiden weichen mußte. Diese Macht- und Prinzipienkämpfe drehten sich vor allem um die Karlsbader Beschlüsse. Humboldt schalt sie im Staatsrat schändlich und ein denkendes Volk aufregend und verlangte, daß Graf Bernstorff, der Minister des Auswärtigen, der sie über den Kopf des Ministeriums weg unterzeichnet hatte, in Anklagezustand versetzt werde. Die meisten Minister pflichteten ihm bei, und ein entsprechender Bericht an den König ging ab. Aber auf dessen ungnädigen Bescheid verharrten nur der Kriegsminister Boyen und der

Großkanzler Beyme mit ihm als „edles Dreigespann der Wahrheit und des Rechtes" im Widerstande gegen Hardenberg, und die Reaktion, unter Führung Wittgensteins, ging offen auf Humboldts Sturz aus.

Auch die Unstimmigkeiten über die Verfassungsfrage spielten eine große Rolle in dem Verhältnis Humboldts zu Hardenberg. „Der Staatskanzler", schreibt Humboldt am 4. August 1819 an Karoline[1]), „hat dem König wirklich den Entwurf einer Konstitution vorgelegt, der als unveränderliche Bahn für jede fernere Beratung hat gleich unterzeichnet werden sollen. Dies aber hat der König nicht getan, sondern er will den Entwurf einer Kommission übergeben, in der ich sein soll . . . Dies . . . ist das, was mir am meisten Grund zur Zufriedenheit gibt, denn es ist auf diese Weise nichts verdorben." Er sollte sich grimmig täuschen, denn Ende Dezember erhielt er nebst Boyen und Beyme den Abschied und zog sich in heiterer Entsagung nach Tegel zurück[2]). Wie anders hatte Koreff sich das Verhältnis zwischen beiden Männern vorgestellt! Schon im März 1816 hatte er dem Kanzler vorgestellt, „wie er ernstlich darauf denken sollte, einen Mann von unbescholtenem Charakter wie Humboldt, der ihm rein und persönlich ergeben wäre, neben sich zu haben, wie selbst seine Schwerhörigkeit ihm die Übersicht, die feineren Beziehungen entzöge, und wie doppelt wichtig ihm daher eine Unterstützung wie die seine sein müsse." Jetzt war es endlich so weit, und das Gegenteil trat ein. Seitdem schweigen auch unsere Urkunden über Koreffs Beziehungen zu Humboldt und seiner Familie völlig. Ein Jahr später sollte auch Koreffs Schicksal besiegelt werden.

Schon unmittelbar nach Humboldts Entlassung begann sein Niedergang. „Der Jude beim Kanzler sei an den letzten

1) Briefwechsel, VI, S. 589.

2) Die Ständeverfassung wurde erst nach Hardenbergs Tode, im April 1824, und zwar nur für die Provinziallandtage, vollzogen, der Vereinigte Landtag erst 1847 einberufen.

Sachen mit schuld", vermerkt Varnhagen am 13. Januar 1820. Ausgerechnet Koreff wurde also zum Sündenbock dafür gemacht, daß Hardenberg „sich in die Arme der Ultras geworfen" hatte! Und doch hatte gerade er angesichts von Humboldts Entlassung „den Punkt bestimmt, wo er seine Hand zurückzieht und lieber zurücktritt"[1]. Andererseits stichelte zur selben Zeit der englische „Courier", der Kanzler habe einen Juden zum Leibarzt, und dieser habe ihn schon mehrfach hypnotisiert, aber zur Clairvoyance habe er es noch nicht bringen können. Auch das ward ihm verübelt, seltsamerweise von Hardenberg selbst! Aber das Schlimmste war doch das beginnende Zerwürfnis des Fürsten mit seiner Gattin, das Werk ihrer „Gesellschafterin" Friedrike Hähnel, die sich an ihren Platz setzen wollte. „Mit der Fürstin", schreibt Pückler Anfang Januar an seine Gattin, „ist er (Hardenberg) hell brouilliert." Dementsprechend sank auch Koreffs Ansehen. „Er hat viel, aber nicht alles von seinem Einfluß verloren", heißt es in demselben Briefe[2]. So wurde Koreffs Stellung von verschiedenen Seiten unterhöhlt; manche mochten in ihm auch nur den Fürsten zu treffen suchen. Und wie Varnhagen (7. Januar) schreibt: „Koreff weiß, daß er sehr gehaßt wird." Umsonst duckte er sich äußerlich vor der reaktionären Flutwelle, lobte Wittgenstein, den Führer der Reaktion, und beschwichtigte Schlegels Verdruß über die reaktionären Maßregeln gegen die Universitäten. Seine Stellung wurde trotzdem um nichts besser. Selbst seine wirtschaftliche Lage begann ihm Sorgen zu machen, wie der schon mehrfach zitierte Klagebrief an Hardenberg vom 30. März 1820 zeigt. Er stellte darin sogar, kurz vor Beginn des Sommersemesters, die fast ultimative Frage, ob er seine Professur niederlegen solle. Hardenberg ging damals zwar auf seine Beschwerden noch wohlwollend ein, wenn er seine

1) Varnhagen, Blätter aus der Preußischen Geschichte, 27. Dezember 1819.

2) Briefwechsel des Fürsten Pückler, VII, S. 74.

Wünsche anscheinend auch nicht erfüllte, aber Koreffs Klagebrief erscheint doch in einer Zeit beginnender Entfremdung unangebracht und beweist aufs neue seinen großen Mangel an psychologischem Sinn, denn es ist klar, daß er Hardenberg dadurch die Handhabe bot, ihn zur Erleichterung seiner wirtschaftlichen Nöte zwar nicht von der Professur, wohl aber von seiner Stellung in der Staatskanzlei zu entbinden, was dann ja auch im Laufe des Jahres geschehen ist. Daß Koreff den Vorschlag des Fürsten, sich durch Privatpraxis einen Nebenverdienst zu schaffen, schroff ablehnte, war ebenso unklug, wenn auch seine Gründe — Überlastung mit amtlicher Tätigkeit und sein Widerwille, „mit der Wissenschaft zu wuchern" — großenteils stichhaltig und jedenfalls menschlich sympathisch waren. Alles in allem hat er sich hier doch auf ein zu hohes Pferd gesetzt, und die Folgen davon hat er schwer gebüßt. Insofern war er selbst an seinem eignen Sturze mitschuldig. Das übrige tat freilich der Neid und der Undank derer, die er selbst gutmütig und arglos in den Sattel gesetzt hatte.

Seit Anfang 1820 erscheint in unseren Urkunden zum erstenmal ein Mann, der zu Koreffs Verdrängung wesentlich beigetragen hat: Maximilian Samson Friedrich Schöll. Da er uns bisher nur flüchtig begegnet ist, als Koreffs Verleger in Paris (1810) und als Teilnehmer an den kleinen Soupers, die Graf Pückler in Aachen (1818) zu Koreffs Ehren veranstaltete, müssen wir ihn uns etwas näher ansehen. Schöll war nach mannigfachen Schicksalen[1]) 1803 als Verleger in Paris gelandet. Seine Klassikerausgaben, zu denen Koreff beigetragen, waren geschätzt; außerdem erwarb er sich ein zweifelloses Verdienst durch die Herausgabe des großen Reisewerkes von A. v. Humboldt und Bonpland und ging — im Zusammenhang mit seinen Klassikerausgaben — selbst

1) S. ADB. 54, S. 138 f. Er war 1766 bei Saarbrücken geboren und studierte seit 1780 unter ärmlichen Verhältnissen in Straßburg klassische Literatur, Rechtswissenschaft, neuere Geschichte und Politik. Das war bereits das Programm seiner späteren Schriftstellerei.

unter die Schriftsteller, zunächst mit einem Repertorium der in Frankreich und Deutschland gedruckten Klassiker (1808), dem später eine griechische und eine römische Literaturgeschichte folgten. Dann veröffentlichte er trockene geschichtliche und geographische Zusammenstellungen, sämtlich in französischer Sprache. Auf Humboldts Empfehlung kam er 1814 in preußische Dienste, zunächst bei der preußischen Gesandtschaft in Paris, der der kundige Mann und französische Stilist gewiß recht nützlich war. Denn offenbar stellte er auch seine Feder in den Dienst der Sieger, indem er „den Franzosen die Augen über die Ereignisse der letzten Jahre öffnete“ [1]). Er wurde zum Hofrat ernannt, auf den Wiener Kongreß mitgenommen, wo er als „französischer Konzipient“ im Kabinett des Königs arbeitete, ging als solcher mit nach Paris und blieb dort nach dem zweiten Pariser Frieden als Legationsrat bei der preußischen Gesandtschaft. Zugleich setzte er seine Kompilationen aus der Zeitgeschichte fort, über die L. v. Ranke in der Einleitung zu Hardenbergs Denkwürdigkeiten sehr günstig urteilt [2]).

Seine Persönlichkeit war weniger erfreulich. Varnhagen hat sie in folgenden Zeilen festgenagelt: „Schöll war früher Revolutionär in Frankreich, dann Flüchtling; in Posen mit Hans v. Held bekannt. Buchhändler in Paris, machte er einen schlechten Bankrott, gewann 1814 des Geheimen Kabinettsrats Albrecht Gunst, kam in preußische Dienste, wurde Vortragender Rat bei Hardenberg. Er war nun ein wütender Ultra! Ein Schlemmer und Wohlleber, Dickwanst! Einer der frechsten Menschen und Geldschneider und dem die meisten Unverschämtheiten gelangen. Starb in Paris verachtet!“

Daß er Revolutionär gewesen und dann umgeschwenkt war, braucht man ihm nicht als Gesinnungslosigkeit auszulegen,

1) Recueil dcs pièces officielles destinées à détromper les Français sur les évènements qui se sont passés depuis quelques années, Paris 1814—1816, 4 Bde.

2) Leipzig 1877, I, S. VII f.

denn es gab viele, unter ihnen hervorragende Geister, die in den Revolutionswirren ihr Damaskus erlebt und umgelernt hatten. Auch Görres — um im Rahmen unseres Buches zu bleiben — war Jakobiner gewesen, und in Hardenbergs Kanzlei arbeitete jetzt brav der ehemalige Verfasser der „Feuerbrände", Friedrich v. Cölln. Aber daß Schöll auch als „Ultra" über Leichen gehen konnte, zeigt sein Verhalten gegen Koreff. Nach Max Lenz[1]) war er durch den Staatsrat Friedrich Schultz ins Kultusministerium gebracht worden und kam durch Koreffs Empfehlung in den Dienst des Staatskanzlers, „in dessen Gunst der geschmeidige und vorsichtige Mann bald viel fester saß als sein unbesonnener Kollege. Im letzten [Lebens-] Jahre hatte der Staatskanzler keinen seiner Räte näher an sich herangezogen als ihn, zumal in der auswärtigen Politik". Hardenberg vertraute ihm sogar seine Denkwürdigkeiten an, um sie durchzufeilen, zu erweitern und auch auf französisch zu veröffentlichen (Ranke, l. c.). Diese Aufgabe war anfangs wohl Koreff zugefallen; wenigstens findet sich in seinen Akten (K 50) der Plan zu einer Biographie Hardenbergs von Koreffs Hand nebst einer Lebensskizze von Friedrich Schultz, die freilich in den Anfängen stecken geblieben ist.

Nach allem, was Varnhagen, der Schöll freilich als „Ultra" haßte, aber auch Dorow u. a. über diesen frechen und gesinnungslosen Fresser und Schlemmer berichten, der sich bald überall, bei den „Ultras" wie bei den Liberalen, gleich verhaßt machte und den Kanzler selbst durch sein plumpes, herausforderndes Benehmen verletzte und anekelte, wäre es trotz seiner Brauchbarkeit in den Geschäften kaum begreiflich, daß Hardenberg ihn nach und nach ganz an Koreffs Stelle schob, ihn dessen Werk sabotieren ließ[2]) und ihn 1821

1) II, 1, S. 137.

2) Man lese nur Dorow, „Erlebtes", III, S. 243—267! „Koreff hatte das Referat verloren, und an dessen Stelle war Herr Schöll getreten, der wohl für Rebhühner und Trüffeln, aber nicht für Preußen, Rheinländer und Altertümer Interesse hatte" (S. 250). „Schöll und Co. wollten ein Werk, welches Koreff bearbeitet und mit großer Liebe gepflegt hatte, vernichten" (S. 259).

auf seine Italienreise mitnahm, wenn wir nicht die Hintergründe dieser Gunst kennten. Die Hähnel, die sich mit Frau Schöll befreundet hatte, war, wie Varnhagen im Rückblick [1]) schreibt, „die Triebfeder seines Emporkommens" gewesen. Schöll machte gemeinsame Sache mit ihr, und „beide bestritten nun die Fürstin und entfernten Koreff". Diese beiden Nattern hatte er also an seinem Busen genährt, die erste als Somnambule, den zweiten als seinen alten Verleger.

Wir können die erbitterten Machtkämpfe im Hause des Kanzlers leider nur in ihren sichtbaren Auswirkungen verfolgen. Die erste war, daß Koreff als Leibarzt kaltgestellt wurde. Es fiel auf, daß er im Sommer 1820 den Fürsten nicht nach Pyrmont begleiten, sondern mit der Fürstin nach Warmbrun gehen sollte, während der Kanzler mit Schöll im Tiergarten spazieren fuhr. „Koreff ist in seinem Einfluß völlig gelähmt, schilt über Schöll", vermerkt Varnhagen im Juli 1820. Nach der Kur in Warmbrunn saß Koreff trübsinnig mit der Fürstin allein in Glienicke, und Schöll war „ungemein keck und anmaßend", nahm „einen hohen Ton gegen Jordan, gegen Altenstein usw." an [2]).

Der Fürst ging dann zum Kongreß nach Troppau, und von dort erhielt Koreff (20. November) eine verblüffende Kabinettsordre, laut der er aus der Staatskanzlei in das Kultusministerium versetzt wurde. Am gleichen Tage erging eine zweite Kabinettsordre, die nicht bloß die künftige Lehrmethode an den Universitäten und Schulen, sondern auch die Lehrerschaft, ihre Grundsätze und ihr Betragen anging [3]). Um die Dinge richtig einzuleiten, sollten „einsichtsvolle und unparteiische Männer, auf deren Gesinnung man sich verlassen kann", Rundreisen durch die Provinzen unternehmen und die Behörden, Konsistorien, Universitäten und Schulen auf Herz und Nieren prüfen. Dazu wurden die Geheimräte

1) 18. Mai 1821.
2) Varnhagen, 5. Oktober 1820.
3) Max Lenz, II, 1, S. 124 ff.

Koreff und Beckedorff und der Konsistorialrat Professor Augusti in Bonn bestimmt. Beckedorff war ein katholisierender Pädagoge, und Augusti, dessen Großvater ein Rabbiner namens Herschel gewesen war, war vor Jahresfrist von der Universität Breslau nach Bonn berufen worden. Das war also eine Neuauflage der fluchwürdigen Prüfungs- und Schnüffelkommission, die drei Jahre nach dem Tode Friedrichs des Großen eingesetzt worden war; Koreff sollte mit seinen Kollegen die Rolle des Konsistorialrats Hermes und des Rosenkreuzers Hillmer spielen ... Zum Glück kam die Reise dieser seltsamen Kollegen nicht zustande; sie hätte für Koreff ein Opfer seiner Überzeugung bedeutet und sein Andenken befleckt.

Er selbst war wie vom Donner gerührt, zeigte aber nach außen Haltung und erklärte sogar, seine Lage habe durch seine Versetzung ins Kultusministerium „viel an Solidität gewonnen". Das mochte freilich zutreffen, denn seine Stellung bei Hardenberg war längst unhaltbar geworden, aber der Sturz war gleichwohl tief genug! Hardenberg hatte Koreff auf bequeme Weise abgeschoben, und als die Spitzelreise unterblieb, versetzte er ihn (Mitte Januar 1821) in die Medizinalsektion des Kultusministeriums, denn Koreff hatte die Unterrichtsabteilung, sein früheres Referat bei Hardenberg, abgelehnt. Wie es indes in seinem Gemüt aussah, dafür zeugt sein Brief an Hardenberg vom 23. Januar: „Auf das, was Euer Durchlaucht mir am Schluß Ihres Briefes sagen, kann ich nur mit weinendem Auge und zerrissenem Herzen antworten. Wenn Sie mich jetzt auch verkennen, kann ich nichts mehr tun als dulden und still weinen. Ich habe ein besseres Los verdient; dies werden Sie einst — hier oder dort — erkennen."

Koreff erhielt jetzt also einen ganz neuen Wirkungskreis, der ihm als Arzt gewiß näher lag, in den er sich aber erst mit der Zeit hineinzufinden vermochte. Er tat es mit gewohntem Eifer, aber erst am 25. Mai konnte er Altenstein

melden, daß er sich in sein neues Referat ganz hineingearbeitet habe. Daß er sich aber in dieser Stellung nicht wohl gefühlt hat, vielleicht schon wegen der engen Zusammenarbeit mit dem Staatsrat Langermann, der so gehässig über ihn urteilte[1]), zeigt seine Neigung zu Extratouren. Als die Österreicher auf Grund der Laibacher Beschlüsse im Frühjahr 1821 in Italien einrücken, um die dortigen Unruhen zu unterdrücken, will er als Verfasser der Schrift über die Malaria mitziehen, weil er Hardenberg selbst auf seiner Italienreise (Februar bis April 1821) nicht begleiten darf. Dann bittet er, mit Refues zu wissenschaftlichen Zwecken nach Spanien geschickt zu werden. Und vermutlich stammt aus dieser Zeit auch sein Plan einer Neuorganisation der musikalischen Studien in Gemeinschaft mit Spontini, auf den wir noch näher eingehen werden. Auch hier zeigte er sich als der „unruhige, unstete Vinzenz", gewiß nicht zum Vorteil seiner Stellung zu Hardenberg.

Das Verhängnis ging indes seinen Gang weiter. Zur selben Zeit, wo Koreff seine Versetzung ins Kultusministerium erfuhr, schreibt Varnhagen (11. Dezember 1820): „Der Kanzler will sich von seiner Gemahlin völlig trennen." Aber das war nicht so einfach wie die Versetzung eines Beamten; jedenfalls konnten Schöll und die Hähnel es nicht allein vollbringen. Da erwuchs ihnen ein unvermuteter Helfer in Gestalt von Hardenbergs Schwiegersohn, Graf Pückler, der seinen Vorteil daraus schlagen wollte und auch tatsächlich geschlagen hat. Der edle Graf freundete sich also mit der „ehrlichen guten Seele" an — so nennt er die Hähnel (20. Juni 1821) in einem Brief an seine Gattin — und redete dieser zu, sich gut mit ihr zu stellen, denn ihr Vater wünsche eine völlige Aussöhnung. In ihren Briefen nannte ihn die Hähnel jetzt den „anmutigen, holden, engelgleichen Prince Pücklerino" und unterzeichnete sich als sein „fidèle et soumis sujet Hukkukkuk". Ebenso schenkte er seine

1) S. Seite 341.

Gunst dem Herrn Schöll, für den er noch Ende 1821, als schon alles auf ihn spie, besondere Hochschätzung zu hegen erklärte. Ein sauberes Kleeblatt!

Ein schlimmer Zufall kam ihren Absichten zu Hilfe, soweit sie Koreff betrafen. Im März 1821 ließ Benjamin Constant, den wir als alten Bekannten Koreffs und als liberalen Oppositionsmann kennen, in Paris eine Schrift erscheinen, die den Titel trug: „Du triomphe inévitable et prochain du principe constitutionnel en Prusse, d'après un ouvrage traduit de M. Koreff, conseiller intime de régence, avec un avantpropos et des notes de M Benjamin Constant.“ Der Lärm darüber war in Berlin groß; endlich glaubte die Reaktionspartei einen untrüglichen Beweis für die jakobinischen Ansichten des Staatskanzlers in Händen zu haben! Freilich stellte sich alsbald heraus, daß diese Schrift nichts anderes als eine Übersetzung von Benzenbergs anonymem Buche „Die Staatsverwaltung des Fürsten Hardenberg“ (1820) war, die Koreff tn Constant geschickt hatte. Der protestierte öffentlich gegen die Urheberschaft, aber das Geschrei wollte nicht verstummen, und die Rückwirkung blieb nicht aus. „Koreff ist gänzlich aus dem Sattel gehoben,“ schreibt Graf Pückler der Gattin am 10. Mai 1821, „und man hört jetzt am Tische nur über Juden schmähen und witzeln.“

Inzwischen war für die Hähnel eine neue Stellung gefunden worden, denn als „Gesellschafterin“ einer nicht mehr vorhandenen Hausfrau konnte sie unmöglich noch auftreten. So verlobte sie sich also (11. Mai 1821) und verheiratete sich rasch darauf (3. Juni), drei Tage nach dem Geburtstage des Staatskanzlers, auf seinem Dotationsgute Neuhardenberg mit einem Beamten v. Kimsky, der sich zu diesem dreieckigen Verhältnis hergab, jedenfalls in der Hoffnung auf gute Beförderung und viel Geld. Pückler selbst lud sich liebedienerisch zu dieser Hochzeitskomödie ein. Fortan blieb Frau v. Kimsky des Fürsten unzertrennliche Gefährtin und der böse Geist seines Alters.

Koreff hatte sich inzwischen notgedrungen ganz umgestellt. Wie schon gesagt, hatte er Altenstein am 26. Mai gemeldet, er sei jetzt in sein neues Referat ganz eingearbeitet. Den Schlußpunkt unter seine Stellung bei Hardenberg setzte dann die Abforderung aller Dienstpapiere, die noch in seinem Besitz waren. Kurz vorher hatte auch die Zahlung der ihm bisher gewährten Beihilfe für physiologische Versuche aus Hardenbergs Bürokasse aufgehört. Zugleich aber begann (12. Juni) Koreffs Aufsatzreihe über Spontinis „Olympia" in der „Vossischen Zeitung", und alsbald (3. August) war die Rede von der baldigen Aufführung seines eignen Operntextes „Aucassin und Nicolette". Auf diese schriftstellerischen Arbeiten wollen wir jetzt näher eingehen, bevor wir uns der letzten Phase von Koreffs Untergang zuwenden.

Schon in seiner halben Ungnade hatte Koreff im Reiche des Ideals und der Schönheit oder in der Natur Trost gesucht und gefunden.

Lebt wohl, ihr düstre Mauern,
Wo bleiche Menschen trauern
Mit gramerfüllter Brust!
Hinaus zur Frühlingsfeier,
Im Arm die traute Leier,
Zieh' ich mit Götterlust.

So fliegt mit leichten Schwingen,
Ein freies Lied zu singen,
Der Vogel zu der Flur;
Er läßt die goldnen Wände,
Der Körner volle Spende,
Er war doch Sklave nur.

So heißt es in dem Gedicht „Frühlingsphantasie", das neben zwei anderen poetischen Beiträgen und den zwei ersten Akten seines Versspiels „Aucassin und Nicolette" im „Berlinischen Taschenkalender" auf 1820 erschienen war[1]). Der Kalender auf 1821 brachte dann den Schluß dieses Vers-

1) Hier auch zwei Stiche zu Szenen aus „Aucassin und Nicolette" von L. Wolff.

spiels (3. und 4. Akt), auf das wir bei seiner Aufführung (Februar 1822) zurückkommen, sowie ein schwungvolles Gedicht Koreffs in Distichen, „Bacchus und Ariadne auf Naxos", auf das „Gemälde auf dem Proszenium des [königlichen] Theaters [in Berlin] von W. Schadow" und einen umfangreichen Aufsatz über dies Theater, das nach dem Brande von 1817 von Schinkel prächtig erneuert worden war und am 26. Mai 1821 mit Goethes „Prolog" feierlich eröffnet wurde. Uns Älteren ist es ja noch allen in dieser Gestalt bekannt, die bis zu der Verschandelung durch den Hülsenschen Umbau unberührt geblieben ist. Beide Almanache enthalten zugleich Novellen von E. Th. A. Hoffmann („Die Brautwahl" und „Die Irrungen"); sie haben also eine sehr beachtliche heitmatliche Note.

Auf künstlerischem Gebiete standen die damaligen Leistungen der preußischen Regierung, zu denen alsbald noch die Begründung des Berliner Museums und der Ankauf der Sollyschen Kunstsammlung kam, sehr hoch, um so höher, als der Staat noch schwer unter der wirtschaftlichen Zerrüttung der napoleonischen Kriege litt. Koreffs Begeisterung war also gewiß berechtigt und von warmem Patriotismus getragen. Sein Aufsatz ist für uns um so wertvoller, als wir ihn hier zum erstenmal als ästhetischen Schriftsteller finden.

Noch überraschender ist seine musikästhetische Aufsatzreihe in der „Vossischen Zeitung" [1]) über Spontinis Oper „Olympia", die sich wiederum mit einem Beitrage Hoffmanns kreuzt. Beide sind zwar anonym erschienen, aber die Urheberschaft Hoffmanns ist längst festgestellt, und für die Koreffs haben wir das Zeugnis zweier Briefe. Gasparo Spontini, sein alter Bekannter aus Paris, zu dessen „Vestalin" er schon 1805 ein schwungvolles Begleitgedicht „An die Königin Luise" verfaßt hatte, war im Sommer 1820 als königlicher Generalmusikdirektor nach Berlin gekommen, und Hoffmann, der ja nicht nur Dichter, sondern auch Opernkomponist und

1) S. Seite 436 ff.

Musikschriftsteller war, hatte ihn in der „Vossischen Zeitung“ begrüßt und auf Wunsch des Königs die deutsche Bearbeitung des französisch geschriebenen Textbuches zu „Olympia“ übernommen, „mit der größten Lust“, wie Hitzig in seiner Biographie (II, S. 143 f.) schreibt. „Seinen Freunden“, so fährt Hitzig fort, „wußte er die Schönheit und Wirkung dieser Musik gar nicht genug zu rühmen.“ Die Oper wurde am 14. Mai 1821 aufgeführt. Wie weit Koreffs begeisterte Aufsätze über sie den Widerhall von Hoffmanns Gesprächen bilden, wäre einer Untersuchung durch einen Musikhistoriker wert. Jedenfalls aber dürfte Koreff auch manches dem Komponisten selbst verdanken, mit dem er auf vertrautem Fuße stand. Gleichwohl besitzen seine Aufsätze, von denen wir im Rahmen unseres Buches leider nur den Anfang als Probe geben können, eine durchaus persönliche Note. Ob Koreff durch sie den Weg für die Aufführung seiner eignen Oper „Aucassin und Nicolette“ bahnen wollte, bleibe dahingestellt; der Beginn ihrer Veröffentlichung (12. Juni) und das Gerücht von der Aufführung von „Aucassin und Nicolette“ (3. August) fällt jedenfalls dicht zusammen. Aber es hätte einer solchen captatio benevolentiae gar nicht bedurft, denn Koreff arbeitete mit Spontini schon seit Ende 1820 an einer „großen Oper“, wie er (20. Dezember) an Dorow schrieb. Auch ein in Koreffs Akten [1]) befindlicher Entwurf zu einer Kabinettsordre an den Staatskanzler beweist das enge Zusammenarbeiten beider Männer. Er lautet wie folgt: „Ich beauftrage Sie, die Herren Spontini und Koreff zu autorisieren, einen Plan für die Organisation der musikalischen Studien, sowohl was die Wissenschaft als auch die Kunst betrifft, zu entwerfen und dieselben deshalb mit den nötigen Vollmachten zu versehen, um sich nach dem Zustand, in welchem sich jetzt die Anstalten dieser Kunst befinden, vollständig unterrichten zu können.“ Nach gütiger

---

1) Geh. Staatsarchiv, Berlin. Rep. 92, Hardenberg, K 50, mit dem Bleistiftvermerk 1821.

Angabe des bekannten Musikhistorikers Professor Dr. Max Friedländer ist zwar aus diesem Plan nichts geworden, weil C. F. Zelter dem Ministerium Vorschläge machte, die dann zur Ausführung kamen, aber er zeigt doch, daß Koreff bei Spontini viel galt, und so ist denn seine Aufsatzreihe wohl nur ein Freundschaftsdienst für ihn gewesen.

Leider bricht sie plötzlich ab, und der Rest ist verschollen. Der Grund ist eigenartig. Am 18. Juni 1821 war Webers „Freischütz" in Berlin aufgeführt worden. Es war der größte und nachhaltigste Erfolg, den bisher eine deutsche Oper erlebt hatte, der Sieg der deutschen romantischen Musik über den italienischen Klassizismus. Da der Hof dem letzteren huldigte, trug er zugleich einen politischen Einschlag, und der Auszeichnung Spontinis durch den König und die Hofkreise folgte eine um so stärkere Ovation des Publikums für Weber. Nichts kennzeichnet die Parteizerrissenheit, aber auch die innere Unklarheit jener Jahre besser, denn die Romantik war ja mehr und mehr zur Parteisache der Reaktion geworden, und hier setzte sich gerade die Opposition für sie ein. Nur Hoffmann, der sich über diesem Getriebe hielt, rühmte Webers Oper in der Vossischen Zeitung (26.—28. Juni) mit der gleichen Wärme, mit der er für Spontini eingetreten war. Dadurch aber wurde die Beendigung von Koreffs Aufsatzreihe unmöglich, denn die Berliner wollten fortan nur noch von Weber lesen und hören.

Inzwischen trat Koreff seinen längst erbetenen Badeurlaub nach Karlsbad an, während die Fürstin Hardenberg nach Teplitz ging, wo er sie auf der Durchreise besuchte. Diese Zeit wurde von dem Kleeblatt, das jetzt in Hardenbergs Hause herrschte, zum Hauptschlag gegen beide ausersehen. Den Auftakt bildete ein Brief des Fürsten an seine Gattin (26. September), worin er ihr nach salbungsvollen moralischen Vorwürfen die Wiederaussöhnung anbot. Sie habe der nunmehrigen Frau v. Kimsky „wirklich greuelvolle Dinge" vorgeworfen, sie bezichtigt, sie wolle „sich auf ihren (der

Fürstin) Stuhl setzen", aber sie sei „irregeleitet durch empörende, gemeine Klatschereien", sei „der Spielball und das Opfer fremden Einflusses geworden", womit natürlich Koreff gemeint ist, denn weiter heißt es: „Ich war unschuldigerweise mit Veranlassung dazu, indem ich Dir den Magnetismus empfohlen habe, weil ich Deine Heilung davon erhoffte. Man ist ihm aber viel zu weit gefolgt, und er ist sehr gemißbraucht worden... Man unterscheide aber zwischen den Verführten, die sich dem blinden Glauben an diesen übertriebenen Magnetismus hingaben, und den Verführern, die sich mit Gelehrsamkeit und geheimem Wissen brüsten ... Es ist unvermeidlich und für Dich selbst wünschenswert, daß Koreff jetzt aus Berlin entfernt werde."

„Diplomatischer" konnte der Fürst die Dinge nicht auf den Kopf stellen, denn schließlich war er doch selbst durch sein Verhältnis zu der Kimsky der Hauptschuldige, und nicht Koreff, sondern sie war es, die in seinem Hause fortwährend hysterische Krampfszenen aufführte und die Somnambule spielte. Nicht Koreff mußte entfernt werden, um den ehelichen Frieden herzustellen, sondern sie! Aber Hardenberg schrieb, und das war der springende Punkt: „Niemand wird mir das Recht streitig machen, in meinem Hause zu sehen und Umgang zu haben, mit wem ich will." Die Fürstin sollte also darein willigen, mit ihrer Nebenbuhlerin, die nicht mehr ihre Gesellschafterin, sondern ihresgleichen war, weiter unter einem Dache zu hausen; wo nicht, wurde ihr die völlige Trennung in Aussicht gestellt.

Ob der Greis wirklich noch schwankte oder bloß aus Angst vor einem „Eklat" solche Winkelzüge machte, oder ob das ganze nur eine abgekartete Komödie war, bleibe dahingestellt. Jedenfalls schrieb er das Gesetz des Handelns nicht mehr vor, sondern Pückler und seine Mitspieler. Wie Pückler seiner Gattin drei Tage vor der Abfassung jenes Briefes (23. September) gestand, hatte der Fürst sich tatsächlich wieder ausgesöhnt, aber seine Gattin hatte auf der Beibehaltung Koreffs als Leibarzt bestanden. „Nur meine Aussage über

die gegen mich [d. h. mir gegenüber] ausgestoßenen Schmähungen der Fürstin und Koreffs Versetzung [nach Bonn]," schreibt er weiter, „gaben Anlaß zur Wiederanknüpfung der Feindseligkeiten."

Als Pückler das obige Schreiben in der Tasche hatte, reiste er nach Teplitz, um die Entscheidung zu erzwingen. Es war der einzige diplomatische Auftrag, mit dem sein Schwiegervater ihn jemals betraut hat. Pückler führte ihn angeblich nur aus Liebe und Anhänglichkeit aus, um dem alten Herrn einen ruhigen Lebensabend zu sichern. Im Hintergrund aber blitzte als Lohn die Fürstenkrone!

Die Szenen, die sich nun in Teplitz abspielten, sind in unseren Urkunden hinreichend geschildert. Die äußerst gereizte Fürstin erging sich in Schmähungen, drohte mit Enthüllungen, und Koreff, durch die geplante Versetzung nach Bonn wie vom Donner gerührt, wehrte sich mit Händen und Füßen gegen diese Degradierung und berief sich auf die Kabinettsordre von 1816, in der ihm ein Klinikum in Berlin zugesagt war. Aber der „Mephistopheles" Pückler — so nennt Varnhagen ihn mit Recht — blieb der Stärkere und lachte sich ins Fäustchen, als er die beiden weinend und besiegt vor seinem Bette stehen sah. Die Fürstin fügte sich notgedrungen in die Trennung; zum Lohne blieb ihr doch eine Altersversorgung. Und Koreff suchte sich wenigstens einen anständigen Abgang zu sichern.

Hardenberg wollte ihn nach Bonn versetzen, seine eigne Lieblingsschöpfung, an der Koreff so starken Anteil hatte, sei es als Professor oder als Beamter oder als beides, wir wissen es nicht. Warum lehnte Koreff dies schroff ab und bestand auf Berlin, wo man ihm das Leben gewiß weiter sauer gemacht hätte? Vielleicht wollte er nicht in eine untergeordnete Provinzialstellung herabsinken, die seinen Sturz aller Welt kundgetan hätte. Oder er hatte einfach das Bedürfnis, auch weiter auf den Höhen des Lebens und in einem Kulturzentrum zu leben, und verschmähte das stille Dasein

in einer Provinzstadt, weil er, wie sein späterer Freund Beyle-Stendhal, „täglich neue Ideen brauchte, wie ein Dampfschiff Kohlen braucht". Das war wohl auch der Hauptgrund, warum er schließlich in Paris endete. Einstweilen legte er sein Schicksal notgedrungen in Pücklers Hand, bat demütig um dessen Protektion und dieser sagte sie ihm gönnerhaft zu, denn er hielt es mit Recht für gefährlich, sich in Koreff „unnützerweise einen bitteren Feind auf den Hals zu laden." So vollständig hatte sich das Verhältnis beider Männer seit dem Kongreß in Aachen umgekehrt! Eine härtere Natur als Koreff hätte vielleicht aufgetrumpft, gleich der Fürstin mit Enthüllungen gedroht, aber wahrscheinlich nur einen Skandal herbeigeführt, der ihm zeitlebens angehaftet hätte. So suchte denn auch Koreff jeden „Eklat" zu vermeiden und nur zu retten, was noch zu retten war.

Er begleitete zunächst die Fürstin nach Dresden und half ihr, der niemand mehr half, sich dort einzurichten, denn die Rückkehr nach Preußen war ihr glatt abgeschlagen worden. Dann kehrte er selbst Anfang November nach Berlin zurück, um seine eignen Angelegenheiten zu ordnen und seine Koffer zu packen. Zum Leibarzt Hardenbergs war inzwischen der Generalchirurgus Rust ernannt worden, derselbe, der 1814 auf Koreffs Empfehlung aus österreichischen in preußische Dienste getreten war und der ihn noch vor kurzem als „Freund" angegangen hatte. Das war nach der Hähnel, nach Pückler und Schöll der vierte, der seine Güte mit schnödestem Undank vergolten hatte. Aber auch der Kanzler, dem er das Leben gerettet hatte, nannte ihn jetzt, wie Varnhagen berichtet, „nur den Franz Moor". Wahrlich, Koreff hatte ein Recht, an den Menschen zu verzweifeln! Er konnte sich mit seinem Kollegen, dem Pessimisten Arthur Schopenhauer, die Hand reichen[1]).

Er bestand nach wie vor auf dem Klinikum, das ihm durch Königswort zugesagt war, aber auch das war umsonst. Da

1) Schopenhauer hatte sich 1820 als Privatdozent in Berlin habilitiert.

er, wie schon gesagt, nicht nach Bonn wollte, wurde ein Ausweg gefunden, indem er zunächst zwei Jahre Urlaub nach dem Ausland zu Studienzwecken erhielt, genau wie vor ihm und dank seiner Fürsprache sein Freund Schlegel. Er war klug genug, auf Vorauszahlung seines Gehaltes zu dringen, denn wie er richtig sagte: „Les absents ont toujours tort." Daß Hardenberg es unter der Obhut der Kimsky und Rusts nicht mehr lange treiben werde, war vorauszusehen. War er aber erst tot, dann konnte der Gestürzte, von allen Verlassene zusehen, wie er sein Gehalt erhielt. Die Ereignisse haben seiner Voraussicht durchaus recht gegeben, denn wie Varnhagen schreibt, befahl der König schon im Juli 1823, ein halbes Jahr nach Hardenbergs Tode, daß Koreff zurückkehre und in Berlin arbeite. „Da er aber hier", fährt Varnhagen fort, „lauter verdorbene Verhältnisse hat, so wird er wohl lieber den Abschied nehmen und in Paris bleiben." [1]) Und so ist es denn auch geschehen.

Einstweilen hatte er noch genug Verdruß, um seinen Urlaub zu regeln, denn seine Angelegenheit wurde rücksichtslos verschleppt, und er mußte sich schließlich sogar an seinen Todfeind Schöll wenden, um seine Gehaltszahlung durchzusetzen. So blieb ihm keine Demütigung erspart. Unter solchen Umständen ließ er sich nur noch bei wenigen Menschen blicken, so bei Rahel und Varnhagen, aber auch der brach ihm jetzt die Freundschaft und benahm sich äußerst gehässig gegen ihn. Auch einem Freunde Varnhagens schüttete er sein Herz noch aus, dem schwedischen Generalkonsul Dehn, einem portugiesischen Juden, der früher der Intimus der jetzigen Gräfin Pückler gewesen war; vor ihm brauchte er also kein Blatt vor den Mund zu nehmen. Aber selbst der letzten Geburtstagsfeier seines Duzfreundes Hoffmann (am 24. Januar 1821), der damals schon mit dem Tode rang, blieb er aus Schmerz oder Scham fern und gedachte dieses Tages nur in einem reizenden Briefchen und durch ein Geschenk in Form

1) 8. Juni 1823.

eines kunstvollen Bechers und seines Porträts. „Denke des pilgernden Freundes", so schließt der Brief. Hitzig hat diese wehmütige Feier erschütternd geschildert, allerdings mit der falschen Angabe, alle in Berlin anwesenden Freunde hätten daran teilgenommen.

Koreff scheint sich damals ganz in die Welt des Geistes geflüchtet zu haben, denn wie er um die Jahreswende 1821/22 an Pückler schreibt, steckte er „bis über die Ohren" in Arbeiten, teils für seine zwei Opern, teils zur wissenschaftlichen Vorbereitung seiner Reise. Die eine dieser Opern ist jedoch nie zur Vollendung gediehen. Wie Heine angibt, sollte es ein Festspiel zu der bevorstehenden Hochzeit der Prinzessin Alexandrine von Preußen werden, das „aus der preußischen Geschichte" gewählt war und zu dem Spontini die Musik komponieren sollte. Später jedoch sollte es Sappho zum Gegenstande haben. Aber vielleicht verlor Koreff angesichts seines Scheidens die Lust daran, oder seine Feinde haben auch dies hintertrieben, denn schließlich betraute Spontini den Theaterdichter Herklots mit der Abfassung eines Festspiels „Nurmahal".

Dagegen kam „Aucassin und Nicolette" noch vor Koreffs Abreise zur Aufführung. Das war nach der abscheulichen Tragikomödie seines Sturzes wenigstens ein guter Abgang. Die Erstaufführung fand am 26. Februar 1822 statt; ihr folgte noch eine Wiederholung. Die Vertonung des Berliner Musikdirektors Georg Abraham Schneider konnte sich mit Webers „Freischütz" nicht messen, und so erlebte das phantasievolle Werk nur einen Achtungserfolg [1]). Trotzdem beansprucht „Aucassin und Nicolette" einen Platz in der Berliner Musikgeschichte. Einiges über Koreffs Vorlage, die holde altfranzösische Spielmannsmär, ist in unseren Urkunden (S. 475) angeführt. Eine Wiedergabe des Inhalts ist im Rahmen unseres Buches leider un-

1) Über die Aufnahme bei Presse und Publikum s. die Urkunden.

möglich. Heinrich Uhlendahl hat ihn in seiner Dissertation „Fünf Kapitel über H. Heine und E. Th. A. Hoffmann" [1]) geschickt zusammengefaßt. Wir geben hier nur sein Gesamturteil wieder:

„Koreff hat seinen Stoff in recht romantischer Art behandelt. Prächtige Ritterszenen wechseln mit Hirtenidyllen und farbenfrohen Bildern des Orients ab. Astrologen und Troubadoure erscheinen, Bajaderentänze werden aufgeführt, alte Zaubersprüche hergesagt und der Madonnenverehrung reichlich der schuldige Tribut gezollt. Das Ganze ist in knapper, prägnanter Form gehalten, die Sprache gewandt, der Vers flüssig. Der ernste Gesamtton wird durch mancherlei Scherz belebt, und hin und wieder trifft man hübsche kleine Lebensweisheiten . . . Die Behandlung des Stoffes ist durchweg originell, wenn auch einzelne Lieder deutlich an altbekannte Vorbilder erinnern, etwa an Schillers Räuberlied, an den Rundgesang der Soldaten in Wallensteins Lager, an Goethes Mignonlied aus Wilhelm Meister oder an Gretchens Gebet zur Himmelsmutter im Faust."

Diese Kritik bestätigt nur, was wir schon bei manchen Gedichten Koreffs festgestellt haben, eine originelle Note bei glücklicher Anlehnung an klassische Vorbilder. Er selbst legte den Ton natürlich auf die originelle Note, auf das romantische Lokalkolorit. „Ich habe nach einem Lokalkolorit getrachtet, wie es bisher keine deutsche Oper besitzt", hatte er schon 1813 an Millin geschrieben. Er war wohl durch Méons Neuausgabe der alten Spielmannsdichtung (in „Contes et Fabliaux", 1808) auf den Stoff aufmerksam geworden. Hier schien ihm „Das goldne Zeitalter" verwirklicht, das er schon 1810 in seiner Argonautendichtung besungen hatte. So stammt „Aucassin und Nicolette" trotz der viel späteren Aufführung noch aus Koreffs poesiereichen Wanderjahren, wenn auch die letzte Feile wohl erst vor der Veröffentlichung angelegt worden ist.

Am stärksten war der Eindruck auf den jungen Heinrich Heine, dessen Bericht und Sonett zweifellos die belangreichsten zeitgenössischen Äußerungen über Koreffs Oper

---

1) Berlin 1919, S. 79 ff.

sind. Heine hatte Koreff wohl in Rahels Salon kennen gelernt, aber erst in Paris sollten sich zwischen beiden enge Beziehungen knüpfen. Geistige Fäden jedoch ziehen sich schon von „Aucassin und Nicolette" zu Heines Jugendlyrik hinüber: das hat Heinrich Uhlendahl in seiner Schrift deutlich nachgewiesen. „Manche Stellen bei Koreff", sagt er, „klingen durch Ton und Versmaß geradezu wie verschollene Jugendgedichte Heines, z. B. Aucassins Waffengruß (S. 227 f.) oder Nicolettes Liebesromanze (S. 188)." Und er stellt die folgenden Abschiedsstrophen Nicolettes mit ihrer fromm ergebenen Resignation ähnlichen Strophen Heines gegenüber:

„Laßt die arme Waise ziehen
Durch der Länder weiten Raum,
Immer noch wird Glück ihr blühen,
Bleibt nur rein ihr Liebestraum.

Laßt in klösterlichen Mauern,
Wo die Sehnsucht Tränen weint,
Um den Bräutigam mich trauern,
Der als Heiland dann erscheint.
Nimmer will ich euch begegnen,
Fluchen soll mein Herz euch nicht,
Nein, mein Mund soll euch noch segnen,
Wenn mein müdes Auge bricht."
(Koreff, S. 239 f.)

„Nie wollt' ich dein Herze rühren,
Liebe hab' ich nie erfleht;
Nur ein stilles Leben führen
Wollt' ich, wo dein Odem weht.
Doch du drängst mich selbst von hinnen,
Bittre Worte spricht dein Mund;
Wahnsinn wühlt in meinen Sinnen,
Und mein Herz ist krank und wund.
Und die Glieder matt und träge
Schlepp' ich fort am Wanderstab,
Bis mein müdes Haupt ich lege
Ferne in ein kühles Grab.
(Heine, I, S. 32 f.)

Schließlich hat Heine aus der großen Romanze Nicolettes das Bild der verwittwet trauernden Palme aufgegriffen und

es durch Gegenüberstellung mit einem fern weilenden geliebten Fichtenbaum zu einem seiner berühmtesten Lieder gestaltet.

„Wohl trauert verwittwet die Palme,
Ihr weilt der Geliebte so fern;
Ihr Blühen am schwankenden Halme
Liebkoste den Trauten so gern.

Wind, komm aus der Wüste gezogen,
Buhl' um mich mit liebendem Kuß,
Zum Bräutigam, Bote, geflogen,
Bring' ihm auf dem Fittich den Gruß."

(Koreff, S. 121.)

„Ein Fichtenbaum steht einsam
Im Norden auf kahler Höh;
Ihn schläfert; mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.

Er träumt von einer Palme,
Die fern im Morgenland
Einsam und schweigend trauert
Auf brennender Felsenwand."

(Heine, I, 78.)

Zwei Monate nach diesem Schwanengesang, am 23. April 1823, verließ Koreff Berlin auf Nimmerwiedersehen, um sich mit vierzig Jahren und mit zerrütteter Gesundheit ein neues Leben zu zimmern. „So ist auch unsere Universität ihr unwürdiges Mitglied losgeworden", schreibt Max Lenz mit Befriedigung. Er reiste zunächst nach Dresden, wo er seine Leidensgefährtin, die Fürstin Hardenberg, wiedersah. Es müssen bittre Empfindungen gewesen sein, mit denen er seinem Vaterlande den Rücken kehrte, und er mag die Worte wiederholt haben, die er einst Hufeland im Unmut geschrieben: Ingrata patria, ossa mea non habebis! Gewiß dachte er auch an jene Szenen, die sich vor acht Jahren in Dresden und Meißen abgespielt hatten — die Tragikomödie seiner heimlichen Taufe! Und doch war es für ihn wohl das Beste, daß das Ende da war. Am 26. April 1822 schrieb Varnhagen in seine Tagesblätter: „Der

König hat den Minister v. Schuckmann beauftragt, wegen der bedenklichen Zeitläufte auf zwei Jahre den ganzen Staat einer besonderen geheimen Polzeiaufsicht zu unterstellen. Es werden Listen über politische Denkart und Gesinnung angefertigt, die sich über alle Zivilbeamte und alle Offiziere erstrecken sollen"[1]. Und am 18. August wurde durch eine Kabinettsordre das judenfreundliche Edikt von 1812 aufgehoben, der Antisemitismus offiziell abgestempelt.

Monatelang blieb Koreff unentschlossen in Dresden. Er huldigte Tieck zu seinem Geburtstage, verkehrte wahrscheinlich mit dem alten Jean Paul Richter, knüpfte Beziehungen zu Tiecks Freund, dem hessischen Diplomaten und romantischen Dichter Ernst v. d. Malsburg an und kam auf den wunderlichen Einfall, sich an einer schlesischen Handelsgesellschaft für die Ausfuhr von Tuchen nach dem fernen Osten zu beteiligen, obwohl er für dergleichen Dinge nicht die mindeste Eignung besaß. Die Sache zerschlug sich denn auch alsbald. Dann er wollte mit Spontini nach Italien reisen, ließ den fluchenden Italiener sitzen und kehrte nach Paris zurück. Im Herbst weilte er sechs Wochen in der Normandie, bei seiner alten Freundin, der Marquise de Custine, auf dem Lande; dann ließ er sich dauernd in Paris nieder.

An demselben Tage, an dem sein Freund Hoffmann in Berlin beerdigt wurde (28. Juni 1822), gab Fürst Hardenberg ein kleines Herrendiner, um mehreren Fürsten und Grafen in hohen Staatsstellungen seinen Schwiegersohn als neugebackenen Fürsten v. Pückler-Muskau vorzustellen. Das war der Lohn dafür, daß er Koreff und die Fürstin entfernt und Friederike Hähnel, nunmehrige Frau v. Kimsky, zur

1) Wie weit diese Gesinnungsschnüffelei ging, zeigt eine andere Aufzeichnung Varnhagens vom 8. März 1822: „Herr v. Humboldt fordert seine handschriftliche mexikanische Grammatik zurück, die unter den Papieren seines verhafteten Privatsekretärs gefunden worden. Man verweigert sie ihm ... Schöne mexikanische Grammatik! Könnte nicht Geheimschrift dahinter stecken?" (Blätter aus der Preußischen Geschichte, II, S. 59.)

Alleinherrscherin gemacht hatte. Seine Gestalt paßte recht gut in ein italienisches Intrigenstück! Außer ihm hatte der König bisher nur zwei Männer gefürstet, Hardenberg selbst und Blücher, ein Kleeblatt, das, wie Pückler selbst sagte, nicht recht zusammen paßte. Und er sollte seiner neuen Fürstenkrone nicht froh werden: die Hälfte der Gäste behandelte ihn eiskalt, so daß Hardenberg selbst sich seiner Protektion schämte. Und als Pückler ihn im September bat, ihn in seinem Gefolge zum Kongreß nach Verona mitzunehmen, lehnte der Staatskanzler dies ab. Dagegen erlaubte er der Frau v. Kimsky auf ihre zudringlichen Bitten hin, ihm mit ihrem Strohmanne nachzureisen, obwohl sein jetziger Leibarzt Rust sich nach Kräften dagegen sträubte und auf den üblen Eindruck hinwies, den ihr Erscheinen auf den König und auf den ganzen Kongreß machen müsse. Völlig im Banne der Kimsky, ließ er sich von ihr in Verona und auf der anschließenden Reise nach Genua Tag und Nacht umherhetzen und bis zuletzt ausbeuten. So brach seine letzte Greisenkraft rasch zusammen, und am 26. November 1822 starb er im Beisein seiner Mörderin am Nervenschlag. Denn daß die Kimsky ihn teuflisch in den Tod getrieben hat, daran läßt der erschütternde Bericht seines Leibarztes Rust[1]) keinen Zweifel. Sie hat sich noch an der Börse des Sterbenden vergriffen. „Wäre Koreff bei ihm gewesen,“ sagt Dorow[2]), „so wäre er uns sicher erhalten worden.“ Hardenbergs Tochter aber wurde durch das Testament ihres Vaters enterbt, und ihr leichtfertiger Gatte, der nicht nur ihr Vermögen durchgebracht oder in Muskau verbaut, sondern auch noch die Riesensumme von 500 000 Talern Schulden gemacht hatte, sah sich zum „Bettelfürsten“ degradiert. Um den völligen Zusammenbruch zu verhüten, bot die verarmte, verblühte Frau ihm 1823 freiwillig die Scheidung an, damit er sich eine reiche

---

1) Briefwechsel und Tagebücher des Fürsten Pückler, V, S. 363 ff.

2) Erlebtes, III, S. 312.

Braut suchen könne. Aber dieser Fischzug mißlang, und der Fürst Pückler mußte zur Feder greifen, um sich Geld zu verdienen. So empfing ein jeglicher seinen Lohn — nur die Hähnel nicht!

Pückler waren schon vor dem Tode seines Schwiegervaters die Augen über die Kimsky aufgegangen, zu deren Werkzeug er sich erniedrigt hatte. Am 12. August 1822 schrieb er an Lucie: „Jedermann schämt sich ihrer Gesellschaft, nur dein erlauchter Vater nicht." Und er berichtete allerlei erbauliche Dinge von ihr. Und sobald Hardenberg gestorben war, warf er wie jedermann Steine auf „diese Kreatur". Sie verlegte den Schauplatz ihrer Tätigkeit nach Rom, wurde katholisch und befreundete sich mit dem Kardinal Fesch, Napoleons Oheim, und dem Jesuitenpater Beckx. Noch unter Pius IX. soll sie in Rom eine einflußreiche Rolle gespielt haben[1]). Sie starb 1871, im Besitz großer Reichtümer. Pückler behielt ein Grauen vor ihr und schrieb noch als Greis: „Könnte ich an den Teufel und an Besessenheit glauben, ich hielte gewiß Frau v. Kimsky für eine der ersten Besessenen. Ich habe zeitlebens nur zwei solche weibliche Ungeheuer kennen gelernt. Mich schaudert noch jedesmal, wenn ich daran denke." Ihre Gestalt könnte wahrlich aus Hoffmanns „Elixieren des Teufels" entsprungen sein!

Gedenken wir schließlich noch mit ein paar Worten des Dritten im Bunde, des Geheimrats Schöll. Auch er sollte seines Verrates nicht froh werden. Schon Anfang Januar 1822 bemerkt Varnhagen, er werde von Pückler und der Kimsky immer mehr verdrängt. Und Mitte Januar wurde er wegen seines unverschämten Auftretens in Glienicke „unter Mitstimmung der Kimsky" nach Berlin abgeschoben. Im Juni starb seine Frau, und als er kurz darauf ins Bad reist, hatte er „die Gunst des Kanzlers wirklich verloren". Pückler vermittelte zwar wieder, aber Hardenbergs Tod setzte den Schlußpunkt unter sein Glück. Er blieb dann

1) Th. Mundt, Rom unter Pius IX., Berlin 1859.

noch bis 1830 in Berlin, hielt französische Vorlesungen über Geschichte und veröffentlichte eine neue Geschichtskompilation, die der Berliner Jurist Gans im „Hamburgischen Korrespondenten" erbarmungslos zerpflückte [1]. Hardenbergs Denkwürdigkeiten aber, die er zur Veröffentlichung fertig machte, mußte er 1829 nach langem Sträuben herausrücken; wie Varnhagen [2] andeutet, ließ er sich dafür mit Geld abfinden. Er kehrte dann als Legationsrat an die Botschaft in Paris zurück, wo er gewiß ein frohes Wiedersehen mit Koreff gefeiert hat und 1833 verachtet gestorben ist.

In Berlin fehlte es nach Koreffs Abreise nicht an Eselsfußtritten, in denen sich besonders Stägemann hervortat und die Varnhagen hämisch zusammentrug. In der Form „Es wird erzählt", oder „Er soll" behauptet Varnhagen u. a., Koreff habe sich Bücher aus Hardenbergs Bibliothek angeeignet. „Das Auswärtige Departement hat 12000 Rtlr. für Bücher bezahlen müssen, die der Kanzler aus Paris beziehen ließ und die sich, wenn man sie suchen wollte, am ersten in Geh. Rat Koreffs Bibliothek finden würden." Varnhagen vergaß dabei nur, daß er schon früher von Schöll ganz ähnlich erzählt hatte, dieser habe den Fürsten veranlaßt, sein ganzes altes Bücherlager in Paris zu kaufen. Dabei soll natürlich nicht die Möglichkeit bestritten werden, daß Bücher, die Koreff zu amtlichen Zwecken aus Paris hatte kommen lassen, gelegentlich in seiner Bibliothek verschwunden sind, die, wie er selbst (30. März 1820) an Hardenberg schrieb, „nur nach der Verpflichtung seines Amtes und nicht etwa nach einer Lieblingsneigung organisiert war", denn er mußte sich in seiner Amtsstellung auf den mannigfachsten Gebieten auf dem laufenden halten. Selbst daß er eine Entschädigung für seine zahllosen Fahrten nach Glienicke forderte, wurde

1) Varnhagen, Blätter aus der Preußischen Geschichte, V, S. 274 f. (22. März 1830). „Schöll ist darin als Fresser, als Unpreuße und als heimlicher Katholik bezeichnet."

2) Ebd. S. 211 (11. Juni 1829).

ihm verargt, obwohl nichts natürlicher war, denn er hatte den Fürsten stets unentgeltlich behandelt, und es konnte ihm nicht zugemutet werden, daß er auch die Unkosten bestritt. Sogar die allerdümmsten Klatschereien hielt Varnhagen der Aufzeichnung für wert. So „sollte" Koreff dem Fürsten Hardenberg vor seiner Abreise „tolle Briefe" voller Vorwürfe geschrieben haben, deren einer begonnen hätte: „Alter Mann, bedenken Sie, was Sie tun." Nichts dergleichen befindet sich in dem Aktenstück, das Koreffs Briefwechsel mit Hardenberg enthält. Er hatte es längst aufgegeben, an ihn zu schreiben. Doch genug von diesem beschämenden Nachspiel der Gehässigkeit!

Paris (1822—1851)

Diesen letzten und längsten Abschnitt in Koreffs Leben können wir verhältnismäßig kurz behandeln, denn er ist von Marietta Martin in ihrem Buche „**Le docteur Koreff**“ eingehend untersucht worden. Es kann sich hier nur darum handeln, einige Lichter aufzusetzen und eine Ergänzung hinzuzufügen: Koreffs fortdauernde Beziehungen zu Deutschland und zu Deutschen, die nach Paris kamen, und seine nicht unwesentliche Rolle als Vermittler zwischen deutscher und französischer Kultur und Wissenschaft. Niemand war berufener dazu als dieser universelle Geist, der zugleich eine geborene Mittlernatur und ein Mensch von unerschöpflicher Hilfsbereitschaft war.

„Fliehen wäre leicht“, schreibt Heinrich Heine an Varnhagen kurz nach seiner Übersiedlung nach Paris[1]), „wenn man nicht das Vaterland an den Schuhsohlen mit sich schleppte.“ So war es auch Koreff ergangen, als er neun Jahre vor ihm, enttäuscht von den deutschen Erlebnissen, nach Paris zurückkehrte, um als Arzt der vornehmen Welt seinen alten Beruf wieder aufzunehmen. Die einst bespöttelte „Schnupfenpraxis“ mochte ihn jetzt, nach den Erfahrungen auf dem Berliner Universitätskatheder, in den Amtsstuben der Ministerien und in dem von Kabalen geschwängerten Kabinett des preußischen Staatskanzlers, wieder den Vorzug zu verdienen scheinen, denn sie sicherte ihm wenigstens die persönliche Freiheit und Unabhängigkeit. Die Kabalen blieben freilich auch in Paris nicht aus. Die Animosität antisemitischer und reaktionärer Kreise gegen den „Juden“ hatte

---

1) 27. Juni 1831.

er zwar nicht mehr zu fürchten, aber die Mißgunst seiner Berliner Universitätskollegen verwandelte sich in den Brotneid französischer Ärzte gegen den erfolgreichen „Preußen“, und auch diese schreckten nicht vor den häßlichsten Machenschaften zurück. Es war Koreffs Tragik, daß er, der daheim als „Jude“ angegriffen worden war, jetzt in Paris als „Preuße“ Mißgunst erfuhr. Es bedurfte des Eingreifens des großen Cuvier, um diesem Treiben die Spitze abzubrechen und ihm die Ausübung seiner Praxis zu gewährleisten. So blieb seine Stellung auch in Paris unsicher und angefochten, und er konnte sie nur durch hervorragende ärztliche Leistungen und durch die Gunst einflußreicher Patienten behaupten.

Auch den Gesinnungsschnüffeleien der preußischen Polizei war er nur entronnen, um denen der französischen anheimzufallen. Sie bezichtigte ihn dunkler „liberaler“ Umtriebe, deren Gegenstandslosigkeit sich freilich bald herausstellte. Viel schlimmer war es, daß man ihn als preußischen Spion verdächtigte, während er doch nur wissenschaftlicher Berichterstatter für Preußen war und als solcher warm für die Anerkennung und Auszeichnung französischer Gelehrter eintrat! Doch das war die Signatur jener Zeit; sein Leidensbruder Beyle-Stendhal ist in dem damaligen Italien ebenso abwechselnd als „Liberaler“ und als „Spion“ verdächtigt worden. Am schwersten indes hat sich an Koreff nicht die Polizei, sondern der Romanschriftsteller Balzac versündigt, der sich in diesem Falle als recht schlechter Menschenkenner erwies. Der Elsässer Ludwig Spach hat uns den Schlüssel dazu gegeben: Balzacs tollgewordene Dichterphantasie, seine durch Klatschereien aufgebrachte Eigenliebe und seine blinde Verliebtheit in die Gräfin Hanska.

In einem Brief an seinen alten Chef, den Minister v. Altenstein, dem er als wissenschaftlicher Berichterstatter unterstellt blieb, klagt Koreff selbst darüber, daß ihn die Fortdauer seiner Beziehung zu Preußen daran hindere, sich in Frankreich naturalisieren zu lassen und vorteilhafte An-

erbietungen der französischen Machthaber anzunehmen, mit denen er als Arzt und als Weltmann auf bestem Fuße stand. Man fragt sich daher, warum er das Verhältnis zu Preußen nicht ganz gelöst hat, um aufs neue sein Glück in Amt und Würden zu versuchen. Aber er selbst hatte sich vor seinem Abschied aus Preußen ausbedungen, sich **Conseiller intime du roi de Prusse** nennen zu dürfen und als wissenschaftlicher Korrespondent mit seinem Vaterlande in Fühlung zu bleiben. Dadurch blieb er zweifellos als preußischer Beamter abgestempelt, und diese Etikette gab ihm einen gewissen Nimbus in der großen Welt, auf den er trotz der Gefahren für seinen Leumund anscheinend nicht verzichten wollte. In dem eben genannten Brief an Altenstein beschwert er sich sogar, daß man ihn preußischerseits vernachlässige und ihm keine schmeichelhaften Auszeichnungen zuteil werden lasse [1]). Die Pension von 4000 Franken, die er erhielt, dürfte dagegen nur eine geringe Rolle gespielt haben, denn sie war — wenigstens bis 1848, wo sie ihm plötzlich entzogen wurde — sehr wenig gegenüber seinen hohen Einnahmen als Arzt. So waren es denn vor allem gefühlsmäßige und gesellschaftliche Gründe, die ihn bestimmten, das offizielle Band, das ihn noch an die Heimat knüpfte, nicht durchzuschneiden. Er legte deshalb auch großen Wert darauf, in der preußischen Gesandtschaft in Paris wohlgelitten zu sein, und beklagte sich an seinem Lebensabend bitter, als ein Gesandtenwechsel und der Umschwung der politischen Verhältnisse von 1848 ihm das Wohlwollen der Gesandtschaft entzog. Man kann daher sagen, daß er — im schroffen Gegensatz zu Heine, Börne und anderen in Paris lebenden Deutschen — in seiner Gesinnung stets preußisch und regierungstreu geblieben ist. Wenn er also dem Minister v. Altenstein in dem oben genannten Briefe droht,

1) Im Herbst 1825 war König Friedrich Wilhelm III. in Paris, wo er Meyerbeer, den Sohn eines Berliner Bankiers, zu sich kommen ließ und ihm eine Oper für Berlin auftrug. Ob er Koreff, der mit Meyerbeer befreundet war, wohl damals gesprochen hat?

sein Verhältnis zu Preußen zu lösen, so kann das nicht sehr ernst gemeint gewesen sein; es hat eher bezweckt, dies Verhältnis enger zu knüpfen. Vielleicht hat er sogar, trotz aller bittern Erfahrungen, anfangs im stillen noch gehofft, in irgendeiner leitenden Stellung nach Preußen zurückzukehren. Darauf deutet wohl auch das Hochzeitsgedicht zur Vermählung des Kronprinzen Friedrich Wilhelm hin, das er — als Privatdruck, mit einer Landschaftszeichnung begleitet — 1823 nach Berlin sandte, um bei Hofe nicht vergessen zu werden. Alles in allem ist Koreff in Paris also Preuße nach Gesinnung, Staatsangehörigkeit und Stellung geblieben [1]).

Freilich ein „französierter Preuße“, wie ein Zeitgenosse ihn nennt, ein **médecin hoffmannique** und zugleich ein Pariser Stutzer. Über die deutsche Unterschicht seines Wesens legte sich immer stärker ein Pariser Firnis. Mit seiner Eleganz dürfte es freilich nicht so weit hergewesen sein, namentlich auf seine alten Tage, wo er sich, nach Varnhagens Zeugnis, in seinem Äußern arg vernachlässigte. Um dieselbe Zeit schreibt ein Herr Oppenheim, daß er eine rote Lodenperücke trüge, und vollends das Bild, das die Komtesse Dash von seiner Erscheinung entwirft, streift die Burleske. Man darf diese mutwillige Schilderung freilich nicht zu deutsch und ernst nehmen; es ist der übliche, spöttisch-amüsante Pariser Ton, und die Schreiberin hatte zudem einen recht bedenklichen Lehrer in dem amüsanten Memoirenfälscher Causen de Courchamps gehabt, bei dem sie das Aufputzen von Memoiren hatte lernen können.

Aber wie dem auch sei, Koreffs Eleganz lag jedenfalls mehr auf geistigem Gebiet, und hier haben wir eine solche Fülle von Zeugnissen über seinen Esprit und den Zauber, der von diesem unschönen Manne ausging, und von dem nicht nur sensationslüsterne Damen bestrickt wurden, die geistige Qualitäten meist nicht beurteilen können, sondern auch Männer von höchster Bildung, anspruchsvolle Geistes-

---

1) Vgl. das Zitat nach Paul Bonnefon auf S. 8*.

aristokraten wie Beyle-Stendhal, der ihn unter die ersten Geister seiner Zeit rechnete, oder Politiker wie der General Lamarque, der von ihm sagte: „Koreff ist der geistreichste Mensch, den ich je kennen gelernt habe." Wer war berufener als die Pariser, über diese Seite von Koreffs Wesen zu urteilen? Freilich haben sie meist n u r diese Seite gesehen und so tatsächlich nur den „französierten" Koreff geschildert, während sie die andere, die deutsche Gemüts- und Phantasieseite, mehr geahnt als verstanden haben. Aber gerade das Fremde und Unverständliche seines Wesens besaß für sie einen magischen Reiz und machte Koreff geradezu zu einem Wundertier, um das sich die Salons rissen. Diese Mischung von Tiefsinn und Brillantfeuerwerk des Esprit mit ihren jähen Umschlägen, jene genialische Zerrissenheit, wie wir sie schon aus dem Kreise E. Th. A. Hoffmanns kennen, war für die Pariser etwas Neues. Nur Lord Byron mit seiner Pose von Weltschmerz und Zynismus hatte etwas Ähnliches geboten. Doch es waren nicht nur solche Äußerlichkeiten und Gebärden, die Koreffs Erfolge in den ersten Jahren nach seiner Übersiedlung begünstigten. Die ganze Zeitströmung kam ihm entgegen und trug ihn empor.

Die Zeitverhältnisse und die Menschen hatten sich seit 1811 von Grund aus geändert. Frankreich war von seiner stolzen Höhe herabgestürzt, nur noch ein Glied der Heiligen Allianz, Napoleon in St. Helena gestorben, die Bourbonen gegen den Willen der großen Mehrheit des Volkes wieder eingesetzt. Das Werk der französischen Revolution schien vernichtet, der Machttraum des Kaiserreiches war ausgeträumt. Verlorener Ruhm, tiefe Erschöpfung und Enttäuschung, dumpfe Gärung im Innern, politische Ohnmacht nach außen war die Signatur der Zeit. Da war die unverwüstliche Aktivität des Volkes nach innen geschlagen, und erst jetzt, wo die Hochblüte der deutschen Romantik vorüber war, kam die lange zurückgestaute französische Romantik, aus englischen und vor allem aus deutschen Quellen gespeist, zum Durchbruch.

Diese ersten Pariser Jahre mögen Koreff stark an seine Jugendzeit in Berlin zurückerinnert haben, wo er den gleichen Durchbruch der Romantik erlebt und ihn selbst tätig gefördert hatte. Kein Wunder also, daß der Duzfreund Hoffmanns, der Freund A. W. Schlegels und Tiecks, in Paris zu einer gesuchten Persönlichkeit wurde. Es bedurfte keiner romantischen Wunderlichkeiten seines äußeren Gebarens, sondern nur seiner suggestiven Persönlichkeit und seines prickelnden Champagnergeistes, um die Franzosen für ihn einzunehmen. Vollends seine „magnetischen" Kuren umgaben ihn mit dem Zauber des Geheimnisvollen. Man verglich ihn mit dem Grafen von Saint-Germain und mit Cagliostro, die die Pariser des 18. Jahrhunderts betört hatten, und wer Hoffmann gelesen, dem erschien er als Verkörperung des tollen Rates Krespel. An alledem änderte auch der politische Umschwung der Julirevolution kaum etwas, denn die französische Romantik ging im Gegensatze zu ihrer älteren deutschen Schwester, die sich immer mehr mit der Reaktion oder mit dem Katholizismus verschwisterte, durchaus mit der liberalen Flutwelle.

Politisch konnte die Julimonarchie, deren ganze Kraft sich im innerpolitischen Kampfe des juste mileu gegen den reaktionären Legitimismus und den revolutionären Sozialismus (Saint-Simonismus) verzehrte, die Tage der napoleonischen Weltherrschaft freilich ebensowenig zurückführen wie die voraufgegangene Restaurationszeit, aber seit der Loslösung von der Heiligen Allianz war Frankreich wieder zum politischen Vorbild Europas geworden, zu dem besonders die deutschen Liberalen andächtig hinüberschauten, während es radikalere Geister wie Heine bereits für den Saint-Simonismus begeisterte. Uns Nachlebenden erscheint das Paris des Bürgerkönigtums freilich nicht mehr in diesem Glanze; wir sehen es mehr mit den Augen unerbittlicher Gesellschaftskritiker, wie Balzac, Beyle-Stendhal und der Zeichner Honoré Daumier, aber es bildete doch in künst-

lerischer, geistiger und politischer Hinsicht nach wie vor noch einen strahlenden Mittelpunkt.

Ein Zufall hat uns das verblaßte Lichtbild eines Gemäldes der Schriftstellerin und Malerin Virginie Ancelot erhalten, das Koreff unter den berühmten Gästen ihres Salons während einer Rezitation der Tragödin Rachel zeigt[1]). Er selbst steht ganz links, aus dem Bilde herausblickend. Ihm gegenüber am anderen Bildrande sitzt Beyle-Stendhal, unverkennbar durch seine schweren und scharfen Züge, die ein schwarzer Backenbart einrahmt. In der Mitte sitzt der greise Chateaubriand, Koreffs ehemaliger Vorgänger bei der Marquise de Custine; weiter folgt, die linke Hand am Busen, die einst wegen ihrer Schönheit gefeierte Madame Récamier, und zwischen beiden, an der Wand, steht der Geschichtschreiber de Tocqueville, etwas weiter rechts, an der Gardine, der russische Dichter Turgeniew.

Da wir eben die Marquise de Custine erwähnten, sei eine kleine Abschweifung erlaubt, denn der Leser fragt gewiß schon, wie Koreffs Verhältnis zu ihr und zu ihrem Sohne sich weiter gestaltet hat. Wie wir bereits sahen, hatte er im Herbst 1822, vor seiner endgültigen Übersiedlung nach Paris, noch einmal sechs Wochen bei ihr geweilt, diesmal auf ihrem Landgut in der Normandie. Astolphe hatte bereits 1821 geheiratet, und Koreff übertrug seine Neigung zu der Marquise auf ihre Schwiegertochter. Aber trotz seiner treuen Pflege starb diese bereits im Juli 1823, und weitere Schicksalsschläge folgten. Ein Jahr darauf, im Sommer 1824, so berichtet Varnhagen, wurde Astolphe in der Umgegend von Paris nackt, bewußtlos und zerbläut gefunden. Nach Gaston Maugras[2]) war er vermutlich das Opfer eines Liebeshandels geworden, und da er törichterweise gerichtliche Klage

1) Da Beyle 1836—1838 größtenteils auf Urlaub in Paris weilte und einige Monate vor seinem Tode (1842) dorthin zurückkehrte, ist das Bild wohl in diese Jahre zu setzen.

2) Delphine de Sabran, Marquise de Custine, Paris 1912, S. 558 f.

führte, kam es zu einem öffentlichen Skandal. Die Angreifer, die einer Elitetruppe angehörten, blieben straflos, und Astolphe zog sich für lange ganz aus der Gesellschaft zurück. Koreff soll oft versichert haben, daß er damals völlig unzurechnungsfähig gewesen sei. Sein einziger Sohn folgte der Mutter bald ins Grab (Januar 1826). Im Sommer darauf ging die Marquise, seit Jahren leberleidend, ins Bad nach Vex in der Schweiz; dort ist sie am 15. Juli 1826 in Gegenwart ihres Sohnes und Bärstechers gestorben, nachdem sie alles menschliche Leid bis zur Neige ausgekostet hatte. Astolphe wird uns in unserm Briefwechsel noch einigemal begegnen, meist launenhaft auf Koreff scheltend. Er hat erst in reiferen Jahren, als sein Nervenzustand sich besserte, eine Rolle in der Pariser Geselligkeit und Literatur gespielt, und Koreff hat bis zuletzt sein Lob gesungen und sich für ihn bemüht.

Da wir unter Koreffs Beziehungen zu seiner Mutter den Schlußpunkt gesetzt haben, mögen auch noch ein paar Worte über seine beiden anderen Herzensfreundschaften, die zu Karoline v. Humboldt und Rahel Varnhagen, folgen. Die erstere muß schon im Sommer 1819 völlig erkaltet gewesen sein, wenigstens hören wir nichts mehr davon, und drei Jahre nach der Marquise de Custine starb auch Karoline. Ebenso hatten Koreffs Beziehungen zu Rahel seit seiner Abreise von Berlin und seinem Bruch mit Varnhagen wohl ganz aufgehört. Dennoch sehnte sie sich in ihrer letzten Krankheit nach seiner ärztlichen Hilfe. „Koreff fehlt mir und Gesundheit“, sagte sie auf dem Sterbebette. Sie verschied am 7. März 1833, ein Jahr nachdem ihr Bruder Ludwig Robert, Koreffs Jugendfreund, von der Choleraepidemie hingerafft worden war. Ihr Andenken verbesserte Koreffs Verhältnis zu Varnhagen. Dieser schickte ihm seine Werke, unter denen ihm das „Buch des Andenkens“ an Rahel (1833), später die „Galerie von Bildnissen aus Rahels Umgang“ (1836) gewiß persönlich naheging, und gern spielte er den Vermittler, als der Bildhauer David d'Angers ein

Medaillonbildnis der Entschlafenen anfertigen sollte. Übrigens half Koreff auch dem Schriftsteller Philarète Chasles bei dem Lebensbilde, das er von Rahel entworfen hat.

Koreff hatte inzwischen, spätestens 1836, eine in Paris lebende deutsche Jüdin, Therese Mathias, geheiratet, die nach seiner Todesurkunde 1801 geboren war. Die Komtesse Dash nennt sie „eine der vollkommensten Miniaturtypen jüdischer Schönheit". Dagegen schildert Maxime Du Camp, Flauberts Jugendfreund, sie recht närrisch, und vollends ein Schandmaul wie Graf Viel-Castel sagt ihr einen ausschweifenden Wandel nach, aber auch Heine macht schlechte Witze über sie. Mit der Marquise de Custine, Frau v. Humboldt und Rahel Varnhagen war sie jedenfalls in keiner Weise zu vergleichen. Nach Varnhagen hatte Koreff die Ehe mit ihr nicht mal ganz freiwillig geschlossen, sondern unter dem Druck ihrer Brüder. Sie hat ihm keine Kinder geschenkt, sondern nur eine Fehlgeburt getan, kurz vor dem unseligen Hamiltonprozeß. Wie sie später als Witwe in einem ihrer Jammerbriefe an Varnhagen schrieb, trug dieser Umstand viel dazu bei, daß Koreff damals den Kopf verlor und sich übel beraten ließ. Ob er sie in die vornehme Welt eingeführt hat, scheint nach unseren Urkunden fraglich. Und von einem Gesellschaftsabend bei Koreff entwirft die Komtesse Dash ein schnurriges Bild.

Dieser Art von Geselligkeit zog Koreff die Junggesellendiners vor, „wo die Reden frei und die Geschichten saftig sind". Das war eine Art Wiederkehr der Abende bei E. Th. A. Hoffmann, denn die namhaftesten Schriftsteller, Künstler und Gelehrte nahmen daran teil: Beyle-Stendhal und sein Freundeskreis, der Carmendichter Mérimée, die Brüder Musset und der große romantische Maler Delacroix, bisweilen sogar der Philosoph Victor Cousin. Delacroix selbst berichtet von diesen Abenden: „Wir hielten oft kleine Diners in Gesellschaft von Beyle und Mérimée ab. Auch Koreff gehörte zu den Glücklichen. Er war sehr amüsant. Sein fremd-

ländischer Akzent und seine langsame Sprechweise gaben seinen Worten etwas Prickelndes. Diese Kaltblütigkeit dämpfte oft Beyles Ungestüm."

Außerdem verkehrte Koreff freundschaftlich mit Hugo und Dumas, den Häuptern der romantischen Schule, mit Gelehrten vom Rang eines Letronne, Ampère, Viollet-le-Duc, mit der einflußreichen Familie Bertin, der Besitzerin des Regierungsblattes „Journal des Débats", usw. Im Winter 1844/45 kam auch Öhlenschläger, jetzt als Serapionsbruder[1]), wieder nach Paris, und in Koreffs Wohnung spielte sich jene köstliche Anekdote bei der Vorlesung von Öhlenschlägers neuestem Trauerspiel ab, die Varnhagen aufgezeichnet hat[2]). Auch Öhlenschlägers Landsmann, den Märchendichter Andersen, der im Sommer 1833 und im Frühjahr 1843 in Paris weilte und mit Heine verkehrte, dürfte Koreff damals kennengelernt haben. Seine äußere Erscheinung und seine krankhafte Eitelkeit mißfielen Heine freilich ebenso wie Öhlenschlägers Pathos und schlechtes Deutsch[3]).

Selbstredend stand Koreff in besonders engem Verkehr mit den Deutschen, die in Paris wohnten oder als Gäste dorthin kamen. Hier ist in erster Linie Alexander v. Humboldt zu nennen, der sein halbes Leben in Paris verbrachte und eine europäische Geltung besaß wie vor ihm nur Leibniz. Er nahm sich Koreffs in seiner Pensionsangelegenheit freundlichst an, und es befremdet und betrübt daher doppelt, daß Koreff Varnhagen gegenüber auf ihn schilt.

„Der elegante Buchladen von Heideloff und Campe in der Rue Vivienne", so erzählt Adolf Strodtmann in seiner Heine-Biographie[4]), „war damals der tägliche Rendezvousplatz aller hervorragenden Deutschen, welche vorübergehend in Paris verweilten. Hier traf Heine seine alten Bekannten Michael Beer und

1) S. Seite 74*.
2) S. Seite 559.
3) S. A. Strodtmann, H. Heines Leben und Werke II, S. 227.
4) Ebd. S. 13.

Felix Mendelssohn, den Geheimrat Dr. J. F. Koreff und den Baron Maltitz; hier wurden ihm Alexander v. Humboldt und der Orientalist Julius Klaproth vorgestellt; hier klagte ihm Saphir sein Herzeleid, daß seine böse Zunge ihn aus München vertrieben und nun kein Mensch in Paris seine maliziösen Wortwitzeleien verstehe."

Michael Beer, der Bruder des Komponisten Meyerbeer, war mit Koreff schon in Berlin befreundet gewesen; wie innig dieser an ihm hing, zeigt sein Brief an den Herausgeber von Beers Werken, den bayrischen Minister Eduard v. Schenk [1]. Aber auch Meyerbeer stand ihm nahe und war ihm großen Dank schuldig, denn Koreff hatte ihm durch seine Beziehungen die Pforten der Großen Oper erschlossen [2]. Und sicherlich hat er auch Heine die Wege in Paris ebnen geholfen, obwohl sich dies urkundlich nicht nachweisen läßt. Jedenfalls wurde Koreff Heines Arzt und sein Freund, lieh ihm Bücher und behandelte ihn mehrfach, so nach Heines Duell mit Strauß, bei dem Heine einen Streifschuß erhalten hatte. Und Heine duldete es nicht, daß man von Koreff schlecht sprach. Als sein Freund Detmold 1837 einen „Jungdeutschen Almanach" plante, der auch Berichte über in Paris lebende Deutsche enthalten sollte, erklärte er ihm ausdrücklich (14. Juni), daß er über Koreff nichts schreiben dürfe, „denn ich weiß, daß Sie nicht gut von ihm denken". Doch es waren nicht nur jüdische Freunde und Bekannte, deren Koreff sich in Paris annahm. Das sehen wir an seinen liebevollen Bemühungen um den jungen Philosophen Moritz Carrière, den Berliner Schriftsteller Ludwig Rellstab und den österreichischen Dichter Grillparzer, die dieser freilich nur in seinem Reisetagebuch anerkannt hat, während er Koreffs Namen in seinem autobiographischen Bruchstück totschwieg. Auch Rellstab, dessen Reisebuch „Paris im Frühjahr 1843" sehr fesselnde Einzelheiten enthält, u. a. über den Magnetismus in Paris und den Mißbrauch, der auch dort mit ihm

1) S. Seite 547 ff.
2) S. Seite 497.

getrieben wurde, nennt Koreff nur einmal bei Namen, obwohl er ihm „soviel Interessantes in Paris verdankte"; in zwei anderen Fällen begnügt er sich mit dem Anfangsbuchstaben, der aber zweifellos in Koreff zu ergänzen ist.

Unter diesen Umständen nimmt es nicht wunder, daß R. Wagner in der autobiographischen Schilderung seines enttäuschungsreichen Pariser Aufenthalts (1839 bis 1842) kein Wort von Koreff sagt, obwohl es sicher ist, daß er bei seinem engen Verkehr mit Meyerbeer und Heine auch ihn kennen gelernt hat. Das ist geistesgeschichtlich um so mehr zu bedauern, als wir wissen,, welche starken Anregungen der junge Wagner von Meyerbeer und von E. Th. A. Hoffmann empfangen hat und daß Heines Name mit der Entstehung des Fliegenden Holländers verknüpft ist. Der Kreis würde sich hier also schließen, wenn Koreffs Name nicht verschwiegen wäre. Dagegen besitzen wir zum Glück einen Brief von Wagners späterem Schwiegervater Franz Liszt an Koreff, und dieser Brief führt uns wieder in weite literarische und künstlerische Zusammenhänge, denn wir sehen Koreff als mehrjährigen Arzt und Hausfreund der Marie Duplessis, jener schwindsüchtigen, todgeweihten Halbweltlerin, bei der auch Liszt ein- und ausging, — der Heldin der „Kameliendame" des jüngeren Dumas und der unsterblichen „Traviata" Giuseppe Verdis —, mit deren Erben Koreff einen peinlichen Prozeß um sein Honorar auszufechten hatte, der seinem Rufe — ohne seine Schuld — schweren Abbruch tat.

Auch den Fürsten Pückler finden wir 1832 und 1834 in Paris im Verkehr mit Koreff, der ihm wie einst Gefälligkeiten erwies, trotz allem, was zwischen beiden lag, — ein Zeichen, daß Koreff ihn nie richtig durchschaut hat. Pückler seinerseits wahrte die Maske auch jetzt und erklärte seiner Freundin Sophie Gay, er stehe noch immer im Banne von Koreffs Geist. Allerdings mochte dieser Weltmann und Halbfranzose [1]) sich Koreff bis zu einem gewissen Grade verwandt

1) Vgl. seinen Brief an Sophie Gay (19. Juli 1833): „Wenn ich eine Französin heirate, will ich das schöne Schloß meiner

fühlen. Bei ihm und Alexander v. Humboldt unterstützte der Einschlag französischen Blutes einen auffallenden Zug der damaligen Geisteskultur: das Ineinanderwachsen deutschen und französischen Wesens, das in schroffem Gegensatz zu der späteren gegenseitigen Abkehr und Spannung steht. Pückler selbst hat dies in folgendem Briefe [1]) sehr richtig erkannt:

„Eine wahrhaft merkwürdige Betrachtung liefert die sich so sichtlich präparierende Durchdringung deutscher und französischer Nationalität, begonnen durch Napoleons Kriege und unsere Literatur. Da nun einer dieser beiden Nationen gerade das fehlt, was die andere hat, um ein möglichst vollkommenes Ganzes zu bilden, so kann das Resultat nur höchst erfreulich und für die ganze Menschheit im höchsten Grade erfolgreich ausfallen. Doppelt günstig ist es zu diesem Zweck, daß auch das wohlverstandene politische Interesse beider Nationen fortan nur eines sein kann, denn alle deutschen Länder mit den französischen in engem Bündnis würden ... der Welt Frieden, steigende Ausbildung und eine unabsehbare lange Ruhe und Sicherheit ... verbürgen."

Das sind Gedanken, wie sie sich erst jetzt nach einem Zeitalter zerrüttender Kämpfe wieder hervorwagen. Daß sie auch auf französischer Seite gehegt wurden, zeigt der Nachruf auf Koreff von Philarète Chasles (s. Seite 596 ff.) im Journal des Débats, worin es heißt:

„Napoleon förderte unwissentlich die große europäische Verschmelzungsbewegung, zu der die französische Revolution den Anstoß gegeben hatte. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts war Frankreich der Nachahmung Englands überdrüssig geworden und hatte sich Deutschland zugewandt. Benjamin Constant, Frau v. Staël, unterstützt von Schlegel, Humboldt und einigen anderen (nicht zu vergessen den geistreichen Heine), vermittelten diese Einimpfung eines ganz neuen Geistes."

Mutter im Dauphiné kaufen und mich in Frankreich nationalisieren lassen, denn ich fühle etwas französisches Blut in den Adern." Pücklers Großmutter war die Gräfin Olympia de la Tour du Pin gewesen.

1) 2.—18. Dezember 1839 (Briefwechsel und Tagebücher Bd. IX).

Heine selbst hat diese Vermittlung zwischen deutschem und französischem Geistesleben als die große Aufgabe seines Lebens bezeichnet und sie im ganzen glänzend gelöst. Aber auch Koreff hat sie früher als Heine zu der seinen gemacht: das haben wir bereits an mehreren Einzelheiten gezeigt. So gehört denn auch Koreff in die große Reihe, die mit Frau v. Staël, A. W. Schlegel und Villiers beginnt und die in Heine ihren hervorragendsten Vertreter gefunden hat. Sein Wirken ist gleichwohl vergessen worden, denn ihm fehlte die Stoßkraft von Heines schriftstellerischer Tätigkeit; er begnügte sich damit, anderen zu helfen, und blieb selbst bescheiden im Hintergrund. Sein Hauptverdienst liegt im Bekanntmachen E. Th. A. Hoffmanns in Frankreich. Er war nicht nur eine lebende Hoffmannsche Gestalt, sondern er half auch dem jungen Loeve-Veimars bei seiner Übersetzung der „Oeuvres complètes“ von Hoffmann, die 1829 bis 1833 in zwanzig Bänden erschien und eine ganze Reihe anderer Übersetzungen nach sich zog. Er lieferte ihm das Hoffmannbild zu dieser Ausgabe und half ihm mit allem aus, was zum Verständnis des Dichters und seiner Umwelt beitragen konnte. Fortan finden wir Hoffmannsche Gestalten selbst im französischen Schrifttum, so jenen wunderlichen Musiker Schmucke in der Novelle „Une fille d'Eve“ von Balzac. Wenn Hoffmann in Frankreich zu einem Nachruhme gelangt ist, der den deutschen lange überdauert und seinen letzten, bleibenden Ausdruck in Offenbachs Oper gefunden hat, wenn er den Franzosen noch heute, neben Goethe und Heine, als typischer Vertreter des deutschen Schrifttums gilt, so hat auch Koreff dazu beigetragen. Wie er einst Mitbegründer der Berliner Romantik gewesen war, so hat er ihren stärksten Vertreter nach Frankreich verpflanzen helfen — hier wie dort eine Johannesnatur!

Nicht zu verschweigen sind auch Koreffs Verdienste um den Austausch in der medizinischen Wissenschaft. Er richtete einen Aufruf an Deutschlands Ärzte, ihn über die neuesten

Ergebnisse ihrer Wissenschaft auf dem laufenden zu halten, und er veröffentlichte solche Ergebnisse in einer Pariser Fachzeitschrift (Dezember 1827). Trotz alles kollegialen Brotneides besaß er also hohes Ansehen bei den französischen Ärzten, und besonders die, welche sich mit dem „Magnetismus“ befaßten, wie Deleuze, riefen sein Urteil als das einer Autorität an[1]).

Gleichwohl wurde dem preußischen Konkurrenten die Ausübung seiner Praxis sehr sauer gemacht. Wir sahen bereits, daß es kurz vor der Julirevolution des Eingreifens von Cuvier bedurfte, der ihm als Kanzler der Universität die Gleichberechtigung mit den Pariser Ärzten verschaffte. Dennoch hätte der Hamiltonprozeß (1837) ihm fast seine Existenz gekostet, und jedenfalls hat er sie schwer erschüttert. Sein Benehmen in diesem Prozeß war zweifellos falsch und töricht. Man mag es ihm zugute halten, daß die ungewöhnlichen Anstrengungen, die ihm die monatelange „magnetische“ Behandlung der Lady Lincoln auferlegte, die Gefahr, in der damals seine eigne Frau schwebte, schließlich auch die Erbitterung, in die ihn das Benehmen der englischen Herzogsfamilie versetzte, ihm den klaren Blick getrübt haben, sodaß er den unseligen Ratschlägen seines sensationslüsternen Rechtsanwaltes folgte; sein Benehmen zeigt hier doch den gleichen Mangel an Menschenkenntnis, die gleiche Urteilslosigkeit wie damals, als er sich von Pückler, Schöll und der Frau v. Kimsky überlisten ließ. Dies falsche Benehmen wurde von seinen Pariser Feinden und Neidern kräftig gegen ihn ausgenutzt. Seitdem begann der Niedergang seiner gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Stellung in Paris und sein sorgenvolles Altern. Die offiziellen Kreise verschlossen sich ihm jahrelang; auch das Verhältnis zur preußischen Botschaft verschlechterte sich. Zum zweiten Male sah Koreff die

1) S. Seite 508 ff. Außerdem veröffentlichte Koreff noch eine französische Studie: „Affection de la moëlle épinière“ (1824).

Grundlagen seines Daseins wanken, aber jetzt war er zu alt, um nochmals den Wanderstab zu ergreifen und sich ein neues Leben zu zimmern wie im Jahre 1822. Der Rest seines Daseins ging damit hin, seine erschütterte Stellung zu behaupten.

Der Prozeß mit den Erben der Kameliendame (1847) um das rückständige Honorar, der wieder großes Aufsehen erregte und gegen ihn ausgebeutet wurde, war ein neuer Schlag, diesmal freilich ohne seine Schuld. Man vertauschte die Akten, hängte seiner Forderung (1400 Franken) eine Null mehr an usw., kurz, man suchte ihn mit den abscheulichsten Mitteln zu diskreditieren. Da dieser Prozeß seine Wellen bis in die Berliner Zeitungen warf und Varnhagen zu freundschaftlichem Eingreifen veranlaßte, ist er im Rahmen unseres Buches von besonderem Belange.

Noch vor diesen Ereignissen, im Sommer 1845, hatte Koreff im Bade Homburg ein letztes Wiedersehen mit Varnhagen und Theremin, über das wir zum Glück ausführliche Tagebuchaufzeichnungen des ersteren besitzen. Anfangs erschien ihm der gealterte Jugendfreund mit seinen schlaffen, gedunsenen Zügen und seinem wunderlichen Anzuge nur noch als Wrack, als das „gabelförmige Tier", das Chamisso sich einst hämisch ausgemalt hatte. Aber bald merkte er, daß Koreffs Geist noch die alte Jugendfrische besaß, und seine funkelnden Gespräche, seine Anekdoten und Bonmots, aber auch sein tiefschürfendes, allseitiges Wissen setzten ihn in Erstaunen. Vollends Theremin, der von allen am meisten Gealterte, rief begeistert aus: „Er ist ganz der Alte!" Was Varnhagen besonders betont, war Koreffs unvermindertes medizinisches Interesse. „Eigentlich lebt er ganz in diesen Sachen, und was er sonst betreibt, betreibt er nur nebenher." Freilich nahm Varnhagen auch Anstoß an der Leichtfertigkeit, mit der Koreff und seine Frau sich zu den schwindelhaften und marktschreierischen Vorführungen einer Somnambule hergaben. Dem Magnetismus gegenüber blieb Koreff

ein voreingenommener Parteigänger und scheute so wenig vor leichtherziger Nachsicht zurück wie in den Tagen der Friederike Hähnel.

Die Pariser Februarrevolution von 1848, die alsbald in Berlin nachgeahmt wurde, versetzte Koreff durch die schweren wirtschaftlichen Krisen, die ihr nachfolgten, den letzten Stoß. Man blieb ihm die Honorare schuldig; er verlor seine Patienten, mußte seine Wagenpferde umsonst weggeben usw. Versuche, durch Berichte in Berliner Zeitungen Geld zu verdienen, schlugen gleichfalls fehl, denn auch diese zahlten ihm keine Honorare. So erlebte er nach Jahren des Glanzes ein sorgenvolles Alter.

Selbst die preußische Pension, die ihm jetzt ein Notgroschen hätte werden können, wurde ihm aufgekündigt. In seiner Bedrängnis wandte er sich nochmals an seinen Freund Varnhagen um Hilfe; ob es diesem und Alexander v. Humboldt gelungen ist, die Weiterzahlung zu erwirken, wie Marietta Martin in ihrem Buche angibt, habe ich nicht feststellen können. Noch peinlicher aber war ihm die Kälte des neuen preußischen Gesandten Graf Hatzfeld. Als der General v. Willisen, ein alter Berliner Bekannter, 1850 nach Paris kam, bat er ihn um Sondierung bei dem Gesandten und mußte lange auf ein Lebenszeichen warten. Ob aber Willisen etwas für ihn ausgerichtet hat, wissen wir nicht.

Um sein Unglück zu vollenden, starb seine Schwester, die ihm 100 000 Franken vermacht, aber vergessen hatte, ihr Testament zu unterschreiben, und sein Neffe Berend fühlte sich nur verpflichtet, ihm monatlich 250 Franken zu zahlen. So war der Tod denn in jeder Weise eine Befreiung für ihn. Was hatte der universalistische Romantiker und Naturphilosoph in einer Welt zu schaffen, die sich zum philosophischen Nihilismus, zur einseitigen Fachwissenschaft und zu einer mechanistisch-materialistischen Weltanschauung bekannte? In dieser Welt war er ein Fremdling, wo er auch leben mochte.

Sein Altersgenosse Beyle-Stendhal, der ihm um neun Jahre im Tode vorangegangen war, hatte sich stets einen kurzen, schmerzlosen Tod gewünscht, und dieser Wunsch war ihm erfüllt worden. Auch Koreff wurde am 15. Mai 1851 durch einen Schlaganfall plötzlich hingerafft, mitten in der Ausübung seines ärztlichen Berufes, im neunundsechzigsten Lebensjahr.

Seine Witwe hinterblieb in verzweifelter Lage, die ihre halb unleserlichen Jammerbriefe an Varnhagen schildern. Seine Habseligkeiten wurden versiegelt und versteigert, um wenigstens den größten Teil seiner Schulden zu decken. Seine kostbare Bibliothek und seine medizinischen Instrumente erbrachten nur 8000 Taler, doch sprach das Gericht der Witwe als preußischer Untertanin im Februar 1852 wenigstens das Recht zu, daß ihre Gebrauchsgegenstände nicht für die Schulden des Mannes zu haften hätten. Die französischen Patienten aber drückten sich gern darum, dem preußischen Arzt ihre schuldigen Honorare zu zahlen, und der Anwalt der Frau Koreff sagte bitter zu ihr: „On ne paye pas les médecins pendant leur vie, et on aura encore plus de difficulté de les faire payer après leur mort.“ (Man bezahlt die Ärzte schon bei Lebzeiten nicht; um so schwieriger ist es, die Honorare nach ihrem Tode einzutreiben.)

Die Pariser Presse nahm einige Notiz von Koreffs Tode, zum Teil freilich mit der üblichen albernen Geistreichelei, die nach allem, was er in Paris geleistet hatte, recht unwürdig war. Nur Philarète Chasles hat in seinem warmen Nachruf im „Journal des Débats“ (1. Juli 1851) seine Eigenart und seine Leistungen verständnisvoll gewürdigt. Auch der 15. Mai 1852, der Jahrestag seines Todes, wurde in demselben Blatte rühmend erwähnt und sogar der Vorschlag gemacht, ihm ein würdiges Grabmal zu setzen.

In Deutschland war er schon fast vergessen. Nur wenige Nachrufe erschienen, von denen der von E. Guhrauer in der „Breslauer Zeitung“ (27. Mai 1851), also in Koreffs Vater-

stadt, zwar wohlmeinend, aber unbedeutend war. Varnhagen jedoch schrieb für die „Berliner Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen" (23. Mai 1851) einen zwar anonymen, aber schönen Aufsatz, aus dem später sein „Biographisches Porträt" hervorgegangen ist. Trotzdem blieb Koreff in Deutschland so gründlich vergessen, daß er in der zweiten deutschen Auflage des „Praktischen Unterrichts über den tierischen Magnetismus" von J. P. F. Deleuze (1854), in der sein Brief an diesen Arzt abgedruckt ist, als „Russe" bezeichnet wurde!

Zieht man die Summe von Koreffs Leben, so begreift man, wie diese unverdiente Vergessenheit möglich war. Man sieht eine erstaunliche Vielseitigkeit seiner Interessen- und Wirkungsgebiete, aber zugleich eine beängstigende Zersplitterung und ein Unvermögen zur Beschränkung und Zusammenfassung seiner Kräfte. Ihm fehlte der formende Wille, später auch die Muße und die Kraft. „Wie der Mehrzahl seiner Zeitgenossen", sagt Philarète Chasles in seinem Nachrufe, „fehlte es ihm nicht an Ballast, aber an einem Ziel; sein Schiff setzte zu viel Segel auf einmal auf. Hätte er bei so viel Geist Sammlung und Einheit besessen, er hätte Großes vollbracht. War es Koreffs Schuld oder die seines Zeitalters, daß er die Eindrücke vervielfachte, statt die Kräfte zusammenzufassen?" Seine Geisteshaltung war typisch für die Romantik mit ihrem Drange zur Universalität und zum Grenzenlosen, der an sich selbst zerbrochen ist.

Betrachtet man nur Koreffs literarischen Nachlaß, so scheint sein Lebenswerk trotz aller Vielseitigkeit arm. Ein paar gelehrte Einzelschriften, ein umfangreiches handschriftliches Protokoll über einen medizinischen Einzelfall (Lady Lincoln), eine bestellte politische Tagesschrift, zwei vergessene Operntexte, eine Anzahl von Gedichten, die in Zeitschriften, Almanachen und Zeitungen verstreut sind, ein einziger Gedichtband, der nicht in den Handel gekommen ist und der viel Mittelgut und manches Minderwertige enthält, ein paar

ästhetische Aufsätze, einige verschollene Zeitungsberichte — das ist alles, was von diesem überreichen Leben auf uns gekommen ist. Schuldig geblieben ist Koreff uns die Ausführung all der Dramenpläne, die er als Jüngling in seinem Kopfe wälzte, den Schluß seiner Aufsatzreihe über Spontini, der verschollen ist, die Properzübersetzung, mit der er sich nach seiner Rückkehr nach Paris beschäftigte. Schuldig geblieben das große physiologische Werk, an dem er schon 1809 in Paris gearbeitet hatte, und dessen Unterlagen er dem Fürsten Hardenberg in Gestalt von Kollegheften auf den Tisch legte, dessen Vollendung und Veröffentlichung aber durch seinen Sturz, seine Übersiedlung nach Paris und sein Aufgehen in der ärztlichen Praxis unterbunden worden ist. Es wäre im medizinischen Schrifttum seiner Zeit gewiß nicht belanglos gewesen. Schuldig geblieben ist er uns vor allem ein Werk, das sein Andenken verewigt hätte, wenn er die innere Sammlung und die Zeit gefunden hätte, es zu schreiben — seine Lebenserinnerungen.

Was hatte er alles erlebt und was hätte er erzählen können! Er hatte die Intimitäten des Hardenbergischen Hauses und der preußischen Politik jahrelang aus nächster Nähe kennen gelernt, in hoher, teils entscheidender Amtsstellung tiefe Einblicke in den Gang und das Wesen der preußischen Regierung getan, war als Arzt und als Weltmann in den Salons der Vornehmen wie in den Kreisen der Intellektuellen und Künstler, in den Häusern des Mittelstandes wie in den Hütten der Armut, in den Kliniken und Krankenhäusern, den Auditorien und Irrenhäusern heimisch gewesen. Und w i e hätte er das alles erzählen können, wenn er so schrieb, wie er sprach, geistreich, prickelnd, anekdotisch, packend und witzig! Vielleicht hätte auch er in seiner Lebensbeichte etwas geflunkert, wie so viele Memoirenschreiber vor und nach ihm, oder auch diskrete Schleier über manche Erlebnisse gebreitet. Aber gewiß hätten seine Memoiren den kulturgeschichtlichen Dunstkreis der Romantik und der Bieder-

meierzeit ebenso getreu gespiegelt wie Casanovas Memoiren den des galanten Zeitalters.

Unser Buch bietet nur einen teilweisen Ersatz dafür, denn es ist abhängig vom Zufall der Niederschrift und Erhaltung der Urkunden, uneinheitlich durch die Vielheit der Darstellungen, reich an Lücken und aus Bruchstücken zusammengesetzt, aus denen sich das Gesamtbild nur teilweise wiederherstellen, bisweilen nur erraten läßt. So gleicht es einem verschütteten, halb zerstörten und wiederentdeckten alten Gemälde.

Urkunden

Koreff

Biographisches Porträt [1])

von Varnhagen v. Ense

Ich habe von einem der begabtesten Menschen zu sprechen, dessen mir teures Andenken ich nicht den Verunglimpfungen überlassen will, die ihm von anderer Seite bereitet sein mögen. Um aber für sein Bild das rechte Licht zu gewinnen, dürfen wir den Schatten seiner Schwächen nicht fehlen lassen, damit das Zugestehen dieser um so mehr die großen Vorzüge erhärte, denen bei der Abrechnung doch ein so mächtiges Übergewicht verbleibt.

David Ferdinand Koreff wurde geboren am 3. Februar 1783 zu Breslau, wo sein Vater ein angesehener und reicher Arzt war, eben so beliebt bei Christen als bei seinen jüdischen Glaubensgenossen. Der Sohn zeigte schon früh lebhafte und große Geistesgaben, tiefen Sinn und leichtes Erfassen, vor allem ein außerordentliches Gedächtnis. Nach gründlichen Schulstudien besuchte er die Universität Halle und widmete sich der Arzneiwissenschaft. Im Jahr 1803 kam er nach Berlin, um die medizinischen Anstalten daselbst zu benutzen. Hier erregte der zwanzigjährige junge Arzt unter Mitstudierenden und Lehrern sowohl durch seine Kenntnisse als durch seinen Scharfblick ungemeines Aufsehen; er hatte all sein Wissen stets zur Hand und bewegte sich auf den für andere meist so schwierigen Bahnen mit Leichtigkeit. Wer ihn sah, faßte sogleich Vertrauen zu ihm, und er konnte sich, obwohl noch nicht Doktor, der Praxis kaum erwehren; ältere

1) Biographische Porträts, Leipzig 1871, S. 1—33. — Die meisten in dieser Lebensskizze genannten Namen und Sachen werden in den nachfolgenden Urkunden erläutert.

Ärzte, namentlich Dr. Bruckert und Dr. Bing, nahmen ihn zu ihren Kranken mit und folgten willig seiner oft staunenerregenden Diagnose. Dabei übersetzte er die Aphorismen des Hippokrates aus dem Griechischen, den Prahler des Plautus aus dem Lateinischen in Jamben, eigne Poesien, die ihm, gleich der mündlichen Rede, üppig und mannigfach entströmten, trug er den Freunden begeistert vor. Chamisso und Varnhagen gaben damals einen Musenalmanach heraus, um welchen sich ein Freundeskreis bildete, dem sich Koreff mit Eifer anschloß. Wilhelm Neumann, Lafoye, Franz Theremin, Hitzig, Ludwig Robert, Georg Reimer[1]) und noch andere gehörten dazu, fast alle haben sich in späterer Zeit mit Auszeichnung namhaft gemacht. Koreff aber wurde bald die Seele dieses Kreises, regte Gemüt und Geist zu erhöhter Tätigkeit an; die Freunde zählten auf ihn, bewunderten ihn, folgten seiner Leitung. Er trieb zum Erlernen des Griechischen, aber auch zum Studium der Natur, die Philosophie und Ästhetik fehlten nicht, Friedrich August Wolf[2]), Schelling und Reil[3]), Tieck und die beiden Brüder Schlegel, bezeichneten die Richtung und die Muster dieser mannigfachen Studien. Ein Siegelring verband unter dem Zeichen des Polarsterns die inniger Vertrauten. Koreff wollte den Freunden alles sein, jedem nach seiner Eigenart, nach seinem Bedürfnis, er gab ihnen Unterricht, schaffte Bücher, erteilte Rat über seine Lebensaufgaben und Bestimmungen. Freilich konnte dieser Eifer bei der Mannigfaltigkeit seiner Richtungen nicht überall gleichmäßig ausreichen, bald erschien die eine oder die andere vernachlässigt, den Vorschreitenden fehlte bisweilen auf schwierigstem Boden plötzlich die Hand, ohne deren Hilfe nicht weiter zu kommen

1) Georg Andreas Reimer (1776—1842), der bekannte Berliner Buchhändler.

2) Friedrich August Wolf (1759—1824), der berühmte Philologe, seit 1783 Professor in Halle.

3) Joh. Christian Reil (1759—1813), Professor der Medizin in Halle, Koreffs Lehrer.

war. Allein diese Unzulänglichkeit war sichtbar nur die Folge des überschwenglichen guten Willens, der mehr unternahm oder verhieß, als zu leisten möglich war. Die Freunde lernten seine Worte leichter nehmen, ohne in ihrem Glauben an ihn zu wanken.

Koreff mußte im Frühjahr 1804 nach Halle zurückkehren, um Doktor zu werden; Reil und Meckel[1]), die Meister der Wissenschaft, wurden hier seine Freunde, Schelver und Steffens[2]) bewunderten ihn. Mit den Freunden in Berlin blieb er in brieflicher Verbindung und sandte ihnen den Sinologen Julius Klaproth zu, mit dem er näher bekannt geworden war, der aber in seiner trüben Gärung keinen günstigen Eindruck machte. Koreff selber trat seine Reise nach Paris an, die der Vater ihm als den Schluß seiner ärztlichen Vorbereitung gern bewilligte.

In Paris besuchte er mit größtem Fleiße die großen Krankenanstalten und sammelte die kostbarsten Erfahrungen; seine Kenntnisse, die Sicherheit seines Urteils und der Erfolg seiner Kuren setzten auch hier die Männer vom Fach in Erstaunen. Doch die Heilkunde nicht allein, auch alle andern Gebiete der Wissenschaft und Kunst, so wie das Gesellschaftsleben der großen Hauptstadt zogen ihn mächtig an. Die französische Sprache wurde ihm schnell geläufig, er sprach und schrieb sie wie seine Muttersprache. Die engere Verbindung, in welche er hier mit einem früheren Berliner Bekannten, Herrn von Drieberg, trat, gab ihm sogar Anlaß, sich in französischen Versen zu versuchen; Drieberg nämlich hatte sich mit Leidenschaft auf die Tonkunst geworfen und verlangte Operntexte, die er in Musik setzen wollte, und die, zunächst für Paris bestimmt, natürlich französisch sein mußten. Als Drieberg später seinen Sinn auf andere Gebiete

---

1) Philipp Friedrich Theodor Meckel (1756—1803), Professor der Anatomie, Chirurgie und Geburtshilfe in Halle.

2) Henrick Steffens (1773—1845), Naturphilosoph und Dichter, 1811 Professor der Philosophie in Breslau.

lenkte und eine Tauchermaschine erfand, erläuterte Koreff auch diese in einer schwungvollen französischen Abhandlung.

Während er in Paris war, starb sein Vater, und er gelangte dadurch zum Genuß eines ansehnlichen Vermögens und völliger Unabhängigkeit. Er beschloß, noch längere Zeit dort zu verweilen und seine vielfachen Studien und Arbeiten fortzusetzen. Die Hospitäler besuchte er nach wie vor, auch häufig die öffentlichen Vorträge seines Faches, es gab keinen Tag, an dem er nicht seines Berufes als Arzt eingedenk gewesen wäre; doch seine Neigung wendete sich jetzt vorzugsweise den schönen Künsten zu; größere Gedichte blieben handschriftlich, eine metrische Übersetzung des Tibullus und der Fragmente der Sulpicia erschien 1810 in prächtigem Druck, mit dem lateinischen Text zur Seite, der Propertius sollte nachfolgen. Französische Aufsätze, Gegenstände der Literatur und Kunst betreffend, fanden ihren Platz in Pariser Zeitschriften; ein Hauptbestreben derselben war, deutsche Wissenschaft und Poesie den Franzosen bekannt zu machen.

Ohne es zu wollen, geriet er aber mehr und mehr in die praktische Laufbahn, und alles, was er sonst tat und zeigte, ließ auch den Arzt nur vorteilhafter in ihm hervorleuchten. In den höchsten und elegantesten Kreisen wurde er der gesuchteste Arzt, wie der beliebteste Gesellschafter. In der Familie des Kaisers Napoleon wurde er zu Rat gezogen, so wie in den Häusern der fremden Botschafter und Gesandten, die deutschen Landsleute aller Klassen wandten sich ihm zu. Der berühmte Gall war damals in Paris, und stand, wie auch andere deutsche Ärzte, Swediaur, Harbaur, Friedländer, bei den Franzosen in großem Ansehen, aber Koreff überstrahlte sie alle, und er galt in der großen Welt als ein Wundermann. Die Gallsche Schädellehre, der er anhing, der Lebensmagnetismus, den er verteidigte und ausübte, wirkten in seiner Behandlung auf die Einbildungskraft der Weltleute mit wahrem Zauber. Er sprudelte von Geist und Witz, denen seine gründlichen, alles umfassenden Kenntnisse unerschöpflichen Stoff gaben, wenn nicht der

Augenblick ihn noch besser aus der Fülle des Lebens lieferte, an Geschichten und Anekdoten hatte er den reichsten Vorrat, erzählte sie vortrefflich, und verfiel nicht leicht in ermüdende Wiederholung. Das Komische bekam durch seine Mienen und Gebärden einen unwiderstehlichen Ausdruck, man glaubte, einen Italiener vor Augen zu haben, und dabei hatte er den Takt, nie die persönliche Würde preiszugeben. Aber weit mächtiger war sein Pathos, wenn er wissenschaftliche Belehrung mitteilte, merkwürdige Vorgänge erörterte, bedeutende Personen schilderte, oder seine eigenen Empfindungen ausströmte; die breite Fülle seiner Rede, die Herzlichkeit seiner Stimme, selbst die Übertreibung, die er in seinen Angaben und Versicherungen liebte, hatten einen verführerischen Zauber. Besonders wurden die Frauen von diesem getroffen; er war nicht schön, seine Gestalt nicht auffallend, aber sein sprechendes Auge, sein starker Haarwuchs, seine feinen Hände und Füße, seine Entschiedenheit in allem, was er sagte und tat, machten den günstigsten Eindruck, man setzte die besten Eigenschaften in ihm voraus, unbedingtes Vertrauen und leidenschaftliche Zuneigung kamen ihm ungesucht entgegen. Was man Glück bei Frauen zu nennen pflegt, hat er in reichstem Maße gehabt, obschon er selber sich dessen nie rühmte und in diesem Punkte zart und verschwiegen war. Noch in späteren Jahren erfuhr er die auffallendsten Begünstigungen, wurde er von schönen jungen Frauen den glänzendsten Nebenbuhlern vorgezogen.

Bei solchen Gaben und Erfolgen, inmitten des reichsten Lebens in der großen Welt, verleugnete sich nie die reizbare Weichheit, die unerschöpfliche Gutmütigkeit seines Herzens. Allein eben diese wurde durch den Gegensatz, in welchem sie mit den vielen anderen Ansprüchen so vieler äußerlichen Verhältnisse stand, ein Quell mancher Mißlichkeiten, die bisweilen hoch emporschossen, ihn von den Freunden trennten und ihn schlimmer erscheinen ließen, als er wirklich war. Im Eifer seines guten Willens, in der Wärme seiner Empfindung, konnte er keinen Wunsch, keine Bitte, die an ihn ge-

richtet wurden, zurückweisen oder auch nur ablenken, er versprach alles, ja kam mit freiwilligen Erbietungen entgegen, verhieß die überschwenglichsten Leistungen. Er war vielleicht imstande, jeder einzelnen seiner Zusagen zu genügen, und hatte gewiß, indem er sie gab, den redlichsten Willen dazu. Doch da er nie rechnete, so vergaß er, daß die einzelnen Zusagen eine Masse bildeten, denen kein Mensch genügen konnte, schon weil sie miteinander in Widerspruch standen; dasselbe Buch, das er heute schicken wollte, hatte er schon gestern verliehen, und die Fürsprache, die er morgen zu tun verhieß, schon heute für einen anderen getan.

In den Verlegenheiten, die er sich durch solch unbesonnene Gutherzigkeit zuzog, half er sich durch Ausreden, durch neue Versprechungen und kleine Notlügen, wie sie in der geselligen Welt täglich vorkommen, ohne daß man weiter darauf achtet. Aber die große Häufung und bisweilen auch die Wichtigkeit der Fälle dieser Art, in welche er sich verwickelte, machten das Ergebnis für ihn strenger und schädlicher, als bei anderen Weltleuten. Man beschuldigte ihn, ein Prahler und ein Lügner zu sein, und hielt sich an die äußerlichen kleinen Tatsachen, ohne den inneren Zusammenhang zu beachten, was auch allerdings im bürgerlichen Leben, das vorzugsweise auf Äußerlichkeit gestellt ist, selbst bei besten Wünschen nicht immer geschehen kann.

In der Ausübung der Heilkunde gewann die Gewöhnung, dem Eindrucke des gegenwärtigen Augenblickes alles zu opfern, und Zusagen und Hoffnungen zu erwecken, denen schon vielleicht der nächste Tag widersprach, eine noch ernstere Bedeutung. Die eifersüchtigen Kollegen Koreffs ermangelten nicht, die Blößen auszubeuten, welche weniger der Arzt gab, als der Mensch, und sie nannten ihn einen Blender, einen Gaukler. Doch gerade dieses war er durchaus nicht, wenn er auch bisweilen den Schein davon hatte. Seine Kuren waren gründlich, besonnen, sorgsam und meist glücklich. Wo sich andere Ärzte ratlos zurückzogen, gab er noch nicht die Hoffnung auf, wandte mutig alle Kraft seines Talents an und

erzielte nicht selten den wunderbarsten Erfolg. Solch glänzende Bahn eines Arztes ist früher und später schwerlich gesehen worden, besonders ist sie merkwürdig durch den Umstand, daß Koreff in jener Zeit, da sein ererbtes Vermögen ihm genügte, von allen seinen Kranken durchaus keine Bezahlung annahm, auch von den reichsten und vornehmsten nicht, die nicht selten über diese Weigerung verdrießlich wurden. Er bat sich anstatt des Honorars z. B. vom Fürsten von Schwarzenberg dessen Bildnis, von der wunderschönen Gräfin Ega eine Haarlocke, von dem reichen Fürsten Kurakin, den er von den schweren, bei dem schrecklichen Schwarzenbergischen Fest erlittenen Brandwunden mit der äußersten Sorgfalt hergestellt, ein unscheinbares Andenken aus. Dagegen fügte er sich aber auch den vornehmen Launen nicht, und wenn man seinen Vorschriften nicht folgte oder ihm sonst Widrigkeiten machte, blieb er ohne weiteres weg. Ganz insbesondere war er, mitten in diesem Glanze, den Armen hilfreich und dienstwillig und für sie auch am meisten geduldig und mild.

Nachdem er so seit Jahren ohne Berechnung und Sorge gelebt, fand er sich eines Tages unangenehm überrascht durch die Entdeckung, daß ein großer Teil seiner väterlichen Erbschaft aufgezehrt, und mit dem noch übrigen das sich für ihn immer steigernde große Leben in Paris nicht lange fortzusetzen sei. Diese düstere Betrachtung verleidete ihm den dortigen Aufenthalt, an eine eigentliche Niederlassung und bestimmten Erwerb mochte er noch nicht denken, sondern wollte jedenfalls vorher noch Italien sehen. So reiste er denn raschen Entschlusses im Herbst 1811 nach der Schweiz, wo er die ihm befreundete Familie Custine traf und mit ihr die Reise durch Italien machte. Bei der Eile, mit der dies geschah, blieben manche Schulden, die sich während des mehrjährigen Aufenthaltes unmerklich angefunden und gehäuft hatten, unberichtigt zurück; eine Sorglosigkeit, die seinen Gegnern Anlaß gab, üble Nachrede über ihn zu verbreiten; sein Eifer, die vergessenen Verpflichtungen nachträglich zu erfüllen, tilgte später jeden Vorwurf dieser Art.

Der Aufenthalt in Italien dauerte anderthalb Jahre. Der Marquis von Custine hatte in seinen „Mémoires et voyages" manches aus dieser Zeit aufgezeichnet, was auch mit Koreff in Verbindung zu stellen ist, der seinerseits eigene Tagebücher nicht geführt hat. In Rom hatte dieser vielen Umgang mit dem wunderlichen Zacharias Werner, der im vollen Feuer seiner katholischen Bekehrung die seltsamsten Possen aufführte. Anzumerken ist noch, daß Koreff in Rom und Neapel nicht umhin konnte, seinen Beruf als Arzt auszuüben, und hier den ihm gebührenden Lohn anzunehmen nicht verschmähte, besonders als der Krieg die Hilfsquellen aus der Heimat für einige Zeit ganz abschnitt.

Im Jahre 1814, als die Kriegsereignisse und der Pariser Frieden die Rückkehr nach Deutschland wieder aufgeschlossen hatten, kam Koreff nach Wien und erlebte hier den großen Kongreß, den Zusammenfluß der europäischen Machtgewalten, Berühmtheiten und Schönheiten. Hier, wie früher zu Paris, erschien er als Arzt und Weltmann in größter Auszeichnung. In den fürstlichen Häusern Schwarzenberg, Metternich, Esterhazy, in den glänzenden Kreisen der Gräfin Fuchs, der Gräfin Julie Zichy-Festetics, der Baronin Arnstein, der Herzogin von Sagan, war er stets willkommener Freund und Gast. Bei den großen Festen zu Ehren der Kaiser und Könige durfte er nicht fehlen, und eines derselben beschrieb er, auf den Wunsch des Fürsten von Metternich, im Österreichischen Beobachter mit lyrischen Prachtworten. Der preußische Gesandte Wilhelm von Humboldt, in dessen Familie er schon früher als Freund aufgenommen war, führte ihn bei dem Staatskanzler Fürsten von Hardenberg ein, und dieser faßte solches Vertrauen und solche Zuneigung zu dem genialen Arzt und weltkundigen Gelehrten, daß er ihn für den Staatsdienst des Vaterlandes zu gewinnen und bei der durch Napoleons Wiederkehr von Elba neueröffneten Kriegsaussicht als Arzt des Hauptquartiers anzustellen beschloß.

Koreff begleitete den Staatskanzler von Wien nach

Berlin, dann, als die Schlacht von Bellealliance geschlagen war, nach Paris, wo er sogleich den Kriegslazaretten seine Tätigkeit widmete und durch allgemeine Anordnungen und einzelne Hilfeleistungen kräftig eingriff. Der König belohnte sein Verdienst durch Verleihung des Eisernen Kreuzes, dem später der Rote Adlerorden folgte. Damals ließ Koreff in Paris bei Didot eine Sammlung seiner Gedichte drucken, die nicht in den Buchhandel kam und den Liebhabern von Seltenheiten auch durch den Druckort merkwürdig ist.

Nach Berlin zurückgekehrt, begann Koreff hier medizinische Vorträge an der Universität, bei welcher Gelegenheit er eine lateinische Abhandlung über die aria cattiva veröffentlichte. Dann bekam er die Anstellung als Geheimer Ober-Regierungsrat in der Kanzlei des Staatskanzlers, mit dem Vortrag bei diesem in Sachen der Wissenschaft und Kunst; der König gab ihm noch die besondere Bestimmung, der Arzt des Fürsten zu sein und als solcher ihn überall zu begleiten. Koreff wurde demnach Hardenbergs Hausgenosse, bald auch Freund und Vertrauter. Durch diese Stellung erlangte er, weniger weil er es suchte, als weil die Umstände von selbst es so fügten, eine außerordentliche Bedeutung und Wirksamkeit. Hätte er Memoiren aus dieser Zeit hinterlassen, sie müßten die merkwürdigsten Aufschlüsse geben. Dem Spiel der Parteien, den Schwankungen der politischen Einflüsse ausgesetzt, mußte er bald erkennen, daß die Vorteile solcher Verhältnisse durch Nachteile reichlich aufgewogen werden; in manchen Reibungen und Zwisten war es nicht möglich, unbeschädigt in würdiger Haltung zu verbleiben. Der Fürst war alt, von allen Seiten umlagert, mit Gesuchen aller Art geplagt; seine Verwandten sammelten sich um ihn, Schmeichler, Auflaurer, er wußte kaum noch, auf wen er sich verlassen durfte. Die Minister waren lange schon seine heimlichen Gegner, ehe sie sich offen als Widersacher zeigten. Eine mächtige Hofpartei haßte ihn, weil sie ihm die großen Gesetzgebungsarbeiten vom Jahre 1810 und 1811 nicht verzieh, und er allen ihren Absichten beharrlich im Wege stand.

Koreff hatte dies alles mit zu tragen, es fehlte nicht an geschäftigen Leuten, die seinen Einfluß als einen verderblichen darstellten. Man brachte es geflissentlich herum, Koreff sei noch Jude und als solcher unberechtigt in den Staatsdienst eingedrungen; der König ließ deshalb eine ernste Anfrage an den Staatskanzler ergehen, der in diesem Punkte den König sehr eigensinnig wußte. Die Art, wie die Schwierigkeit umgangen und die nun erst bewirkte Taufe den Anschein einer schon früher geschehenen liefern mußte, hat Dorow in seinen Erlebnissen erzählt, doch den Namen dabei verschwiegen.

Koreff begleitete den Staatskanzler auf verschiedenen Reisen, nach Karlsbad, Pyrmont, Doberan, am Schlusse des Jahres 1817 nach dem Rhein, wo bei der Gelegenheit der Überreichung einer Koblenzer Adresse die berühmte Verhandlung zwischen Hardenberg und Görres stattfand. Das Aufsehen dieser Sache und die vielfachen Äußerungen von Unzufriedenheit in den preußischen Rheinlanden erweckten den Wunsch, dieser Stimmung durch Druckschriften entgegenzuwirken. Es erschien ein „Deutsches Wort an die Rheinländer“, welches in milder Weise die Meinungen berichtigen und für Preußen gewinnen wollte, jedoch ohne alle Wirkung blieb. Daß der Staatskanzler sie durchgesehen, daß Koreff sie zum Druck befördert hatte, war gewiß; man nahm hiervon Anlaß, letzteren auch für den Verfasser zu halten, und da er dieser Angabe nie widersprach, so wurde sie ziemlich allgemein geglaubt. Es hat sich aber später herausgestellt, daß höchstens ein paar Seiten darin von ihm herrühren [1]).

Während des Kongresses von Aachen, im Jahre 1818, empfing er die schmeichelhaftesten Auszeichnungen von seiten der dort versammelten Herrscher und Minister. Wilhelm von Humboldt kam von London dorthin, schon sehr gespannt mit dem Staatskanzler, die eifrigen Bemühungen Koreffs,

1) Nach Heinrich v. Treitschke, „Deutsche Geschichte“, II, 457, stammt der Entwurf dieser Schrift dennoch von Koreff. Fürst Hardenberg hat sie nur durchgesehen.

das frühere gute Vernehmen zwischen beiden herzustellen, blieben unfruchtbar.

Je mehr dieser in der Gunst Hardenbergs emporstieg, je höher man diese anschlug, desto mehr wuchsen auch seine Anfechtungen. Die dem Staatskanzler gänzlich untergeordneten Minister suchten oft, wenn sie ihre Anträge durchsetzen wollten, die Unterstützung Koreffs durch die größten Aufmerksamkeiten und Schmeicheleien zu gewinnen, und er versprach gewöhnlich mehr, als er leisten konnte. Doch wenn man einen oder den andern in Koreffs Vorzimmer warten fand, konnte man es ihm wohl ansehn, mit welchem Ärger sie sich einer solchen Demütigung unterzogen. Die Professoren und Ärzte sahen den Jüngsten ihrer Zunft weit über sie erhoben und ihr altes Ansehen in Schatten gestellt. Aber auch die alten Freunde in Berlin, welche in untergeordneten Kreisen ein bescheidenes Dasein hatten, mißgönnten ihm den Glanz und Einfluß, zu dem er gelangt war, klagten, daß er sie vernachlässige, und schadeten ihm durch mißliebige Urteile. die, von sogenannten Freunden ausgehend, um so mehr Gewicht hatten. Hierzu kam noch, daß Koreff nicht zu unterscheiden wußte, wer ihm Freund oder Feind sei. Leute, die ihn haßten und zu verderben suchten, empfahl er dem Fürsten aufs wärmste und setzte sie bei ihm in Verhältnisse fest, aus denen sie ihm dann Trotz boten; so den Geheimen Rat Schöll, den ehemaligen Pariser Buchhändler, der seinen Tibullus verlegt hatte, so eine Demoiselle [Hähnel], welche sich als eine magnetische Hellseherin gab und die Gesellschafterin der Fürstin wurde, bald aber das ganze Zutrauen des Fürsten gewann; beide Leute suchten alsbald sein Ansehen zu untergraben, ihn zu verdrängen.

Daß Koreff kein Staatsmann war, ja kaum ein Geschäftsmann heißen konnte, wußte Hardenberg sehr gut; aber dankbar empfand er, daß jener alles um sich her durch seinen Geist, durch seine unerschöpfliche Laune, durch seine gesellige Regsamkeit belebte, und mancher gute Einfall, manche treffende Wahrnehmung von ihm war dem Fürsten willkommen

und nützlich; ein unbedingtes Zutrauen widmete er dessen ärztlicher Tüchtigkeit, die sich in wiederholten bedenklichen Fällen, wo derselbe dem Abraten und Warnen anderer Ärzte zum Trotz, ungeirrt der eigenen Einsicht folgte, durch den vollständigsten Erfolg bewährte. Durch die Ränke der Gegner Koreffs und durch seine Sorglosigkeit wurden alle diese Beziehungen nach und nach gelockert. Lange Zeit war er das versöhnende Mittelglied zwischen Hardenberg und Wilhelm von Humboldt, deren frühere Übereinstimmung aufgehört hatte; als sie zuletzt in offenen Widerstreit gerieten, und er der Freund beider bleiben wollte, ließ man jenen darin eine Anschließung an seine politischen Feinde sehen. Der Lebensmagnetismus selber, dessen wunderbaren Erscheinungen und Täuschungen Koreff zuerst in diesem Kreise Geltung verschafft hatte, wurde bald gegen ihn angewendet, man verdächtigte ihn selbst und die Sache.

Unerwartet kam in dieser Zeit aus Paris ein Mißgeschick und Verdruß, durch welchen die ganze Stellung Koreffs von der schlimmsten, der politischen Seite her gefährlichst bedroht wurde. Benjamin Constant ließ im März 1821 eine Schrift erscheinen, die den Titel führte: „Du triomphe inévitable et prochain des principes constitutionels en Prusse; d'après un ouvrage imprimé traduit de l'allemand de M. Koreff, conseiller intime de régence, avec un avant-propos et des notes de M. Benjamin Constant.“ Groß war der Lärm in Berlin hierüber, der König war äußerst aufgebracht, der Staatskanzler fand sich aufs übelste bloßgestellt, alles schrie über Unverschämtheit, Verrat, man sprach von Dienstentlassung, von gerichtlichem Einschreiten, denn die sogenannte Konstitution für Preußen, obschon feierlich versprochen und immerfort in Aussicht gestellt, war den Gewalten des Tages ein Greuel und Entsetzen. Zwar entdeckte sich bald, daß die angebliche Schrift Koreffs nichts weiter war, als die Übersetzung einer Schrift, welche über die Staatsverwaltung Hardenbergs kürzlich ohne Namen erschienen, als deren Ver-

fasser aber der Rheinländer Benzenberg in Berlin allgemein bekannt war; aber nun fragte man, wie kommt Benjamin Constant dazu, Koreff als den Verfasser zu nennen? Durch öffentliche Erklärungen Koreffs, Benzenbergs und Constants ergab sich bald, daß Koreff sich von Benzenberg einige Abdrucke für Paris ausgebeten, einen derselben an Constant gesandt und dabei zwar nicht gesagt hatte, er sei der Verfasser, aber auch nicht, daß ein anderer es sei, so daß Constant in dem festen Glauben stand, Koreff habe sein eigenes Werk ihm überschickt. Die Gefahr war durch diese Erklärung nun abgewendet, allein das viele Gerede und die Bemerkungen, die bei dieser Gelegenheit stattfanden, ließen für Koreff allerlei Nachteile zurück, und der Staatskanzler selbst, der doch diesmal noch kräftig für ihn auftrat, klagte bitter über die gehabten Verdrießlichkeiten.

Während das Verhältnis zu Hardenberg allmählich kälter wurde, und Koreff seine Widersacher dort Boden gewinnen sah, gab er zwar den Kampf nicht auf, warf sich aber mit Lust und Behagen jetzt mehr auf das ihm heimischere Gebiet der Wissenschaft und Kunst; er sammelte seine medizinischen Erfahrungen, ordnete seine Bücher und Kunstsachen, dichtete lyrische Poesien. Spontini, von Paris her mit Koreff eng befreundet, war nach Berlin gekommen und hatte seine neueste Oper Olympia zur Aufführung gebracht; Koreff gab eine begeisterte Lobrede derselben in Druck. Einen eigenen Operntext, Aucassin und Nicolette, den er früher ausgearbeitet hatte, ließ die Mittelmäßigkeit des Tonkünstlers nicht aufkommen, dem er ihn mit allzu gutmütigem Leichtsinn überlassen hatte. Für die Gegner war ein mißlungener Bühnenversuch ein neuer Vorteil, den sie fleißig ausbeuteten.

Alte Zwistigkeiten in der Familie Hardenbergs, bei denen Koreff lange Zeit mit wechselndem Erfolge den Vermittler gemacht, brachten endlich sein Verhältnis zum völligen Bruch. Der Fürst, welcher zum Kongreß nach Troppau gereist war, ohne daß Koreff ihn diesmal begleitete, sandte ihm von dort seine Entlassung aus der Staatskanzlei und wies ihm eine

neue Stellung im Kultusministerium an[1]). Dies war für Koreff ein unerwarteter Schlag; das angebotene neue Dienstverhältnis mußte ihm wie ein Hohn erscheinen, daß er es einginge, war ganz undenkbar. Nach vielfachem Streiten und Beraten, Trotzen und Vermitteln, wobei fast ein Jahr verging, und er im Eifer noch manches andere Verhältnis unnötig verwirrte, wurde der Ausweg getroffen, daß er unbestimmten Urlaub erhielt, und bei dem Fortbezug eines ansehnlichen Jahrgeldes sich wissenschaftlichen Aufträgen, welche ihm etwa erteilt werden möchten, zu unterziehen versprach. Im April 1822 verließ er Berlin, um diese Stadt nie wiederzusehen. Er ging zuerst nach Dresden, muß aber wegen seiner nächsten Schritte noch sehr in Zweifel und Verwirrung geschwankt haben; denn einen jungen Kaufmann in Berlin hatte er beredet, nach Wien zu kommen, von wo er ihn mit nach Paris nehmen wollte, und zugleich ließ er Spontini dort acht Tage auf ihn warten, um mit ihm nach Italien zu reisen, während er selber Wien und Paris und Italien vergaß, und, von anderer Gesellschaft angezogen, vorerst nach Baden-Baden ging.

Zum Winter begab er sich nach Paris, wo er als nun schon berühmter Arzt und Gelehrter schnell wieder in erhöhte Wirksamkeit trat und wie früher im größten Glanz lebte. Das Zutrauen und die Anerbietungen, die er von Kranken aus den höchsten und reichsten Ständen empfing, stiegen bis ins Fabelhafte; ein Russe von unermeßlichem Vermögen wollte ihm eine Million Franken zusichern, falls er sich ihm ausschließlich widmen würde; ein deutscher Fürst bot ihm für denselben Fall die höchsten Staatswürden an, die er zu verleihen hatte. Doch ließ Koreff von solchen Lockungen sich nicht hinreißen, sondern wollte vor allem seine Freiheit bewahren, deren hohen Wert der Aufenthalt in Paris in verstärktem Maß empfinden läßt.

1) Dies war schon am 20. November 1820 geschehen, nicht erst infolge von Constants Schrift im März 1821.

Welch günstigen Eindruck er in der Gesellschaft machte, sehen wir aus der unbefangenen Schilderung, die der General Lamarque von ihm macht, nachdem er ihn bei der schönen Herzogin von Vicenza kennen gelernt [1]) ... Auch jetzt aber versäumte er nicht, in strenger Wissenschaft fortzuschreiten, noch versagte er sich die heitere Beschäftigung mit Poesie und Kunst. Er beschrieb merkwürdige medizinische Fälle, entwarf den Plan einer Sammlung klinischer Erfahrungen, gab sogar neue Handgriffe für chirurgische Leistungen an; daneben arbeitete er fleißig an seiner Übersetzung des Propertius, die aber, durch Umstände verzögert, nicht erschienen ist, und fand Muße zu vielen eigenen Gedichten.

Seine glücklichen, oft staunenswerten Kuren, bei denen auch der Lebensmagnetismus nicht selten in Anwendung kam, erregten fortwährend Aufsehen und verbreiteten seinen Ruf. Aber sie weckten auch den Neid und Widerspruch seiner französischen Kollegen, die das Recht des ausländischen Arztes zur medizinischen Praxis in Frankreich zu bestreiten suchten. Die Behörde war zweifelhaft, was zu tun sei, und Koreff stand in Gefahr, daß ihm die fernere Ausübung der Heilkunst verboten würde. Da schrieb zu seinen Gunsten der berühmte Cuvier einen Brief, der hier seine Stelle finden muß, als der sprechendste Beweis, wie Koreffs Verdienst und Bedeutung von einer der höchsten wissenschaftlichen Autoritäten anerkannt und gewürdigt wurde [2]) . . .

Hierauf lebte Koreff eine Reihe von Jahren unangefochten, während seine Praxis immer glänzender und zugleich einträglicher wurde. Denn er verschmähte jetzt nicht mehr den Gewinn, welcher seinen ärztlichen Bemühungen gebührte,

1) Anschließend zitiert Varnhagen ein Stück aus der französischen Aufzeichnung des Generals Lamarque vom 26. Januar 1825, die wir vollinhaltlich auf deutsch wiedergeben werden.

2) Anschließend zitiert Varnhagen auf französisch Cuviers Brief vom 29. Juni 1830, den wir auf deutsch wiedergeben werden.

und in Paris nach einem von französischen berühmten Ärzten eingeführten Maße sehr hoch berechnet wurde.

Als im Jahre 1832 die Cholera zuerst nach Paris kam, und Angst und Entsetzen verbreitete, waren die unteren Volksklassen, gleich denen anderer Städte und Länder, auch hier von dem Wahn ergriffen, daß absichtliche Vergiftung im Spiel sei, und hauptsächlich die Ärzte das Übel, anstatt ihm zu wehren, beförderten. Mit Wut wurden sie angefallen, mißhandelt, mit dem Tode bedroht, und alle vernünftigen Vorstellungen waren gegen den tollen Verdacht lange Zeit machtlos. Auch Koreff hatte aus solchem Anlaß die größte Gefahr zu bestehen, er wurde im Volksgedränge als Arzt erkannt, als Vergifter ausgerufen. „In den Fluß mit ihm!" hieß es; man suchte ihn zu ergreifen. Verfolgt erreichte er einen Bauplatz, wo große Steine lagen, er sprang auf einen derselben, und von dieser Bühne herab sprach er mit der Geistesgegenwart und Munterkeit, die ihn nie verließen, zu dem erbitterten Volke so treffend und eindringlich einige rasche Worte, daß die Wut sich in Beifall verwandelte, und er unangefochten seinen Weg fortsetzen konnte. So hatte einst der Abbé Maury, den das Volk an die Laterne hängen wollte, im entscheidenden Augenblick sein Leben durch einen Witz gerettet! Koreff erwarb aber noch mehr Ansehn und Ruhm, als es bekannt wurde, daß er unter den Ärzten, welche die Cholera bekämpften, — denn nicht alle gaben sich dazu her, — einer der kühnsten, unverdrossensten und vorzugsweise den Armen hilfreich war.

Inzwischen hatte er mit einer Landsmännin[1]), deren Familie in Paris lebte, nähere Bekanntschaft gemacht, und es hieß, er werde sich mit ihr verheiraten. Seine plötzliche Abreise nach London schien dieser Annahme zu widersprechen, allein er kehrte bald zurück, und die Verbindung fand statt. Man erzählt, es sei ihm hierbei in ähnlicher Weise ergangen, wie dem berühmten Grafen von Grammont. Dieser war

1) Therese Mathias.

nach London gekommen und hatte den Reizen einer Fräulein Hamilton gehuldigt, in dem Augenblick aber, da die Heirat erfolgen sollte, reiste er plötzlich ab. Die Brüder jedoch reisten ihm nach, holten ihn ein und riefen ihm auf der Landstraße zu: „Haben Sie nichts in London vergessen, Herr Graf?" Er antwortete, ohne sich zu besinnen: „Ja, ja, Ihre Fräulein Schwester zu heiraten, aber ich kehre sogleich mit Ihnen zurück, um das Vergessene nachzuholen." Indes auch nach seiner Verheiratung blieb Koreff mit seinen Schwägern gespannt, und als er einst nach ihnen gefragt wurde, antwortete er mit stolzem Selbstgefühl: „Je ne vois pas mes beaux-frères, parce qu'ils se sont opposés à mon mariage."

Der Name Hamilton, der hier in scherzender Vergleichung genannt worden, sollte bald in anderer Weise für Koreff in ernste, verhängnisvolle Bedeutung treten. Der englische Herzog dieses Namens kam mit seiner Familie nach Paris, eine schon verheiratete Tochter dessen[1]) litt seit Jahren an einer schweren Nervenkrankheit. Die berühmtesten Ärzte von London und Paris hatten vergebens ihre Kunst versucht, alle Mittel nutzlos erschöpft und endlich die Krankheit für eine so rätselhafte als unheilbare erklärt. In großer Hoffnungslosigkeit wendete der Herzog sich noch an Koreff, der nach sorgfältiger Prüfung erklärte, er halte die Heilung allerdings für möglich, und zwar durch eine magnetische Kur, aber nur in geraumer Zeit und mit Hilfe der ausdauerndsten, unablässigsten Behandlung. Mit Freuden ging die Familie jedes Bedingnis ein, welches er zum Behuf der Kur stellte. Die Kranke wurde ihm und seinem Hilfsarzte Dr. Wolowski, den er zuziehen zu müssen glaubte, gänzlich übergeben, der letztere, durch die dringendsten Bitten bewogen, mußte sogar im Hause wohnen. Halbe Tage brachte Koreff bei der Kranken zu, drei- und viermalige Besuche täglich genügten nicht, der Hilfsarzt hatte weder Tag noch Nacht Ruhe, oft war von Viertelstunde zu Viertelstunde

1) Lady Lincoln.

seine Gegenwart, wenn nicht notwendig, doch verlangt. Von beiden Ärzten, deren Zeit von sonstiger Praxis sehr in Anspruch genommen und höchst kostbar war, begehrte man, sie sollten alle anderen Kranken aufgeben und sich ausschließlich dieser einen widmen; der unermeßliche Reichtum des Herzogs versprach für ein solches Opfer die vollste Entschädigung. Der Hilfsarzt ging auf den Vorschlag förmlich ein, Koreff zwar nicht ausdrücklich, aber seine Aufmerksamkeit war durch den einen Fall so beschäftigt, daß er in der Tat einen großen Teil seiner anderen Praxis darüber einbüßte. Nach anderthalb Jahren unausgesetzter Sorgfalt und Arbeit, unter Anstrengungen und Nachtwachen, denen die Ärzte selber bisweilen zu erliegen glaubten, und die noch durch die genaue Führung eines ausführlichen Tagebuches vermehrt wurde, welches Schritt für Schritt die Kur begleitete, trat endlich das kaum noch gehoffte, von andern längst für unmöglich erklärte Wunder ein, die Kranke genas, sie selbst und die Ihrigen erkannten beglückt die vollständige Heilung an. Von dieser Zeit aber fand ein auffallender Wechsel in der Behandlung der beiden Ärzte statt. Sie, die bisher als die Freunde, als die innigsten Vertrauten des Hauses behandelt worden, sahen sich plötzlich als Fremde mit kalter Vornehmheit angesehen, auf den Standpunkt bezahlter Gewerbsleute zurückgewiesen, deren man nicht mehr bedürfe, zuletzt wurden sogar ihre Besuche nicht mehr angenommen. Dabei war von einer Abrechnung noch nicht die Rede gewesen, und das Gerücht sagte, der Herzog wolle mit seiner Familie Paris verlassen. Über dieses ganze Benehmen höchst empört, wandte sich Koreff an einen Rechtsgelehrten und fragte, was in der Sache zu tun sei. Dieser sah die größte Gefahr in der Abreise des Herzogs und gab den unseligen Rat, vor allem durch eine Schuldklage jene zu hindern, und zwar müsse die Summe, gleichviel welche, eine überaus beträchtliche sein, damit die Sache Aufsehen mache, und dieses den Herzog in Paris festhalte. Demnach stellte Koreff seine Forderung auf viermalhunderttausend Franken, eine

Summe, die er keineswegs im Ernst anzusprechen meinte. Das gewünschte Aufsehen erfolgte, der Hof und die Stadt gerieten in Bewegung, die Tagesblätter besprachen den unerhörten Fall, das Ärgernis war allgemein.

Jetzt erst erfuhren die beiden Ärzte, daß der Herzog allerdings ein Honorar für sie schon ausgesetzt und zu diesem Behuf vierzigtausend Franken angewiesen hatte, die nach seiner Abreise sein Wechsler ihnen auszahlen sollte; hiervon sie im voraus zu benachrichtigen, hatte er nicht der Mühe wert gehalten. In der Sache hatte Koreff entschieden Recht, die unter den größten und dauerndsten Anstrengungen bewirkte, von allen berühmten Ärzten früher als nicht möglich erkannte Heilung stand vor Gericht als Tatsache fest, die Verpflichtung des Herzogs wurde anerkannt, sein Benehmen nicht schön gefunden; aber dies alles trat in den Hintergrund gegen die ungeheure Summe, die den Schein maßloser Habsucht auf Koreff warf. Das Gericht sprach gegen ihn, indem es die von dem Herzog angewiesene Summe für genügend erklärte und außerdem noch die Auslieferung des über die Kranke geführten Tagebuches verfügte. Koreff beging in diesem Handel Verstöße der Form, die in Frankreich am wenigsten verziehen werden. Die Vornehmen, der König Louis Philippe selbst, die Ärzte, die Gerichtspersonen, alles nahm gegen ihn Partei, sein ganzes Verhältnis als Arzt war plötzlich erschüttert und gestört.

Tief gekränkt und im Gefühl erlittenen Unrechts wollte er Paris verlassen, wenigstens aus der vornehmen Gesellschaft sich zurückziehen. Allein dies war so leicht nicht auszuführen. Immer noch war seine Praxis sehr ausgebreitet, das Zutrauen seiner Kranken wankte nicht; das Ansehen alter Freunde, die Stimmen einflußreicher Personen erklärten sich für ihn, und machten ihm zur Pflicht, seinen Gegnern das Feld nicht zu räumen. Allein er fand sich gegen die Welt in ein neues Verhältnis gestellt, er schien jetzt das zu werden, was er vorher nicht gewesen; wenigstens bekannten seine besten Freunde, daß er seit jener unglück-

lichen Geschichte eifrig bedacht war, seinen ärztlichen Lohn einzuziehen und so hoch als möglich anzuschlagen, während die Armen nach wie vor bei ihm die gütigste Behandlung und unentgeltliche Hilfe fanden. Sein ursprünglich heiteres und schwungvolles Naturell setzte sich über die gesellschaftlichen Widrigkeiten leicht hinweg. Sein wissenschaftliches Forschen, seine Teilnahme an jeder Geistesbildung, seine freundliche Gutmütigkeit und gesellige Unterhaltungsgabe, von der auch erklärte Widersacher angezogen und zur Bewunderung hingerissen wurden, blieben unter allen Umständen dieselben, und ließen auch seinem Alter noch den Reiz jugendlicher Frische. Neben unermüdetem Fortschreiten in allen Zweigen der Naturwissenschaften, unter den größten Anstrengungen seines ärztlichen Berufs, der ihm stets die Hauptsache blieb, und bei allen zerstreuenden Lockungen und Ansprüchen eines reichen Weltlebens, verleugnete er auch jetzt nicht seine Liebe zur Poesie, zu den schönen Künsten und zur Literatur. Gab diese Neigung sich zeitenweise weniger durch mittelbare Hervorbringungen kund, so lieh sie doch seinem ganzen Erscheinen und Tun einen erfreuenden Glanz und setzte bisweilen durch launige Improvisationen in Erstaunen.

Sein späteres Leben war gleichwohl kein glückliches. Wiederholte Krankheiten, besonders ein tiefes Leberleiden, gegen welches seine ärztliche Kunst mit wechselndem Erfolg kämpfte, unterbrachen mehrmals seine Wirksamkeit. Seine Ehe blieb kinderlos. Das Jahr 1848 zerstörte durch die plötzlichen Krisen Frankreichs und Deutschlands den Rest seines Wohlstandes, Kapitalien gingen unrettbar verloren, Zahlungen aus der Heimat stockten, die Reichen und Vornehmen flohen von Paris und kehrten erst später allmählich zurück. Mit mancherlei Sorgen kämpfend, mit neuen Plänen beschäftigt, zeigte Koreff auch jetzt noch, indem er in Briefen mit pathetischer Fülle sein Geschick hart beklagte, im Handeln festen Mut und starken Sinn. Er hoffte die versiegenden Hilfsquellen durch andere zu ersetzen, durch schriftliche Ar-

beiten, durch eine Reise in den Orient, durch neue Stellung in der deutschen Heimat. Ein harter Schlag war für ihn der plötzliche Tod seiner in Berlin lebenden Schwester, einer sehr reichen Witwe, die ihn auch in ihrem Testamente gut bedacht, aber dieses zu unterschreiben vergessen hatte.

Mitten unter diesen Sorgen und Plänen ereilte ihn selbst der Tod. Am 14. Mai 1851 ging er vormittags in seinem Beruf aus, scheinbar ganz wohl und munter hatte er mit seiner Frau verabredet, am Abend in der Großen Oper den Propheten zu sehen; nachdem er ärztliche Besuche beim General Montholon, bei Herrn Armand Bertin, beim Grafen Duchatel und anderen gemacht, wollte er zu einem Kranken in der Rue de l'Échiquier die Treppe hinaufsteigen; auf der ersten Stufe fiel er leblos hin; ein Schlagfluß hatte ihn getroffen. Hilfe war sogleich zur Hand, allein ganz vergeblich, mit dem Fall war auch sogleich sein Tod erfolgt. Er hinterließ seine Angelegenheiten in trauriger Verwirrung.

Über seine großen und seltenen Eigenschaften gab es bei allen, die ihn näher kannten, nur Eine Stimme. Sein genialer Geist, von reger Phantasie und warmer Empfindung begleitet, wußte die Menschen wunderbar für sich einzunehmen und sie zu beherrschen, so lange sein Eifer nicht nachließ. Sein Scharfblick erdrang das Größte und das Kleinste in allen Gebieten des Wissens und Handelns. Als Arzt übte er die unbeschränkteste Macht über die Kranken, welche mit größtem Vertrauen an ihm hingen, selbst wenn er dasselbe bisweilen zu mißbrauchen schien; denn Übertreibungen sowohl der Gefahr des Kranken als der heilenden Kunst, durch die der Arzt ihn gerettet, war man von ihm gewohnt, und verzieh sie um so leichter, als sich darin mehr Teilnahme und Freude, als irgendeine Absicht offenbarte.

Alle seine Freunde und Bekannten wußten viele Geschichten zu erzählen von seinen großartigen Versprechungen, deren Mannigfaltigkeit schon die Erfüllung jeder einzelnen unmöglich machte, von seiner unerschrockenen Kühn-

heit in Ausflüchten und Verleugnungen, von dem oft turmhohen Aufbau seiner Nottreppen, auf denen er von einem unhaltbar gewordenen Stockwerk zum andern bis in die schwindelnste Höhe stieg, bis man es aufgab, ihm zu folgen. Man grollte ihm wegen dieser Schwächen selten, man ergötzte sich sogar an dem Spiel einer unbezwinglichen Einbildungskraft, das in den meisten Fällen harmlos nur die oberflächlichsten Verhältnisse des Tagesverkehrs berührte; galt es, ihm fast unbewußt, ernstere Dinge, dann folgten allerdings wohl schlimme Rückschläge und Vorwürfe, bei denen er dann meist wie als schuldloses Opfer sich im Rechte glaubte und beklagte.

Wir haben schon einige Züge jener Art mitgeteilt, hier geben wir noch einige andere, in denen das ganze Wesen dieses unwiderstehlichen Hanges, sich in jedem Augenblick um jeden Preis, und wenn auch nur zum Schein, emporzuhalten, auf ergötzliche Weise zu erkennen ist.

In Paris hatten wir einst verabredet, Koreff sollte mit Pilat, dem Privatsekretär des damaligen Grafen von Metternich, um 4 Uhr zu mir zu kommen, um mich abzuholen, wir wollten zusammen etwas besehen, wozu Koreffs Führung uns nötig war. Nicht nur wiederholte er sein feierliches Versprechen, sondern zwang auch mich zur Beteuerung, daß ich auch gewiß ihn erwarten werde. Doch es schlug 4 Uhr und halb 5, und niemand kam, endlich erschien Pilat allein und sagte, Koreff habe ihn im Stich gelassen und sei nirgends zu finden. Wir gingen darauf zusammen fort. Abends traf ich Koreff im Palais-Royal, und er rief mir entgegen: „Apropos! Ich war heute um 4 Uhr bei dir, aber du warst schon fort.“ — Um 4 Uhr, entgegnete ich, wohl nicht, denn ich bin erst gegen 5 ausgegangen, doch in Paris kann man sich leicht um eine Stunde irren. — „Ja, ich war bei dir“, wiederholte Koreff, und während ich schon beklagen wollte, daß ich mit Pilat gleich fortgegangen sei, fügte er zu meinem Erstaunen hinzu: „m i t P i l a t“. — Dieser kühne Zusatz „mit Pilat“ war so überraschend, daß ich in Bewunde-

rung verstummte. Als aber nach einigen Tagen wir drei zufällig wieder zusammen waren, konnt' ich nicht umhin, Koreff scherzend über den Zusammenhang aufzuklären, und ihn vor Angaben zu warnen, die gleichsam sich selber umbrächten. Doch ganz ernsthaft versetzte er: „Es ist dennoch Wahrheit, was ich gesagt. Du hast mich mißverstanden. Ich habe nicht sagen wollen, daß wir zusammen bei dir waren, sondern ich sei bei dir gewesen, und auch Pilat, den ich nachher gesprochen, und der mir gesagt, du hättest die Verabredung aufgegeben." Das klang zwar etwas wunderlich, doch ließ ich es gut sein, und nach einer Weile ging Koreff. Kaum hatte er den Rücken gewendet, so platzte Pilat lachend heraus: „Der hat meine Menschenrücksicht auf harte Probe gestellt! Welche Verwegenheit, darauf zu rechnen, daß ich ihm nicht ins Angesicht widersprechen würde! Auch an der letzten Versicherung ist kein wahres Wort! Ich hab' ihm nichts gesagt, ich hab' ihn gar nicht gesehen!" Wir lachten sehr über die unerschütterliche Fassung unseres Freundes.

Einem seiner Bekannten in Paris, der nach Karlsbad reisen wollte, bot Koreff einen Brief an Frau von H[umboldt] an, diese ausgezeichnete Dame müsse er durchaus kennen lernen. Das Anerbieten wurde dankbar angenommen. Indes verging ein Tag nach dem andern, und trotz aller Mahnungen und Bitten auf der einen Seite und der heiligsten neuen Zusagen auf der andern wurde der Brief nicht geschrieben. Als endlich der letzte Augenblick erschienen war, erklärte der Abreisende verdrießlich, er verzichte auf den Empfehlungsbrief und bedaure nur, daß er so lange sich damit habe hinhalten lassen. Das wollte nun Koreff gar übelnehmen: „Nein, Sie sollen den Brief haben, Sie müssen ihn überbringen, ich spreche Ihre Gefälligkeit an, nicht Ihren Dank. Doch jetzt ist wirklich die Zeit zu kurz. Ich schreibe morgen; reisen Sie, die Briefpost geht schneller als Sie, gehen Sie in Karlsbad zu Frau von H. und meine Empfehlung wird Sie schon angemeldet haben." Im Herbste kam der Bekannte nach Paris zurück, begrüßte Koreff und

sagte ihm, die Bekanntschaft der Frau von H. habe er wohl gemacht, aber durch andere Vermittlung, nicht durch den verheißenen Brief, den Frau von H. nie bekommen habe. „Wie," rief Koreff, „Frau von H. leugnet, daß sie meinen Brief bekommen!" — Sie verneint es mit dem Ausdruck des entschiedensten Unglaubens, daß der Brief je geschrieben worden. — „Nun," rief Koreff ganz hochfahrend, „so muß ich denn sagen, Frau von H. lügt, daß Bäume aus der Erde wachsen!" —

Als er aus Troppau den Erlaß Hardenbergs erhalten hatte, der ihn aus dessen Nähe entfernte, kam er sogleich in großer Aufregung zu Rahel und mir, erzählte das Geschehene, nahm uns das Ehrenwort ab, die Sache für die nächsten Tage noch als strenges Geheimnis zu bewahren und keinem Menschen, am allerwenigsten aber dem Generalkonsul Dehn, etwas davon zu sagen, um Himmelswillen nur diesem nicht! Dehn war uns und ihm befreundet, wir begriffen nicht, weshalb gerade dieser so scharf ausgeschlossen wurde, indes gab es keinen Grund, die Zusicherung zu versagen, die Sache betraf Koreff allein, er konnte sie behandeln, wie es ihm gut dünkte. Hierauf zog er denn seine Papiere hervor, zeigte uns seinen Briefwechsel mit dem Fürsten, und begleitete alles mit den bittersten Bemerkungen. Da wurde Dehn bei uns angemeldet, er hatte schon gehört, daß Koreff bei uns war, dieser selbst sagte, man dürfe ihn nicht abweisen. Als er hereintrat, hatte Koreff noch nicht alle seine Papiere wieder eingesteckt, raffte sie zusammen, stand auf und ging nach einigen gleichgültigen Redensarten fort. — „Nun was sagen Sie dazu?" rief Dehn. Wozu? erwiderte ich. — „Hat Ihnen denn Koreff nichts gesagt? Er hat seine Stelle beim Staatskanzler verloren. Aber mein Gott, Sie müssen es ja schon durch ihn wissen, ich sah ja seine Papiere zum Teil noch auf dem Tisch liegen!" — In der Verlegenheit sagte ich: Er war allerdings in besonderer Stimmung, zog Briefschaften aus der Tasche, vielleicht hat Ihr Kommen seine Mitteilung unterbrochen. Aber woher wissen Sie denn die Neuigkeit?

— „Von ihm selbst; er war eben bei mir, und hat mir alles vorgelesen, sein Herz ausgeschüttet, meinen Rat verlangt.“ Wir staunten über dieses arglistige Spiel, das uns in ein Netz fing, das keinen Ausweg ließ, als das Wort zu brechen oder zu lügen, und taten wenigstens das erstere nicht, wiewohl für Dehn nun wir als die Unaufrichtigen erschienen. Und was war der Grund, daß Koreff so wunderlich verfuhr? Er setzte gleiches Vertrauen in Dehn und in uns, nur sollte keine Seite dies von der andern wissen, wir sollten nicht untereinander über die Sache sprechen dürfen, weil er denn doch nach beiden Seiten nicht ganz dasselbe gesagt hatte, und einen Austausch fürchtete, der für ihn allerdings einige Beschämung zur Folge haben konnte.

Einst trafen wir auf dem Gendarmenmarkt zusammen, und die Rede kam auf einige verdrießliche Sachen, die zwischen uns schwebten, aber wir behandelten sie mehr lustig als ernst. Immer höher stiegen seine Ausreden, immer zuversichtlicher und unwahrscheinlicher wurden seine Angaben. Zuletzt mußten sich die beteuerten Tatsachen eine nach der andern als bare Unwahrheit enthüllen. Lachend rief ich aus: „Koreff, was bist du für ein Meister im — Erdichten! Ich glaube kein Mensch kann das wie du!“ — So! rief er weichmütig, indem er mich zum Weitergehen unter den Arm faßte, das denkst du also von mir! Du bist in diesem Wahn, in diesem Irrtum befangen; nun ich will sie dir lassen! — „Warum lassen?“ versetzte ich, „nimm sie mir, überzeuge mich eines Bessern, und ich werde dir freudig danken.“ — Jedem Menschen ist sein Wahn und Irrtum lieb, sagte er mit größter Herzlichkeit, sie ihm rauben, gibt ihm Schmerz, ich liebe dich und will dir keinen Schmerz bereiten. — Da war denn freilich nichts mehr zu erwidern, mein lachendes Staunen brachte ihn auch zum Lachen, wir setzten unsern Gang in Munterkeit fort und schieden ohne Groll.

Seine letzten Tage in Berlin verlebte Koreff in großer Aufreizung, und da wir unglücklicherweise durch peinliche Reibungen entzweit waren, so schrieb er mir einige drohende

Abschiedsworte, in denen er mich nicht mehr Du, sondern Sie nannte. Ich sah nur seinen schmerzlichen Zustand und hätte ihm gern freundlich geantwortet, aber das Sie schnitt mir alles ab. Ich sagte dies einem Freunde, der zwischen uns stand und uns zu versöhnen wünschte, und dieser sprach mit Koreff von meinem guten Willen und hielt ihm vor, durch eine so bösartige Änderung der Anrede alles verdorben zu haben. Koreff schwieg, fühlte aber die ganze Stärke des Vorwurfs und beschloß, eine so gute Waffe gegen mich zu wenden. Er erzählte nun überall, mit mir sei die Freundschaft aus, er habe gehofft, es werde sich alles noch glücklich beilegen, aber nachdem ich die Bosheit gehabt, ihm mit Sie zu schreiben, sei ihm jedes Mittel genommen, wieder mit mir anzuknüpfen!

Dergleichen hatten alle seine Freunde mehr oder weniger von ihm erfahren. Aber auch von seinem unverwüstlich guten Herzen, von seinem Vergessen aller Kränkungen, von seiner unerschöpflichen Wohltätigkeit, von seinem warmen Eifer für alles Gute und Schöne, von seiner edlen Freimütigkeit gegenüber den Großen, von seiner Geistesgegenwart, seinen genialen Aussprüchen und Taten am Krankenbette waren zahllose Züge bekannt und von dankbaren Verpflichteten laut gepriesen. So nah zusammen standen auch hier Fehler und Tugenden, daß beide nur als verschiedene Seiten ein und derselben Eigenschaft erschienen! Koreffs Lebensausgang ist seine Rechtfertigung, er starb nicht im Schoße des Glücks, des Reichtums und Ansehens. Hätte er selbstsüchtige Zwecke des Ehrgeizes oder Eigennutzes beharrlich verfolgt, hätte er wirkliche Schlauheit oder nur gewöhnliche Klugheit besessen, er würde es in der Welt mittels seiner Gaben leicht zu den höchsten Dingen gebracht und sich auf dem Gipfel erhalten haben; allein er war nicht nur Arzt und Mann der Wissenschaft, er war auch Dichter, gutmütig, leichtsinnig, harmlos, selbstvergessen.

Jugendzeit

Berlin, Halle, Paris

(1803—1811)

Der Nordsternbund [1])
1803—1804

*

Weil jeder den Tag über seine Geschäfte hatte, so verlegten wir unsere Zusammenkunft auf den späten Abend bis tief in die Nacht. Diese poetischen Tees des grünen Buches, wie wir sie nannten, weil dasselbe die Grundlage und die Hauptbeziehung unseres Zusammenkommens blieb, nahmen ihren Anfang sehr einfach bei Hitzig, der vielen Raum hatte . . . Die späteren Tees, die dann abwechselnd auch bei [Graf] Lippe, Robert [2]) und Theremin [3]) gehalten wurden, hatten schon die Einfachheit und Unschuld der ersten nicht mehr, es drängten sich schon mehr Ansprüche und Absichten hinzu. . . . Ein liebenswürdiger Schicksalsgefährte Chamissos, Graf von la Foye, französischer Emigrant und preußischer Offizier wie er, brachte dem ursprünglichen Ton und Behagen keine Änderung. Unruhiger, verschiedenartiger, belebter und zerrissener wurden die Abende durch die Einführung Koreffs, eines jungen Arztes aus Breslau, der seine Studien in Berlin vollendete und seine universelle Genialität auch in Gedichten, unerschöpflich aber in jeder Redeweise, in erhabenen, humoristischen und possenhaften

---

1) Varnhagen v. Ense, „Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften", Mannheim 1837, Bd. II, S. 55 ff. Über die Mitglieder des Bundes siehe die Einleitung.

2) Ludwig Robert (=Tornow) (1778—1832), Bruder der Rahel Levin (seit 1814 Friederike Varnhagen v. Ense), Dichter und Dramatiker. Sein Schauspiel „Die Überbildeten" wurde schon 1804 in Berlin aufgeführt.

3) Ludwig Friedrich Franz Theremin (1780—1846), damals Predigtamtskandidat der französischen Kolonie, 1814 Hofprediger in Berlin.

Ausbrüchen an den Tag legte ... In der Folge kehrte mehr Einfachheit und Innigkeit zurück; die Gesellschaft war kleiner, Koreff tiefer mit uns befreundet und gefühlvoll-ernst in seinen Mitteilungen. Meistens trafen wir bei Chamisso[1]) auf der Wache zusammen, wenn er sie am Brandenburger oder Potsdamer Tor hatte, und zwischen militärischen Unterbrechungen hin verwachten wir halbe und ganze Nächte in Gesprächen über Poesie und Studien- oder Lebensplane ...

Als Haupt und Meister unseres Bundes stand jetzt entschieden Koreff da, welcher an Kenntnissen und Geistesregsamkeit uns alle übertraf und durch sein tiefergriffenes Gemüt, in welchem eine hoffnungsvolle Leidenschaft für Marianne Saaling[2]) mehr und mehr aufwogte und ihn weicher und lyrischer stimmte, wie durch seine verschwenderische Phantasie uns hinriß und fesselte. Was wir noch zu lernen hatten, war von ihm längst erworben; er gab uns Anleitung und Rat, selbst den ersten Unterricht, z. B. im Griechischen, wollte er bestreiten. Seine Liebe und sein Wollen für uns zeigten sich grenzenlos. Besonders galt mir seine Zuneigung und Aufmunterung. Er tadelte mich heftig, daß ich der Medizin entsagen wollte, er pries die göttliche Heilkunst als den erhabensten Beruf, er stellte sie in das hellste poetische Licht und versetzte sie aus dem dürftigen

---

1) Louis Charles Adélaide Chamisso de Boncourt (1781—1838), war als französischer Emigrant Page am Berliner Hofe und 1798 preußischer Fähnrich, 1801 Leutnant geworden. Nach dem Zusammenbruch von 1806 nahm er den Abschied und kehrte nach Frankreich zurück.

2) Die Tante Paul Heyses. Ihr Name ist erst in die 3. Aufl. (1871, Bd. I, S. 263) eingesetzt. Ihr wurde damals von allen Seiten „wie einer jungen Göttin" gehuldigt. Sie war befreundet mit Philippine Cohen, der Gattin des Kaufmanns Ezechiel Benjamin Cohen, in dessen Hause Varnhagen damals als Hauslehrer und Wilhelm Neumann als Pflegesohn lebte. Ihretwegen hatte Varnhagen fast ein Duell mit einem Offizier. Später, nach Rahels Tode (1833), war er eine Zeitlang mit ihr verlobt.

Boden, auf welchem ich sie nur kannte, in die Mitte alles Ideenreichtums der Naturphilosophie ... als auf ihr wahres Gebiet, wo sie als Königin schalte. Mit der Poesie ließ er die Medizin Hand in Hand gehen; ein Sonett und ein Rezept waren in seiner Darstellung nur verschiedene Ausflüsse derselben Göttlichkeit ... Seine Vorstellungen waren lebhaft, eindringlich, bezaubernd, sein eigenes Beispiel wirkte verführerisch; denn selten mag sich in einem Menschen ein solch angeborener Sinn und Geist für die Heilkunst mit so zustimmend entwickelter allgemeiner Bildung vereinigen, wie es bei Koreff der Fall war, der auch als Student schon nach allen Weltseiten hin ein gemachter Mann war und als Arzt vielfach in Anspruch genommen wurde.

Da er wußte, daß mein Erziehungsgeschäft und die ganze Lage im Cohenschen Hause mit vielem Beklagenswerten und wenigen Hoffnungen verbunden war, so lag er mir an, dieses Verhältnis aufzugeben und mit ihm nach Halle zu gehen und seine Studien wie seine Mittel, die für uns beide reichen würden, mit ihm zu teilen ... Ich lehnte den sonst unaussprechlich reizenden Vorschlag beharrlich ab. Doch kam Koreff immer wieder auf ihn zurück, beteuerte mir mit tausend Schwüren, ich könne jederzeit, wo er auch sein möge, mein Los an das seinige knüpfen ... Ich sah Koreff nun immer häufiger, sowohl bei mir als bei ihm, oft auch abends in der Familie von Marianne Saaling, wo auch Neumann, Robert und Eberty[1]) sich gern einfanden ...

Unserer Dichtergenossenschaft aber drohte ... schon ein nahes Auseinandergehen. Hitzig[2]) wurde durch seine juri-

1) Über diesen s. Seite 40.

2) Julius Eduard Hitzig (Itzig) (1780—1849), Auskultator am Kammergericht in Berlin, wurde im Juni 1804 als Assessor an die südpreußische Regierung in Warschau versetzt. Nach dem Zusammenbruch von 1806 kehrte er nach Potsdam zurück und betätigte sich seit 1808 erfolgreich als Verleger Fouqués, der Brüder Schlegel, des Germanisten v. d. Hagen usw. Vgl. „Paul Erman“, von Wilhelm Erman, Berlin 1927, S. 76 ff.

stische Laufbahn nach Warschau entführt, Theremin sollte in Genf seine geistlichen Weihen empfangen, Koreff wollte nach Halle zurückkehren, um zu promovieren, La Foye erhielt die Nachricht von dem Todesfall seines Vaters ... In dieser Zeit gerade schlossen sich aufs innigste unsere Herzen aneinander ... Unser Vertrauen kannte keinen Rückhalt, alles Äußere lag zwischen uns wie vernichtet ... Um bei so vielfacher Trennung ... durch ein äußeres Zeichen auch in der Ferne verbunden zu bleiben, ... wählten wir den Polarstern zu unserem Sinnbilde, und es wurden Siegelringe angefertigt, die mit dem Stern die griechische Bezeichnung *τὸ τοῦ πόλου ἄστρον* enthielten. Ein Geheimnisbild von August Wilhelm Schlegel, welches dieser aus Franz Baaders [1]) pythagoräischem Quadrat entlehnt hatte, und worin Religion, Sittlichkeit, Poesie und Wissenschaft mit den vier Himmelsgegenden verknüpft waren, die Wissenschaft aber dem Norden entsprechen soll, hatte uns den Nordstern wählen lassen. Ich empfing den Ring als Geschenk von Koreff, Chamisso und La Foye ... Wir siegelten fortan alle unsere Briefe mit diesem Zeichen, fügten die Buchstaben *τ. τ. π. α.* überall unserer Namensunterschrift bei, und selbst zum Anruf und Gruße gebrauchten wir die Worte gleich maurerischen Erkennungszeichen.

Koreff an Varnhagen v. Ense [2])

Halle, Anfangs Juni 1804.

Dasselbe Gefühl, geliebter Freund, von dem Du mir schriebst, hält mich gewöhnlich zurück, überhaupt Briefe zu schreiben, und besonders tätig hat es seine hemmende Kraft geäußert, wenn ich in literarischen Produktionen mein schönes

---

1) Franz Xaver v. Baader (1765—1841), Theosoph.

2) Varnhagen v. Ense, Biographische Porträts, Leipzig 1871, S. 33 ff.

Leben mit dir fortzuanimalisieren und in seiner Vegetationstätigkeit fortzubilden dachte. Wenn die ersten Versuche der plastischen Kraft der Natur, wo sie, noch ungewiß ihrer selbst, in das Reich der prosaischen Formen hineintritt, sich mit den einseitigsten Bildungen magnetischer Richtungen begnügen müssen, wie im Gegenteil die volle Sicherheit ihrer Existenz und künstlerischen Zutraulichkeit zum plastischen Spiele der üppigsten Freiheit und Freude sich erhebt, so entwickle auch der sinnige Mensch in den Produktionen seines Geistes, nachbildend der Allbildnerin, dieselbe Stufenfolge, und dem Bedürfnisse jeder Ruhe gebe er auch die Befriedigung, die ihr adäquat sei; — er möge sonst lieber Schöpfungen unterlassen, die wie unselige Zwitter Sinne haben, ohne mit ihnen produzieren zu können. So hat die Natur nicht eher ein Auge vom Totenschlaf erschlossen, ehe sie nicht die Farben im Reiche des Lichtes hervorruft, und so entwickelt sich alles parallel mit einem magischen Zauberschlag, und an neu entwickelte Organe schießen neue Welten wie Kristalle an, und der Sinn, je höher er aufblüht, gebiert neue Welten — er braucht nicht bang zu sein, daß auf dem höchsten Punkte seiner Erschließung er in entvölkerte Pläne hinabstarre und sich nicht in Liebesbegattung fortsetzend erzeugen könne. Wo also sollten die zartesten Blüten der geistigen Produktion und ihrer Formen hervorbrechen, als da, wo sich die zartesten Organisationen der Erde — Menschen — verbündet haben und fußend auf dem Gebäude von Jahrhunderten in ein Reich eingegangen sind, wo nur Liebe und wieder Liebe weht und tönt, und das sich selbständig an der höchsten Blütenkrone des Organismus entzündet hat durch leise, mächtige Berührung. Und so ist das Reich, geliebter Freund, in dem wir leben, die höchste Blüte, welche die Organisationen erringen können, wo Wahrheit und Schönheit die Erde und der Himmel unseres Wohnsitzes geworden sind. Wir haben uns beide mächtig aus dem Schutte unseres Jahrhunderts heraufgearbeitet, wo dampfende Leere unreifer Geburten, die nicht für dies Jahrhundert gehörten, und die

durch ihre Größe sein sieches Leben vielleicht verzehrt haben, weil sie nicht Kraft genug darin vorfanden, um es höher herauf zu potenzieren, und wie die Seele des Marius auf Karthagos Trümmern sich mit großen Gedanken erfüllt sah, so die unsere. Mit bedeutend ernstem Blicke sehen wir in dem widerlichen Schutt das unsterbliche Leben manches plastischen Kunstwerkes über die gesunkenen Brüder seine stille Ewigkeit fortsetzen. Wir wollen diese chaotische Zerstreuung durch höhere Verknüpfung und Gleichung zu sinnigem Maße zusammenfassen und organisch im Totalen machen, was im einzelnen so unendlich verworren und tot erscheint. Was Wunder, wenn wir uns da gefunden haben, wo zwei Augen fühlen, daß sie nur zwei Weltgegenden beschauen können und daß nur vier Augen Repräsentanten des Quadrates der Natur sind [1]), in welchem Typus sie ihre Bildungen zur unsterblichen Erzeugung verheiratet. Auf dieser Höhe, mein geliebter Freund, haben wir uns gefunden, wiewohl wir uns in den ersten Momenten nicht erkannten, weil jeder zu ernst und zu eigen in seine Weltgegend, Du in den Süden und Westen, und ich in den Norden und Osten, hinausstarrten, als daß die tierische Rückenseite sich hätte erkennen können; aber es fehlten jedem zwei Weltgegenden, und wir haben uns umgewandt, und wie wir uns beide an den (!) Hals lagen und uns froh und satt weinten, weiß ich gar nicht zu sagen. — Genug, wir fühlten es, daß wir uns integrierten, und so sind die Zweige unserer Lebensbäume wild und harmonisch ineinander verschlungen. Es ist schwer, ja unmöglich für meine subjektive Kraft, behaupte ich, ein solches hohes ätherisches Leben in solchen schwarzen Kanaillen von Gedankenträgern wiederzugeben, wo der lebendigste, rascheste Formenwechsel der allwirkenden Gegenwart kaum mit mimischen Genialitätsstellungen genug erfinden kann, um das Sprossen des Geistes in seinen Verzweigungen dem Auge des Freundes zu konterfeien. Doch es sei gewagt —

---

1) S. Seite 34.

der ferne Naturforscher schickt seinem fernen Freunde ja auch sein Herbarium, und den Fluß, an welchem die Pflanze gelebt, den Himmel, der ihr Licht gespendet, und den Berg, der ihr Schatten gespendet, den kann er ihm ja auch nicht mitschicken, und doch weiß er ihm Dank für die Blütenmumien aus fernen Zonen. So weißt Du (und vielleicht Ihr) mir auch Dank, wenn ich Euch die Blütenträume meiner Seele als literarisches Herbarium in erloschenem Glanz der Farbe übersende. Deine Liebe hauche diese Blüten an, und vielleicht erweckt sie der linde Atem ihrer Heimat aus dem Tode, den ihnen Fessel und Druck der Wiederholung bleiern aufgelegt hat. So siehst Du oft Fragmente erhalten, die ich manchmal in tiefer Anschauung niederschreibe, andere, die in stillem Müßiggang oder in still erwartender Sehnsucht anfliegen — denn Sehnsucht, tiefe Sehnsucht ohne Hoffung auf Glück, was man nämlich in der Welt so Glück heißt, was man eigentlich nur Ansatz oder Talent zum Glück heißen sollte, ist der Boden, auf dem jetzt alle Blüten meines Geistes blühen. Alle Kräfte ziehen sich zusammen, da die Liebe ihr stilles, unverrücktes Zentrum geworden ist, zu welchem sie eilen, und alles würde vielleicht in den unentwickelten Keim der vis centripeta zusammen starren, wenn nicht die vis centrifuga der Wissenschaft die Kräfte aus dem Keime lockte und Sehnsucht sie in unendlichem Strahlenkreis um mich herum sammelte, daß ich nicht weiß, wo mir die Freude und wo mir der Schmerz herkömmt, — denn alles, alles, was ich l i e b e, ist ferne, und kein Ableiter der Nähe entladet die Gewitterwolken meines Sehnens, als sanft tauende Tränen, die befruchtend zur Erde meines Wesens hinabeilen.

Dir bin ich nicht verloren in der Ferne — im Gegenteil, reiner Gewinn ist dir meine Entfernung. So kann ich ruhig Dich in Deinem Wesen und Treiben anschauen, kann sehen, welche Teile noch am meisten schlafen in unentwickelter Unschuld tieferer Organisation, wohin ich am besten den elektrischen Lebensstrom zu leiten habe, um mit Licht und Liebeswärme Bildungen zu entlocken aus den harten un-

organischen Flächen, an welchen andere sich bloß wundstoßen. So in der Ferne allein ist es möglich, eine Richtung, die für notwendig erkannt ist, ruhig fortzusetzen, ohne mich von dem Kampf der Assimilation, welchen die Gegenwart zu mächtig aufdringt, in meinem progressiven Eindringen in Dich stören zu lassen. — So kann ich Dir doppelt heilsam werden, indem ich Dich ruhiger Selbstbildung und unruhiger Selbstzerstörung Dich selbst überlasse. — Ich kenne Deine gute Natur zu gut, um bei dem Ausbruch der Flamme öden Brand und Tod zu befürchten. Und dann, wenn Dich die Kraft verließe, in einem Augenblick mit dieser Flamme zu kämpfen, wozu hast du deinen Glauben, wozu Freunde, wozu mich? Hätte ich nicht Glauben, Liebe, Freunde und Dich — glaube mir, ich würde manchen Kampf unversucht lassen, würde mich in manchen Abgrund nicht wagen. So aber geh' ich getrost hinein und weiß, daß irgendein Abglanz dieses Polarsterns mich sicher aus jeder Höhle freundlich zur schönen sicheren Erde führen wird. Darum sei ruhig und wandle sicher fort.

Aber auch wissenschaftlich will ich Dich aus dem Schwanken reißen, das ich nur zu gut aus Erfahrung kenne und das mich oft genug noch in Rezidiven unglücklich macht. Dadurch will ich dieser Unruhe ein Ende machen, daß ich Dir eine bestimmte Richtung durch einen bestimmten Weg gebe und so die indifferente Bildsamkeit des Wesens zur differenten, magnetischen Bildung des Produkts erhöhe.

Für heute genug! Das nächste Mal erhältst Du vielleicht schon einen oder zwei Bogen Manuskripte von einer schönen Physiologie von Horkel [1]), worüber ich Dir noch nähere Erläuterung schicken werde. Freue Dich sehr darauf!

Ich freue mich sehr, daß Klaproth [2]) meinen Bitten, Euer Freund zu sein, so Gehör gegeben hat. Ich hab' ihn Euch

1) Johann Horkel, Professor der Medizin in Berlin.

2) Julius Heinrich Klaproth (1783—1835), Orientalist, der Sohn des Berliner Chemikers Martin Heinrich Klaproth (1743—1817). Er hatte schon 1802 die ersten Hefte seines „Asiatischen Magazins“ veröffentlicht und ging 1804 nach Petersburg, von wo er bis 1808

gesandt, damit Ihr jemand in Eurer Mitte habt, der bei solchen ungeheuren Kenntnissen, wie Klaproth besitzt, schöne freundliche Liebe, aus Energie entsprossen, und Empfänglichkeit für alles hat, — dabei solcher glücklichen Organisation sich erfreut, daß Scherz und komisches Talent sich mit der höchsten Ansicht der Religion so heilig umarmt, daß nur Genialität auch ohne Frechheit dadurch produziert wird. Er wird Euch herrlich erquicken, wie er mich immer erquickt hat. Dabei hat er die Tugend, daß er weit geselliger wie ich ist — so könnt Ihr mir für ihn Dank wissen. Grüße mir E[duard Hitzig], den ich sehr liebe, und sag ihm, daß er meiner [ge-]denken möge, und er soll nicht stehen bleiben und zufrieden lächeln, weil ihm ein Jahrhundert zulächelt und recht gibt. Er soll sich mutwillig alle Blüten zerstören und seine gefällige Natur zu neuen Kämpfen stets aufregen — er müßte denn den ernsteren Plan entworfen haben, ein liebenswürdiger junger Berliner zu werden. Dann sag ihm, daß es dazu nur lauter Negationen von Kraft bedürfe. Dann bitte ihn aber auch, Knigges Umgang mit Menschen[1]) für ein

---

zwei große gefahrvolle Reisen nach Innerasien unternahm. 1815 siedelte er nach Paris über, wo er den wissenschaftlichen Ertrag seiner Reisen in umfangreichen gelehrten Werken ausarbeitete. Varnhagen schreibt in seinen Denkwürdigkeiten über Klaproths Erscheinen in Berlin 1804 mit geringem Verständnis für seine damals noch übersprudelnde Kraftnatur: „Eine stärkere Bewegung verursachte Julius Klaproth unter uns, der von Halle kam und Briefe, Empfehlungen und Gedichte von Koreff an uns mitbrachte. Ein gemachter Gelehrter, der in seinem Fache, der chinesischen Sprachenkunde, für einen Adler galt oder zum wenigsten gelten wollte, ... mußte uns von außerordentlichem Reize sein. Klaproth war auf diesem Gebiet, wenn auch nicht ganz gründlich und zuverlässig, so doch am meisten fest und sicher. In jeder anderen Hinsicht durfte man ihm keinen Augenblick trauen. Er windbeutelte mit Kenntnissen wie mit Versprechungen, und seine fabelhaften Torheiten gingen ohne viel Bedenken auch in böse Streiche über."

1) Adolf Frhr. v. Knigge (1752—1796). Sein bekanntes Werk „Über den Umgang mit Menschen" war 1788 erschienen.

moralisch schönes Buch zu halten, und Hufeland [1]) als einen geweihten Priester der Natur zu verehren. — Er wird mir dies Weh nicht antun. Sag ihm, befiel ihm, daß er fleißig, streng fleißig sei. Gott befohlen.

Dein Koreff.

Grüße Mariannen [2]) vielmals und Jule [3]) und die mater.

Koreff an Hermann Eberty in Berlin [4])

Halle, Juli 1804.

Sage, lieber Junge, wie konntest Du nur einen Augenblick zweifeln, ob ich Dich lieb hätte, ob ich Deiner noch dächte? Nicht so wankelmütig ist mein Sinn, nicht so leicht verwischbar sind die Spuren von dem, was ich lieb habe. Wem ich es einmal gesagt habe, daß ich ihn liebe, wen ich aus tiefer Überzeugung des Herzens einmal brüderlich Du genannt habe, dessen Andenken lebt in tausend Blüten in meinem Herzen, und ich habe die Zeit, welche so gern von dem edelsten Gute des Menschen zehrt, so weit besiegt, daß sie mir die wohlerworbenen Güter des Gemüts muß unangetastet liegen lassen, und ihre zerstörende Kraft zu mildem, befruchtenden Tau hat umwandeln müssen. Du weißt, daß ich über die Periode weg bin, wo aus unendlicher Liebe, welche sich ungestüm in das All drängt, jeder Gegenstand uns gleich ist, mit dem wir von unserer Liebe sprechen, an welchen wir uns brüderlich anschmiegen dürfen, weil nur der Trieb des Herzens, welcher ungestüm Objekte fordert, um sich an ihnen zu präzipitieren, aus uns spricht, und nicht das ruhige, klare

1) Christoph Wilhelm Hufeland (1762—1832), damals Leibarzt in Berlin und Lehrer Koreffs, später sein Freund und Kollege als Professor der Medizin an der Universität Berlin.

2) Marianne Saaling.

3) Julie Heyse (1788—1864), Mariannes Schwester, die Mutter Paul Heyses.

4) Varnhagen v. Ense, Biographische Porträts, 39 ff. Der Empfänger (gest. 1856) hieß ursprünglich Heymann Ephraim.

Verhältnis handelt, das die Außenwelt und die Innenwelt in freundlichen Umarmungen sanft ineinanderschmelzen läßt, um aus der ruhig fließenden Masse dieses edlen Metalls den Silberblick einer höheren Welt hervorzurufen. Tiefe, verstandene Schmerzen der innersten Seele, die mich zaghafte Schwächlichkeit nicht zu früh unterdrücken hieß, die mich männlicher Mut standhaft auskämpfen lehrte, haben die Wolken der Laune, des Augenblicks und seiner willkürlichen Bildungen von meinem Horizonte verjagt. Täglich verklärt sich mein Himmel zu reinerem, ungetrübterem Blau, aus welchem Sternbilder der Natur mit immer deutlicherem Glanze hervordringen und den trüben Schatten der Erde in ahndungsvolle Dämmerung auflösen. Das ist die Geschichte meines Selbst, so weit ich mich ihrer bewußt bin, und wie es weiter keine Entschuldigung und keine Erklärung gibt als die, welche aus der Geschichte hervorgeht, so mögen Dir diese Zeilen auch sagen, ob ich etwas auf Dich halte, ob ich Dich noch ebenso liebe, als in dem Augenblick, da ich es Dir sagte. Je mehr, Lieber, Du mich wirst kennen lernen, je mehr wirst Du sehen, wie äußerst konstant mein Gemüt ist, und nähere Betrachtung wird Dir zeigen, wie manchmal scheinbare Inkonsequenzen in mir weiter nichts sind, als Übergangsperioden aus einer niederen Konsequenz zu einer höheren, bewußtvolleren Sicherheit.

Was man Dir gesagt hat, ist ganz sicher, ich habe einen Brief an Dich längst angefangen! Wann ich ihn aber endigen werde, weiß ich nicht zu sagen, noch weniger weiß ich zu bestimmen, wann ich den geendigten abschicken werde. Es ist eine Art von Lehrbrief in lauter Fragmenten, welche ihren tiefsten, innersten Zusammenhang haben. So wie es meine liebste Beschäftigung ist, mit jedem Tage tiefer in die Geheimnisse der Natur zu dringen und mit sinniger Betrachtung jeden Moment ihrer Entwicklungen zu entfalten, so macht des Menschenbildes erhabenes Interesse sehr natürlich den höchsten Anspruch auf diese Forschungen, und [sie] sind mein liebstes Spiel, mein sinnigster Zeitvertreib. Über jeden

meiner Freunde, in dessen Gemüt ich nur irgendeinen tiefen Blick getan habe, schreibe ich zu Zeiten Fragmente nieder, bald in der Gestalt eines Briefes, bald in der eines Traumes, einer Ahndung, einer Prophezeiung, bald in der eines Lehrbriefes und Erinnerung, bald metrisch, bald unmetrisch, kurz, wie die Stimmung des Gemüts und der Gegenstand die Richtung und die Form der Gedanken gebieten. Diese Fragmente sammeln sich auf ohne Wahl und Bestimmung. Wer sich nun im wechselnden Strom der Zeiten sich selbst und mir sich treu bewähren wird, der soll vielleicht in späten Zeiten die aufgezeichnete Urkunde seines Wesens lesen, und wenn es tiefer Schmerz ist, von befreundeten Seelen sich mißbegriffen zu sehen, so wird es gewiß manchen meiner Freunde sehr freuen zu sehen, wie Liebe und Aufmerksamkeit mich gelehrt haben, den vorübereilenden Moment in der Geschichte seiner Organisation zu fixieren, und so sein Leben doppelt gelebt worden ist. Es wäre eine Sünde, die gerade mir am wenigsten zu verzeihen wäre, diese Urkunden zu früh auszusenden. Abgesehn davon, daß ich mich irren könnte, so ist es immer ein Eingriff in die Bildung eines andern, welcher, sobald sich diese nicht schon fest formiert hat, zu übereilten Kristallisationen leicht Anlaß geben kann, die zu schiefen Richtungen verführen und zu früh den Vegetationsprozeß hemmen — und das muß sich keiner zuschulden kommen lassen, welcher auf irgendeinige Ansicht über Organisation Anspruch macht.

Wie ich hier gelebt, was ich getrieben habe, kann ich Dir nicht in einzelnen Kategorien herzählen, da ich Dir, um nur irgendeinen befriedigenden Abriß zu geben, sowohl die verschiedenen Wege meines Strebens als die Resultate meiner Forschungen vorlegen müßte. Die ersteren sind aber so vielfach verschlungen und die letzteren noch so wenig rein und gesondert, daß ich notwendig noch in die Zukunft diese Darstellung verschieben muß, auf eine schöne Zeit, wo ich wieder mit dir Hand in Hand im Mondscheine Unter den Linden in Berlin oder auf dem Blocksberge vielleicht, sei es wo es

wolle, vertraulich gesellt wandeln werde. Soviel nur — ich habe hier aus Absicht sehr einsam ganz den Wissenschaften gelebt, und habe in diesen vier Monaten mehr gearbeitet und mehr in mir hervorgebracht und lebendig angeregt, als sonst in Jahren.

Einen Freund habe ich gefunden, der mich tief verstanden, vielseitig ergriffen hat und mich unendlich liebt. Es ist Karl von Raumer [1]), einer der ersten Menschen unseres Zeitalters, von dem ich dir vielleicht in einigen Monaten sehr interessante Briefe mitteilen werde, wie auch andere Aufsätze und Notizen. Laß dir von Ludwig Robert erzählen, der ihn täglich bei mir gesehen hat, und der ihn ebensosehr liebt wie ich. Er kömmt vielleicht bald nach Berlin, ich habe ihm schon von Dir gesprochen, und ich werde es gewiß, ihm und Dir zur Freude, nicht unterlassen, ihn dir zu empfehlen mit Briefen. Du darfst sehr viel von ihm erwarten, er wird immer mehr leisten, als ich versprechen kann, und deswegen brauche ich nicht zu fürchten, deine Erwartungen zu hoch zu spannen. Um große, bedeutende Menschen vielseitig aufgreifen zu können, ist hohe, aufmerkende Achtung auf sie ein sehr notwendiges Bedingnis. Ich habe auf diesen Freund, der eine schöne Zier eurer Gesellschaft sein wird (sag es Chamisso, dem geliebten Jungen), die schöne Wirkung gehabt, daß er die Naturwissenschaften, von meiner Ansicht geweckt und begeistert, so liebgewonnen hat, daß er sich, so lange ich hier bin, ausschließlich mit Physik und Chemie beschäftigt hat und künftigen Winter vielleicht noch hier bleiben wird, um Anatomie und Naturphilosophie noch tiefer und dringender zu studieren. Ich würde dieser Einwirkung auf ihn nicht hier erwähnt haben (weil ich nicht etwa befürchte, daß es einen Anstrich von Prahlerei haben könnte, denn so was gibt es zwischen uns beiden nicht, sondern weil es hier müßig stände), wenn ich nicht die Absicht

---

1) Karl Georg v. Raumer (1783—1865), Geologe und Pädagoge, Bruder des bekannten Historikers.

hätte, dieselbe wohltätige Einwirkung auf Dich zu haben. Glaube mir, mein Geliebter, das Streben in den höheren Regionen der Kunst bleibt ein leeres, unerfreuliches, unkräftiges Tappen und Flattern, wenn man nicht den festen Boden der Naturwissenschaften unter sich hat, um darauf fest zu wurzeln. Es ist ein Atmen im reinen Sauerstoff, das bald lähmt, bald tötet, und nicht jene unerquickliche Kraft in den Gliedern zurückläßt, die stets zu neuen Kämpfen, zu neuer Forschung uns tätig aufregt. Nicht zu früh kann man sich daran machen, man bereut es zu spät. Bedeutsam ist die Geschichte der neueren Zeit, wo der höchste Schwung der Philosophie mit den Forschungen der Natur sich so lieblich vereint. Laß Dich nicht [durch] die eigene Bescheidenheit, das eigene Mißtrauen in Deine Kraft davon abschrecken. Nicht zu früh kann sich der Mensch an große Muster gewöhnen, an großen Anschauungen sich erziehen. Laß Dich auch nicht davon müde machen und zurückschrecken, daß die Chemie Dir anfangs so trocken, so zahlenmäßig, so tot erscheinen wird. Erst mußte man Backsteine zu brennen wissen und Marmor behauen können, ehe man Propyläen erbaute.

Chamisso an Hitzig in Warschau [1])

Berlin, den 6. Juli 1804.

Ich will Dir, lieber Guter, in einem historischen Fragmente berichten, was aus Deinen Verbündeten der nächtlichen Tees, seit du weg bist, geworden und wie es ihnen ergangen ist ... Koreffs Abreise nach Halle war bestimmt, de la Foye entschlossen, dem Rufe nach Rußland zu folgen. Wir . . . lebten der bevorstehenden Trennung, engverbündet und oft zusammen, in sinnigem Genusse entgegen. Koreff war in unserer Mitte der Seher und Lehrer, der Mittelpunkt unseres Kreises . . . Koreff und de la Foye reisten am selben Tage

1) Leben und Briefe von Adelbert v. Chamisso, herausgegeben durch Julius Eduard Hitzig, Leipzig 1839, Bd. I, S. 32. — Über Hitzig s. Seite 33.

ab, und Varnhagen zog zu mir . . . Wir haben von diesem Freunde [de la Foye] einige Briefe von Deutschland noch geschrieben erhalten . . . Auch Koreff hat geschrieben, schöne lange Briefe, heilige Sendbriefe wahrlich, und so leben wir in der Trennung vereinigt . . .

Als neue Mitarbeiter [des Musenalmanachs] treten in diesem Jahre hinzu: Koreff, Julius Klaproth, den er an uns geschickt hat und mit dem wir oft jetzt viel leben, und endlich vielleicht eine gewisse Augusta (Klaproths Schwester), die ein schönes weibliches Gemüt in schöne Sonette ergießt . . .[1])

Der Musenalmanach von 1805[2])

Die Beiträge der früheren Teilnehmer bezeugten ohne Zweifel manchen Fortschritt. Das Steigen unseres Freundesvereins aber tat sich bedeutend in den neuen Teilnenhmern dar. Koreff, Karl v. Raumer, Augusta Klaproth und Wolfart[3]) waren hinzugekommen, Theremin hatte seinen Namen genannt; unseren Stolz und Ruhm aber krönte, daß Fichte selbst mit vier Gedichten in unserer Reihe stand. Der Almanach war diesmal in ordentlichen Verlag gegeben, auch kam er in den Tagesblättern genug zur Sprache, aber im Buchhandel konnte er, gleich dem vorigen, zu keinem Leben gelangen. Seine Wirkung war dennoch in weiten Kreisen nicht unbedeutend und mehrte bei poetisch Gleichgesinnten . . . unser Ansehen.

---

1) Nach gütiger Mitteilung des Herrn Dr. Helmuth Rogge, der den Abdruck dieses Briefes mit der Urschrift vergleichen konnte, schließt derselbe mit einem von Hitzig im Druck fortgelassenen Absatz, der folgende Äußerung über Koreff enthält: „... Koreff, den Du kennst, der über das Eine das Andre vergißt und darüber zum Lügner sich taufen läßt."

2) Varnhagen v. Ense, „Denkwürdigkeiten", I³, 288.

3) Karl Christian Wolfart (1778—1832), Arzt und Magnetopath, später mit Koreff eng befreundet.

Chamisso an Hitzig in Warschau [1])

Berlin, Dezember 1804.

Anthropos und K. sind unsers jungen Koreffs Unterschriften; selbiger ist wohlbehalten und sich immer gleich, in der Hauptstadt Napoleons, wo er an keine lebende Seele das Gespenst nur eines Grundzuges irgendeines Buchstabens schreibt, es sei denn an seine Schwester . . .

Ich muß Dich aufmerksam machen auf die wenigen Gedichte von *, **, *** (Fichte).

Licht und Schall [2])

Sonett von Koreff

Aus unermeßnen Höhen kommen Strahlen,
Mit hoher Macht die Erde zu entzünden,
Auf daß sie möge sich der Kraft entbinden,
Mit Spiel und Farbe ihre Flächen malen.

Aus dunklem Erdenschoß entstrebt mit Qualen
Der Schall den fesselnden metall'schen Gründen,
Auf immer an die Erde sich zu binden,
Mit Rückkehr die Geburt stets zu bezahlen.

Magnetisch rankt das Licht zu seinen Quellen,
Sucht den Erzeuger auf mit mächt'gem Sehnen,
Zur Heimat eilt es schnell zurückzukehren.

Ohnmächtig strebt der Schall ihm nachzuquellen,
Er darf sich von der Mutter nicht entwöhnen
Und muß verschallend sich in Gram verzehren.

Chamisso an Varnhagen in Hamburg [3])

Berlin, Frühjahr 1805.

Der junge Karl v. Raumer [4]) ist hier (Ernst und S. in unserm Almanach), ein guter, trefflicher Knabe, scheint es,

1) Leben und Briefe usw., S. 45.

2) Musenalmanach auf das Jahr 1805, S. 47, unterzeichnet „Anthropos".

3) Leben und Briefe usw. S. 65, 69.

4) S. Seite 43.

ein geliebter Freund von Koreff und der ihm auch in manchem nicht unähnlich sein möchte, ein sinniger Aufstreber zum Besseren.

Chamisso an Hitzig in Warschau

Berlin, 26. Mai 1805.

. . . Daß Koreff seinen Vater verloren hat und vermutlich nun zurückkehren wird, wirst du schon wissen . . .

Chamisso an Varnhagen v. Ense in Hamburg

Berlin, 23. September 1805.

. . . Koreff scheint wirklich nach Indien zu gehen. Ich bin hier auf einen ihn gut kennenden, sogenannten französischen Gelehrten, einen mageren Philisterhund, den Président perpetuel der Akademischen Gesellschaft, deren Mitglied Koreff ist, zugestoßen; der hat mir viel von unserm göttlichen Knaben gesprochen. Er findet Ermunterung und Hilfe, und alle Belehrungsquellen werden ihm geöffnet, und er flößet Hoffnung und Teilnahme ein, und er wird ermuntert und befördert. — Also redet der Mann; indes muß Koreff bald in Berlin erscheinen.

An Koreff [1])

Sonett von Varnhagen v. Ense

Das Weltall hat ein Trunkner nur belauschet,
Wie lindes Säuseln, wildes Dräun verschwommen
In Liederströmen auf die Erde kommen;
Nur glüh'nder Wein hat Seherkraft ertauschet.

Du hast im tiefsten Innern dich berauschet,
Der Freude Funken ist dir hoch entglommen;
Gesang aus unsichtbarem Quell vernommen
Hast du, von süßer Taumelheit umrauschet.

---

1) Musenalmanach auf das Jahr 1806, S. 190.

Des füllen Lebens Trunk, im Becher schäumend,
Voll Feuer, wechselnd in der Farben Wogen,
Rot, grün und blau zum weißen Kranz sich einend,

Den süßen Wein, in dessen Weihung träumend
Du Liebe tönst, hast redlich du gesogen
An Isis' Brüsten, heil'ge Lieb' erscheinend.

Blütenkuß

Sonett von Koreff[1])

Geheimnisvolle Brautnacht zu begehen,
Jungfräulich mich den Düften hinzuneigen,
Die Träumen gleich dem Blütenkelch entsteigen,
Lockt mich dein Balsamhauch mit fernem Wehen.

Zum erstenmal entbunden hinzugehen,
Sehnt sich mein Blühen weg von meinen Zweigen;
In Düften löst sich stiller Knospen Schweigen;
Wirst du gefangner Liebe Ruf verstehen?

Schickst du der Blüten Flügelgast zum Bunde?
Sein Fittich trägt geweihter Zeichen Grüßen,
Weich weht sein Flug mit ahnungsvollem Tönen.

Willkommen mir, du duftgetauchte Kunde!
Gern nimmt der Kelch dich auf mit Liebessehnen,
In dunkle Blütengrotte dich zu schließen.

---

1) Musenalmanach auf das Jahr 1806, S. 84, unterzeichnet „Anthropos". Mit geringen Änderungen abgedruckt in „Lyrische Gedichte", Paris 1815, wo der Titel „Blütenvermählung" lautet. Der obige Abdruck nach der Fassung von 1815. Koreff hat dazu die naturwissenschaftliche Anmerkung gesetzt: „Einige Pflanzen, die in getrennten Geschlechtern leben, vollziehen ihre Befruchtung dadurch, daß Schmetterlinge den Blütenstaub aus einem Kelch in den anderen tragen."

Stanze [1])

Von Koreff

Ein heimlich Fest im Schlummer zu begehen,
Wenn sanft ein Hauch gelöst der Sinne Banden,
Die leis bewegt von duft'ger Blüten Wehen
Mit Friedensflaggen ziehn zu sel'gen Landen,
Wo Wünsche von Gewährung auferstehen,
Nicht Blüten gleich vor Früchten neidisch schwanden,
Verklärt sich selbst zu schaun im Elfentanze,
Umarmet Fantasie die holde Stanze.

Rückkehr [2])

Von Koreff

Gewendet von der Mutter, die geboren
Mich samt der Schmerzen brüderlichen Chören,
Wollt' ich mich der Gemeinschaft stolz erwehren,
Und hatt' ein ander Heil mir kühn erkoren.

Zum holden Licht in Sehnsucht süß verloren,
Wähnt' ich der dunklen Erde zu entbehren,
Wie Blüten sich zum Sonnenleben kehren;
Wohnt' auch mein Sehnen an des Lichtes Toren.

Doch hat das Leben anders mich belehret,
Nicht darf das Ird'sche sich mit Glanz vermählen,
Der Erde muß es treu die Zeit durch dienen.

So bin ich reuvoll dir zurückgekehret,
Kein ander Land fortan mein Sehnen wählet,
Bis mir der Lösungsaugenblick erschienen.

---

1) Ebd. S. 186, unterzeichnet „Anthropos".
2) Ebd. S. 118, unterzeichnet „Anthropos".

Aus Adam Oehlenschlägers „Lebenserinnerungen“ [1])

1806

Meine erste und wichtigste Beschäftigung in Paris war, deutsch zu dichten. Es gab Deutsche genug dort, mit denen ich täglich umgehen und mich üben konnte. Ich hatte den „Aladdin“ bereits in Weimar und Jena übersetzt, hatte das Manuskript an Fromann in Jena verkauft und es bei Dr. Riemer [2]), Goethes allersekretestem Sekretär, zurückgelassen. Aber ich erhielt den Aladdin mit einem sehr freundlichen und hübschen Briefe zurück, in dem ungefähr stand: „. . . Du hast nun größere Fertigkeiten [in der deutschen Sprache] erlangt und mußt Deinen Aladdin von vorn bis hinten ganz umarbeiten . . .“ Kaum war ich etwas heimisch in Paris, als ich mit größter Lust und mit Fleiß von vorn wieder anfing. Ein paar Monate darauf hatte ich Aladdin wieder fertig, so wie er bei Brockhaus in Amsterdam erschien. Dr. Koreff half mir freudschaftlich dabei, die Sprachfehler zu korrigieren, und erst nachdem er und andere geschmackvolle Deutsche mir versichert hatten, daß Aladdin im „Genius der Sprache“ gedichtet sei, sandte ich das Manuskript zum Druck fort.

Chamisso an Varnhagen v. Ense in Berlin [3])

Paris, den 23. Dezember 1806.

. . . Wenn nicht ein Brief von Koreff hier beigefügt ist, erwarte doch bald einen von ihm. Ich will ihn sprechen

---

1) Deutsche Originalausgabe, Leipzig 1850/51, Bd. II, S. 105 f. Der dänische Dichter Adam Gottlob Öhlenschläger (1779—1850) war im Frühjahr 1806 oft bei Goethe gewesen und hatte ihm seinen „Aladdin“ deutsch vorgelesen. (Frhr. v. Biedermann, Goethes Gespräche, Leipzig 1909, I, S. 412 f.)

2) Friedrich Wilhelm Riemer (1774—1845) war seit 1803 Hauslehrer bei Goethe.

3) Leben und Werke usw., S. 188.

lassen, aber wisse, er sei immer noch hier unser Alter, Guter, und habe entsetzlich gearbeitet. Er wohnt mit dem Tonkünstler v. Drieberg[1]), speist beim Restaurateur mit Ludwig Robert und bringt viele Zeit an seinem Schreibtisch zu. Er hat, nach deren Erlangung, seine Brotkünste Chirurgie und Medizin — derlei zu haben macht er zur Pflicht — beseitigt und befleißt sich der Kunst. — Auch mit ihm, teurer Freund, vermiß' ich Zeit und Ort. Er liebt uns und mich ja und hat mir die Hand gedrückt und mich gefragt: „Kann man dies in einem Briefe schreiben?" . . .

Chamisso an Varnhagen v. Ense und Wilhelm Neumann in Halle[2])

Vertus, den 27. Januar 1807.

. . . An Koreff will ich auch noch schreiben. — Seltsam, seltsam! So liebevoll, so reich, so unternehmend und so unnutzbar! Ich bin, ich fühl's, für die Bibliothek zu Paris noch nicht reif, noch der Mann nicht, der auf eine schroffe Klippe inmitten des öden Meeres ein Haus bauen kann. Ihr wißt doch, daß Koreff die Idee gehabt hat, mir da ein Zelt aufschlagen zu lassen und mich anzustellen?

---

1) Friedrich Johann v. Drieberg (1780—1856) hatte 1804 seinen Abschied als preußischer Offizier genommen und studierte unter Leitung von Spontini und Cherubini Musik. 1809—1811 lebte er in Wien und kehrte dann nach Berlin zurück, übernahm nach dem Tode seines Vaters dessen Gut in der Mark und trat seit 1812 als Opernkomponist auf. Für das Singspiel „Don Tacagno", dessen Text von Koreff stammte, erhielt er 1812 von König Friedrich Wilhelm III. die Kammerherrnwürde. Seit 1816 widmete er sich gelehrten Studien über die damals noch fast unbekannte altgriechische Musik, die teils Widerspruch fanden, aber anregend wirkten (s. v. Ledeburs Tonkünstlerlexikon, Berlin 1861, S. 118 f.).

2) Leben und Werke usw., S. 191 f. Vertus war ein französisches Landgut der Familie Chamissos, wo er damals weilte.

Aus Helmina v. Chezys „Aurikeln" [1])

Im Frühjahr 1807 lernte ich [August] Wilhelm Schlegel kennen [2]) . . . Ich brachte sehr angenehme Stunden mit ihm, seinem Bruder [3]), mit H. Geheimrat v. Sinclair aus Homburg v. d. H., mit Koreff, dem verewigten Dr. Klinger und meiner geliebten Therese von Winkel [4]) zu . . . Im Hause dieser Freundin . . . fand ich viele ausgezeichnete Geister, unter denen ich mich Oehlenschlägers, der uns jedes seiner köstlichen Werke nach der Vollendung vorlas, . . . des Dr. Koës . . . und dessen Freundes, Dr. Bröndsted [5]), noch

1) Berlin 1818, Bd. I, S. 145. Helmina v. Chezy (1783—1856), die Enkelin der Karschin, geb. v. Klencke, gesch. v. Hastfer, mit Jean Paul Richter befreundet, ging 1805 eine zweite Ehe mit dem französischen Orientalisten Antoine Léon de Chezy (1773—1832) ein, den sie bei Friedrich Schlegel kennen gelernt hatte. Auch diese Ehe ging bald auseinander, wurde jedoch nicht geschieden.

2) August Wilhelm Schlegel (1767—1845) lebte seit 1804 mit Frau v. Staël auf Reisen, zum Teil in Paris. Koreff rettete ihn in Auxerre von einer gefährlichen Krankheit (s. A. W. Schlegels Brief vom 19. Januar 1820 in diesem Buche).

3) Friedrich Schlegel (1772—1829) lebte mit seiner Gattin Dorothea (1763—1839), der Tochter Moses Mendelssohns, und ihrem Sohne aus erster Ehe, dem Maler Philipp Veit, von 1802 bis 1808 in Paris, wo er Vorträge über deutsche Kunst und Literatur hielt. Dorothea ließ sich im April 1802 taufen und trat mit Friedrich 1808 zum Katholizismus über. „Auf Friedrich Schlegels Bitte", erzählt Helmina v. Chezy (ebd. S. 145), „übersetzte ich für seine ‚Romantischen Dichtungen aus dem Mittelalter' (Bd. 2) die Geschichte der Euryanthe von Savoyen und half seiner Frau den Merlin übersetzen." Aus der erstgenannten Übersetzung ging 1823 ihr Text zu Karl Maria v. Webers Oper „Euryanthe" hervor. An diesen Übersetzungen war auch Chamisso beteiligt (Leben und Werke I, Brief vom 8. April 1810). Über Helmina v. Chezys zerfahrenes Wesen s. Chamissos „Leben und Werke" I, Brief vom 24. Juni 1810, Öhlenschlägers „Lebenserinnerungen" II, S. 102, und F. W. Gubitz, „Erlebnisse" I, S. 204 ff.

4) Therese Emilie aus dem Winkel (1784—1867), Malerin und Harfenspielerin.

5) Zwei mit Öhlenschläger befreundete Dänen. Peter Adolf Bröndsted (1780—1842) hat sich später als Archäologe einen Namen gemacht; Koës starb in Griechenland.

vorzüglich erinnere. Der Winter 1808 verging langsam . . . Ende Januar genas ich glücklich meines kleinen Max; mein ältester Sohn kränkelte sehr, und Dr. Harbauers Kunst und Sorgfalt, später Dr. Koreffs Bemühungen, verdanke ich seine Lebenserhaltung. Im Herbst lernte ich in Paris Herrn v. Pilat [1]) kennen. Gegen den Winter wurde es notwendig für mich, Paris wieder zu bewohnen [2]). Unter den vielen Deutschen, die mich jenen Winter besuchten, erinnere ich mich besonders des berühmten [Zacharias] Werner [3]).

Lied der Weihe an Luise, Königin von Preußen, bei Übersendung der Oper „Die Vestalin" [4])

Von Koreff

(1808)

. . . „Wo finden wir für unser Lied" —
Hört' ich die Sänger fragen —
„In diesen Sturmestagen,
Wo alles wild von Kampf erglüht,

1) Josef Anton Pilat von Augsburg (1782—1865), Publizist, damals Sekretär Metternichs in Paris.

2) Sie war im Juni 1808 nach Montmorency bei Paris übergesiedelt.

3) Zacharias Werner (1768—1823) war bis 1806 im preußischen Staatsdienst, zuletzt mit seinem Freunde E. Th. A. Hoffmann und J. E. Hitzig, seinem späteren Biographen, in Warschau gewesen. Nach dem Zusammenbruch von 1806 entlassen, lebte er dann auf Reisen, wurde 1811 in Rom katholisch und starb als Priester und Kanzelredner in Wien. Durch seine Dramen „Die Söhne des Tals" (1803), „Das Kreuz an der Ostsee (1804), „Martin Luther oder die Weihe der Kraft" (1805, in Berlin aufgeführt 1806) war er eine zeitgenössische Berühmtheit geworden.

4) Von Gasparo Spontini (1774—1851), mit dem Koreff in Paris verkehrte (s. Seite 68). Das Gedicht, mit dem Koreff die Sendung begleitete, zuerst veröffentlicht in seinen „Lyrischen Gedichten" (Paris 1815), hat 30 Strophen, von denen oben nur der Schluß

Ein friedlich rettendes Asyl,
Wo nicht der Sturm entführet,
Nicht Todeshand berühret
Der Muse zartes Saitenspiel?"

Wohl führ' ich euch das Lied dahin,
Wo Zeitensturm es schonet,
Wo hold die Schönheit thronet —
Ich führ's zu meiner Königin,
Der Königin der Frauen!
Was sich an ihrem Horizont,
An ihres Blickes Strahlen sonnt,
Das kann den Tod nicht schauen.

„So nimm die Lyra in die Hand,
Führ' uns zu Nordens Blume,
Zur Schönheit Heiligtume,
Du Jüngling aus der Schönen Land!" . . .
Doch ach! Die Lippe bebet,
Die Saite tönt nur schwach und bang;
Des Liedes Schwan erhebet
Sich nur mit schüchternem Gesang.

Chamisso an Varnhagen v. Ense in Tübingen[1])

Berlin, den 2. Dezember 1808.

. . . In Wien findest Du Koreff. Drieberg ist über Berlin nach seinen Gütern gestreift und hat uns die Mär gebracht. Er nimmt [Ludwig] Robert nach Wien zu Koreff mit, und Du wirst sie sämtlich dort antreffen . . . Von Koreff werden große Glocken geläutet. Die Franzosen und deren Zeitungen sind des Staubes voll, den er ihnen in die Augen hat aufsteigen lassen. Ein Tibull von ihm, ein

---

wiedergegeben ist. Es wurde nochmals im „Berlinischen Taschenkalender auf das Jahr 1821", S. 261 ff., abgedruckt, als Spontini Generalmusikdirektor des Berliner Opernhauses war.

1) Leben und Briefe I, S. 218 f.

deutscher, soll, wo mir recht ist, eben in Paris gedruckt werden[1]). Trauerspiele und Opern von ihm, die Drieberg komponiert hat[2]), sollen auch nach allen vier Winden gehen, — und à propos von Wind, sei es beiläufig gesagt, er selbst ist ganz der alte und unverändert. Ich muß noch auf Briefe warten, ich denke aber, daß ich Dir etwas sehr Drängendes und mir Wichtiges an ihn werde auftragen müssen. Davon mehr zu seiner Zeit.

Koreff an Hitzig in Berlin[3])

Paris, [März] 1809.

Mein teurer, geliebter Freund!

Du hast mir auf meinen vorigen Brief nicht geantwortet. Woher kommt das? Es ist mir um desto verdrießlicher, da mich Mad. Chezy jeden Tag quält. Ich habe sie bestimmt, Bertuch[4]) und andern Buchhändlern die Martyrer zu versagen, und jetzt wundert sie sich, daß Du weder mir noch ihr ein Wörtchen darüber schreibst. Sie hat schon sehr viel übersetzt, und in wenigen Tagen erhältst Du an 16 Bogen, damit Du anfangen könnest zu drucken. Das Werk ist erschienen vor drei Tagen und macht ungeheures Aufsehen. Drucke nur frisch daran weg, denn wir jungen Männer, wir helfen alle Mad. Chezy, damit diese gute talentvolle Frau nicht dieser großen Arbeit unterliege und dann Du, mein edler Freund, so schnell wie möglich drucken kannst. Ich hoffe, das Werk soll auch in Deutschland so reißend ab-

---

1) „Tibulls und der Sulpicia Elegieen" erschienen 1810 bei Schöll in Paris.

2) S. Seite 51. „Don Tacagno" wurde in Berlin am 15. April 1812 aufgeführt.

3) Ebenda S. 44 ff., fälschlich 1810 datiert. Chateaubriands „Martyrs" erschienen im März 1809. Hitzig war seit 1808 Buchhändler in Berlin (s. Seite 33).

4) Friedrich Joh. Justin Bertuch (1747—1822), Weimarischer Legationsrat, Redakteur und Buchhändler.

gehen, wie in Frankreich. Ich hoffe doch, daß Du es in allen Journalen angekündigt und ausposaunt habest, um die Konkurrenz zu vermeiden. Wenn Du es nicht getan hast, so verliere keinen Augenblick. Ich bin sehr erfreut, Dir dieses Werk und diese Übersetzerin verschafft zu haben. Du weißt, daß Frau von Hastfer jetzt Mad. Chezy heißt, und die Ankündigung und der Titel des Werkes muß unter dem Namen Helmina Chezy, geborene von Klenke, gefaßt werden.

Noch erfreuter bin ich über ein Werk, was ich gestern für Dich erbeutet habe, was Dir ein unendliches Geld einbringen wird, und wo Du nicht zu befürchten hast, in die mindeste Konkurrenz mit irgend jemandem zu kommen. Höre mich an und lobe mich. Der berühmte Graf Alfieri [1]) hat sein Leben geschrieben. Von dieser Biographie, wiewohl sie für alle Welt bestimmt war, sind nur 10 Exemplare für die ersten Personen abgedruckt worden. Es wird nicht erscheinen, trotz der allgemeinen Erwartung. Warum? Kann ich Dir nicht sagen. Ich überlasse Dir und Deinem grübelnden Scharfsinn, die Ursache meines Stillschweigens aufzufinden. Ich kann darüber weiter nichts sagen. Nun, von diesem wunderseltenen Buche, worauf alles so begierig ist, sollst du eine deutsche Übersetzung bekommen. Einer meiner Bekannten, ein Deutscher, hat dies Buch sich zu verschaffen gewußt. Eines von den wenigen Exemplaren stehen (!) ihm zu Gebot. Er sprach mir gestern davon und wollte es einem Buchhändler verkaufen, mit dem er heute morgen den Verkauf abschließen sollte. Ich bat ihn, es mir für Dich zu überlassen, weil dies ein Werk ist, was durchaus sehr viel Glück machen muß. Ich bot ihm an, es zur Hälfte

---

1) Vittorio Graf Alfieri (1749—1803). Die französische Übersetzung von Alfieris Selbstbiographie erschien 1809 in Paris. Die deutsche Übersetzung von Koreff, Helmina v. Chezy u. a. m. scheint indes nie erschienen zu sein. Die „Denkwürdigkeiten aus dem Leben Vittorio Alfieris nach der ersten italienischen Originalausgabe“, deutsch von Ludwig Hain, erschienen erst 1812 in Köln.

mit ihm zu übersetzen. Er weigerte sich anfangs und schützte vor, daß er notwendig Geld brauche und daß ihm der deutsche Buchhändler hier 30 Louisdor als Abschlag heute im voraus bezahlen wollte. Ich gab ihm sogleich 10 Louisdor und bat ihn sehr. Er ist mir sehr viel Verbindlichkeiten schuldig, und ich habe ihn aus mehreren schweren Krankheiten gezogen, und er hat mich ungemein lieb. Dies alles hat ihn bewogen, meinen Vorschlag anzunehmen, und wir fangen heute schon an zu übersetzen. Das Werk besteht ungefähr aus 40 Bogen, die im Deutschen nicht so viel betragen werden. Du wirst sie vermischt mit den Martyrern bekommen; die Bogen davon werden alle mit C bezeichnet sein. Den Titel wirst Du dazu machen. Großes Mysterium! Ich bitte Dich, meinen Namen nicht dabei zu nennen, denn ich bin in Paris. Die Übersetzer brauchen gar nicht gekannt zu werden. Sei so gütig und sende mir sogleich Geld, damit ich meinen Mitarbeiter bezahlen kann. Auch bestimme, wieviel Du Mad. Chezy geben willst, und sende mir einen Teil davon. Sie wünscht es sehr — denn sie ist nicht in glücklichen Umständen. Ich hoffe, Du bist mit meiner Tätigkeit zufrieden. Ich will wacker daran arbeiten, dich bald zu einem reichen Manne zu machen.

Nun noch einige Vorschläge, damit ich auch aus eigenen Mitteln etwas dazu beitrage. Mein Freund, H. von Drieberg, hat eine der wichtigsten Erfindungen gemacht. Ich habe dazu ein Memoire französisch und deutsch geschrieben [1]). Das französische ist dem Kaiser Napoleon überreicht worden. Bald wirst Du von dieser Erfindung in den meisten öffentlichen Blättern hören und darin Fragmente aus meinem Memoire lesen. Ein Schurke von Franzose hat die Abwesenheit meines Freundes benutzt und diese Erfindung unter einer Maske von Modifikationen als die seine aus-

1) Réflexions sur la nouvelle machine à plonger, appelée Triton, inventée par M. Frédéric de Drieberg. Par D. F. Koreff. Paris, Sajou, 1811. Ein Abzug in der Varnhagen-Sammlung der Berliner Staatsbibliothek.

gegeben und dem französischen Kaiser angeboten. Zum Glück habe ich es beizeiten erfahren, und von meinem Freunde unterstützt, habe ich die Ehre dieser Erfindung meinem Freunde erhalten und den Schurken entlarvt. Ich habe an den Kaiser geschrieben — ich werde vermutlich in einigen Tagen Audienz haben —; ich war bei allen Ministern; ich habe Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, und dieser Ruhm meines Freundes ist gerettet. Die ganze Sache hat dadurch eine außerordentliche Zelebrität gewonnen. Mein Memoire wird überall gelesen. Es gefällt sehr, weil es in einer ganz originellen Manier geschrieben ist, wo die trockensten Zitate durch einen poetischen Aufschwung zur Höhe der Poesie erhoben sind. Ich biete Dir es an, sobald ich werde gesonnen sein, es drucken zu lassen, was von einigen Umständen abhängt und was vermutlich sehr bald geschehen wird. Das Memoire besteht aus ungefähr 60 Seiten. Willst Du es nehmen und unter welchen Bedingungen? Geniere Dich gar nicht mit mir! Ich bin mit allem zufrieden. Ich würde für meine Arbeiten gar nichts von Dir fordern, wenn nicht der Krieg mein Weniges so sehr geschmälert hätte. Ich sagte, daß Du einst durch meine Werke noch viel gewinnen sollst. Laß uns fest aneinander halten. Von allem, was ich arbeite, oder was mir zu Gebote stehet, soll gewiß nie [etwas] einem anderen Buchhändler vor Dir angeboten werden. Doch wie gesagt, Du bist dadurch zu nichts verbunden. Glaube mir, ich werde Dir nie etwas anbieten, wovon (!) ich nicht selbst ganz zufrieden wäre.

Solltest Du nicht ein Taschenbuch auf Michaelis und Ostern herausgeben wollen? Wenn Du willst, so steht alles bereit. Mad. Chezy wird Dir Gedichte und andere Sachen aus dem Persischen und anderen orientalischen Sprachen geben [1]). Ein junger Mann aus Berlin, der Delattre heißt,

---

1) Als Gattin des Orientalisten de Chézy (s. Seite 52, Anm. 1) war sie dazu wohl imstande.

und der einst ein vortrefflicher Historiker werden wird, bietet sich an, Dir eine unbekannte historische Skizze zu geben — neue Ansichten, eine neue Charakterschilderung, kurz, etwas Neues aus der Geschichte. Ich würde an August Wilhelm Schlegel schreiben, der mich sehr lieb hat und den ich geheilt habe [1]), daß er mir Beiträge gebe. Ich werde meine Freundin, die Frau von Staël, ebenfalls darum ersuchen. Ich werde Wallenberg (Meyer aus Strelitz), Cassel und den Professor Schelver [2]), drei der vortrefflichsten Köpfe, angehen, um über Wissenschaft Fragmente voll genialischer Kraft Dir zu geben. Ich verspreche Dir zehn neue Lieder wenigstens, von H. von Drieberg [3]) und H. Kienlen [4]) komponiert zu geben — beide die talentvollsten jungen Komponisten. Robert, Theremin, Chamisso, Fouqué und andere werden Dir gewiß Beiträge geben.

Ich habe eine außerordentliche Menge Gedichte fertig, unter andern dreißig Träume, die ungemein gefallen. Ich verspreche Dir allein für mich an 100 Seiten Verse und 80 bis 100 in Prosa, wozu ich mehrere spanische Novellen rechne, die Dir noch gar nicht bekannt sind. Ferner verspreche ich Dir einen geschulten Zeichner, H. Kolbe [5]), denn ich hätte Dir einen ganz eigenen Vorschlag zu machen. Ich habe zu den meisten Gemälden des Museums Napoleon [6]) Gedichte gemacht, welche den Charakter dieser Gemälde ausdrücken und doch zugleich an und für sich selbst

1) S. Seite 52, Anm. 2.

2) Friedr. Joseph Schelver (1778—1832), seit 1807 Professor der Medizin in Heidelberg.

3) S. Seite 51.

4) Joh. Christoph Kienlen (1770—1830) hatte u. a. Singspiele und Lieder Goethes komponiert.

5) Wohl Heinrich Christoph Kolbe (1772—1836), Professor in Düsseldorf.

6) Das Napoleon aus Italien, Deutschland und der ganzen Welt zusammengeraubt hatte. Friedrich Schlegel hatte schon 1803 durch seine „Nachricht von den Gemälden in Paris“ in seiner Zeitschrift „Europa“ auf diese Gemäldesammlung hingewiesen.

eigene Gedichte sind. Sie haben Schlegeln und allen meinen Freunden, denen ich sie mitgeteilt habe, sehr gefallen, und die Idee hat sie alle begeistert. Ich bitte Dich auch, sie keinem andern zu sagen. Dies erstreckt sich nicht bloß auf die Gemälde, sondern auch auf die plastischen Kunstwerke, und schon habe ich an 56 Gedichte darüber aufgeschrieben und aufs Reine gebracht. Anstatt der läppischen Kupfer, die in den meisten Almanachen sind, könnten hier immer 10 oder mehrere Kupferstiche stehen, welche Statuen, Basreliefs und Gemälde enthielten. Zum Museum Napoleon gibt es dazu ein treffliches Werk von Fayolle und zum Museum der Statuen Piranesi und noch weit mehrere, die man bloß zu kopieren brauchte und in kleinerem Formate gäbe. Doch würde ich Dir raten, das Format vom Ifflandischen Almanach[1]) zu nehmen. Ferner kenne ich hier mehrere Privatsammlungen, wo die trefflichsten Sachen von Altertümern sind, die weder bekannt noch beschrieben sind. Zu diesen Sachen verspreche ich Dir eine fortlaufende Geschichte der Skulptur und Malerei, nach ganz neuen Ansichten gefaßt. So könnten wir alle Jahre zwei [Almanache] erscheinen lassen und ich stehe Dir dafür, daß er in zwei Jahren eine solche Zelebrität gewinnen würde, daß Du gewiß jedesmal mehrere tausend Exemplare absetzen würdest. Ferner verspreche ich Dir auch einen Anhang zu machen, den Naturwissenschaften geweiht, der Sachen enthalten soll, die selbst Dich erfreulich erstaunen werden. Ich habe allein dafür mehr als 25 Bogen schon fertig liegen zu einem großen physiologischen Werke, was in 10 Jahren erscheinen soll und woran ich mit mehreren Ärzten täglich arbeite. Jeder Almanach soll auch einen Überblick des Zustandes der meisten Wissenschaften in ihren Fortschritten enthalten. Von

1) August Wilhelm Iffland (1759—1814), der berühmte Schauspieler und Dramatiker, seit 1796 Direktor des Nationaltheaters in Berlin, 1811 Generaldirektor der Königlichen Schauspiele, gab 1806—1811 den „Almanach für Theater und Theaterfreunde" mit Kupferstichen und Musikbeilagen heraus.

den meisten Sachen, die ich dazu bestimme, würde ich Fragmente in Zeitschriften abdrucken lassen, um die Neugier zu reizen. Wage also etwas, lieber Eduard, alle Wahrscheinlichkeit spricht für Dich. Musik, Physiologie, Medizin, Poesie, Malerei, Skulptur und Geschichte . . . (Das übrige fehlt.)

* Koreff an Helmina v. Chezy [1])

Paris [Sommer 1809].
Rue Neuve du Luxembourg No. 4.

Meine werte Freundin! Ich bin wieder hier. Schon habe ich [auf] Ihren letzten Brief eine Antwort in der Tat bereit. 100 Franken können Sie künftige Woche erhalten, und ich hoffe, in 4 oder 6 Wochen — vielleicht noch früher — den Rest. Ich wünsche Sie und Wilhelm [2]) zu sehen. Harbaur hat mir Ihren Brief, den Sie an ihn geschrieben, gegeben. Er geht fort und gibt mir seine Kranken. Ich wünsche, daß Sie es noch keinem sagen mögen, bis es geschehen ist. Ich habe meine Gründe dazu, also Finger auf den Mund. Ich will Sie schon heilen, das hat nichts auf sich. Leben Sie wohl, Teure. Wenn ich nicht rheumatische Schmerzen in der Brust und sehr viel zu tun hätte, setzte ich mich auf das Roß, um Sie zu umarmen [3]) — doch so kann ich leider nicht. Ich muß Sie sehen, um Sie zu heilen. Ihr

Koreff.

[Paris 1809?], Place de Victoire No. 10.

. . . Nächstens werde ich Ihnen die ganze Übersetzung des Tibulls [4]) mit noch vielen anderen Gedichten senden. Doch alles dies ist nur der kleinste Teil meiner Arbeiten. Die größte Hälfte sind dramatische Werke, die ich aber

---

1) Bruchstücke aus Varnhagens handschriftlichem Nachlaß.
2) Ihr ältester Sohn.
3) Sie war seit Mai 1809 wieder nach Montmorency übergesiedelt.
4) S. Seite 55, Anm. 1.

keiner Menschenseele zeige, um vollendete Freiheit in meinen Versuchen und meinem Gemüte mir zu erhalten . . . Grüßen Sie mir tausendmal Fräulein von Winkel[1]).

An einen Jüngling in Paris[2])
im Jahre 1809

Gedicht von Koreff

Aus dem Vulkan, auf dem wir wohnen,
Stürzt sich ein glüh'nder Lavastrom,
Die Herrscher fallen von den Thronen,
Tief neigt ihr Haupt die heil'ge Rom.
Neptuns Trident schwingt frech der Britte,
Tyrann auf freier Wasserwelt,
Und wild zieht Krieg mit blut'gem Schritte
Von Herkul's Säulen bis zum Belt.

Weh ihm, der jetzt nur in dem Spiegel
Der Vorzeit die Geschichte sieht,
Der nicht auf des Gedankens Flügel
Zur fernen Zukunft kühn entflieht!
Mit tausendköpfigen Medusen
Blickt ihn die Zeit versteinernd an;
Er steht, den Zweifel bang im Busen,
Gelähmt auf seiner Lebensbahn.

Soll er die reinen Hände legen
Aufs schmachbefleckte Schlachtenschwert?
Tritt er dem Mächtigen entgegen,
Der alles Alte frech zerstört?
Jetzt, da sich alle Kräfte zeigen,
Ist dem Geweihten es erlaubt,
In tiefer Einsamkeit zu schweigen,
Mit Nacht umhüllt sein trauernd Haupt?

---

1) S. Seite 52.
2) „Lyrische Gedichte" (Paris 1815) S. 63 ff. Der obige Abdruck ist eine Kürzung des sehr langen Gedichtes.

. . . Ein heiliges Symbol dem Leben,
Das uns mit reinem Mut erfüllt,
Ward uns die hohe Kunst gegeben
In Wort und Ton, Gestalt und Bild.
Sie tritt in unsrer Tage Kreise,
Sie spricht uns klar vom Zeitenlauf
Und deckt uns nach Prophetenweise
Den Abgrund der Geschichte auf.

O hohes Glück trägt der im Busen,
Der sich geweiht der edlen Kunst!
Im Leben schützen ihn die Musen
Und bringen ihm im Tode Gunst.
Wer nicht bloß Eine Zeit bedenket,
An der verliert ihr Recht die Zeit;
Wer alle Zeiten hat beschenket,
Wird Bürger der Unsterblichkeit . . .

Das Goldene Zeitalter [1])

Bruchstück aus einem noch ungedruckten Gedicht, genannt
Argonautenfahrt
von D. F. Koreff

Nacht, zertrümmernder Kampf, deckt wieder die Woge des Lebens,
Treibt Schiffbruches Ruin in der Charybde Geheul.
Da geht über die finstere Nacht im Osten ein Stern auf,
Gießet Dämmerung mild ins Elementengewühl.
Sein gewahret der Mensch, schwimmt kühn durch zürnende Brandung
Stark mit wachsender Kraft hin zu dem Glanz=Meteor.
Nackt, schiffbrüchig erklettert er froh das steile Gestade,
Wieder zum erstenmal fromm beuget er betend das Knie,

1) Der Neue Teutsche Merkur vom Jahr 1810. Herausgegeben von C. M. Wieland. Erster Band. Weimar 1810. Zweites Stück, Februar 1810, S. 93 ff. (Gekürzt.) Vorausgeht ein zweites Bruchstück, worin das griechische Altertum verherrlicht wird.

Setzet gestärkt die Wanderung fort — im Auge das Sternbild
Haltend, ruft er in Nacht irrende Völker zu sich,
Jauchzt und lehrt, ein Apostel, verkündet die göttliche Sendung,
Und sie sammeln sich gern fromm um den Jünger herum ...
Frei von der Erde, woran er gebannt, erhoben den Blick nun
Auf zum Himmelsgebiet Völker entsühneter Welt,
Weiheten, heilig geführt aus Grausen ägyptischer Todnacht,
Freudig sich selbst und des Leibes irdisch-verführenden Schmuck
Ihm, dem duldenden Gott, jungfräulicher Mutter Gebornem,
Den Verblendeter Schar schlug an das Märtyrerkreuz.
Von des menschlichen Tags erheiterndem Himmelsazur zog
Nun zum Erebusschoß larvengebärender Nacht
Abwärts Schattengewölk; süßduftend entstiegen dem Erdschoß
Jugendlich Blüten, die Kraft treulich mit Lieb' im Verein.
Eisengepanzert, beschirmt mit Schwert und mit Lanze der Ritter,
Ernstlich im Schlachtengewühl, spielend im Scherz des Turniers,
Damen und Religion und Ehre, den Schwachen ein Schutzwall,
Züchtiger Unschuld ein Hort, immer des Rechts Paladin,
Kehrt dann, königlich schmeichelnd ein Leu, aus tobender Feldschlacht,
In der männlichen Brust, blank wie des Stahles Kristall,
Hegend die Treue, zur Herrin zurück, beugt vor der Gebietrin
Frei demütig ein Sklav, ehrend sein eisernes Knie,
Legt des bezwungenen Feinds erbeuteten Schild ihr zu Füßen,
Fleht um lohnenden Sold sittiger Mime, den Kuß;
Dankt am Altare für Sieg, schließt an sich dem fröhlichen Reigen,
Singt zum vollen Pokal Lieder, beim Fest Troubadour.
Einsam begeistert vermählt jungfräulich dem Bräutigam Heiland,
Betet die Nonne — der Mönch schwinget die Bußdisziplin.

Im einstimmigen Chor auf rauschend gigantischem Fittig
Festlicher Orgel entschwingt sühnend melodisch Gebet
Sich dem irdischen Tal, schwebt hymnisch zum Dome des Äthers
Auf, zum thronenden Gott über das Sternengezelt.
Goldene Zeit! Du warest nicht fern! Schon führt uns ein Weg durch
Gastliche Pforten des Grabs sicher zum Himmelspalast.

Aus Goethes Tagebüchern [1])

6. Mai 1810. — Kam Baron Rennenkampf [2]), der mir manches von Rom und Paris erzählte, auch die Übersetzung des Tibull [3]) von Koreff und einen Brief von Alexander v. Humboldt brachte. Abends zu Knebel. Koreff.

Karl Ludwig v. Knebel an seine Schwester Henriette [4])

Jena, 6. Mai 1810.

Gestern machte mir Goethe noch einen recht vergnügten Abend. Er brachte mir nämlich ein Buch, das ihm ein deutscher Dichter und Arzt, Koreff aus Paris, durch Herrn v. Rennenkampf zugeschickt hatte. Dies Buch war nichts anders als eine Übersetzung des Tibulls in Versen. Goethe bat mich, etwas daraus vorzulesen [5]).

---

1) Weimarer Ausg. IV, 4, S. 116 f.

2) Karl Jakob Alexander v. Rennenkampf (1783—1854) war 1810 von Alexander v. Humboldt an Goethe empfohlen worden.

3) S. Seite 55, Anm. 1.

4) Jena 1858, S. 442 f.

5) Goethe begnügte sich nicht damit, wie seine Tagebuchaufzeichnung vom 23. Oktober 1810 (IV, 4, S. 161) beweist: „Nach Tische Tibull von Koreff mit dem Original verglichen", heißt es dort. Und die Paralipomena zu Goethes Tag- und Jahresheften (I, 36, 400) führen unter „bedeutende, wirksame Bücher", die Goethe 1810 las, den „Tibull von Koreff" an.

Chamisso an Varnhagen v. Ense in Prag [1])

Paris, den 24. Juni 1810.

... Koreff ist immer hier, der vornehme deutsche Modearzt, — ich habe aber auf ihn sozusagen Verzicht geleistet, wir haben uns nichts mehr an, und ich suche ihn mit alten Geschichten nicht mehr heim ...

Varnhagens Besuch in Paris im Sommer 1810 [2])

Gleich am ersten Abende suchte und fand ich glücklichst meinen Freund Chamisso, der nicht wenig überrascht war ... Schwerer war Koreff anzutreffen, der als geistreicher und glücklicher Arzt von der vornehmen Welt gewaltig in Anspruch genommen, im eleganten Kabriolett fast immer unterwegs war. Ganz unerwartet fand ich in der Galerie des Louvre die lieben Tübinger, Ludwig Uhland und Pregitzer ... Diesen älteren Bekannten reihten sich schnell neue deutsche Bekanntschaften an, die z. T. an Reiz und Herzlichkeit mit jenen wetteifern konnten. Ich nenne zuerst den alten ehrwürdigen Grafen v. Schlabrendorf [3]), ... ferner einen jüngeren Harscher aus Basel, Olivier [4]) aus Dessau, den lebensfrohen Pilat, damals Privatsekretär des Grafen v. Metternich; späterhin wird auch noch Dr. Gall [5]) und endlich Alexander v. Humboldt, hier zufällig zuletzt, aber wesentlich immer als ein erster, zu erwähnen sein [6]).

---

1) Leben und Werke usw. I, S. 263 f. Varnhagen hatte den Krieg von 1809 auf Seiten Österreichs mitgemacht, war bei Wagram verwundet worden und dann Reisebegleiter seines Regimentskommandeurs, Graf Bentheim, geworden.

2) Varnhagen, Denkwürdigkeiten, Mannheim 1837, II, S. 259 f.

3) Gustav Graf Schlabrendorf (1750—1824), der Sohn eines preußischen Ministers, führte seit 1790 ein Sonderlingsleben in Paris.

4) S. Seite 69, Anm. 3.

5) S. Seite 69, Anm. 6.

6) Weiter beschreibt V. das großartige Fest, das der Botschafter Fürst Schwarzenberg zu Ehren Napoleons und gleichsam

Der Brand des Palais des Fürsten Schwarzenberg in Paris 1. Juli 1810

. . . Das ganze Festbauwerk loderte in Flammensäulen empor. Die noch eben in diesen geschmückten Räumen versammelte Welt, an Pracht, Schönheit, Auszeichnung und Bedeutung jeder Art ein Inbegriff der Herrlichkeiten Europas, brauste aufgelöst durcheinander. Man suchte und rief die Seinigen, man durchbrach rücksichtslos das Gedränge, jeder hatte nur sein persönliches Ziel im Auge, stieß hinweg, was ihn hemmte, trat ohne Wahrnehmung darüber hin. Die Stufen des Portals waren unter der Last der Rettungsuchenden eingebrochen, viele Personen gestürzt, von Nachdrängenden zertreten, von fallenden Wänden schwer verletzt, von den Flammen ereilt worden . . .

Der russische Botschafter Fürst v. Kurakin wurde brennend und ohnmächtig durch den Dr. Koreff mit Hilfe österreichischer und französischer Offiziere aus dem Gewühl hervorgezogen, von andern hilfreichen Händen mit Pfützenwasser gelöscht, während andre ihm die diamantenen Knöpfe vom Rock schnitten . . .

Chamisso an Varnhagen v. Ense in Paris [1])

Chaumont, den 15. August 1810.

Besuche doch einmal Helmina v. Chezy [2]). Ein Unglück hätte ihr fast eins ihrer Kinder geraubt. Das andere ist

---

als Nachfeier zu dessen Vermählung mit Marie Louise von Österreich veranstaltete, das jedoch mit einem furchtbaren Brande endete, bei dem Koreff, aber auch V. selbst, mannhaft Hilfe leistete. Das folgende Stück ist ein Ausschnitt aus dieser Schilderung.

1) Leben und Werke I, S. 270. Chamisso weilte damals in Chaumont bei Frau v. Staël, die von Napoleon auf 30 Meilen von Paris verbannt worden war.

2) Helmina v. Chézy kehrte Mitte September nach Deutschland zurück. 1813 betätigte sie sich in der Krankenpflege, lebte bis 1817 in Berlin (s. F. W. Gubitz, „Erlebnisse" I, S. 204 ff.) und siedelte dann nach Dresden über (vgl. A. D. B. 4).

krank, Koreff der Arzt, und sie selbst soll gar nicht wohl sein . . .

Der Kreis der Henriette Mendelssohn in Paris [1])

In der Rue Richer wohnte in einem artigen Gartenhause Henriette Mendelssohn, die sinnvolle, feingebildete Schwester der Frau von Schlegel, und leitete eine Pensionsanstalt kleiner Mädchen. Sie selbst war unansehnlich, etwas verwachsen, aber dennoch eine Erscheinung, von der man sich angezogen fühlte . . . Sie hatte scharfen Verstand, ausgebreitete Kenntnisse, helles Urteil und dabei die feinste Weltsitte, den erlesensten Takt . . . Als Frau v. Staël noch in Paris sein durfte [2]), kam sie öfter zu Fräulein Mendelssohn, ebenso Benjamin Constant [3]) . . . Spontini saß hier ganze Abende mit uns im Mondenschein und sann auf neue Lorbeeren, die er den durch die „Vestalin" [4]) jüngst gewonnenen hinzufügen könnte . . . Auch Frau v. Chezy und Frau v. Quandt, beide aus Berlin, sah ich hier zum erstenmal . . . Koreff und der Baron Drieberg erschienen seit einiger Zeit selten.

Aus Helmina v. Chezys „Denkwürdigkeiten" [5])

[Paris, 1809—1810.]

Die angenehmsten Stunden brachte ich bei Henriette Mendelssohn zu. Öhlenschläger las uns dort die Über-

---

1) Varnhagen v. Ense, Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften. Neue Folge, Bd. III, Leipzig 1846, S. 127.

2) S. Seite 67, Anm. 1.

3) Benjamin Constant de Rebecque (1767—1830), liberaler Gegner Napoleons, war 1804/05 mit Frau v. Staël in Deutschland und Italien gereist und hatte 1808 in dritter Ehe Wilhelmine v. Hardenberg, geschiedene v. Mahrenholtz, geheiratet. (Vgl. Josef Ettlinger, „Benj. Constant", Berlin 1909.)

4) S. Seite 53.

5) Unvergessenes, Leipzig 1858, I, S. 371, 363.

setzung seiner dänischen Dichtungen . . . Aus Henriettens Kreise wie aus ihrem Wesen war jede Anmaßung, jede Halbheit verbannt. Die belebendsten ihrer Gäste waren: Dr. Klinger, Bröndsted, Koës, Varnhagen, Oersted[1]), vor allem Öhlenschläger. Die Familie Pilat war nicht in diesem Kreise, denn Pilat konnte wegen seiner vielen und vielsagenden Geschäfte nur in seinem Hause Gesellschaft sehen. Koreff, Klinckowström bewegten sich in allen diesen Kreisen . . . Auch Madame Benjamin Constant de Rebecque[2]), des Fürsten Staatskanzlers Hardenbergs Nichte, brachte mit den anderen Bekannten, Koreff, Klinckowström, Hartmann, Oliviers[3]), einen Sonntag bei Pilats in Montmorency zu.

Aus Ludwig Uhlands Tagebuch[4])

[Paris] 25. [Juli 1810].

Erster Besuch bei Pilat[5]). Gedichte von Koreff.

8. Oktober [1810].

Abend bei Pilat. Koreff zum erstenmal gesehen. Gall[6]), die schlafende Emma; Gedichte von mir durch Koreff vorgelesen, worunter das Sonett „Liebestod" besonderen Eindruck zu machen schien. Gall: Gellerts Gespenster durch Verse verscheucht. Nachricht von Schlegels baldiger Hierherkunft. Einladung von Koreff[7]).

---

1) Hans Christian Oersted (1777—1851), Arzt und Physiker in Kopenhagen. Die meisten anderen Personen sind schon früher genannt und erklärt.

2) S. Seite 68, Anm. 3.

3) Der deutsche Landschaftsmaler Ferdinand v. Olivier (1785 bis 1841) und sein frühverstorbener Bruder Heinrich, ein religiöser Maler.

4) Uhlands Tagebuch 1810—1820, herausgegeben von J. Hartmann, 2. Aufl., Stuttgart 1898, S. 19, 23.

5) S. Seite 53, Anm. 1.

6) Franz Johann Gall (1758—1828), Begründer der Phrenologie.

7) Uhland versuchte Koreff Anfang November und Anfang Dezember vergebens zu sehen.

Koreff an die Marquise de Boufflers [1])

Paris [1810?].

Gnädige Frau,

Ich bin entzückt, Sie in Paris zu wissen, und ich will nicht bis morgen warten, um Ihre Schmerzen zu lindern und Ihre Trübsal zu verscheuchen. Ehe eine Stunde verflossen ist, bin ich bei Ihnen, um Ihnen alles zu geben, was unsere Kunst erfunden hat, um die häufigen Wolken am Horizont unseres Lebens zu verscheuchen. Beunruhigen Sie sich über nichts, alles wird wunderbar gehen ... Ich arbeite viel; ich habe eine Tragödie und eine Oper vollendet, ich lasse meinen Tibull drucken; wir setzen eine wissenschaftliche Denkschrift für das Institut auf [2]); ich wälze mehr als sechzig Pläne zu Dichtwerken in meinem Kopfe. Kurz, ich bin derart in Arbeit, daß ich oft den ganzen Tag nicht aus dem Hause komme. Innigsten Dank für Ihren Wagen. Da ich jetzt mehr in Ihrer Nähe bin, brauche ich ihn nicht mehr und hoffe, Sie öfter denn je zu sehen, nicht als Patientin, sondern um in der Liebenswürdigkeit Ihres Geistes, im Zauber Ihrer Unterhaltung den Lohn für mein Tagewerk und Anregung zu neuen Werken zu finden.

Ihr Koreff.

*

---

1) Paul Bonnefon, Un Original oublié. Le docteur Koreff, Revue de Paris, 17. März 1906. Madame de Boufflers, in erster Ehe mit einem Grafen de Sabran verheiratet, war die Mutter der Marquise Delphine de Custine (s. Seite 75), mit der Koreff 1811 nach Italien reiste. Sie hatte 1799 in zweiter Ehe den als „Chevalier de Boufflers" bekannten vielseitigen Marquis Stanislas de Boufflers (1778—1815) geheiratet, der als Emigrant große Konzessionen in Polen vom König Friedrich Wilhelm II. erhalten hatte und 1800 nach Frankreich zurückgekehrt war.

2) Über Koreffs Oper „Don Tacagno" und seine Tibullverdeutschung s. Seite 51, 55. Über die Denkschrift für das Institut s. Seite 57.

[Paris, Herbst 1810?]

Meine liebe Freundin,

Ich hoffte, beim Anblick der schönen Natur würde Ihnen all Ihre Heiterkeit wiederkehren, aber ich sehe das Gegenteil. Woher haben Sie nur die trüben Gedanken von Tod, Grab und Lähmung? Wissen Sie, daß Sie mich derart erschreckt und betrübt haben, daß ich den düsteren Eindruck noch nicht loswerden konnte? Warum lassen Sie Ihre lebhafte Phantasie im Stil Rembrandts arbeiten? Benutzen Sie sie lieber, um angenehme Erinnerungen und lachende Illusionen herbeizurufen. Nein, nein, auf mein Wort, keines jener Gespenster, die Ihre Furcht Ihnen vortäuscht, wird erscheinen. Sie werden bald genesen, und diese letzten, hartnäckigsten Überbleibsel der Krankheit werden wie ein Windhauch verschwinden. Sie wissen, ich versprach Ihnen nie etwas, das ich nicht positiv wußte. Aber Sie müssen auch alle die Mittel anwenden, die noch nötig sind. Sie müssen unbedingt Bäder nehmen, so schwach Sie sich anfangs auch fühlen mögen. Sie müssen sich das kranke Bein mit der beifolgenden Salbe einreiben und das gesunde mit Branntwein, und zwar sehr häufig. Ich schicke Ihnen Pulver, die Sie alle drei Tage nehmen werden. Ich werde mit Ihrem Gatten verabreden, wann ich Sie besuchen kann. Ich hätte es längst getan, aber ich bin selbst den Tücken des Schicksals ausgesetzt. Ich war erschöpft durch Arbeit, Hitze, Schmerzen und Kummer. Nur die Hitze ist vorüber. Verbannen Sie alle Trübsal aus Ihrer Seele; darum bitte ich Sie zu Ihrem eigenen Besten. Ich werde bald die Freude haben, Sie zu sehen. Leben Sie wohl. Koreff.

Nach Koreffs Abreise [1])

Für D. war es unangenehm, den in Paris lebenden Dr. Koreff nicht zu finden. Derselbe war nach Italien ge-

1) Erlebtes aus den Jahren 1790—1827 von Dr. Wilhelm Dorow, Bd. III, Leipzig 1845, S. 73. Er traf am 21. November

gangen [1]) hatte jedoch seine Wohnung behalten und diese seinem Famulus, einem jungen Berliner, Dr. Louis De Lattre [2]), übergeben, der sein Schicksal an das von Koreff geknüpft hatte . . . Die große, schätzbare Bibliothek, welche Koreff besitzt und über die De Lattre gleichfalls freie Benutzung behalten, war für D. von großem Nutzen und vieler Annehmlichkeit.

1811 in Paris ein. Dr. Wilhelm Dorow (1790—1846), Schriftsteller und Altertumsforscher, seit 1810 mit diplomatischen Aufträgen betraut, wurde 1816 preußischer Legationssekretär in Dresden.

1) Koreff war Anfang August 1811 nach der Schweiz abgereist.

2) S. Seite 58.

Koreff und die Familie Custine in der Schweiz und in Italien

(1811—1813)

Die Marquise de Custine und ihr Sohn Astolphe [1])

Im Laufe des Jahres 1811 faßte Delphine [de Custine] einen schweren Entschluß. Seit Jahren nagten Kummer und Eifersucht an ihr. Chateaubriands Liebe zu ihr war erloschen, hatte sich in auffälliger Weise anderen zugewandt. Sie fühlte sich gedemütigt und beschloß auf Reisen zu gehen, um sich von ihrem Schmerz abzulenken. Die Krankheit ihres Sohnes Astolphe lieferte einen triftigen Vorwand für ihre plötzliche Abreise. Der heranwachsende Jüngling wurde immer nervöser und wunderlicher und litt an furchtbaren Kopfschmerzen, ganz ähnlich wie ihr Bruder Elzéar, so daß sie sich bang fragte, ob sein Zustand nicht ein trauriges Erbteil der Familie sei.

Durch Zufall hatte Delphine den jungen deutschen Arzt Koreff kennen gelernt; er riet ihr für Astolphe Reisen und Zerstreuungen an. Dieser Rat entsprach ihren eigenen Wünschen, und sie setzte ihn sofort in die Tat um. Chateaubriand war wütend; obwohl er sie im Stich gelassen hatte und sie nur selten sah, wollte er doch ihre Zuneigung behalten. Er klagte sogar, daß sie ihn verließe, was zum mindesten komisch war. Aber sie bestand auf ihrem Plan, trotz der Vorwürfe des „Genies".

---

1) Nach Gaston Maugras et P. de Croze-Lemercier, „Delphine de Sabran, Marquise de Custine", Paris 1912, S. 433 ff. Mélanie Delphine de Sabran, Marquise de Custine (1770—1826) war die Witwe Armands de Custine, der im Januar 1794, bald nach seinem Vater, dem bekannten Revolutionsgeneral Adam Philippe de Custine (1740—1793), guillotiniert worden war. Ihr Sohn Astolphe Louis Léonor, Marquis de Custine (1790—1857), machte sich erst in reiferen Jahren einen Ruf als Schriftsteller.

Koreffs Einfluß auf die Marquise de Custine nahm rasch zu, und seine Fürsorge für Astolphe schien ihr so unentbehrlich, daß sie ihm vorschlug, sie nach der Schweiz und nach Italien zu begleiten. Koreff ließ sich etwas bitten, dann sagte er zu.

Chateaubriand hatte seine häufige Anwesenheit in ihrem Hause schon sehr übel vermerkt. Als er erfuhr, daß Koreff sie auf ihrer Reise begleiten sollte, machte er ihr eine heftige Eifersuchtsszene. Einen unverhofften Verbündeten fand er in Astolphe, der Koreffs Einfluß auf seine Mutter mit Verdruß sah und ihm offenkundige Feindschaft bewies. Diese Feindschaft nahm noch zu, als er erfuhr, daß er der Obhut dieses Arztes unterstellt werden sollte. Dies Mißverhältnis grämte Delphine, brachte sie aber nicht von ihrem Vorhaben ab.

Anfang August verließen die vier Reisenden [1]) Paris. Sie reisten über den St. Gotthard, nahmen Aufenthalt in Lugano, überschritten die Grimsel usw. Delphine, stets zu Pferde, ertrug die Anstrengungen fröhlich . . . Sie trotzte ruhig allen Gefahren, war unerschrocken und rühmte sich dessen.

Die Marquise de Custine an ihre Mutter [2])

Meiringen, 2. September 1811.

Es geht mir sehr gut; wären Geist und Herz gesund, so könnte ich sagen, daß ich gute Tage verlebt habe, aber alles andere trifft zu. Ich bin trauriger denn je, denn alles, wovon ich dir schrieb, besteht fort und stärker denn je. Daher fürchte ich sehr, daß K[oreff] uns vor Beendigung der

1) Der vierte war Astolphes Hauslehrer, Bärstecher, ein geborener Elsässer, der der Familie unter den schwierigsten Verhältnissen die Treue gehalten hatte und ein Freund des Hauses geworden war.

2) Gaston Maugras usw., S. 436 ff.

Schweizer Reise verläßt; das wäre also bald. Ich habe unsäglich unter alledem gelitten . . .

17. September 1811.

Ich weiß durchaus nicht, ob Ko[reff] mit nach Italien kommen wird. Er war so wenig freundlich zu uns, daß ich sehr fürchte, er bleibt dabei. Außerdem hängt es von einer kleinen Geldsendung ab, die er erwartet, denn in Rom muß man bisweilen auf eigenen Füßen stehen können, und alles, was mit Geld zusammenhängt, ist so unsicher . . . Ich wäre trostlos, wenn er nicht mitkäme. Er beschwichtigt meine Einbildungskraft . . .

Diese Reise fällt mir sehr schwer; sie zerstört viele Selbsttäuschungen. Denke dir, das Genie [Chateaubriand] schmollt noch immer; er verzeiht sie mir nicht, schreibt mir ausnehmend mürrische Briefe . . . So bricht alles Glück zusammen; so lebt man freundlos und freudlos weiter . . . Um das Unglück voll zu machen, vererbt diese unglückliche Anlage sich von Geschlecht zu Geschlecht, denn Astolphe ist genau ebenso. Er ist das unglücklichste Wesen auf der Welt; durch die Anlage seines Geistes und seines Charakters verurteilt er mich zu ewigen Tränen.

[Genf, Oktober 1811.]

. . . Als wir hier ankamen, hatten wir Frau v. Staël gesehen. Wir wollten möglichst wenig mit ihr umgehen, denn ich liebe sie nicht und möchte ihretwegen nicht bloßgestellt werden [1]). Da sie aber gar kein Maß hält, fühlt sie das nicht und überschüttet uns mit Einladungen und Liebenswürdigkeiten, und da ich nicht feige sein will, kann ich nicht ganz im Verborgenen bleiben. Das wird unseren hiesigen Aufenthalt wenig erquicklich machen . . .

Turin, 2. November 1811.

Wir sind mit einem Vetturino von Genf abgefahren. Das ist ein großer Landauer, in dem man zu fünft sitzt.

1) Weil Frau v. Staël von Napoleon verbannt worden war.

Vorn befindet sich ein Verschlag für den Kutscher und den Diener. So sind wir durch das schöne Savoyen nach dem schönen Italien gefahren. Der erste Reisetag verlief glatt, aber am zweiten, gegen Mittag, auf einer ganz engen Straße, hatten wir einen Zusammenstoß mit der Schnellpost . . ., wobei das Vorderteil unseres Wagens zerbrach. Unser Vetturino sprang wütend ab und lief dem Postwagen nach, der wegen einer Steigung langsam fahren mußte. Wir hörten lautes Schreien und Fluchen; . . . dann kam unser armer Vetturino mit blutigem Gesicht zurück. Ko[reff] eilte ihm entgegen und sah, daß ihm die Nasenspitze fehlte! Der Mann erzählte, er sei mit dem Postillon handgemein geworden und der habe sich auf ihn gestürzt und ihm die Nasenspitze abgebissen . . . Der arme Kerl wird entstellt bleiben, trotz Ko[reffs] Fürsorge, der, wie du weißt, bei solchen Vorfällen großartig ist . . . Erst nach endlosen Verhören, Protokollen und wundärztlichen Untersuchungen konnten wir weiterfahren . . . Unser Vetturino hatte das ganze Gesicht verbunden und sah wie ein Gespenst aus. Unsere Ankunft in Turin war wahrhaft komisch. Alles blickte diesen seltsamen Kutscher an und bemitleidete uns und ihn[1]).

Die Reise in Italien[2])

Leider besitzen wir Delphines Briefwechsel mit ihrer Mutter während ihrer Italienreise nicht[3]). Wir wissen nur, daß sie das ganze Jahr 1812 dort verbrachte und in Rom und Neapel weilte, wo sie sich einen angenehmen Verkehr

---

1) Die gleiche Schilderung dieses Abenteuers sehr ausführlich in den „Mémoires et Voyages“ von Astolphe de Custine, Paris 1830, S. 110 ff.

2) Nach Gaston Maugras usw. S. 443 f.

3) Dagegen die sehr fesselnden Aufzeichnungen Astolphes de Custine in seinen „Mémoires et Voyages“ (s. oben), freilich ohne persönliche Beziehung auf seine Reisegefährten.

schuf. Trotz ihrer vierzig Jahre und alles dessen, was sie durchgemacht hatte, besaß sie noch feine Züge und eine elegante Erscheinung. In Rom freundete sie sich mit Canova an, der sie sehr bewunderte. Ihr Sohn sah diese zunehmende Vertraulichkeit mit Besorgnis. Einmal brach er heraus: „Bei deiner romantischen Einbildungskraft wärest du imstande, Canova zu heiraten." — „Fordere mich nicht heraus", entgegnete sie. „Wäre er nicht Marquis von Ischia [1]) geworden, so wäre ich versucht, es zu tun."

Offener Brief Millins an Koreff [2])

Rom, 15. März 1812.

Sie fragen mich nach Einzelheiten über das, was sich in meinem Hause in Paris ereignet hat. Ich habe die traurige Nachricht erst vor wenigen Tagen erhalten und will Ihnen in Beantwortung Ihrer freundschaftlichen Befürchtungen nichts von dieser furchtbaren Tragödie verschweigen. Ich halte es für nötig, die Vorgeschichte des Verbrechens darzulegen und Ihnen einige Erklärungen über den Charakter des Missetäters zu geben. Vielleicht werden Sie diese Einzelheiten allzu lang finden, aber mir liegt viel daran, daß sie meinen Freunden und den Männern bekannt werden, deren Achtung mir wertvoll ist. Denn wie sollte man einem Diener ein derartiges Attentat zutrauen, wenn man nicht annimmt, er sei von seinem Herrn durch abscheuliche Behandlung zur Verzweiflung getrieben worden. Das könnte ein

1) Napoleon hatte den großen Bildhauer Antonio Canova (1757—1827) zum Marquis von Ischia erhoben.

2) Lettre de M. Millin, Membre de l'Institut et de la Légion d'Honneur, à M. Koreff, médecin. Druckschrift ohne Titelblatt, 12 Seiten lang, aus der oben nur das persönlich Wertvolle verdeutscht ist. Aubin Louis Millin (1759—1818) besaß als Altertumsforscher Weltruf. Sein Diener hatte nach einem Diebstahl seine Bibliothek in Paris am 17. Februar in Brand gesteckt und dann Selbstmord begangen. Millins alte Mutter und sein junger Sekretär sowie ein Bruchteil seiner Bibliothek wurden gerettet.

schlechtes Licht auf meinen Charakter werfen, und das wäre für mich das empfindlichste Unglück. Außerdem sind diese Einzelheiten nicht ohne Interesse für einen Beobachter wie Sie: es ist für den Arzt wie für den Philosophen nützlich, den Charakter und die physische Beschaffenheit der Unglücklichen zu studieren, die große Verbrechen begangen haben. Solche moralischen und physiologischen Betrachtungen sind zur Menschenkenntnis erforderlich; sie zeigen, wie ein Mensch sich zu den letzten Ausschreitungen der Bosheit hinreißen lassen kann . . .

— — — — — — — — — —

Sie kennen meine schöne Bibliothek. Ich bilde mir auf den Gebrauch, den ich von ihr mache, nichts ein, denn wie Sie wissen, hat sie stets der studierenden Jugend offengestanden, ist stets von Gelehrten aller Länder, von Künstlern, die darin gezeichnet haben, benutzt worden, kurz, sie ist ein wahrer Tempel der Kunst. Sie bestand aus mehr als 12 000 Bänden, fast sämtlich über die alte und mittelalterliche Geschichte, die Altertumsforschung, die Künste und die Hilfswissenschaften der Geschichte, Numismatik und Diplomatie. Es war eine vielleicht in Europa und gewiß in Frankreich einzige Sammlung . . . Mehr als hundert Mappen enthalten eine beträchtliche Sammlung von Stichen, die unter den gleichen Gesichtspunkten angeordnet ist. Mithin findet man darin die Denkmäler, die Bauwerke, die allgemeinen und topographischen Karten und viele Stücke über die Sitten und Bräuche aller Völker, insbesondere die von Ägypten, Griechenland, Frankreich und Italien . . .

Sie haben gesehen, wie ruhig und gefaßt ich dies Unglück ertragen habe, indem ich die Vernunft zu Hilfe rief . . . Doch meine Resignation geht nicht bis zur Stumpfheit; ich weiß sehr wohl, was ich verloren habe; Sie werden es selbst beurteilen können. [Hier folgt eine Aufstellung der verbrannten Bücher sowie der fast oder teilweise vollendeten Werke, die Millin zu veröffentlichen gedachte, und die Angabe, daß mehrere tausend Briefe der namhaftesten euro-



Delphine de Sabran

Marquise de Custine

päischen Gelehrten verbrannt seien.] Sie wissen, mit welcher Ausdauer ich meine Forschungen fortsetze, und haben die zahlreichen Materialien gesehen, die ich in kurzer Zeit sammeln konnte. Ich habe alles Wissenswerte aufgezeichnet, habe bereits über 600 topographische Werke über die heidnischen und christlichen Denkmäler mit zahlreichen Abbildungen erworben. Ich besitze die Zeichnungen von über 600 noch nie oder nur falsch veröffentlichten Denkmälern, eine große Zahl römischer Inschriften, über 500 mittelalterliche ... und über 1200 Stiche von den Teilen Italiens, die ich schon bereist habe ...

Diese neuen Schätze werden einen Ersatz für die verlorenen bilden, und ich hoffe sie noch in Neapel und vielleicht in Kalabrien und Apulien zu vermehren, wohin ich wahrscheinlich noch reisen werde ... Dank Ihren Ratschlägen hoffe ich dort gesund zu bleiben, ... Ihnen im nächsten Winter in Paris für die Zeichen Ihres wahren Interesses danken zu können und dort die Gesinnungen zu beweisen, die mich zeitlebens mit Ihnen verbinden.

Aus den Reisebriefen des Marquis Astolphe de Custine [1])

Rom, 23. Dezember 1811, Mitternacht.

Der Präfekt [2]) gab heute einen Ball, auf dem ich war. Ein Präfekt in Rom, und ich tanze bei ihm! Ich glaube zu träumen! Rom zur französischen Provinzstadt verwandelt wie Le Mans! ... Wir wollen die römische Geselligkeit kennen lernen, und der Präfekt ist für Reisende das, was früher der französische Botschafter und der Senator von Rom war.

Rom, 30. März 1812, Mitternacht.

Vor einer halben Stunde waren wir mit Canova in den Sälen des Museums, um die Statuen bei Fackelschein zu

1) S. Seite 78, Anm. 1 und 3.
2) de Tournon.

sehen. Diese letzten Bewohner des Vatikans gleichen einem Volke von Gespenstern. Den Trümmern der Kaiserpaläste entrissen, erfüllen sie die Einsamkeit des Päpstlichen Palastes mit Schwermut. Heute, wo das Heiligtum entweiht und der Papst entthront und gefangen ist [1]), erscheint diese ganze Pracht eitel . . .

Kürzlich habe ich zwei hervorragende Deutsche getroffen. Der eine, Werner [2]), gehört zu den ersten tragischen Dichtern seines Landes; zudem ist er ein Heiliger. Er ist in Rom katholisch geworden und hat dort nach stürmischer Lebensfahrt den Hafen gefunden. Seine Bekehrung gemahnt an die ersten Jahrhunderte des Christentums; sie hat etwas Wunderbares an sich. Er interessiert sich für mich . . . und wollte mit meiner Mutter sprechen, um ihr alle Hoffnungen auszudrücken, die man auf mich setzte, und zugleich alle Besorgnisse über meinen beunruhigenden Seelenzustand . . . Der andere Deutsche, mit dem ich Bekanntschaft machte, ist ein Freund Werners. Er besitzt weniger Hingebung, aber mehr Geistesklarheit und vielleicht Geistestiefe. Er ist ein philosophischer Kopf und Herr, nicht Sklave, seiner Phantasie. Auch er ist katholisch geworden. Solche Bekehrungen sind ein Phänomen in diesem gottlosen Zeitalter und können nicht wirkungslos bleiben. Die Gärung der Gedanken, die das heutige Deutschland nach allen Richtungen erfaßt, ist ein verborgener Plan der Vorsehung, den die Zukunft auswirken wird . . .

Die Herzogin [Lante] forderte mich auf, sie zu besuchen. Canova war bei ihr; man brachte ihn auf seine Kindheit. Er erzählte, seine erste Neigung wäre die zur Dichtkunst gewesen. Er sagte uns Verse her, die er mit zwölf Jahren gemacht hatte; sie sind im venezianischen Dialekt und nicht ohne Anmut. Man kann sich nicht schlichter benehmen als

---

1) Papst Pius VII. Chiaramonti (Papst 1800—1823) wurde 1809 auf Befehl Napoleons verhaftet und nach Savona, 1812 nach Fontainebleau gebracht.

2) S. Seite 53. Er war am 19. April 1811 katholisch geworden.

er. Er genießt seinen Ruhm so natürlich, daß man ihn fast vergißt. Solche Bescheidenheit ist echter als gekünstelte Demut. Wie glücklich ist er, hoch genug zu stehen, um bescheiden zu sein!

Rom, 6. April 1812.

Soeben hatte ich eine vierstündige Unterhaltung mit dem deutschen Dichter . . . Er hat mir sein ganzes Leben erzählt, und doch kennt er mich kaum! Er besitzt wahrhaft evangelische Liebe. Als er mich innerlich erregt und unglücklich sah, hielt er es für seine Pflicht, mir die Wahrheit zu sagen. Er sei, sagte er, wie ein Schiffbrüchiger, der an dem Strande geblieben ist, wohin der Sturm ihn verschlug, um die anderen vor der Klippe zu warnen, an der er gescheitert ist . . . Ich war stolz ob dieses edlen Vertrauens eines höheren Menschen . . . Nichts konnte mich vor mir selbst mehr erhöhen. Werner fuhr fort: „Ich habe in meiner Heimat viel Ruhm geerntet, zahlreiche Werke geschrieben. Wenn ich eines Tages stürbe, setzte man in die Zeitungen: Der Dichter Werner ist gestorben. In seiner Jugend hat er schöne Trauerspiele geschrieben, aber seitdem nichts mehr hervorgebracht, denn seit einigen Jahren ist er ganz in übertriebene Frömmelei versunken . . . Wie Sie sehen, hört niemand auf mich! Ich bin ein zweiter Rousseau. Man denkt nur an den, der nicht mehr ist, und lebt mit dem andern, ohne nach ihm zu fragen! Diese traurige Verlassenheit ist die gerechte Strafe für meine Sünden. Ich bin allein auf Erden. Durch die Verirrungen meiner Jugend habe ich die sittliche Würde verloren, und zur Strafe dafür hat Gott mir die Ehre versagt, Vater zu werden!“ [1]) Und dieser Mann, ehrwürdig durch sein Alter, seinen Schriftstellerruhm, seine Bekehrung, klagte sich seiner Sünden an — vor mir, der ich nichts auf Erden bin! . . .

---

1) Werner war dreimal verheiratet und geschieden. S. F. W. Gubitz, „Erlebnisse“, Berlin 1868, Bd. I, S. 233. Über Werners exzentrisches Wesen siehe ebenda S. 217 ff.

Dieser Mann ist vom Himmel gesandt, um mich zu ändern. Für mich wird Werners Sendung nicht umsonst sein ... Ich wollte, ich könnte Ihnen seine tiefe und starke Stimme wiedergeben, Ihnen seine graublauen Augen malen, halbverschattet unter schweren Lidern und dichten schwarzen Brauen, die weiß zu werden beginnen. Sein Blick ist unaussprechlich sanft, gütig und leidenschaftlich! Er ist sehr häßlich und in seinem Anzug von einer Nachlässigkeit, der die Spuren der Zeit in seinem Gesicht noch verstärkt. Trotz so vieler Nachteile ist er bestrickend, weil er ein Genie ist ... Ich bedurfte dieser neuen Stütze. Gott schickt uns niemals Prüfungen, die zu schwer für uns sind! ...

Rom, 18. April 1812.

Heute Nacht war ich bis zwei Uhr auf einem Balle. Nach der Rückkehr habe ich Sara [1]) einen Abschiedsbrief für immer geschrieben. Als es Tag wurde, ging ich aus, um dem guten Werner Lebewohl zu sagen; denn er reist nach Florenz ab. Meine Teilnahme für ihn rührte ihn zu Tränen ... Seine Dichterphantasie macht ihn für das irdische Leben untauglich ... Alles bringt ihn in Verlegenheit; ein Angstgefühl verfolgt ihn überall. Dies unerklärliche Leiden macht ihm das Leben fast unmöglich und läßt ihn lieber auf alles verzichten, als ihn die kleinsten Hindernisse überwinden, denen man auf Erden immerfort begegnet. Oft ist er drei Monate lang an einem ihm widrigen Orte geblieben, bloß um dem furchtbaren Gedanken auszuweichen, seinen Koffer zu packen! Heute früh hatte er einen Dänen zu Hilfe gerufen, um seine Sachen einzupacken. Noch nie sah ich solche Unordnung und solche Bestürzung. Ein alter Strumpf enthielt alle seine Manuskripte. Aber er hatte Löcher, und eine Tragödie konnte durch die Maschen herausfallen. Was tun? sagte Werner. Ich schlug vor, die Schriftstücke in ein Stück Leinwand einzunähen, und dieser geniale Einfall schien dem Autor das Leben zu retten. Ein anderer Strumpf enthielt

1) Seine Geliebte.

seine Toilettesachen. Die Einzelheiten, die beim Packen zutage kamen, entziehen sich der Wiedergabe. Werners Gedanken und Gefühle gehören der ganzen Menschheit, aber in seinen Gewohnheiten ist er ausschließlich Deutscher. Sein hoher Gedankenflug steht in schroffem Gegensatz zu seinem urwüchsigen Benehmen, und gerade die Lebhaftigkeit seiner Phantasie erklärt seine Unfähigkeit zum Handeln. Er ist so hoch in die Geisteswelt hinaufgestiegen, daß das Gedankenleben für ihn durch eine Kluft von dem heutigen Leben geschieden ist. Er ist das personifizierte Deutschland.

Koreffs Autographendiebstahl in Rom [1]) 1812

Ich könnte noch andere Zeugnisse für die Zuneigung J. v. Müllers [2]) hinzufügen, wären mir nicht sieben oder acht Briefe des berühmten Mannes schmählich gestohlen worden. Der Baron Cotta wollte am Schluß der Ausgabe von Müllers gesammelten Werken den Briefwechsel mit seinen Freunden bringen [3]). Der Arzt Koreff, Reisebegleiter der

1) J. de Norvins, Mémorial, Paris 1897, III, S. 249 ff. — Die weitschweifige Darstellung ist in der Verdeutschung etwas gekürzt. — J. de Norvins (1769—1854), der spätere Geschichtschreiber Napoleons, war damals Polizeipräsident in Rom.

2) Der bekannte Schweizer Geschichtsforscher Johannes v. Müller (1752—1809) hatte mehreren deutschen Fürsten gedient und war 1804 preußischer Historiograph geworden. Als solcher ging er 1807 zu Napoleon über und wurde für kurze Zeit Minister, dann Generaldirektor der Universitäten im Königreich Westfalen. Er war den Mitgliedern des Nordsternbundes wohl bekannt und von ihnen wegen seines Verrates in dem Roman „Die Versuche und Hindernisse Karls" (1808) von Varnhagen, Fouqué, Neumann und Bernhardi in der Gestalt des Striezelmeier derb verspottet worden. Siehe die Neuausgabe dieses Romans in „Der Doppelroman der Berliner Romantik", herausgegeben von Helmuth Rogge, Leipzig 1926, 2 Bde., insbes. II, S. 295 f.

3) Müllers Sämmtliche Werke erschienen 1810—1819 in Stuttgart in 27 Bänden, von denen 5—7 (1810) und 13—18 (bis 15:1812, bis 18:1814) seine Briefe an Freunde enthielten.

Marquise de Custine und ihres Sohnes, den ich 1812 in Rom leider kennen lernte und empfing, wußte, daß ich Briefe von J. v. Müller hatte, und bat sie sich im Namen von Cotta von mir aus, um sie der bevorstehenden Ausgabe einzuverleiben . . . Da ich keinen Augenblick an Koreffs Auftrag zweifelte, übergab ich ihm mit Freuden alle Briefe von Müllers Hand, die ich empfangen. Wir suchten gemeinsam diejenigen aus, die ein wirkliches literarisches oder politisches Interesse hatten, und Koreff wollte sie durch eine sichere Gelegenheit nach Stuttgart schicken. Bevor er sie mitnahm, äußerte ich den Wunsch, ihm nur Abschriften mitzugeben, aber er bürgte mir für die Rückgabe der Originale, die bei Cotta allein für die Veröffentlichung in Betracht kämen.

Ein paar Monate später, als ich von der Firma Cotta keinerlei Empfangsanzeige erhielt, wandte ich mich in meiner Besorgnis nochmals an Koreff, aber er versicherte mir aufs neue, er habe sie fortgesandt, und verbürgte sich für die Rücksendung. Als ich dann erfuhr, daß Herr Cotta jr. nach Paris gekommen sei, wandte ich mich an Koreff, der allein wußte, wo er zu finden war, und fragte ihn, ob er ihn nicht gesehen habe. Zur Antwort erhielt ich, er sei nur auf der Durchreise gewesen, und er habe ihn nicht sprechen können. Ich war nun fast überzeugt, daß die Briefe nicht an Cotta geschickt worden seien, als ich aus den Zeitungen die Veröffentlichung von J. v. Müllers Gesammelten Werken erfuhr. Ich ging zu meinem Buchhändler, und er suchte mit mir in der Ausgabe nach meinen Briefen, aber alles Suchen war umsonst. Mein Buchhändler schrieb selbst nach Stuttgart an Cotta und erhielt einen völlig negativen Bescheid, sowohl was Koreffs Vermittlung wie die Einsendung der Autographen betraf. Damals grassierte in Paris wie in ganz Europa das Autographenfieber . . . Diese Erfahrungen bewogen mich, jeden Verkehr mit dem Herrn Koreff einzustellen.

Don Tacagno

Komisches Singspiel in 2 Akten von Dr. Koreff.

In Musik gesetzt von Friedrich v. Drieberg. Aufgeführt in Berlin am 15. April 1812

1. Kritik der Haude- und Spenerschen Zeitung[1])

Den 15. d. M. wurde zum ersten Male das komische Singspiel „Don Tacagno" vom Dr. Koreff (in Paris) mit Musik von Herrn Friedrich v. Drieberg gegeben und erhielt allgemeinen Beifall. Dem Sujet konnte dieser wohl nur zum Teil gelten; wiewohl es an echt komischen Zügen und witzigen Anspielungen nicht mangelt, so ist es für den guten Geschmack doch etwas zurückstoßend, im Finale des ersten Akts die Tollhäuslerei auf die Bühne gebracht zu sehen. Die „Liebe im Narrenhause" [2]) behandelt zwar diesen bedauernswerten Stoff auch als Farce, und Herr v. Kotzebue [3]) hat in seinem „Pachter Feldkümmel" auch in neuerer Zeit episodisch davon Gebrauch gemacht, doch die zu grellen Züge vermieden. — Gelungen ist dem Dichter die fantastische Erscheinung des Bannau als fingierter Don Tacagno und der Dümmling Salpeter, wie auch der Doktor Saanebar ganz der Onkel der italienischen Opera buffa ist. — Die Musik ist gleichfalls in diesem Stil und vorzüglich der erste Akt gehaltvoll geschrieben; fließender Gesang, brillantes Akkompagnement und Charakterzeichnung sind die lobenswerten Vorzüge der Komposition eines geschmackvollen, gebildeten Dilettanten ... Die sorgfältige Besetzung, die ausgezeichneten

---

1) 18. April 1812. Vgl. S. 51, 55. Zur Erklärung der Handlung s. den folgenden Bericht.

2) Eine komische Operette von Stefanie, Musik von Dittersdorf, von 1791 bis 1801 in Berlin aufgeführt.

3) Der bekannte Lustspieldichter August v. Kotzebue (1761 bis 1819).

Talente der Lieblinge des Publikums und die exakte Aufführung des Ganzen erhöhten den Wert der Vorstellung und werden dies Singspiel auf dem Repertoire erhalten . . .[1]).

2. Kritiken der Vossischen Zeitung[2])

Der Doktor Saanebar (Rabenaas), Vorsteher eines Tollhauses, hat die Tochter eines Schauspielers auf Verordnung ihres verstorbenen Vaters zu sich genommen. Der Vater hat aber befohlen, daß sie sich nicht der Bühne widmen soll. Saanebar will sie daher mit einem Findling, welchen er als Vater erzogen [hat] und der Unteraufseher des Tollhauses ist (Salpeter), verheiraten. Das Mädchen hat aber eine heimliche Liebschaft mit einem Schauspieler namens Bannau. Dieser schleicht sich unter der Verkleidung eines Don Tacagno als verrückt ein, entführt das Mädchen und zwingt den Doktor hernach durch einen Brief, welchen der Herr Rabenaas an ihn geschrieben und worin steht, „er werde ihm seine Pflegetochter nicht eher geben, bis er mit ihm Komödie gespielt", zur Einwilligung, da diese Verkleidung ein Schauspiel sei. Dies ist das Gerippe des mit Possen zur kurzweiligen Unterhaltung genugsam ausgestatteten Inhalts der Oper „Don Tacagno". Zur Belustigung trägt Salpeter, ein toller Kapellmeister, ein verschrobener Tanzmeister und eine überspannte Sängerin nebst ihrem Anhang nicht wenig bei . . .

Eigentlich muß es doch wohl schwer sein, eine gute Oper zu dichten, weil unsere besten Dichter daran scheitern und wir soviel schlechte Opern mit guter Musik [haben], dahingegen Ref[erent] keiner guten Oper mit schlechter Musik sich erinnert. Der Verfasser der Musik ist Herr v. Drieberg, der sich bereits als Mechanikus durch das bei Didot in Paris gedruckte Werk „Mémoire sur une nouvelle Machine

1) Weitere Vorstellungen folgten am 17. und 26. April, 5. Mai, 1. und 30. Juni 1812.

2) 18. April 1812. Ebenso das erste nachfolgende „Eingesandt", das zweite am 23. April.

à plonger appelée Triton“ [1]) bekannt gemacht hat. Er hat bei dieser Komposition einen scharfen Beobachtungsgeist gezeigt und wahrscheinlich sich gute Erfahrungsgrundsätze aus den Werken beliebter Theaterkomponisten abgezogen, und auch wohl die Erfahrungen eines Spontini [2]), seines Lehrers, und seines Freundes Weber [3]) benutzt. Denn man findet in diesem Werke nichts, was dem Hauptzweck der Theaterwirkung widerspricht . . . Wenngleich die Freundschaft für die Oper wirkte, so war das Verdienst doch das Vorzügliche, und da kurzweilige Possen immer besser sind als langweilige Moral, so wird Herr v. Drieberg seine Arbeit nicht umsonst verwendet haben, diese Oper auf dem Repertoire sich erhalten, und wir haben uns Glück zu einem neuen wirksamen Theaterkomponisten zu wünschen. J. C. F. R.

Eingesandt

Derjenige, welcher uns durch die himmlischen Harmonien seiner „Vestalin“ [4]) entzückte, hat sich um uns dadurch ein noch wesentlicheres Verdienst erworben, daß er einen unserer Landsleute, den Herrn v. Drieberg, welcher in Paris die Musik studierte, für diese Kunst vorteilhaft ausgebildet . . . hat. Nur unter Spontinis Leitung konnte alles das so schnell entstehen, was wir jetzt an v. D. bewundern. Nur dieser große Mann . . . konnte einen angehenden Künstler in so kurzer Zeit auf den Punkt führen, den man erreicht haben muß, um Kunstwerke zu liefern, welche den Meisterstücken eines Cimarosa [5]) und Paësiello [6]) nur um ein weniges nachgesetzt zu werden verdienen . . .

---

1) S. Seite 57.

2) S. Seite 51, Anm. 1.

3) Bernhard Anselm Weber (1776—1821), Komponist, Kapellmeister in Berlin.

4) S. Seite 53.

5) Domenico Cimarosa (1749—1801), italienischer Komponist. Sein Meisterwerk „Die heimliche Ehe“ (Il matrimonio segreto) wurde 1812 auch in Berlin gegeben (z. B. am 9. Juni).

6) Giovanni Paësiello (1741—1816), italienischer Komponist, unter Napoleon Direktor der kaiserlichen Kapelle in Paris.

Das Sujet, von Doktor Koreff in Paris bearbeitet, vereint viele glückliche Anlagen des Dichters, läßt aber auch eine mehr motivierte und ruhigere Bearbeitung wünschen. Rascher Fortgang der Handlung ist zwar das wesentliche Erfordernis jedes dramatischen Gedichtes; hierin scheint Ref. doch des Guten zuviel getan. Auch erinnert das Ganze zu sehr an: „Die Liebe im Narrenhause.“ Jedoch verdienen der kräftige Dialog und die in andern deutschen Opern so selten guten Verse vieles Lob. — Die Aufführung entsprach vollkommen der Erwartung. P...

Eingesandt

Der bereits durch seine in Paris erfundene Tauchmaschine Triton rühmlichst bekannte Herr v. Drieberg zeigte sich uns diesen Abend als originell komischer Komponist von einer sehr glänzenden Seite. Obgleich diese Oper sein erstes musikalisches Werk ist, sollte man sie bei der Anhörung doch eher für das Werk eines erfahrenen und vollendeten Meisters als für das eines jungen Künstlers halten, welcher in diesem so sehr schwierigen Musikfache zum ersten Male debütiert . . . Seine Oper, welche den ganzen Abend füllt und 17 Musikstücke hat, erhält die Aufmerksamkeit bis auf die letzte Note, da sie uns beständig neue und geniale Wendungen sowohl als kühne Gedanken und niedliche Melodien hören läßt . . . Das Sujet ist von Dr. Koreff in Paris verfertigt und erhebt sich, bis auf die alles Gefühl beleidigende Tollhausszene, über die gewöhnlichen deutschen Opernsujets. Die Besetzung ließ nichts zu wünschen übrig . . . A....z

Roma [1]

Sei Jerusalem-Rom mir gegrüßt, du Sproß in der Wüste,
Selbst dein eigenes Grab, selber dein Grabmonument.

1) Die nachfolgenden Gedichte sind während Koreffs Italienreise entstanden; sie wurden zuerst in seinen „Lyrischen Gedichten“ (Paris 1815), später auch im „Berlinischen Taschenkalender auf das Jahr 1821“ veröffentlicht.

Der Pausilipp und der Wanderer [1])

Der Wanderer

Pinien-, Wein- und Ruinenbekränzt, was ragst du gewölbt, stolz,
Wie ein gigantischer Grabhügel hinaus, Pausilipp,
Weit ins wallende Meer, das dir schmeichelnd den schattigen Fuß küßt,
Und dir mit plätscherndem Klang spielt in die Grotten hinein?

Der Pausilipp

Kannst du noch fragen, warum? Parthenopen bist du gewiß noch
Fremdling, sonst wüßtest du wohl, was mir den Lorbeer ernährt
Ewig auf ruhmumflochtener Stirn. Pyramiden Ägyptens
Neigen sich mir, denn mein Schoß heget die Asche Virgils [2]).

Schule und Grab [3])

Dort, wo sich rebenbekränzt ins Meer steil senkt Pausilippos,
Wo mit Gemurmel die Flut wogt in sein Grottengeklüft,
Weilt' einst Mantuas Sänger so gern, dort sah aus Vesuvs Schoß
Er in das blendende Blau schwärzlich sich rollen den Rauch,

---

1) Eine Anhöhe bei Neapel, so genannt nach der antiken Villa Pausilypon („Sorgenfrei").

2) In der Nähe des antiken Durchstichs durch den Pausilipp wird noch heute das Grab Virgils, ein antikes Kolumbarium, gezeigt.

3) Die Annahme, Virgil habe den rauchenden Vesuv gesehen, ist dichterische Lizenz, denn Virgil (70 v. Chr. in Mantua geboren, 21 v. Chr. in Brundusium gestorben) hat den Ausbruch des Vesuv (79 n. Chr.) nicht mehr erlebt. Doch sind seine Georgica und seine Aeneis in Neapel entstanden. — Der Monte Epomeo ist die größte Erhebung der Insel Ischia (800 m), die dem Golf von Neapel vorgelagert ist.

Sah, wie den Busen des Meers beschützend mit zackigem Felsleib
Capri starret herauf; sah vom errötenden Strahl
Scheidender Sonne geküßt die wellenumwogten Kränze
Schönerer Inseln, die hoch waltend beherrscht Epomee;
Sah den silbernen Mond aus der zitternden Säule des Bergrauchs
Steigen, als ob ihn Vesuv rollt' aus dem flammenden Schoß.
Dort gesellte die Mus' ihm sich gern und sang ihm die Lieder,
Welche herüber zu uns schwammen auf flutender Zeit.
Trümmer nur küsset die Flut dort heut und stöhnet voll Wehmut,
Immer noch Schule Virgils nennen die Schiffer den Ort.
Auf der Höh' Pausilipps, umschattet von ewigem Lorbeer,
Noch um beherrschend zu schaun seines Gesangs Paradies,
Ruht die Asche des Dichters. Sein Los rühmt segnend der Wandrer,
Daß ihm der einzige Berg Schule geworden und Grab.
Dein Los war nicht so mild, du, der am Orangengestade
Früh die Sirene Sorrents schmeichelnd gewiegt mit Gesang [1]).
Wieg' und Schul' und Grab sind weit, ach! Tasso, getrennt dir,
Und ein unendliches Weh stellte sich zwischen sie ein.

Der Vesuv und der Wanderer

Der Wanderer

Einsam erhebst im Gefild, Vesuv, du dich, stolz wie ein Herrscher!
Zitternden Höflingen gleich weichen die Berge zurück,
Lagern um dich im Kreise sich rings, als harrten des Winks sie,
Den du mit drohendem Haupt ihnen, Gebietender, gibst.

---

1) Torquato Tasso ist 1544 in Sorrent geboren.

Scheu, mit gebrochener Flut, küßt selbst das Meer dir die Sohle,
Schmeichelt dir, daß nicht dein Zorn glühend ihm senge den Schoß.
Sag, wer so mächtig dich hub, wer türmte den donnernden Thron dir?
Wer, so gewaltiger Hand, hat dich zum Fürsten gekrönt?

Der Vesuv

Aus Untiefen des wallenden Meers, wo Grund nicht das Senkblei
Fand, erhub ich mich selbst, lodernd mit zischender Glut.
Gegen kämpfende Flut losch kühlend die sprühende Lava,
Sie erhärtend zum Fels, half mir noch selbst mit der Wut,
Daß um den flammenden Schoß ich sie zög' als schützenden Wall mir.
Lavageklipp auf Geklipp gürtet' ich türmend um mich,
Führte durchs zischende Meer so auch die Glutenkorallburg,
Stürmt' auf dem starrenden Wall dann zu den Lüften empor,
Warf die flammende Brücke zum Strand der Länder hinüber,
Schmolz mit dem fressendem Strom ihnen mich ein in den Leib.
Auf dem erschaffenen Grund häuft' auf ich zackige Laven,
Wie sie der Schlund mir herauf, nimmer versiegend, ergoß.
So, ich selbst mein eigenes Werk, aus dem Schoß der Zerstörung
Selbst mich bauend, erhub herrschend ich endlich mein Haupt
Über die Nachbarberge empor, ein Tyrann aufragend,
Und mein donnerndes Wort bebt durch ihr hohles Gebein.

Auferstehung

oder die Städte in der Lava

Wild brach die Lava aus Vesuvius Schlünden,
Drei Städte in die Feuerflut zu senken;
Kein Zeichen blieb, die Nachwelt hinzulenken,
Doch treu bewahrt, schlieft ihr in Aschengründen.

Neu sah man Leben sich auf euch entzünden;
Wer mochte wohl der Toten dann noch denken,
Euch Städten in dem Abgrund Glauben schenken,
Von denen schwache Töne kaum verkünden?

Doch endlich sprengt die alte Zeit die Hülle,
Wacht auf, ein Riesengeist, in Lavaklüften,
Die Enkel in ihr Grab hinabzurufen.

So ruht manch heil'ges Wort in Grabesstille.
Die Welt sucht jetzt der Mumien viel in Grüften,
Führt sie zum Tag hinan auf goldnen Stufen.

Gefahr und Lust

Vom ew'gen Schnee bedeckt glänzt Ätnas Spitze.
Wie drinnen der Vulkan auch mächtig schaltet,
Trotzt doch das Eis, unwandelbar gestaltet,
Glänzt fest und klar auf wilder Lava Hitze.

Am Fuß und an des Berges mittlerm Sitze
Blüht Blum' und Baum, ein ew'ger Frühling waltet.
Ihr Farbenfittich glänzt, so reich entfaltet,
Wie glühend sprüht Metall im Silberblitze.

Hier lebt ein üppiges Geschlecht, nicht denkend,
Daß ihm der Krater täglich Tod versprochen,
Wenn er zum Tal die Feuerströme sendet.

Wohl weiß ich's, süßer schmeckt die Frucht gebrochen,
Wenn wir am Abgrund unsre Schritte lenkend,
Von Todesfurcht das trunkne Herz gewendet.

Die Verwandlungen

Nach einem sizilianischen Liedchen

Hör doch auf, vor mir zu fliehen,
Keine Flucht bringt dir Gewinn.
Immer will dir nach ich ziehen,
Wundersüße Zauberin.

Wandle stets nur die Gestalten,
Wie dich lehrte Circes Kunst,
Dennoch werd' ich fest dich halten,
Mir auch schenkte Proteus Gunst.

Eil' als Vogel nur mit Schwingen
Flüchtend in die freie Luft;
Falke, werd' ich nach dir dringen,
Tragen dich zur Felsenkluft.

Tauche nur mit Silberflossen,
Fisch, in Amphitrites Reich;
Bald als Netz komm' ich geschossen,
Und gefangen bist du gleich.

Dufte süß als Frühlingsblume,
Farbig mit der Blätter Ring;
Zu des Kelches Heiligtume
Dring' ich frech als Schmetterling . . .

Unsichtbar in Luft verwehe,
Meiner Sehnsucht ew'ge Braut,
Und durch deinen Busen gehe
Bebend ich als Klagelaut . . .

Gehe nur in Proteus' Schule,
Lern dort wandeln die Gestalt,
Überall bin ich dein Buhle,
Wo dein holdes Wesen wallt . . .

Wanderung und Rückkehr

Den deutschen Künstlern in Rom

Kraftvoll glüht der Gedank' in Nordens Kindern,
Doch neidisch hält uns Luft und Schnee umschlossen,
Daß wir nicht können frei und reich aufsprossen,
Wir fühlen die Natur uns engend hindern.

Da greifen wir, der Sehnsucht Schmerz zu mindern,
Rasch nach dem Wanderstab und unverdrossen
Ziehn wir zum Süd, wo die Natur ergossen
Der Wonnen Fülle, jedes Weh zu lindern.

Getaucht in duftdurchhauchte Lüfte strahlet
In üpp'gem Wuchs der Geist auf, würdig malet
In Farbe, Wort und Stein sich dann sein Sehnen.

Der Wandrer blieb zwar gern in Südens Zone,
Doch Heimweh sagt ein Zauberwort dem Sohne,
Und kindlich folgt er nach den süßen Tönen.

Die Marquise de Custine an ihre Mutter [1])

Zürich, 30. Dezember 1812.

Nun sind wir in Zürich angelangt und haben eine bei dieser Jahreszeit recht unerquickliche Reise hinter uns. Wir fuhren durch Tirol, einen Teil von Bayern und Schwaben und sind endlich in der Schweiz, auf dem Wege nach Genf ... Es war recht unerfreulich, seit drei Monaten täglich schon vor Morgengrauen im Wagen zu sitzen, of schon um 4 Uhr, aber das sind sehr geringe Leiden im Leben; die der Seele sind weit schlimmer. Wir sind etwas erstaunt über dies Klima nach den milden Lüften Italiens. Zum Glück leidet bisher niemand von uns darunter. Sobald ein Unwohlsein droht, verscheucht Koreff es schleunigst. Ein guter Arzt ist doch ein Talisman, der mehr wert ist als andre. Du wirst dich wundern, wenn ich dir erzählen werde, was ich alles aushielt.

Koreff an A. J. Millin [2])

[Genf,] 13. März 1813.

Ich kann den Brief [der Marquise de Custine] nicht abgehen sehen, ohne ein paar Worte beizuschließen. Wie schön

1) Gaston Maugras usw., S. 445 f.

2) Paul Bonnefon, Revue de Paris, 17. März 1906. Über Millin s. S. 79.

war es, als ich Sie noch täglich sehen konnte! Ich werde diese Zeit nie vergessen. Hoffentlich war Herr de Lostange so gut, Ihnen meine Bitte um Belladonna zukommen zu lassen. Nicht wahr, Sie verschaffen es mir aus Menschenliebe? Ich habe Wunderkuren damit vollbracht, die mich recht tief in das Labyrinth der Physiologie geführt haben. Ich habe viel gearbeitet, Poesie und Medizin. Unter anderem habe ich eine Oper „Aucassin und Nicolette" nach den echten Troubadourliedern verfaßt, worin ich die Gefühle und die Sitten jener Zeit zu schildern suchte [1]. Ich habe nach Lokalkolorit und nach einer Farbe getrachtet, wie sie bisher noch keine deutsche Oper hat. Wenn sie Erfolg hat, schicke ich sie Ihnen. Leben Sie wohl, lieber guter, trefflicher Freund. Welches Fest, wenn ich Sie umarmen werde! Ihr getreuer

Koreff.

Die Marquise de Custine an ihre Mutter [2])

Genf, 18. April 1813.

Wir sind trauriger und unruhiger denn je . . . Nur vor zwanzig Jahren [3]) habe ich traurigere Tage verbracht als jetzt . . . Oh Rom, Rom, wie sehnen wir uns nach dir zurück!

Gesundheitlich geht es mäßig. Der Freund [Koreff] war krank und hat noch Schmerzen und Rheumatismus. Dies Klima ist abscheulich für die Schmerzen, für die Zähne, ich glaube, für Alles.

---

1) S. Seite 15.

2) Gaston Maugras usw., S. 449.

3) In der Schreckenszeit. Der Bruder der Marquise, Elzéar de Sabran (geb. 1774), war wegen seiner Beziehungen zu Frau v. Staël im April 1813 verhaftet worden.

Astolphe de Custine an seine Großmutter[1])

Bern, 4. Oktober 1813.

. . . Ich war in einem wirklich traurigen Zustande . . . Unser Äskulap [Koreff] hat mich schließlich kuriert, indem er alle mörderischen Mittel seiner Kunst an mir erschöpfte . . . Jetzt habe ich Herz und Kopf wieder frei; erst seit den letzten Tagen fühle ich mich völlig hergestellt . . .

Meinem Jugendfreunde Rabe,

als er mich in Bern malte[2])

Sonett von Koreff

Einst auf der Kindheit sel'ger Insel spielten
Wir miteinander froh, bis uns die Wogen
Verführerisch vom Strand ins Meer gezogen,
Wo sie uns Kämpfende fern immer hielten.

An Einen Strand die Fluten jetzt uns spülten;
Wir sehn uns wieder, älter, oft betrogen
Von Lust und Glück, doch Brust an Brust geflogen,
So selig, wie vor Zeiten wir uns fühlten.

Des Kindes helle Stirn siehst du nicht wieder,
Doch wie sie furchenreich auch Gram durchpflüget,
Willst du gerührt die ernsten Züge malen.

Erinnerung und Klagehauch der Lieder
Um uns den Geistesfittich wehend wieget;
Anglüht uns Morgenrot durch Mittagstrahlen.

---

1) Gaston Maugras usw., S. 455. Die Marquise war auf die Nachricht von der Verhaftung ihres Bruders nach Paris geeilt und hatte Astolphe bei Koreff und Bärstecher zurückgelassen. Als sie zurückkam, war Koreff krank in Bern, ihr Sohn schwer leidend. Sie ging mit Astolphe und Bärstecher Ende Juli gleichfalls nach Bern, wo Koreff ihren Sohn wiederherstellte. Über Koreffs Erlebnisse in der Schweiz s. Seite 142.

2) Abgedruckt in „Lyrische Gedichte" (Paris 1815), S. 81.

Die Trennung [1])

Kaum war Astolphe de Custine wiederhergestellt, so erhielt er (Oktober 1813) einen Gestellungsbefehl zur Landesverteidigung in Frankreich, und Koreff erklärte, wegen einer Geldangelegenheit nach Deutschland reisen zu müssen. Die Marquise hatte während ihrer Reise eine tiefe Zuneigung für Koreff gefaßt, hielt diese Neigung für gegenseitig und dachte nicht daran, daß dies neue Band zerrissen werden könne. Koreffs Ankündigung stürzte sie in Verzweiflung. Umsonst suchte sie ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Er versprach nur, bald wiederzukommen, und verließ sie im November 1813.

Die Marquise de Custine an ihre Mutter [2])

Bern, 29. November 1813.

Wir sind noch immer hier und gedenken hier zu bleiben. Ich wollte, Du wärest bei uns. Ich bin traurig und übertraurig wegen der Abreise unsres Freundes [Koreff]. Die Lücke, die er hinterlassen hat, kann niemand ausfüllen, sowohl im Herzen wie im geselligen Verkehr. Du machst Dir keinen Begriff, was er für uns war, besonders seit wir so unglücklich waren. Er wird zu uns zurückkehren, wenigstens ist es sein Wunsch, seine Hoffnung! Aber wer kann sagen, was er morgen tun wird, sobald er erst seine Geldangelegenheiten geordnet hat! Was läßt sich auch heute ordnen!

Kurz, man muß glauben, daß alles zum Besten gereichen wird. Man muß sich selbst betrügen, um leben zu können! Er schreibt mir mit jeder Post, aber welch ein Unterschied besteht gerade jetzt zwischen Schreiben und Sprechen! Kurz, es ist geschehen, und es gibt kein Mittel dagegen als die Rückkehr, an die sich alle meine Gedanken klammern!

Ich fühle mich nicht sehr wohl, das Klima und der Kummer zehren an mir . . . Wir leben völlig zurück-

1) Nach Gaston Maugras usw., S. 455 ff.
2) Gaston Maugras usw., S. 458 ff.

gezogen, besonders seit der Abreise unseres Freundes. Wir lesen, schreiben und w a r t e n auf die Posttage! Das ist unser ganzes Leben. Übrigens kann ich weder essen noch schlafen. Ich gehe aus, um mich an die rauhe Luft zu gewöhnen, und ich segne das Ende jedes Tages, in der Hoffnung, daß der nächste besser sein wird.

Bern, 10. Dezember 1813.

Verzeih, wenn ich Dir so selten schreibe, aber ich bin so betrübt, so unglücklich, ich hätte Dir so viel zu sagen und kann doch so wenig schreiben, daß ich in meiner Mutlosigkeit lieber schweige! Seit der Abreise unseres Freundes ist mein Leben nur noch eine bange, finstere Nacht. Er schreibt mir zwar oft, aber wie anders ist das . . . Er hat das Rechte zu tun gemeint, er hat an die Zukunft geglaubt; das ist ein Irrtum seiner Jugend. Er hat geglaubt, sein und mein künftiges Glück sicher zu stellen. Sprich mit Niemandem von seiner Abreise . . .

Wir führen hier das trübseligste Leben. Seit unser Freund fort ist, gibt es kein Lachen, keine Zerstreuung mehr. Wir gehen daher gar nicht aus und schlagen die Zeit zwischen den Posttagen tot, — als müßten die Briefe uns Heilmittel gegen alle unsere Leiden bringen! Ach, gewiß ist es ein Heilmittel, wenn die Post uns Briefe der Abwesenden bringt, aber sie müßten uns die Meldung ihrer Rückkehr bringen! Die Zeit, die unerbittlich verstreicht, bringt vielleicht auch diesen Tag noch herbei und trocknet viele Tränen. Aber wann? Ich weiß es noch nicht.

Lebe wohl! Mein Herz leidet, mein Befinden wird schlechter und mein Geist trübt sich. Astolphe, der uns alle durch seine Gegenwart erheitern müßte, ist älter als Methusalem. Bei mir trifft das Gegenteil zu. Je älter ich werde, desto mehr Seelenkraft und Herzensjugend fühle ich. Du wirst darüber lachen, denn es ist lächerlich, und doch ist es wahr.

Der Wiener Kongreß

(1814—1815)

Aus dem Briefwechsel zwischen Karoline v. Humboldt und Rahel Levin [1])

Karoline an Rahel

Wien, den 15. Dezember 1813.

Kennst Du Koreff? Weißt Du von ihm, so sage es mir.

Rahel an Karoline

26. Dezember 1813.

Von Koreff weiß ich nur, daß man, als ich zuletzt in Berlin war, schon im Winter, sagte, er reise mit einer französischen Dame in Italien, würde in Wien erwartet, manchmal: er sei schon dort. So führte er auch immer seine Schwester an.

Karoline an Rahel

[Wien], den 22. Januar [1814].

Mit Koreff bin ich sehr nahe gekommen. Er hat eine unbeschreibliche Tiefe des Gemüts, und es neigt sich alles in Liebe und Sehnsucht einem anderen Leben zu. Ich habe nicht den Blick über Menschen, den Du hast, aber doch einigen. Er aber geht nun bald weg.

---

1) Briefwechsel zwischen Karoline v. Humboldt, Rahel und Varnhagen, Weimar 1896, S. 139 ff. Karoline v. Humboldt, geb. v. Dacheröden (1766—1829), war seit 1791 vermählt mit Wilhelm v. Humboldt (1767—1835), der seit 1810 preußischer Gesandter in Wien war. Mit Rahel Levin (1771—1833) war sie seit 1795 befreundet, ihr Gatte bereits vor seiner Heirat.

Karoline an Wilhelm v. Humboldt[1])

Wien, 22. Februar 1814.

Die Kinder grüßen und sind ganz wohl, munter und schön. Koreff ist ganz außer sich über die Lieblichkeit der Gabrielle[2]) und ihr Talent zur Deklamation und ihre Stimmeninflexionen.

Der Meisterin

An C[aroline] v. H[umboldt][3])

Sonett von Koreff

Nicht wie der Schall, wenn an der Felsen Grunde
Bald sanft, bald wild die Flut sich brechend schlägt,
Nicht wie die Echo, die der Seufzer frägt,
Dein eignes Wort nur nennt aus Klippen Munde,

Nein, wie der Keim, den in der Frühlingsstunde
Die hoffnungsreiche Hand zur Furche trägt,
Entfaltend sich in Blütenkindern regt,
Süß flüsternd gibt der Auferstehung Kunde:

So nimmst an deine Brust du Schmerz und Freude,
Die wir dir bringen, um mit eignem Blute,
Der Liebe Pelikan, sie zu ernähren.

Den Schmerz zu sühnen, Freude zu verklären,
Gelingt dir stets. Dann sendest heim du beide
Uns in die Brust. — Du unaussprechlich Gute!

---

1) Wilhelm und Karoline v. Humboldt in ihren Briefen, Bd. IV, Berlin 1910, S. 255.

2) Frau v. Humboldts Tochter (1791—1887), spätere Frau v. Bülow.

3) Wie Karoline am 27. Februar 1814, ihrem Geburtstag, an ihren Gatten schreibt (Bd. IV, S. 258), hatte Koreff ihr „ein sehr schönes Gedicht" gebracht. Es ist wahrscheinlich das obige, das 1815 in seinen „Lyrischen Gedichten" in Paris erschienen ist.



Caroline v. Humboldt
geboren v. Dacheroeden

Gemälde von Gottlieb Schick

Aus Karoline Pichlers „Denkwürdigkeiten" [1])
1814.

Baron Ramdohr, Preußischer Gesandter in Neapel oder Rom [2]), war auf seiner Durchreise mit uns bekannt geworden . . . Er hatte unlängst geheiratet, eine ziemlich junge hübsche Frau . . . Wie es aber gekommen, daß seine Frau ihre Wochen hier in Wien und zwar bei Frau v. Humboldt gehalten, erinnere ich mich nicht mehr. Nur das weiß ich, daß sie sehr gefährlich krank geworden, daß seltsame Symptome magnetischer Art ihre Krankheit begleiteten, daß Koreff sie behandelte und Frau v. Humboldt ihrer mit treuer Freundschaft und großer Aufopferung gepflegt hat.

Karoline an Wilhelm v. Humboldt [3])

Wien, 4. März 1814.

Wie schlecht der arme Ramdohr war, habe ich dir in den ersten Tagen gar nicht sagen mögen, denn ich befürchtete,

---

1) Wien 1844, Bd. III, S. 31 f. Karoline Pichler, geborene v. Greiner (1769—1843), österreichische Romanschriftstellerin.

2) Friedrich Wilhelm v. Ramdohr (1757—1822), reiste seit 1810 in Italien, wurde 1814 Preußischer Resident in Rom, 1816 Gesandter in Neapel. Seine Frau mußte, wie Karoline v. Humboldt am 9. August 1813 an ihren Gatten schreibt, nach Deutschland zurückkehren, da die Geldsendungen aus der Heimat wegen der Kriegswirren ausblieben. Karoline nahm Frau v. Ramdohr, die in gesegneten Umständen war, für kurze Zeit in ihre Wohnung auf, damit sie sich von den Anstrengungen der Reise erholte, aber dieser Aufenthalt verlängerte sich bis zum 24. April 1814, nachdem Frau v. Ramdohr am 12. Februar einer Tochter genesen war. (Briefw. IV, S. 89 f.) „Mit der Ramdohr war es sehr ängstlich", schreibt Karoline am 20. Februar 1814 (ebd. S. 251 f.). „Allein nun ist der neunte Tag angebrochen; die Ärzte hoffen, wir bringen sie durch." Und am 14. März (S. 272 f.): „Das glaube ich selber, daß ohne so geschickte ärztliche Hilfe sie zwei Stunden nach der Entbindung nicht mehr am Leben war, und dann zwischen der vierten und fünften Nacht, wo sie agonisierend war." Koreffs enge Beziehungen zu Frau v. Humboldt entstanden also wohl, während er Frau v. Ramdohr in ihrem Hause behandelte.

3) Briefwechsel, IV, S. 262.

daß du sehr schwarz für mich sehen möchtest. Es ist mir hingegen ein recht süßes Gefühl, ihr das Leben haben retten zu helfen . . .

Gabrielle hat etwas unbeschreiblich Anziehendes, Süßes, Schwärmerisches und ist seit einigen Monaten auch bedeutend gewachsen. Koreff z. B., der ihr den Beinamen Undine [1]) gegeben hat, ist ganz wie verzaubert von Gabrielle, da er sich nur ehrerbietig vor Adelheit[2]) neigt. Gentz [3]) war neulich abend wie außer sich über des Kindes Lieblichkeit . . .

Karoline v. Humboldt an Varnhagen v. Ense[4])

Aus dem langweiligen Wien,
den 7. März 1814.

Eine teure, mir sehr liebe Bekanntschaft hat das Glück mir zugeführt, einen Mann, den Sie wohl auch kennen, Koreff. Schon früher sah ich ihn in Paris, aber vorübergehend, auch mag die gewaltige Zeit wohl viel an ihm gebildet haben. Wir freuen uns unter anderem auch daran, Preußen zu sein — das kann man nicht mit einem jeden, und es gibt sogar Preußen, die jetzt etwas darin setzten, ihr Vaterland zu verleugnen und zu verkleinern. Mit einem Worte, es ist unter so vielen großen Erscheinungen auch dies

1) Nach Fouqués Märchen „Undine" (1811).

2) Die ältere Tochter.

3) Friedrich v. Gentz (1764—1832), Koreffs Landsmann aus Breslau, seit 1802 in österreichischen Diensten, war Organ und Vertrauter Metternichs und Redakteur des „Österreichischen Beobachters". In seinen Tagebüchern (Leipzig 1861, S. 287 ff.) verzeichnet Gentz am 6. August 1814 einen Besuch Koreffs. Am 19. trifft er Koreff in großer Gesellschaft bei der Herzogin von Sagan (s. Seite 107, Anm. 2). Am 2. September besucht er Koreff „einen Moment". Am 8./9. September befreit Koreff ihn vom Fieber, und am 21. September speist er beim Bankier Hertz mit dem Prinzen von Rohan, Graf Clam-Martinitz, Koreff und Bartholdy, der damals in der Kanzlei des preußischen Staatskanzlers Graf Hardenberg arbeitete.

4) Briefwechsel zwischen Karoline v. Humboldt, Rahel und Varnhagen, S. 155.

die Zeit, wo das Innere des Menschen in allen Beziehungen offenbar wird. Wer sich mit Liebe und Vertrauen jetzt ergreift und erkennt, der hat einen, den besitzt man für das Leben . . .

Wilhelm v. Humboldt an Goethe [1])

Châtillon sur Seine, 7. März 1814.

. . . Ich lege Ihnen vier Sonette bei, drei von Koreff, der jetzt in Wien ist und Ihnen als Übersetzer aus dem Tibull nicht unbekannt, das namenlose von meiner Frau. Nr. 1 ist im Namen der beiden jungen Prinzessinnen von Kurland [2]) an meine Frau, Nr. 2 an mein kleinstes Mädchen bei einer zufälligen Gelegenheit. Nr. 3, als Koreff von ein paar Damen nach Hause gebracht worden war. Nr. 4 erklärt sich selbst.

Karoline an Wilhelm v. Humboldt [3])

Wien, 12. März 1814.

Ich habe vorige Woche mit Koreff Deine hier zurückgelassene Übersetzung des Agamemnon, die erste, gelesen, und er ist ganz in Bewunderung über die Schönheit der Übersetzung gewesen. Ich habe gelesen, und er hat den Text nachgelesen. Er hat mit den tiefsten Sinn für die Antike, den ich leicht bei jemand gefunden habe, und das Dunkelahnende im Gemüt über den Gang des Schicksals, ohne das man nie die Alten recht liebt und begreift.

Karoline v. Humboldt an Rahel Levin [4])

[Wien,] den 24. März 1914.

Koreff grüßt Dich tausendmal. Er ist noch hier, kann aber wohl mit jedem Tage abgerufen werden. Er ist ein Mensch

1) Goethes Briefwechsel mit W. und A. v. Humboldt, Berlin 1909, S. 236.

2) Gemeint sind wohl die beiden Pflegetöchter der Herzogin Wilhelmine von Sagan (1781—1839), der ältesten Tochter der Herzogin Anna Dorothea von Kurland (1761—1821).

3) Briefwechsel, IV, S. 267.

4) Briefwechsel usw., S. 157.

in dem vollen Sinne des Wortes. Er sagt, Du seiest die erste, die ihm von mir gesprochen, und ich denke und fühle, daß ich ihm auch lieb bin. Die Kinder hängen an ihm, wie wenn er immer mit uns gelebt hätte.

Rahel Levin an Karoline v. Humboldt [1])

Prag, den 30. März 1814.

Wo kann Koreff hingerufen werden? Eine meiner größten Pointen war, ihn den Sommer zu sehen. Denn Du mußt wissen: meines Bedünkens hab' ich noch nie mit einem Arzt über meinen Zustand gesprochen . . . Laß dies Koreff lesen und sage ihm, es freute mich, daß ich zuerst von Dir sprach. Ich weiß, daß er Dich sehr liebt, grad, ja so sehr, als er Mensch ist! . . . Schreib mir nur, wo Koreff hingeht! Doch nicht nach wilden Ländern, wo man ihn nicht erreichen kann! . . . Will er nie nach Preußen kommen?

Karoline an Wilhelm v. Humboldt [2])

Wien, 11. April 1814.

Ich habe täglich mit Koreff einen Teil Deiner Pindarischen Übersetzungen und den Agamemnon gelesen, und er hat sich unbeschreiblich daran erfreut und war oft bis aufs tiefste ergriffen und gerührt.

Varnhagen v. Ense an Karoline v. Humboldt [3])

Paris, den 19. April 1814.

Man sagt von der Poesie, sie sei eine schöne Lüge. Koreffs Prosa besteht auf diese Weise aus lauter Gedichten, denn er lügt nicht ohne Anmut und bis zur Wahrheit täuschend. Wir sind sehr gute Freunde, aber ich möchte doch lieber, daß Sie sich von mir als von ihm belügen ließen.

---

1) Ebd. S. 159.
2) Briefwechsel IV, S. 302.
3) Briefwechsel usw., S. 164.

Karoline v. Humboldt an Rahel Levin [1])

[Wien,] den 20. April 1814.

Meine teure Liebe. Ich bin seit dem 4. April sehr krank gewesen ... Ich hatte seit längerer Zeit Krämpfe in der Brust, die ... im Laufe des März beinahe fix wurden. Durch einen Zufall veränderte sich der Sitz dieses Krampfes und trat mir ans Herz ... Ich habe sehr viel gelitten und bin noch ... sehr matt. Koreff hat mich gepflegt und mit einer Liebe und Treue, die sich nicht beschreibt. Ich liebe ihn noch weit mehr wie sonst, nicht darum ..., aber weil ich eine noch reinere Anschauung seines Wesens gewonnen habe. Koreff wird Dir auch schreiben, ich weiß nicht, ob heute; er ist sehr beschäftigt; aber ich weiß, daß er einen Brief für dich angefangen hat. Seine Plane und Ideen waren damals, als ich zuletzt schrieb, noch unentschieden, und da er sehr schweigsam über all dergleichen ist, so hatte ich es mir für ihn auch angewöhnt. Er glaubte einen Ruf zu einem der Armeekorps zu erhalten, um als Wundarzt seiner Tätigkeit in dieser Zeit den schönsten und nützlichsten Wirkungskreis zu geben. Er hat ihn nun auch bekommen, allein die Ereignisse haben eine so schnelle und entscheidende Wendung genommen [2]), daß es nicht glaublich ist, daß er noch zu den Armeen geht, um mit ihnen umzukehren. Daher vermute ich, geht er nach Schlesien, seine Schwester zu sehen, und wenn Du dort in ein Bad gingest, würdest Du ihn gewiß sehen. Ich kann über ihn nichts sagen als: ich liebe ihn wie gewiß nie ein Mensch einen Menschen mehr geliebt hat. Nur hast Du mich zu lange nicht gesehen, um zu wissen, was ich damit meine und wie ich ihn lieben kann. Was bei Gott rührend ist, ist die Liebe der Kinder zu diesem Menschen, jedes nach seiner Natur und seinem Vermögen, aber sie hängen an ihm mit allen Gewalten ihrer jungen Seelen. Was heißt das in Deinem Brief,

1) Ebd. S. 164 ff.

2) Die Verbündeten waren bereits am 31. März in Paris eingerückt.

in dem du von ihm sprichst: „Ich weiß, daß er dich sehr liebt, grad so sehr, als er Mensch ist?" Soll's ein Vorwurf für ihn sein? O nein, er hat in der Tiefe seines Wesens alles Menschliche gerettet; der Strom des Lebens mit seinen zerreißenden Erfahrungen ist darüber hingegangen, und den Menschen zeigt er nur das Gebilde, was sich so zusammengesetzt hat, — aber ich lasse mich nicht abweisen . . .

Rahel Levin an Karoline v. Humboldt [1]).

Prag, den 22. April 1814.

Die dummen Ärzte wissen nichts. Mein Arzt muß klüger sein als ich . . . Kann Dich Koreff nicht ermuntern, solcher Arzt, als solcher Freund! „So sehr er Mensch ist, so sehr muß er dich lieben." Das heißt, daß alles Menschliche in Dir begriffen ist, und je mehr Einer davon in sich trägt und es lieben kann, je mehr liebt er dich. Damit wollt' ich ihm nichts nehmen, nur sagen: das Maß liegt in Dir . . . Rede ihm zu, daß er bei seinen enormen Reisen den Umweg macht und über Prag kommt. Den ganzen Mai will ich hier noch warten, ihn sprechen und dann beschließen . . . Lieber Koreff! Sie kennen mich nicht mehr, aber es wird Sie nicht gereuen, mich zu sehen. Ich kann es Ihnen versprechen. Gehen Sie nicht nach den Armeen! Fragen Sie Marianne Saaling [2]), warum sie mir nicht antwortet, und kommen Sie hierher . . . Alles können Sie mit mir sprechen, auch die Dinge, in welchen ich ganz dumm bin, und in vielen bin ich ganz unglaublich klug. Ganz neu liegen und ganz natürlich — das ist so neu und schwer; das Wahre von den Dingen liegt in uns selbst verschüttet und in Schachten . . . Koreffs Brief muß ich haben! Wenn er sich den Leuten nicht zeigt, hat er recht . . . Halte Koreff zum Schreiben an mich an . . .

---

1) Ebd. S. 169 f.

2) S. Seite 32, 40. Marianne Saaling, die damals in Wien lebte, war eine gefeierte Schönheit, der während des Wiener Kongresses auch Varnhagens alter Bekannter, Major v. Pfuel, huldigte.

Karoline v. Humboldt an Rahel Levin [1])

[Prag,] den 7. Mai 1814.

Hier, meine Liebe, verlasse ich nun zwei Menschen, die mir sehr viel, ein Unendliches zu verlassen kostet, Dorothea Schlegel [2]) ... und Koreff. Ich könnte Dir sprechen über ihn, besonders wenn Du ihn gesehen hättest. Schreiben kann ich nicht ... Das ist die wunderbarste Gewalt, die mich je ergriffen. Du hast mich zu lange nicht gesehen, kennst ihn kaum. Man ist gebannt in die Kreise eines mächtigeren, gewaltigeren Geistes, mir könnte aufgehen ein unendliches Glück im Anschaun einer solchen Natur, aber sie zieht mich zu sehr an, um nicht geliebt sein zu wollen. Das ist eine fürchterliche Klippe im Schmerzensleben des Herzens ...

Ob Du Koreff sehen wirst, kann ich nicht herausbringen. Er will Ende des Monats auch fort, nach Breslau: man kann ihn weniger wie irgendeinen Menschen ausfragen. Das liegt an diesem Geisterhauch, der ihn umweht. Ich habe ihm alles gesagt, er ist voll des besten Willens, es gibt überhaupt nichts Liebenderes, Teilnehmenderes, Erbarmenderes wie diesen Menschen. Siehst Du ihn, so laß mich Deinem Gedanken nah sein, laß Dir von ihm von den beiden Kindern erzählen ... Vielleicht bekommst Du es heraus, ob er mir gut ist. Aber um alles laß Dir nie merken, daß ich Dir gesagt habe, wie unaussprechlich ich es ihm bin. Ich reise morgen fort.

Karoline an Wilhelm v. Humboldt [3])

Salzburg, 14. Mai 1814.

Von Menschen, kann ich wohl sagen, hat mir zu verlassen niemand recht leid getan als die arme Schlegeln ... und Koreff. Er vereinigt in sich eine Fülle von Geist und Empfindung, daß man ihm jeden Tag mehr gut wird.

---

1) Briefwechsel usw., S. 172.
2) S. Seite 52. Ihr Gatte Friedrich war damals österreichischer Legationssekretär in Wien.
3) Briefwechsel IV, S. 333.

Rahel Levin an Karoline v. Humboldt [1])

Wien, den 24. Mai 1814.

Koreff bestellte mir gestern flüchtig Deinen Gruß; ich sah ihn in acht Tagen nicht. Nun wirst Du ja Humboldt, ihn und Varnhagen sehen [2]). Der soll dir alles von mir sagen.

Der Einzug des Kaisers

Von Dr. F. Koreff [3])

(16. Juni 1814)

Schon manchmal kamst du heimgezogen
Zu deiner Burg vom Kriegesfeld,
Vom falschen Schlachtenglück betrogen,
Das sich aus Neid dir nicht gesellt;
Und wurdest kälter du empfangen
In deiner Völker heil'gem Kreis?
Rollt' über deiner Kinder Wangen
Die Freudenträne minder heiß?

Nein, glüh'nder ward sie nur vergossen,
Je mehr das Glück dir frech geraubt,
Nur enger ward ihr Kreis geschlossen,
Nur treuer ward an dich geglaubt:
Um deine Stirne sah'n sie strahlen
Des Dulder-Helden Himmelsschein,
Verklärung um die Krone malen,
Die stets du trugst so mild und rein!

---

1) Briefwechsel usw., S. 173.

2) Am 30. Mai wurde der erste Pariser Friede unterzeichnet.

3) Wien 1814 (gedruckt bei Anton Strauß). — Nach dem seltenen Abzug in der Fürstlich Stolbergschen Bibliothek in Wernigerode (gekürzt). Vgl. die Schilderung des Einzuges des Kaisers Franz I. in Wien im „Österreichischen Beobachter" vom 17. Juni sowie in Karoline Pichlers „Denkwürdigkeiten", Wien 1844, III, S. 23 ff.

Da vor dem Schmerzgeprüften beugten
Sie huldigend das fromme Knie,
Und vor der Krone sie sich neigten,
Der nur der Himmel Strahlen lieh.
Was du an Irdischem verloren,
Trug näher nur dich an ihr Herz,
Und ihnen ward das Glück geboren
Zu teilen deinen Vaterschmerz.

Wie von gefahrbedrohter Reise,
Wo ihn das Heimweh bang verzehrt,
Ein Vater zu dem trauten Kreise
Aus freundlos wilder Fremde kehrt;
Die Kinder jauchzend um ihn lallen,
Sie fragen nicht um sein Geschick,
Welch Los ihm dort auch sei gefallen,
Er bringt sich selbst — ihr bestes Glück! . . .

Sieh! Zu des Kreises Heiligtume,
Die des Geschickes Neid geraubt,
Kam auch zurück die holde Blume [1]),
Und sieh! Dir fehlt kein teures Haupt!
Was in des Herzens heil'gen Tiefen
Dir an dem Opfertag gewohnt,
Sah Gott — er hat nach schwerem Prüfen
Des Kaisers Vaterherz belohnt.

Denn nicht für blut'gen Preis der Schlachten,
Auf unentschied'nen Kampfes Plan,
Nicht nach des Sieges Kranz zu trachten,
Wie Jephthas Vater einst getan;
Nicht wie der Völkerhirt der Scharen,
Gezogen aus der Griechen Land,
Um stolz den Szepter zu bewahren,
Geopfert hat an Aulis' Strand, . . .

---

1) Des Kaisers Tochter Marie Louise, die 1810 Napoleon geheiratet hatte.

Nein, wie den feindlichen Dämonen,
Um zu versühnen ihren Neid,
Die unten in dem Abgrund wohnen,
Mit Schmerzen man sein Liebstes weiht;
So wie des Busens Purpurquelle
In Lieb' ausströmt der Pelikan;
Wie, um zu siegen ob der Hölle,
Der Chor der Märtyrer getan! . . .

So reich nahst du dich deinen Mauern,
Die der Tyrann gesprengt aus Spott [1]).
Du mußtest lächeln, statt zu trauern,
Denn deine feste Burg war Gott!
Mit Schrecken sah der bleiche Würger
Gleich hinter dieser Mauern Fall,
Wie Spartas Volk einst, deine Bürger,
Sich pflanzen als lebend'gen Wall!

Kein Satellit nannt' ihm die Sage,
Als Habsburgs Stammhaus ward erbaut,
Wie Bischof Werner hub die Klage,
Weil er die Burg so schwach nur schaut;
Der Burgherr stieß ins Horn, und Waffen
Durchblitzten Forst und Tal und Feld:
„Lebend'ge Mauern hab' erschaffen
Ich, Bruder, für dein totes Geld!"

Drum baut sich des Triumphes Pforte
Schön zwischen diesen Trümmern auf,
Wo Blumen und der Kinder Worte
Verzögern ihres Vaters Lauf,
Eh' dich die flutergoss'ne Menge,
Empfängt an deinem Kaisertor,
Und durch geschmückter Straßen Enge
Dich führt mit lautem Jubelchor.

---

1) Napoleon I. im Kriege von 1809 gegen Österreich-Ungarn.

Stets voller wächst die Macht des Stromes,
Stets wogender der Menschen Schwall,
Bis hin zum Riesentor des Domes,
Der dich begrüßt mit Glockenschall.
Da hält der Zug — du gehst zu beten
Hin vor des Herrn der Herrn Altar,
Dankbar vor deinen Gott zu treten,
Der immer mit dir, mit dir, war!

Laut donnert's aus metallnen Schlünden,
Ernst hallend in das Luftgebraus,
Der schmachentsühnten Welt zu künden:
Der Kaiser kniet in Gottes Haus!
Demütig senken sich die Fahnen,
Die hochgeflattert in der Schlacht;
Aufhorchen froh die Kaiserahnen
In ihrer Grüfte stiller Nacht.

Die Glocke vom Jahrhundertturme,
Geformt aus donnerndem Metall,
Das einst der Muselmann zum Sturme
Aufpflanzte vor dem Kaiserwall,
Erzählt weithallend nun den Lüften,
Wie fromm für Glück und Heil und Ruhm
Dort unten auf den Ahnengrüften
Ein Kaiser dankt im Heiligtum.

Und wie die Glocke gibt die Kunde
Mit ihrer eh'rnen Zunge Schall,
Da läuft's von Munde schnell zu Munde,
Prophetisch durch der Völker Schwall:
„Wie du mußt heute Ruhm verkünden,
Du Erz, vom Feind einst hergeführt,
Wird Habsburgs Thron nur fester gründen,
Wer seine Krone frech berührt!"

Besprechung von Koreffs Gedicht im „Österreichischen Beobachter“ [1])

... Unter den verschiedenen Gedichten, welche schon dem gleichen Gegenstande gewidmet worden sind, zeichnet sich das gegenwärtige sehr vorteilhaft aus. Die Verse sind schwungvoll und leicht, die Sprache ist edel und rein. Nur das fremde Wort „Satellit“ wünschten wir weg. Sehr glücklich ist in eben dieser Strophe die schöne Sage verwendet von der Erbauung des Stammschlosses Habsburg durch Bischof Werner und den Grafen Radboto († 1027), der die Unüberwindlichkeit der Burg nicht allein auf Mauern von Stein gründen wollte, sondern vielmehr auf treue Dienstleute als „lebendige Mauern“. Diese schöne Episode hätte vielleicht eine weitere Ausführung verdient, oder wenigstens eine erklärende Anmerkung zur Erinnerung für einige unter den Lesern. — Dieses wohlgelungene Gedicht wird uns noch lange zum Andenken an die unvergeßliche Feier dienen.

* Marianne Saaling an Rahel Levin [2])

Baden bei Wien, den 26. Juni 1814.

... Ihre Fragen an mich über Koreff waren nicht zu mißdeuten; ich weiß, Sie meinen es gut; Robert [3]) hat mir die nämlichen gestellt, ihm habe ich sie beantwortet. Nur ungerne berühre ich diese Saite, die lange genug wehmütig anschlug, nun disharmonisch klingt. Schade um ihn, schade um die Zeit, die ich verträumt. Jetzt ist alles gut, denn alles ist aus,

1) 14. Juli 1814.

2) Aus Varnhagens handschriftlichem Nachlaß (Bruchstück). Über Marianne Saaling s. Seite 32, 40, 110. Sie war während des Wiener Kongresses mit einem Spanier Marialva verlobt, wurde aber mitten in den Hochzeitsvorbereitungen von der Todesnachricht ihres Bräutigams überrascht. (S. Dorothea Schlegel und deren Söhne ... Herausgegeben von J. M. Raich, Mainz 1881, II, S. 421.) An anderer Stelle (II, S. 68) sagt der Herausgeber dagegen, sie hätte sich von ihrem Bräutigam wenige Monate vor seinem Tode getrennt und sich durch ihre Krankenpflege in Wien, Frankfurt und Berlin große Verdienste erworben.

3) Rahels Bruder.

ohne Groll, ohne jegliches Mißverständnis. Wir stehen als neue Bekannte gegen einander über, als hätten wir schon von einander gehört, uns mit großen Erwartungen erfüllt, und finden nun von dem Allem nicht die entfernteste Spur. Warum sich quälen, sich Täuschungen aufdrängen? Wir standen eine Minute auf der nämlichen Bahn, doch gerade da, wo sich tausend Kreuzwege fanden; ist es darum Bestimmung, daß wir bis ans Ende miteinander fortlaufen müssen? Er ist fleißig gewesen, hat seine Fähigkeiten à profit gesetzt, weiß über Menschen, Tiere und alle Reiche, über die geheimen, gewaltsamen Kräfte der Natur unendlich viel. Sich hat er dabei aus den Augen verloren, als fremde Gestalt steht er in sich selber, vor der er ausweichend vorübergeht; was er gewollt, will, künftig wollen wird, ist ihm nie klar gewesen; das gemeine Leben mit all seinen Schätzen reicht da nicht aus; der wirklich Seltne begehrt das Seltne, nicht bedenkend, daß solche Auszeichnung schon seltnes Glück sei. Sein Geist hat nur selten Momente von Lieblichkeit; er kann und wird nie ein Gemüt ansprechen, weil er an sich reißen, verwundern, in Erstaunen setzen will. Leute, die ihn gar nicht verstehen, nennen ihn exaltiert, oft noch ärger; ich, die den Schwung seiner Seele begreife, nichts Unnatürliches und Außerordentliches in ihr finde, lasse mich oft mit ihm ängstlich befangen, nicht aus Neigung, sondern wie mir zu Mute wäre, hätte ich vor Geistern Furcht. Er weiß, daß Sie sich teilnehmend nach ihm erkundigt, und wird Ihnen selber schreiben . . .

Abschied auf ewig

Sonett von Koreff[1])

Zum letztenmal floß heut' um dich die Träne!
Entgöttert, nackt seh' ich dich vor mir stehen.
Erraten, Sphinx, stürzt du von deinen Höhen!
Flieh fort von mir, falsch girrende Sirene!

1) Lyrische Gedichte, Paris 1815, S. 82. Varnhagen hat in seinem Handexemplar (Varnhagen-Sammlung) vermerkt: „An Marianne Saaling."

Aus meiner Brust entstrahlte deine Schöne.
Du zwingst den Strahlenschleier zu verwehen,
Zwingst mich, so wie du bist, dich nun zu sehen
In der Gestalt, nach der ich nicht mich sehne.

Nicht tilg' ich, was durch dich in mir gewecket.
Wie edel rein Metall aus Schachtes Bronnen,
Hab' ich's aus meiner Liebe Nacht gewonnen.

Ein Zeugnis bleib' es stehn, das dich erschrecket,
Das noch, ein Lied in später Enkel Tagen,
Von dir und mir soll tiefe Wahrheit sagen.

Varnhagen über Koreff in Wien [1])

Mit ungemeiner Freude sah ich den Dr. Koreff hier wieder, der Paris verlassen, dann in Italien gelebt hatte und schon seit einiger Zeit sich in Wien aufhielt, wo er, seinen großen ärztlichen und geselligen Gaben gemäß, mehr als er wollte in die sich aufdrängende Praxis und in den Strudel der vornehmen Welt gezogen wurde. Herzlich schloß er sich den preußischen Landsleuten an, den in Sieg und Ruhm jetzt wiedergefundenen, und sie hatten auch ihrerseits Freude an dem geistreichen Arzt, der in den Kreisen, wo sie eintraten, schon des größten Ansehens genoß.

Das Hoffest vom 10. Oktober 1814 [2])

Geschildert von Koreff.

Beim Anblick des Ballfestes, das gestern gefeiert wurde, konnte man sich des Gedankens nicht erwehren, daß eines

1) Varnhagen v. Ense, Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften, Bd. V, Leipzig 1840 (Neue Folge, Bd. I), S. 15. Varnhagen hatte Rahel Levin am 27. September 1814 in Berlin geheiratet und war dann im Dienste des Staatskanzlers Fürst Hardenberg zum Kongreß nach Wien gekommen, wohin Rahel ihm bald nachfolgte. König Friedrich Wilhelm III. und Kaiser Alexander I. von Rußland waren schon am 25. September feierlich in Wien eingezogen.

2) Österreichischer Beobachter, 11. Oktober 1814. Der Aufsatz ist anonym, aber Koreffs Stil ist unverkennbar und fällt ganz aus

jener Zauberschlösser, von denen die arabischen Märchen uns erzählen, aus der Wunderwelt der Phantasie durch einen Zauberschlag in die Wirklichkeit versetzt worden sei. Das edle architektonische Gebild der großen Halle, der feierliche Chor der korinthischen Säulen, die Flut von Glanz und Licht, die alles überströmte und keine Schatten duldete, die rauschende Musik, die jede Phantasie auf ihren Riesenflügeln hob, und die flutende Menge von Schönheit und Pracht, mit der das Auge in steter Sehnsucht und Befriedigung auf- und abwogte, bildeten ein unübertroffenes Ganze, das einen bleibenden kolossalen Eindruck auf das Gemüt machte. Doch was dies Fest vorzüglich heraushebt aus der unzähligen Menge anderer, was aus der Welt der Phantasie dem Herzen es näher brachte, war das Gefühl seiner hohen Bedeutsamkeit. Solch ein Glanz, so viel Pracht, solch ein vollendeter Einklang der Kunstschöpfungen war nur Umgebung eines noch herrlicheren Mittelpunktes, aus dem alle die Strahlen ausgingen, um mit voller Kraft wieder zu dieser Quelle des Lichtes zurückzukehren. Jedes Herz schlug doppelt begeistert bei dem Gedanken, daß in dieser Halle die großen Fürsten des Zeitalters, die Retter des Jahrhunderts, die Hoffnung der kommenden Geschlechter und die Blüte der Helden vereinigt waren. Jeder Stern, der auf einer Brust glänzte, war ein Segensstern und hatte aus tiefer Nacht die Bahn des Ruhmes erleuchtet. Wem klopfte das Herz nicht höher, wessen Phantasie stimmte nicht erhabene Hymnen an, wessen Gefühl pries sich nicht glücklich, sich diese Heroengesellschaft so nahe zu wissen? Ein elektrischer Schlag schien oft durch die Menge zu fliegen und ihr dies erhebende Gefühl zum Bewußtsein zu bringen. Jeder sagte sich selbst: „Jahrhunderte sind verrauscht und haben einen solchen Sternenglanz nicht

---

dem der übrigen Beiträge jenes Zeitabschnittes heraus. Vgl. Varnhagens Angabe auf S. 10 sowie einen nachstehenden Brief vom 12. Oktober, der unter dem frischen Eindruck dieser Schilderung und mit unverhohlenem Schriftstellerneid geschrieben ist.

bilden können; Jahrhunderte werden wieder versinken und werden vielleicht diesen heiligen Kreis nicht mehr so schaffen können." Dies war der hohe moralische Eindruck dieses Festes, der es zum unsterblichen Monument in jeder fühlenden Brust adelte. Dieses Bewußtsein gab allem hohe Bedeutung und schuf jede irdische Macht zum Symbol des Geheimnisvollen, das mit allmächtigem Zauber in allen Herzen lebte. Dieses Bewußtsein gab der Phantasie freieren Schwung und ließ sie sich jeder Blüte freuen, welche in diesem Zauberkreise sinnbildlich lächelte.

So war jedes Herz erfreut, wie jedes Auge entzückt, als man vier edle Damen in der Nationalkleidung jedes Volkes erscheinen sah, das mit dem Widerscheine seiner Phönixflamme die Nacht gelichtet hatte, die über Europa dumpf lag. Ein breiter asiatischer Kopfputz, von dem ein reicher Schleier über ein farbiges, aus orientalischen Stoffen gewebtes Gewand herabwallte, nationale Zierde zur Pracht durch edle Steine erhöht, führte unwillkürlich ins zauberische Morgenland und ließ ein geheimnisvolles Weltenband ahnen.

Und wie wurde nicht erst jeder Sinn entzückt, als das Chor der schönsten Frauen erschien, um die Vereinigung und den Wechseltanz der Elemente dem berauschten Auge hinzuzaubern! Mit leichten, wie nur aus verdichteter Luft gewebten Fittichen, auf denen ein farbiges Pfauenauge glänzte, in feingehauchten Schleiergewändern magisch gehüllt, eröffnete flatternd das leichte Element der Luft-Sylphiden den herrlichen Zug. Ihre Sohle schien nur aus Gunst auf dem Boden noch zu weilen, um dem sterblichen Blick das unsichtbare Element auf einen Augenblick verkörpert zu zeigen, das in seine Brust mit sanften Wellen dringt und die Sterne aus der Ewigkeit des Raums zum Blicke seiner Sehnsucht führt.

Im raschen Zuge, wie das Element, dessen Symbole sie als Priesterinnen trugen, mit gluthauchenden Fackeln folgten den luftigen Sylphiden die flammenatmenden Salamander,

in dunkle Purpurfarbe getaucht, durch welche nur die blitzenden Funken der Sehnsucht sprühten, welche die Flamme aus der Nacht der Erde durch das Element der Luft in seine Heimat verzehrend reißt.

In allen Zauberschöpfungen der unendlichen Wasserwelt, dem Schoße des Lebens, getaucht, wallte hinter ihnen der Reigen der Undinen, wie sie sogleich mit dem Namen des unsterblichen Sängers[1]) die Begeisterung der Schauenden begrüßte. Ihr lockiges Haar durchwebte das Lieblingsgebilde der Flut, die Perlen, wie festgehaltene Silbertropfen des Taus; ihr Haupt war gekrönt mit dem Kranze des Schilfes; ihr Haar barg im Nacken die breite Muschel. Kleinere Muscheln, Andenken aus der Tiefe, waren nachlässig an ihrem Gewande hängen geblieben, und die Zweige der Bäume des flutenden Abgrunds, der Korall sproßte, mit Meergras vermählt, durch ihre Schilfkrone, umschlang ihren Schwanenhals, flocht sich in labyrinthischen Windungen um ihren schlanken Wuchs und fesselte den bezauberten Blick in unauflöslichem Gewebe. Jedem Gemüte wurde da die Sehnsucht nur allzu klar, die den Menschen hinab in den Spiegel des lieblichen Elements mit magischen Gewalten zieht, und jene geheimnisvolle Kraft der Sirenen, jene Allgewalt der Najaden und das Zauberleben der Meerfrauen und Nixen stieg aus der Flutenwiege des Lebens, um die Phantasie in ihre Kristallwohnungen zu führen.

An diese wallenden Flutenwesen schloß sich endlich mit ernstem, majestätischem Schritte der hehre Chor der Königinnen des Erdelements. Auf ihren Häuptern prangte der Auferstehungschor der Blumen; auf ihren Gewändern funkelten mit blendender Pracht die farbigen Kinder des Felsenschoßes. Jedes Auge war geblendet und magisch festgehalten, und kein Wunsch sehnte sich von der Mutter-Erde weg, die solche Schätze schuf und solche Herrscherinnen trug. Wie ein Feenchor aus den geöffneten Pforten der alten Wunderzeit

---

1) Fouqués Märchen „Undine" war 1811 erschienen.

schwebte dieser Zug durch die staunende Menge vor dem Auge der Herrscher vorüber, und jedes Gefühl ahnte das hohe Symbol der Vereinigung der ewig kämpfenden und ewig schaffenden Elemente.

Varnhagen v. Ense an Rahel in Berlin[1])

Wien, den 12. Oktober 1814.

Ich habe die Eskeles, die Ephraim[2]), Marianne und Jette Ephraim gesehen, auch die Schlegel und ihren Mann[3]) . . . Koreff prahlt und lügt angenehm dazwischen herum. Er hat sich mächtig blamiert durch eine Festbeschreibung im „Österreichischen Beobachter". Ihm imponieren die Ordenssterne so sehr, daß er es gesteht, nicht als Schwäche, sondern als Stärke gesteht!

Das Gartenfest in Schönbrunn am 12. Oktober 1814[4])

Geschildert von Koreff

Wenn das Ballfest vom verflossenen Sonntage an die Wunderschlösser aus Tausendundeine Nacht erinnerte, so versetzte der Anblick des Festes in Schönbrunn gestern in die heitere Zauberwelt Ariostos. Trotz der schon rauhen Herbstluft unseres Klimas war man doch in eine südliche Frühlingsnacht geführt. Der Palast der Lieblingsbäume des südlichen Europas war der Schauplatz, wo sich das liebliche Fest gestaltete. Zwischen dunklen Orangenbäumen glänzten lachend heitere Frühlingsblumen, amphitheatralisch mit ihnen aufgestellt, und als wenn die Pflanzenwelt die Grundmelodie dieses Festes angeben sollte, hatten sich die architektonischen Zieraten, wie z. B. die silbernen Kronleuchter, in blätterumwundene Arabesken verwandelt. Spiegel verviel-

1) Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel, Leipzig 1875, IV, S. 83.

2) Frauen österreichischer Finanzmagnaten (s. Nachtrag).

3) S. Seite 111.

4) Österreichischer Beobachter, 13. Oktober 1814. Auch in diesem Aufsatz ist Koreffs Stil unverkennbar.

fältigten von mehreren Seiten die Herrlichkeit des Ganzen. Überhaupt wurde dieses Fest vorzüglich dadurch in eine idyllische Dichterwelt versetzt, daß die Kunst hier nur eine sehr bescheidene Gehilfin der Natur zu sein und ihre Reize belauschen zu wollen schien. So mahnte alles an die Natur, vom Felsen, der sich in die Mitte hineindrängte, und von dem Wasserfall, der plätschernd über ihn strömte, bis zu der seltenen Lieblingsblume, die aus entfernten Zonen hergewandert schien, um die reizende Vermischung aller Pracht der Erde neugierig zu schauen. Lächelnd schien Göttin Flora von ihrem Fußgestell herab auf ihre liebliche Wunderwelt zu schauen und den zarten Blumen zu gebieten, ihre herrlichsten Düfte in die glanzdurchstrahlte, schamrot fliehende Nacht zu hauchen. Eine verhüllte Astrallampe bestrahlte von oben wie ein Mond die Göttin und ihre Frühlingsvasallinnen, die huldigend um sie her standen. Man glaubte in jenen glücklichen, warmen Nächten Italiens mit Ariosto in den Gärten des Hauses Este auf den Hügeln von Tivoli träumend zu schwärmen und das trauliche Lispeln die Elfengesänge und -Reigen im mondbeschienenen Tau zu belauschen. Oft noch wandte man sich, wenn man aus diesem Zauberkranze der romantischen Gärten, wo Obelisken, Statuen, Fackeln, Blumen und Bäume sich wunderbar reizend mischten, heraustrat, zurück, um dieses magische Bild in der Seele festzuhalten, und dennoch schien, wenn das Dunkel der Nacht wieder den Blick umhüllte, alles nur ein blendender Traum aus Armidas Zaubergärten gewesen zu sein.

Astolphe de Custine an seine Mutter [1])

Wien [1814/15].

Folgende Geschichte konnte unter allen Männern in Wien nur Koreff begegnen. Vor vierzehn Tagen geht er durch die Kärnthner Straße, die belebteste Straße Wiens. Es war Mittag. Er sieht einen seiner Freunde, einen Grafen Woina,

1) Paul Bonnefon, Un original oublié usw., 17. März 1906.

vor sich über die Straße gehen und mit großen Schritten in lebhaftester Unterhaltung einen Mann begleiten, mit dem er Arm in Arm geht. Koreff hatte seinen Freund lange nicht gesehen. Er läuft ihm nach, und als er ihn erreicht hat, gibt er ihm mit dem Spazierstock einen kräftigen Schlag auf die Schulter und schreit lachend: „Aber wohin kann man so früh morgens gehen?" Der Andre blickt sich erstaunt um, und was sieht Koreff? Wirst Du es glauben? Er sieht . . . Die Geschichte ist wahr . . . Er sieht . . . den Kaiser von Rußland!!! Den er für Woina gehalten und geschlagen hatte. Nur Koreff weiß, wie einem bei solcher Begegnung zumute wird. Der Kaiser gab seinem Freunde, dem Vizekönig [1], den Arm. Der arme Koreff hat eine Entschuldigung gestammelt und sich aus dem Staube gemacht. Aber das Schlimmste ist, daß der Vizekönig und selbst der Kaiser ihn kennen. Das ist doch ein Fortschritt der Aufklärung: man darf ungestraft einen Selbstherrscher am hellen Tage auf offener Straße verprügeln! Heute läßt sich gut leben. Ich hoffe, Du lachst über diese Geschichte ebenso wie ich. Da ich nicht in Gesellschaft gehe, weiß ich nicht, ob sie Lärm gemacht hat. Aber in meinem Zimmer hat sie viel Lärm gemacht, denn Koreff selbst hat sie mir ganz frisch berichtet . . .

Sängers Ruf an den Adel

Gedichtet auf den Ruinen des Schlosses Merkenstein im Herbste 1814 [2])

Von Koreff

Edle Geschlechter,
Thronend auf Felsen,
Nahe den Wolken,
Hoch über den Tälern

---

1) Eugen Beauharnais, Vizekönig von Italien.

2) Lyrische Gedichte, Paris 1815, S. 39 ff. Der obige Abdruck ist stark gekürzt. Schloß Merkenstein liegt bei Wien.

Und dem Rauche der Hütten!
Seid ähnlich dem Felsen,
Der die Burgen euch trägt.

An stolzragender Stirn
Scheitre die Wolke,
Die donnerschwer,
Finster, langsam
Segelnd heranschwimmt,
Das Tal bedrohend.
An eurem Haupte
Breche der Blitz sich.
Als strömender Regen,
Sonnenbrand kühlend,
Saaten erweckend,
Weine die Wolke
Herab in das Tal . . .

Edle Geschlechter,
Seid ähnlich den Felsen,
Wenn ihr beschützet
Die Täler stark,
Hochkämpfend mit Wolken!
Edle Geschlechter,
Seid ähnlich den Quellen,
Wenn ihr herabsteigt,
Leben zu spenden,
Friedlich zum Tale.
Dann umjauchzen euch
Fröhliche Lieder,
Aus segnendem Munde
Froh weidender Hirten.

Froh zur Felsenwiege,
Die euch erzog,
Heben die Hände,
In der Not euch rufend,

Im Glück euch segnend,
Gern vertrauende,
Frei gehorchende Völker
Dankbar auf.

Wieder dann werden euch
Zum Ohre des Enkels
Auf dem Fittich des Liedes
Tragen die Sänger,
Die Tod bezwingenden,
Leben bewachenden
Spender des Nachruhms,
Daß ihr nicht schwindet,
Eitel verwehend,
Wie nichtiger Lufthauch
Vom Antlitz der Erde.

Seid ähnlich den Felsen,
Seid ähnlich den Quellen,
Edle Geschlechter.

Jakob Grimm an seinen Bruder Wilhelm [1])

Wien, 8. Oktober [1814].

Bei Friedrich Schlegel, der übrigens im Dienst von Österreich steht [2]) und gut bezahlt wird, . . . sah ich mehrlei Leute. Einen Arzt Koreff (aus Breslau), der wie alle getauften Juden etwas Vorlautes, Widriges hat . . . Schlegels Frau hat natürlich auch ihr jüdisches Gesicht noch.

Astolphe de Custine an seine Mutter [3])

Wien, 1. Februar 1815.

. . . Seit drei Wochen habe ich nur zweimal das Zimmer verlassen. Koreff verbietet mir die frische Luft durchaus.

1) Jakob Grimms Briefwechsel aus der Jugendzeit, Weimar 1881, S. 359.
2) S. Seite 110, Anm. 2.
3) Gaston Maugras usw., S. 484.

Bei diesem Wetter, sagt er, könne mir nichts mehr schaden. Dieser Hausarrest war mir indes nützlicher als alles, was ich in der Welt hätte sehen und tun können . . . Mein Geist klärt sich, meine Seele kräftigt sich, und ich stütze mich vertrauensvoll auf die Hand, die mich leitet, denn ich fühle, daß ich aus eigner Kraft nichts vermag und keinen trüben Gedanken abwehren kann.

Rahel an Varnhagen v. Ense in Berlin [1])

[Wien], Mittwoch, den 14. Juni [1815].

Laß Dir von Koreff das Rezept der Schwefelpulver geben! Er zerriß es einmal bei mir. Ich sah den Felone nicht mehr.

Donnerstag, den 15. Juni 1815.

Koreff ist erst gestern gereist, ich sah ihn nicht mehr.

---

1) Briefwechsel, IV, S. 116, 120. Der Wiener Kongreß, durch das Zwischenspiel der „hundert Tage" unterbrochen, war mit der Schlußakte vom 10. Juni beendet worden. Am 18. Juni machte die Schlacht bei Bellealliance dem Feldzug ein Ende.

Koreff in Berlin und Paris

(1815)

Karoline v. Humboldt an Rahel Varnhagen[1]).

Berlin, den 20. Juni 1815.

Humboldt erwarte ich dieser Tage. Ich liebe und achte ihn sehr, er verdient es wohl. Auf Koreff freue ich mich unaussprechlich.

Varnhagen v. Ense an Rahel[2]).

Berlin, den 24. Juni 1815.

Frau v. Humboldt habe ich nun öfters gesehen, auch ihre Kinder. Karoline leidet entsetzlich an beinahe geistverwirrenden Kopfschmerzen . . . Der Magnetismus hilft ihr etwas. Ob sie nach Pyrmont gehen soll, ist noch nicht entschieden; man erwartet Humboldt und Koreff . . . Ich finde Frau v. Humboldt sehr verändert in ihrem Wesen . . . Sie haßt die Franzosen mit Schleiermachers Furie, die Juden ꝛc. und liebt immer nur Einzelne.

Dorothea Schlegel an Rahel Varnhagen[3]).

Hitzing [bei Wien], 26. Juni 1815.

Friedrich empfiehlt sich Ihnen. Er braucht jetzt eine sehr eingreifende Kur von Koreff, die ihm eine treffliche Wirkung zu machen scheint.

---

1) Briefwechsel usw., S. 177.

2) Briefwechsel, IV, S. 148.

3) Dorothea v. Schlegel und deren Söhne Johannes und Philipp Veit. Briefwechsel, hsg. von Dr. J. M. Raich, Mainz 1881, II, S. 313.

Varnhagen v. Ense an Rahel[1])

Berlin, den 26. Juni 1815.

Ich war heute im Tiergarten zu Wagen mit Koreff. Wir fuhren auf der Chaussee fort und über den Hofjäger zurück. Es war alles naß beregnet, das Laub so frisch, die Wege so dunkel und die Luft doch so hell. Welche Erinnerungen strömten mir in die Seele! Ich brauchte dem Koreff nicht gerade zu verleugnen, wie mir war, wenn auch das Aussprechen fern blieb.

Dienstag, den 27. Juni [1815].

Frei zu reden lohnt zur Zeit wenig . . . Aus Vergnügen am Reden kann ich nur gegen Chamisso und Koreff meine politische Ansicht völlig aussprechen. Die Herkunft des Einen und die Weichheit des Andern geben dazu bequemen, sicheren Raum.

Ich habe eben zu Koreff geschickt, wegen des Rezeptes zu den Schwefelpulvern, er ist aber nicht zu Hause; . . . gesprochen habe ich mit ihm davon . . . Koreff besteht darauf, daß die Humboldt wegen Karolinens Kranksein nach Pyrmont gehe, nur soll erst die magnetische Kur noch etwas weiter gediehen sein. Ich wünschte Dir dieses Zusammentreffen mit der Humboldt in Pyrmont. Sie liebt Dich sehr, und sie und ihre Töchter würden bald in Deinem Umgang den höchsten Reiz finden . . . Sie sind alle des besseren Vergnügens fähig und bedürftig, zum Lachen aufgelegt und auf jedes geistreiche und witzige, besonders aber lebendige Wort gespannt. Das seh' ich an Koreff, den sie vorzüglich alle deshalb so lieben, daß es, wie die Mutter sagte, ein Familienfehler ist. Die Mutter scheint es aber noch ernster zu nehmen. Sie hat gleich dafür gesorgt, daß Koreff in ihrem Hause noch ein Zimmer mieten konnte, wo er nun auch eingezogen ist. Ich habe dabei die Genugtuung, daß er ein Jude ist, da sie alle den Juden so feind sind . . .

---

1) Briefwechsel, IV, S. 154 ff.

Ich befinde mich ziemlich wohl, brauche aber noch Pulver gegen den Husten; jetzt wieder von Koreff . . .

Nachschrift. Diesen Augenblick war Koreff hier. Er kam, um das Rezept zu schreiben . . . Er läßt Dir sagen, er lebe und webe hier im Magnetismus. Er ist sehr zufrieden mit Wolfart [1]), dem eine Clairvoyante vor einiger Zeit Koreffs Ankunft, ohne ihn zu nennen, als eines stärkenden, gleichgesinnten Genossen vorausgesagt hat, [so] daß Wolfart Koreff gleich beim Eintritt als den Verkündigten erkannte! — Koreff speist täglich bei Humboldts; daß sie mich noch nicht einmal zu Tisch eingeladen, nehme ich ihr sehr übel; sehr ist ein klein wenig! — Diesen Abend wollen Koreff, Hitzig, Chamisso und andere im Schulgarten zusammenkommen.

Rahel an Varnhagen [2])

Baden [bei Wien], 29. Juni 1815.

Denk Dir, die Herzogin Sagan [3]) rühmt auch Koreff sehr und beklagt sich, er habe sie sitzen lassen. Also wen hat er nicht sitzen lassen! Freunde und die Vornehmen! Sie erzählte den ganzen Verlauf sehr natürlich. Ich glaub's.

Varnhagen an Rahel [4])

Berlin, den 1. Juli 1815.

Koreff ist völlig wie in Wien; ein paar Abende hat er mit uns ehemaligen Jünglingen [5]) zugebracht, mit schlechtem Witz und schlechter Lust. Louis Robert [6]) ist seinetwegen hier geblieben . . . Chamisso [7]) wird in kurzem wirklich seine

---

1) S. Seite 45.

2) Briefwechsel, IV, S. 165.

3) S. Seite 107, Anm. 2.

4) Briefwechsel, IV, S. 169, 180, 192f., 200, 205; 234, 244f., 256, 347.

5) Den Mitgliedern des Nordsternbundes.

6) Rahels Bruder Ludwig Robert. S. Seite 31.

7) Chamisso, der 1814 seinen „Peter Schlemihl" veröffentlicht hatte, machte 1815 bis 1818 als Botaniker eine Weltumseglung unter Otto v. Kotzebue mit.

Reise um die Welt antreten. Von Neumann[1]) hört man seit anderthalb Jahren nichts.

Berlin, den 3. Juli 1815.

... Nur bei der Humboldt finde ich die vorige Zuvorkommenheit nicht; sie klagt mich an, ich sei ganz anders als sonst und ängstige sie mit dem Zweifel der Falschheit. Humboldt ist dagegen artiger gegen mich wie je ... Koreff ist beweglichen Schwingungen hingegeben, windbeutelt, prunkt, ist gutmütig, liebenswürdig und überaus gern gesehen; ich freue mich zum erstenmal, daß er ein Jude ist. Ich bleibe nämlich nun dabei, daß er einer ist, wenn ich auch selbst daran zweifelte.

Louis Robert ist ganz der Alte; er wird zum stummen Onkel, wenngleich für den Augenblick Koreffs Anwesenheit ihn etwas lebhafter stimmt.

Frankfurt a. M., 9. Juli [1815][2]).

Koreff muß nun auch bald kommen, nach einigen Tagen auch Humboldt.

Kaiserslautern, 10. Juli 1815.

Koreff ist noch zurück. Er hat sich nicht ganz klug benommen. Jordan[3]) ist aufgebracht auf ihn, und nicht mit Unrecht; das paßt zu seinem Betragen gegen die Herzogin von Sagan.

Saarbrücken, den 11. Juli 1815.

Koreff und Philippsborn sind nun auch angekommen und vermehren die Gesellschaft, die schon durch den Minister Altenstein ... und andere zu unterhaltendem Gemisch angewachsen war.

---

1) Wilhelm Neumann (1781—1855), Mitglied des Nordsternbundes, seit 1813 im Kriegskommissariat tätig, 1815 Kriegskommissar, befand sich am Rhein. Er wurde erst 1818 nach Berlin versetzt und 1822 Intendanturrat beim 3. Armeekorps.

2) Am 4. Juli war der Staatskanzler Fürst Hardenberg mit Koreff, Varnhagen und seinem diplomatischen Gefolge nach Paris abgereist.

3) Joh. Ludwig v. Jordan (1773—1848), Geheimer Legationsrat im Ministerium des Auswärtigen.

Paris, den 16. Juli 1815.

Von Epernay, wo uns Koreff, Philippsborn und die übrigen einholten, flogen wir gleichsam . . . nach Paris, wo wir gestern abend bei guter Zeit eintrafen.

Paris, den 4. August 1815.

Gestern wurde hier der Geburtstag des Königs gefeiert . . . Ein Gedicht, das Koreff hat drucken und verteilen lassen, schicke ich Dir mit. Es hat glückliche Stellen, aber auch unglückliche; doch ich will mich nicht dem Tadel überlassen, da ich selbst so wenig geschickt bin, das Lob der Fürsten zu singen.

Paris, den 8. August 1815.

Ich war noch ganz geängstigt und konnte mich nicht fassen, mußte aber zum Kanzler. Auf der Treppe begegnete mir Koreff... und ich teilte ihm gleich aus Deinem Briefe [1]) alles Nötige mit... Er sprach auf das teilnehmendste und nimmt überhaupt nichts leicht, wie du weißt, aber er versicherte mir, es sei keine Wiederkehr des Hüftwehs vorhanden, sondern eine bloße Erkältung, die . . . gewiß schon wieder vergangen sein würde. Wenn es jedoch im geringsten noch fortdauerte, möchtest Du gleich die schwarze Salbe einreiben lassen, es würde darauf gewiß vergehen . . . Die Herzogin von Sagan ist hier angekommen. Ich habe sie aber noch nicht gesehen, Koreff aber.

Für wen läßt sich denn Marianne [2]) malen? Soll Koreffs Novelle, wie man hier sagt, in Erfüllung gehen?

Paris, den 19. August 1815.

Koreff, der eben von mir weggeht, läßt Dich herzlich grüßen und trägt mir auf, Dir zu sagen, Du möchtest kleinen

1) Am 28. Juli hatte Rahel von einem neuen Anfall ihres Hüftwehs geschrieben.

2) Rahel hatte am 28. Juli geschrieben, daß Marianne Saaling (s. Seite 32, 40, 110, 116 ff.) sich malen ließe.

Unpäßlichkeiten nicht nachgeben [1]) . . . Er hat mir Arzneien verschrieben wegen einer Flechte, die ich nach plötzlichem Aufhören meines Hustens am Halse bekam . . . Auch Schwefelbäder soll ich nehmen [2]).

Paris, den 14. September 1815.

Ich aß gestern bei Pfuel [3]), wo auch Koreff war, mit dem ich einen Zank hatte, den ausfechtend und ausgleichend wir bis spät auf dem Quai hin und wieder gingen. Er hatte mir etwas mich Betreffendes halb gesagt und wollte es nicht ganz sagen. Ich war scharf, er weinte fast, ich täte ihm unrecht; er berief sich auf zehnjährige Liebe, die er innig zu mir getragen, rief Dich zum Richter an zwischen uns. Ich war auch weich, aber scharf mußte ich bleiben. Er bekannte seinen Fehl, sagte mir alles, und wir schieden versöhnt. Es war gar nichts Bedeutendes, doch hatte es ihm so geschienen, und er hatte mir allerdings einen Dienst erzeigt.

Dorow über Koreffs Tätigkeit in den Pariser Lazaretten [4])

Das Leben in Paris in diesen Monaten von Ende August (1815) bis zur Abreise im Oktober war so bewegt, daß an ein gehöriges Tagebuch nicht gedacht werden konnte . . . Oft aß Dorow in dieser Zeit beim Staatskanzler . . . Hier trat Dorow auch zu Koreff in freundliche Verbindung. Tätig und aufopfernd im Lazarettwesen, arbeitete dieser geistreiche, bewegliche Mann, mit Eifer jede Gelegenheit ergreifend, wo er nützlich und helfend eingreifen konnte.

---

1) Rahel war in Frankfurt. Ihr Gatte wünschte, daß sie nach Paris nachkäme, was sie aber nicht tat.

2) Am 30. August meldet Varnhagen, daß es ihm wesentlich besser ginge.

3) Ernst Heinrich v. Pfuel (1779—1866), der spätere General und Kriegsminister, war Kommandant von Paris. Über seine Liebe zu Marianne Saaling s. Seite 110, Anm. 2.

4) Erlebtes aus den Jahren 1813 bis 1820 von Dr. Wilhelm Dorow, I, Leipzig 1843, S. 152 f.

Bild des Dichters[1])

Von Koreff

Freund, du verlangest von mir ein Bild, das den Dichter dir darstellt,
Wie der Geweihete lebt jetzt in der heutigen Welt.
Leicht wohl geb' ich dir dies. Blick hin auf Indiens Meerflut,
Und schau Camoëns dort, wie er aus scheiterndem Schiff
In Sturmwogen sich stürzt, von allem Besitztum in einer
Hand die Rolle nur faßt, welcher sein Lied er vertraut[2]),
Und sein göttliches Werk hoch über dem Abgrund emporhält,
Während die andere Hand mühsam die Woge zerteilt.

Der Telegraph[3])

Von Koreff

Über die Häupter der Völker, von Gipfeln der Berge zu Bergen,
Schreitet ein herrschendes Wort, einfachen Zeichen vertraut.
Alle wohl blicken hinauf, doch keiner verstehet das Zeichen,
Wenn es, von allen geschaut, spielend Geheimnisse trägt.
Viele wohl ahmen sie nach, die wechselnde Lufthieroglyphe,
Doch was immer die Hand bildet, nicht wissen sie's selbst;
Endlich zum Bruder, zum Fernen, zum Eingeweihten gelangend,
Klar enträtselndem Sinn spricht sie ein lebendes Wort,
Und in die Tiefe hinab schickt er des Wortes Bedeutung,

---

1) Erstes Gedicht der Sammlung „Lyrische Gedichte, abgedruckt für Freunde", die Koreff 1815 bei Firmin Didot in Paris veröffentlichte.

2) Der große portugiesische Dichter Luiz de Camoëns (1625 bis 1580) rettete 1558 bei einem Schiffbruch an der Mündung des Mekong in Ostasien nur das nackte Leben und die Handschriften seiner berühmten „Lusiaden" (1572).

3) **Ebd.**, S. 8. Der alte optische Zeichentelegraph wurde vor allem im staatlichen Nachrichtendienst verwendet.

Daß es als waltende Tat schreit' im Gedränge des Volkes.
Wohl dem Menschen im Tal, wenn das Wort von den herrschenden Türmen
Wie ein segnender Gott steigt in das Leben hinab,
So wie befruchtend der Tau von ätherischen Höhen hinabwallt,
Um aus der Furche Nacht Saaten zu führen ans Licht.
Wehe dem Sterblichen, weh! wenn den Wink vom Thron des Tyrannen
Nehmend, der Knecht Telegraph Flügel des Sturmes ihm leiht.
So wie der zündende Blitz schnell zischend hin durch die Luft eilt
Und mit dem Flug des Moments kommt an das lockende Ziel,
Wo vor dem rasenden Sturm Schutz suchte der flüchtende Wandrer,
Und das den zündenden Blitz leitend ihm führt auf das Haupt;
So mit gigantischem Fuß, rasch eilend wie zischender Pfeilflug,
Über sein Opfer hinweg schreitet voraus der Tyrann.
Feig in den Lüften versteckt er sich gleich dem Mörder des Dunkels,
Und auf das sichere Haupt rollt die Lawin' er hinab.

Die Säule des Platzes Vendôme an den deutschen Kaiser [1])

Von Koreff

. . . Kommst du meinen Bau zu brechen,
Der dein Volk und dich verhöhnt,
Du, nach dem ich mich gesehnt,
Um die lange Schmach zu rächen?

---

1) Ebd., S. 89 ff. Das Gedicht hat 21 Strophen, von denen oben nur 5 abgedruckt sind. Die Vendômesäule in Paris war 1806 zu Ehren Napoleons I. errichtet worden. Die Bronzereliefs, die sie umwinden, stellen die Geschichte des Krieges gegen Österreich

Ich Metall, dich zu verteid'gen,
Das der Heimat Glut einst schmolz,
Mußte mit des Siegers Stolz
Hier dein Heldenvolk beleid'gen . . .

Zu des großen Rudolphs Sohne
Schreit mein schmachgebrandmarkt Erz:
„Vater, bricht dir nicht das Herz
Ob dem frech vermeßnen Hohne?" . . .

Deutscher Kaiser, laß nicht stehen
Deutschen Volkes Schandepfahl,
Laß an diesem Trauermal
Nicht vorbei den Deutschen gehen . . .

Zieh nicht fort mit deinem Heere
Bis die Feindeserde rein
Ist von unsrer Schande Stein
Und gesühnt die deutsche Ehre.

Gebet eines Magnetiseurs [1])

Von Koreff

Hoch aus eurer sel'gen Ferne
Steiget nieder, lichte Sterne,
Senkt euch in des Menschen Bau,
Wie ihr auf der Wandrung irret
Und doch nie die Bahn verwirret,
Wogend in des Himmels Blau!

Wie sich Sonn' und Mond begegnen
Und die Schwester Erde segnen,
Die an ihrem Lichte blüht,
So mit eurem Strahlenflügel
Über eures Lebens Spiegel,
Übers Menschenleben zieht.

---

und Rußland im Jahre 1805 dar. 1200 österreichische und russische Kanonen waren zu dem Bronzeguß verwendet worden. 1814 hatten royalistische Eiferer die auf ihr stehende Statue Napoleons herabgenommen.

1) Ebd., S. 53 f.

Menschenherz ist Lebenssonne,
Spendet Liebesglück und Wonne,
Tief Geheimnis in ihm wohnt —
Sendet liebend aus die Strahlen,
Ihr verklärtes Bild zu malen
In dem Haupt, des Lebens Mond.

Wie sich Süds und Nordens Klippe
Küßt mit des Magneten Lippe
Und vertraut zusammen wohnt,
So begegnet euch in Frieden,
Nicht mehr kämpfend wild geschieden,
Menschensonn' und Menschenmond!

Länger hadert nicht, Gewalten,
Müßt umarmend fest euch halten
In der Purpurwelle Flut,
Wie sich in der Lüfte Welle
Abendrot und Morgenhelle
Kühlet mit der Rose Glut.

Koreffs Selbstbiographie

Schreiben an den Staatskanzler Fürst Hardenberg[1])

[Paris, Herbst 1815.]

Durchlauchtigster Fürst!

Sie haben mir erlaubt, Sie haben mir befohlen, Ihnen meine Wünsche zu nennen. Ich gehorche Ihren Befehlen, soviel es mir auch kostet, und so wenig ich gewohnt bin, von mir selbst zu sprechen und etwas für mich zu begehren. Doch erlauben Sie mir, daß ich Ihnen vorher eine kleine Skizze meines Lebens entwerfe, damit Sie den Zustand meines Gemütes, worauf sich endlich doch alles gründet, und mein

1) Geheimes Staatsarchiv, Berlin. Rep. 92, Hardenberg, K. 50. Abgedruckt von Max Lenz, „Geschichte der Universität Berlin", Halle 1910, IV, S. 291 ff.

geistiges Bedürfnis kennen mögen. Das Innere des Menschen ist ja nur aus seiner Geschichte zu begreifen. Ihre Güte und huldvolle Nachsicht gibt mir den Mut, Sie um Geduld und Aufmerksamkeit für diese Zeilen zu bitten. — In der Kenntnis der alten Literatur auferzogen, früh von meinem trefflichen Vater in der Medizin theoretisch und praktisch unterrichtet, hatte sich von Jugend an in mir eine entschiedene Neigung zur Poesie und Heilkunde entwickelt, und alle meine geistigen Kräfte nahmen die Richtung nach diesen beiden Polen. Dichtkunst und Erforschung der physischen und geistigen Natur des Menschen war das Ideal der Bildung, dem ich nachstrebte. Reich genug, um nie den Beistand des Staates in Anspruch nehmen zu dürfen, von keinen gewöhnlichen Wünschen verführt, weder von Ehr- noch Habsucht getrieben, hatte ich mir vorgenommen, der Kultur dieser hohen Ideen mein Leben zu weihen, die Heilkunde als eine große, freie, uneigennützige Kunst für arme Leidende unentgeltlich zu üben und sie in ihre uralte Würde und wahrhaft göttliche Bestimmung durch mein Beispiel wieder einzusetzen. Es gelang mir auch, diesen schönen Plan durch mehrere Jahre auszuführen und in beschäftigter Einsamkeit der Wissenschaft, der Musenkunst und dem Wohltun zu leben. Das Unglück der fremden Unterjochung brach über unser Land aus. Durch mehrere Bankerotte unserer Handelshäuser verlor ich den größten Teil meines Vermögens und war genötigt, nun von der Ausübung der Medizin zu leben. Das Herz blutete mir, meinem schönen Plan entsagen, die Kunst zum Handwerk entweihen und in die Rennbahn des gemeinen Lebens zum Kampfe mit Neid und Dummheit hinabsteigen zu müssen. Ich tat es mit Resignation, und das Glück war mir hold. Die Wissenschaft, dankbar für die uneigennützige, edle Art, mit der ich sie früher behandelt hatte, belohnte mich, und ich genoß bald Ruhm und Vertrauen in der großen Stadt, in der wir jetzt sind, und wurde bald einer ihrer glücklichsten und gesuchtesten Ärzte. Doch ließ ich mich, weder vom Glück noch von der Eitelkeit geblendet, verführen

und zum goldsammelnden Routinier einschläfern. Ich fühlte, wie unendlich viel mir noch fehlte, legte eine Praxis, die mir jährlich 30 000 Franken einbrachte, nieder, um mich durch Reisen in dem mittäglichen Europa zu vervollkommnen. Ich opferte mit Vergnügen wieder einen Teil meines Vermögens auf, um mir Kenntnisse jeder Art zu erwerben und mich von allen in der Heilkunst bedeutenden Männern unterrichten zu lassen. So, dem jungen Anacharsis [1]) ähnlich, durchzog ich die Schweiz und ganz Italien als ein Pilgrim der Naturforschung und Geschichte, und ich darf mich rühmen, nicht ohne Nutzen von dieser Wanderung heimgekehrt zu sein und die für meine Umstände verhältnismäßig sehr großen Opfer nicht bereuen zu dürfen. Als ich aus Italien zurückkam, war der Krieg [gegen Rußland] schon ausgebrochen. In Genf wurde ich zurückgehalten, weil man mir einen Paß verweigerte und mich zwingen wollte, als Médecin en chef einen Teil der Großen Armee zu übernehmen. Nur die Freundschaft der Ärzte machte es mir möglich, nach Bern zu kommen, wo ich monatelang vom Nervenfieber und der Ruhr bettlägerig zurückgehalten wurde. Ich hatte dort den Enkel des großen Haller [2]) vom Wahnsinn geheilt, ich hatte in den Hospitälern gute Dienste geleistet, und das dankbare Bern bot mir eine freundliche Existenz in seiner Mitte an. Ich schlug sie aus und bot meine Dienste dem preußischen Heere vor der Schlacht bei Leipzig an. Ich erhielt keine Antwort auf mein Ansuchen. Sobald die Bayern sich erklärt hatten [3]), und ich einen Paß bekommen, eilte ich nach Wien, schrieb wieder um Anstellung, und in der sicheren

---

1) „Voyage du jeune Anarcharsis en Grèce" vom Abbé Barthélemy (1788), die berühmte Schilderung Griechenlands vor Alexander dem Großen.

2) Albrecht v. Haller (1708—1777), der berühmte Schweizer Dichter, Arzt und Naturforscher.

3) Bayern hatte sich kurz vor der Schlacht bei Leipzig durch den Vertrag von Ried (8. Oktober 1813) den Verbündeten angeschlossen.

Erwartung einer günstigen Antwort schlug ich die Anerbietung der Bayern und des Grafen Wallmoden [1]) aus — doch ich harrte vergebens. Der Minister von Humboldt ist von allen diesen Details durch seine Gemahlin unterrichtet, die meine Ungeduld und meinen Kummer über meine Untätigkeit mit Teilnahme sah. — Der Frieden kam, und mein Eifer hatte nicht Gelegenheit gehabt sich zu zeigen. Neid und Mißgunst hatten sein edles Anerbieten verweigert und ignoriert. Aus Mißmut und um meine Kenntnisse über Augenkrankheiten zu bereichern, blieb ich in Wien, und das Glück wurde mir wieder so hold, daß ich durch einige merkwürdige Kuren bald eine sehr ausgebreitete und reiche Praxis bekam. — Ein neuer Krieg brach aus. — Ohne einen Augenblick anzustehn, opferte ich mit Vergnügen alle meine Verhältnisse, die so günstig waren, jeden schwer errungenen Vorteil meiner Lage auf, bot meine Dienste an und hatte das Glück, das Vertrauen Ew. Durchlaucht zu gewinnen. Ob ich meine Pflicht getan und meine Bestimmung erfüllt habe, ob ich eine Auszeichnung oder Tadel verdiene, ziemt mir nicht zu bestimmen. Nur dies wage ich noch zu bemerken, daß der Neid der Militärbehörden mir jede Gelegenheit abzuschneiden suchte und alle meine Anstrengungen in ein perfides Stillschweigen hüllte, damit ich der einzige sei, der nichts getan zu haben scheine. — Der Krieg ist nun geendet, und Ihre Durchlaucht wollen die Gnade haben, für meine Zukunft zu sorgen. Aus dieser Skizze ersehen Ihre Durchlaucht mit Ihrem angeborenen Scharfblick und mit Ihrer durch so viele Erfahrung geprüften Menschenkenntnis leicht wohl ein, welches der Grundton und die Richtung meines Lebens ist. Ich habe Ihnen nicht von meinen schmerzlichen Erfahrungen gesprochen, um Ihre Nachsicht nicht zu mißbrauchen; doch es sei mir vergönnt, Ihnen zu gestehen, daß ich viel, sehr viel gelitten habe und daß durch manches Unglück, das aus der

1) Ludwig Graf Wallmoden-Gimborn (1769—1862), österreichischer General, führte ein Armeekorps während der Freiheitskriege.

Tiefe des Gemütes sich erhob und aus den edelsten Gefühlen entstand, mein Herz gebrochen ist und daß eine ernste Trauer über mein Leben sich düster ausgebreitet hat. Es gibt Wunden, die dieses Leben schlägt und die vielleicht nur ein andres heilt. Wer einmal einen großen Schmerz erfahren hat und ihn ernst in sich trägt, dem wird manches gleichgültig, und es wird ihm unmöglich, sich in gemeinen Verhältnissen abzumühen und um das Alltägliche, Gemeine zu kämpfen. Ich bin in diesem Falle. Zu traurig und zu stolz, um auf Erbärmlichkeiten Wert zu legen, ist mein Sinn nur auf das Edle, Unvergängliche gerichtet, was wir als Beute aus dem Feldzug dieses Lebens einst heimtragen können, und nur dafür habe ich Spannkraft und Begeisterung. — Brauche ich nun wohl dem großen Menschenkenner noch mehr zu sagen, um ihn über meine Lage entscheiden zu lassen? — Berlin hat nur einen einzigen Reiz, nur Ein lebendiges Interesse für mich — die Möglichkeit, über Ihr Leben und Ihre Gesundheit mit der zärtlichen Liebe eines Sohnes und eines scharf beobachtenden Arztes zu wachen. Ich weiß es, daß ich schon damit dem Staate den wesentlichsten Dienst erwiese und mir dadurch die schönste Bürgerkrone verdiente; doch nicht bloß diese kalte Pflicht-Idee, sondern ein ganz andres lebendigeres Gefühl bestimmt mich dazu. Seit ich Sie das erstemal sah, gehört Ihnen mein ganzes Herz an, und es hat Ihnen unwillkürlich Treue und Anhänglichkeit geschworen. Es wird diesen Schwur nie brechen, solang es schlägt. Dies Verhältnis scheint mir desto notwendiger, weil Sie so manches gerechte Vorurteil gegen die Ärzte und so viel ungerechte gegen die Medizin haben, wodurch wohl ein andrer, der Sie weniger liebt als ich, [sich] zu leicht davon abschrecken ließe. Doch damit dies Verhältnis auch den Charakter edler Freiheit und Würde behaupte, muß es notwendig von jedem Eigennutze frei bleiben, und ich würde es mir zur ausdrücklichen Bedingung machen, daß nie von irgendeiner Belohnung für dieses heilige Amt die Rede zwischen uns sei. Es gibt heilige Gegenden im Leben und im Herzen, worauf der Eigennutz



C. A. FÜRST von HARDENBERG.

Lithographie nach F. W. Bollinger (1819)

seinen giftigen Nachtschatten nie werfen darf. Rein und sonnenhell müssen sie bleiben, sonst gedeiht darauf die zarte Pflanze heiligen Gefühles nicht. Dies ist ein solcher Fleck. Sie müssen mir dies versprechen, sonst lähmen Sie mich in meiner frommen Anhänglichkeit und entadeln meine schönste Freude. Denn nicht dem ruhmgekrönten Staatskanzler, nicht dem mächtigen Fürsten will ich dies sein, — der findet Diener genug, — nur dem Manne, dessen hohe, edle Natur mich mit Bewunderung und Liebe erfüllte, nur diesem kann und will ich dies sein. So fühle ich es, und das ursprüngliche Gefühl hat immer recht. Gern will ich von dem Amte leben, das mir der Staat anvertraut, doch das Verhältnis zu Ihnen muß von aller irdischen Nebenrücksicht rein und frei bleiben.

Doch auch dem Staatsmann, dem Fürsten kann ich vielleicht nützlich sein, wenn ich in Berlin bin. Mir dünkt, als nahe eine Zeit, wo Meinungen und Ansichten miteinander kämpfen werden, und wo Männer von redlicher geprüfter Gesinnung, die mit dem Worte umzugehen wissen, die Charakterfestigkeit haben und auf die öffentliche Meinung wohltätig zu wirken verstehen, nicht ganz überflüssig sind. Die Geschichte, besonders die der letzten Jahre, war und ist immer mein Lieblingsstudium, und ich glaube mir schmeicheln zu dürfen, daß selbst aus dem Wenigen, was Ew. Durchlaucht von meinen literarischen Arbeiten kennen, Sie vielleicht nicht das ungünstigste Urteil für diese Art Talent über mich fällen werden, besonders wenn Gelegenheit und Übung mich bestimmten, die politische Richtung dafür einzuschlagen. Ich darf mich dann wohl erdreisten, kühn im voraus zu behaupten, leichtlich denen das Gleichgewicht zu halten, die unter der Maske und dem Medusenschilde eines bis jetzt noch sehr mittelmäßigen Talentes eine nimmer zu sättigende Ehrsucht, wütenden feilen Parteigeist und eine Gesinnung, die nichts mehr heilig achtet, wenn die Losung heißt: Emporkommen! kaum zu verbergen sich die Mühe geben und dennoch auf eine überraschende Art mit Flügelschnelle von

Stufe zu Stufe emporgetragen werden, als hätte die Zeit mit ihnen Eile. Verzeihen Ew. Durchlaucht mir diese Bemerkung. Es wäre verratende Falschheit an Ihnen, wenn ich, wie die Klugheit ratet, sie unterdrückte und nicht den Mut hätte, Ihnen zu mißfallen, wiewohl ich Ihre weise Absicht hierin vielleicht erraten habe und verehre. Dieser Klasse von Schriftstellern einer höchst gefährlichen Opposition, die wie in Frankreich über Brand und Leichname zu Macht und Glanz emporzuklimmen wünscht, dieser sich mit Kraft, Verstand, Tugend und Talent entgegenzusetzen, halte ich für ein höchst verdienstliches Werk, und deswegen wage ich es, mein schwaches Talent Ihnen zur Disposition anzubieten.

Verzeihung für diese Episode!

Was Ew. Durchlaucht für mich in Berlin tun könnten, weiß ich wahrlich nicht. Alle Professuren sind besetzt, besonders die in den Hospitälern für klinische Vorlesungen am Krankenbette, die meine liebste Wirksamkeit wären, um die Jugend zu bilden und die Wissenschaft weiterzubringen. Mich in kleinlicher Praxis den ganzen Tag herumzutreiben, meine Zeit im Wagen zu verlieren, einige Schnupfenfieber und sentimentale Vapeurs zu heilen und von allen wetterwendischen Launen der Mode abzuhängen — dazu bin ich nicht mehr jung genug und fühle auch keinen Beruf dazu. Ich habe dies Leben Jahre lang getrieben und habe erfahren, wie sehr man geistig dabei zurückkommt, wie nur für den Geldbeutel, aber wie nichts für die Wissenschaft dadurch gewonnen wird. — Wär' es meine Absicht, durch die Praxis reich zu werden, so brauchte ich ja bloß in Paris zu bleiben, wo ich schon so sehr bekannt bin und wo man mir jetzt, wie Ew. Durchlaucht wissen, sehr vorteilhafte Anerbietungen macht; oder ich brauchte nur den Ruf nach Neapel anzunehmen, den die Dankbarkeit des Herzogs von Serracapriola . . . mir unaufgefordert zukommen läßt. In Neapel bin ich auch schon bekannt, und als der einzige deutsche Arzt würde ich den Zweck des Reichtums, wenn es der meine wäre, sehr schnell erreichen. Sie sehen also, wie

schwer, ja unmöglich mir es ist, etwas zu bestimmen. Das Einzige wäre vielleicht, . . . mir die Erlaubnis zu erteilen, Vorträge zu halten, und mir das feste Versprechen zu geben, die erste medizinische Stelle im Hospital mit klinischen Vorlesungen, die frei würde, mir zu erteilen. Denn medizinische Vorlesungen zu halten, wenn man nicht praktisch die Beispiele am Krankenbett zeigen kann, ist ein ganz unnützes Unternehmen, wobei man bloß sein Ansehen und seinen Ruf verliert. Vielleicht könnte man mit einer leichten Veranstaltung ein Militärhospital dazu benutzen, um dem Professor Rust[1]) und mir Gelegenheit zu geben, Vorlesungen am Krankenbette zu halten, dort Lazarettärzte für künftige Kriege zu bilden und uns so in das medizinische und chirurgische Fach zu teilen, ohne dadurch andern zu nahe zu treten. Doppelt angenehm wäre es uns, den Rang als Generalchirurgus als Erinnerung zu behalten und so die Möglichkeit zu haben, bei ausbrechendem Kriege sogleich wieder mit diesem Rang in den Dienst für das Vaterland treten zu können . . .

Während dieser Zeit, die notwendig vergehen wird, ehe sich so etwas organisieren läßt, würde ich Ew. Durchlaucht bitten, mich in Regierungsangelegenheiten zu beschäftigen, wie z. B. mir das Kommissorium für die Organisation der medizinischen Studien und Anlagen in der Rheinprovinz in Verbindung mit dem erfahrenen und einsichtsvollen Professor Rust anzuvertrauen. Dies würde mir um desto angenehmer sein, da ich bestimmt versprechen kann, durch den Geist meiner Einrichtungen nicht bloß der Wissenschaft einen neuen Schwung zu geben, sondern auch die Liebe dieser [neuerworbenen] Provinzen für Preußen durch mein Benehmen zu erwerben, ihnen Achtung für den Geist, der uns

1) Johann Nepomuk Rust (1775—1840) trat 1815 auf Koreffs Empfehlung aus österreichischen Diensten in preußische über. Er wurde Generalarzt, Professor an der Militärakademie, Professor an der Universität Berlin und 1821 an Koreffs Stelle Hardenbergs Leibarzt. Vgl. Max Lenz, II, 1, S. 237.

beseelt, einzuflößen und durch die Natur meiner Anlagen einen Zuwachs von Wohlstand für diese Provinzen zu erschaffen . . .

Dieser ehrenvolle Auftrag wird mir desto willkommener sein, da ich für mein Vaterland dann zu tun imstande bin, wozu der Kaiser von Rußland mich zu berufen die Absicht hat, da er durch die Baronin v. Krüdener[1]) und die Gräfin Stourdza[2]) mir anbieten läßt, in seine Dienste zu treten, um das Unternehmen ins Werk zu setzen, wozu der berühmte Frank[3]) berufen war, nämlich klinische Schulen auf verschiedenen Punkten anzulegen. Ich brauche Ew. Durchlaucht wohl nicht erst zu versichern, daß weder das Anerbieten gleichen Ranges mit Stoffregen[4]) noch das Versprechen eines sehr guten Gehaltes und die Sicherstellung für die Zukunft mit allen für die Eitelkeit nur zu erwünschenden Auszeichnungen imstande sind, mich nur einen Augenblick zwischen der Fremde und meinem Vaterlande . . . schwankend und unschlüssig zu machen. Ich bin in diesem Falle wie unser großer Ahnherr Hippokrates gesinnt, der dem Perserkönige, welcher ihm sehr glänzende Vorschläge machte, um ihn an seinen Hof zu locken, antwortete: sein Vaterland, von einer pestartigen Krankheit heimgesucht, bedürfe seiner Hilfe zunächst und verdiene den Vorzug.

Ich habe schon zweimal, in Bern und in Wien, alle Vorteile einer großen Praxis dem Dienste meines Vaterlandes

---

1) Juliane Freifrau v. Krüdener, geb. v. Vietinghoff (1764 bis 1824), die pietistische Freundin des Zaren Alexander I., den Koreff irrtümlich geschlagen hatte (s. Seite 123 f.).

2) Eine Hofdame „v. Strudzka" wird im Gefolge des Zaren in Wien erwähnt.

3) Joh. Peter Frank (1745—1821), hatte seit 1785 eine Klinik in Pavia, seit 1795 in Wien geleitet und war 1804 nach Wilna, dann an die neue medizinisch-chirurgische Akademie in Petersburg und als Leibarzt des Zaren berufen worden, aber 1808 aus Gesundheitsgründen zurückgetreten.

4) Konrad v. Stoffregen (1766—1841), russischer Geheimrat und Leibarzt.

aufgeopfert und würde auch mit Freude es noch zum drittenmal tun; aber ich muß gestehen, daß es deshalb sehr kränkend und bitter für ein fühlendes Herz ist, von so vielen fremden Nationen Beweise der Achtung und des Wohlwollens zu erhalten und nur von seiner eigenen verkannt, gekränkt und mit so vieler Illiberalität behandelt zu werden, wie ich bei meiner Zurückkunft in Berlin und auch diese ganze Zeit von den medizinischen Militärbehörden zu meinem großen Leidwesen erfahren mußte. Schüchtern dadurch geworden, ungeübt mit der Intrige zu kämpfen, nach Ruhe mich sehnend, muß ich Ew. Durchlaucht ergebenst und dringend bitten, schon hier und wenn auch nur vorläufig mit wenig Worten, aber doch bestimmt, über mein künftiges Schicksal zu entscheiden. Ich überlasse es gänzlich Ihrer Gnade, welchen öffentlichen Charakter und Titel Sie mir erteilen und welchen Gehalt Sie mir geben wollen. Ich werde alles, was von Ihnen kommt, mit Dank und Rührung annehmen und danke Ihnen im voraus für die Muße, die mir Ihre Huld gewähren wird, um einen Teil meiner Arbeiten, sowohl medizinischer als anderer Art, endlich herausgeben zu können. Ich wage nur noch die Bitte, mir, wenn ich in Berlin bleiben sollte, wegen der Aufstellung meiner ziemlich großen Bibliothek eine Wohnung in dem Universitätsquartier zu bewilligen . . .

Wilhelm v. Humboldt an Fürst Hardenberg [1]

Frankfurt a. M., 1. Dezember 1815.

Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen, bester Fürst, noch vor Ihrer Abreise Wolfarts, Koreffs, Klaproths und Kunths [2]) Angelegenheiten in Erinnerung zu bringen. Ob-

---

1) Geh. Staatsarchiv, Berlin. Rep. 74, LV., Vol. I, Blatt 187 f. Gekürzt. Das ganze Schreiben bei Max Lenz, l. c., IV, S. 296 ff.

2) Über Wolfart und Klaproth s. Seite 45 und 38. Johann Christian Kunth (1757—1829) war Humboldts Erzieher gewesen. Er wurde später preußischer Staatsrat und Geheimer Oberregierungsrat.

gleich ich mich für alle viere auch persönlich und freundschaftlich interessiere, so kann ich doch mit Wahrheit versichern, daß mich bei meiner Empfehlung noch weit mehr allgemeine Rücksichten bestimmen.

Sie urteilen selbst so richtig und einsichtsvoll über den Magnetismus, daß es überflüssig sein würde, gegen Sie ein Wort zu seiner Anpreisung oder Rechtfertigung zuzufügen. Insofern nun magnetische Kuren Wert haben, leistet Wolfart ohne allen Zweifel sehr viel. Er ist es, dem man es verdankt, daß Berlin jetzt vielleicht der einzige Ort ist, an dem auf wahrhaft vernünftige Weise magnetisiert und eine so wunderbare Naturkraft weder als eine Kuriosität . . . noch bloß theoretisch, . . . sondern wahrhaft praktisch, als Heilart, behandelt wird. In seiner jetzigen Lage aber, ohne alle Unterstützung, selbst ohne alle Anerkennung seines Verdienstes um diese Sache, wird es ihm nicht möglich werden, sie lange fortzusetzen. Er hat selbst jetzt mit mehr Schwierigkeiten darin zu kämpfen, weil es auffallen muß, daß er, obgleich er Schriftsteller und praktischer Arzt ist, nicht einmal eine ordentliche Professur hat erlangen können . . . Die Professur gebührt ihm gewiß auch nach Ew. Durchlaucht Urteil, es ist Ihnen auch hinlänglich bekannt, welche Schwierigkeiten er bisher gefunden hat, eine zu erlangen. Es wird Ihnen aber leicht werden, diese Hindernisse zu besiegen.

Für Koreff haben Sie selbst so günstige Gesinnung, daß ich seiner kaum zu erwähnen brauche. Ich beschränke mich daher nur darauf, . . . Ihnen zu sagen, daß ich seine Anstellung am nützlichsten in Berlin, sollte dies aber nicht möglich sein, in den Rheinprovinzen halten würde . . .[1]).

---

1) Das Weitere betrifft Klaproth und Kunth. Für Julius Klaproth beantragte Humboldt: ein jährliches Gehalt von 800 Tlr. sowie, zunächst für 6 Jahre, einen jährlichen Zuschuß von 1200 Tlr. zur Herausgabe seiner wissenschaftlichen Werke. Die Aufsicht über die Verwendung dieser Summe und die Drucklegung der Werke zu übernehmen erklärte Humboldt sich gern bereit.

* Koreff an Goethe [1])

[Weimar, 4. Dezember 1815.]

Ich bitte Ihre Exzellenz mir zu erlauben, Ihnen diese Kleinigkeit [2]) anbieten zu dürfen. Dadurch, daß Sie sie annehmen, wird sie für mich erst Wert bekommen. Wir reisen leider schon morgen sehr früh, und ich kann nicht mehr das Glück haben, Sie zu sehen. Noch einmal Dank für Ihre holde Güte. Mit dankbarem Herzen fühle und erkenne ich die süße Wohltat, einen großen Mann gesehen zu haben — ein seltner Genuß in unserm Jahrhundert! Leben Sie wohl und lassen Sie mir die süße Hoffnung, mit Ihnen in Berührung zu bleiben. Ich sehne mich nach Ihrer Schrift über die Rheinlande [3]). Das Gute, was daraus entspringt, sollen diese glücklichen Provinzen Ihnen danken. Ew. Exzellenz ergebener

Koreff.

Meine Adresse ist: Doktor Koreff, abzugeben beim Fürsten Hardenberg.

---

1) Vom Goethe- und Schillerarchiv in Weimar freundlichst zur Verfügung gestellt. Das Datum ergibt sich aus Goethes Tagebuch (Weimarer Ausg. III, 5, S. 194), wo es am 4. Dezember 1815 heißt: „Des Fürsten Hardenberg Ankunft . . . Coreff Dr. L[eib]-arzt. Wilhelm Tell. Coreff in der Loge. Gedichte.“ Offenbar handelte es sich um eine Freimaurerloge, denn am 5. Dezember vermerkt Goethe die Aufnahme seines Sohnes in die Loge.

2) Koreffs „Lyrische Gedichte“ (Paris 1815).

3) Über Kunst- und Altertum in den Rhein- und Maingegenden, 1. Heft, Stuttgart 1816. Die Zeitschrift wurde bis 1832 fortgesetzt.

Friedrich August Stägemann an Varnhagen v. Ense[1])

Berlin, den 9. Dezember 1815.

Dem Koreff habe ich wegen der Dedikation[2]) unrecht getan. Ich habe sie wirklich auch in meinem Exemplar und hatte sie ganz übersehen. Er war in Weimar bei Goethe, der ihm viel vorgelesen, sagt er.

---

1) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine und Bettina v. Arnim, nebst Briefen, Anmerkungen u. Notizen von Varnhagen von Ense. Leipzig 1865, S. 18. Friedrich August Stägemann (1763—1840), patriotischer Dichter, seit 1809 im Staatsdienst als Gehilfe Hardenbergs, 1816 geadelt, 1817 Staatsrat.

2) In Koreffs „Lyrischen Gedichten".

Koreff im Preußischen Staatsdienst

1. Bis zum Aachener Kongreß (1815—1818)

Der Kreis des Nordsternbundes seit 1815[1])

Nicht gesäumt hatte ich, die jüngeren [? älteren] Freunde aufzusuchen. Neumann war bei den Truppen am Rhein[2]), Hitzig aber, Ludwig Robert, Theremin und Chamisso lebten in Berlin, wo nun auch Koreff, der sich dem Staatskanzler als Arzt angeschlossen, mit diesem eingetroffen war. Wir hatten alle, seit unserem dichterischen Bunde, mancherlei Schicksalsbahnen durchlaufen, und unsere damaligen Wünsche . . . waren zum Teil erfüllt worden, und neue Wandlungen standen eben bevor . . . Aber es fehlte viel, daß wir überhaupt die frühere Zeit unverändert hätten zurückrufen können. Wir kamen im Schulgarten zusammen und versuchten die alten Töne anzustimmen; uns Vertrauteren wäre das allenfalls gelungen, allein mancher der Freunde hatte neue Freunde mitgebracht, . . . und das Fremde überwog so sehr, daß wir in eine zufällige Wirtshausgesellschaft geraten schienen. Es half nichts, daß der Humorist Hoffmann[3]) sich alle ersinnliche Mühe gab, uns durch Laune und Witz zu unterhalten, daß er uns und namentlich mir alle Zuneigung eines unserem Bund in der Ferne längst Angehörigen herzlich entgegenbrachte, sein ganzes Wesen stand mit dem unsern

---

1) Varnhagen v. Ense, „Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens". (Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften. Neue Folge, Band III, Leipzig 1846, S. 144 ff. „Nach dem Wiener Kongreß. Berlin, Paris 1815".)

2) S. Seite 134.

3) Gemeint ist E. Th. A. Hoffmann (1776—1822). Varnhagen gesteht (S. 147), er habe an Hoffmanns Schriften nie besonderes Wohlgefallen gefunden, im Gegenteil sich „oft im stillen gewundert, daß soviel Aufmerksamkeit und Eifer sich ihnen zuwandte". Das war ungefähr das Urteil Goethes über E. Th. Hoffmann!

im vollen Gegensatz. Er riß wohl Koreff und auch Ludwig Robert in seine Art mit hinüber, aber in den krampfhaften Sprüngen dieser Laune und in dem Lärm des meist groben Beifalls ging um so gewisser unser früherer Sinn und Ton völlig unter . . .

Sehr anziehend war es mir, Frau v. Humboldt in Berlin wiederzusehen. Ihre nachgiebige Einbildungskraft hatte die Erregung der Zeit ganz in sich aufgenommen, weit mehr, als daß ich mit ihr hätte einstimmen können . . . Sie hatte mit anderen Tagesströmungen auch das Treiben mit dem Lebensmagnetismus eifrig erfaßt, welchen der Doktor Wolfart, auch ein Angehöriger unseres Dichterbundes[1]), in weiten Kreisen und, wie man sagte, mit großem Erfolg, geltend machte. Nach langer Vergessenheit war der Mesmerismus durch den sinnigen Arzt Dr. Kluge[2]) vor einigen Jahren in Berlin wieder an das Licht gezogen und durch eine gediegene Darstellung dem allgemeinen Verständnis eröffnet worden. Seitdem hatte Wolfart sich dieser Behandlungsweise mit vielem Glück bemächtigt, und Frau v. Humboldt gehörte zu seinen Gläubigen.

Als Koreff in Berlin anlangte, kam Wolfart ihm sogleich mit der Anzeige entgegen, eine Hellseherin habe ihm dessen Ankunft als die eines stärkenden Gleichgesinnten vorausgesagt, und er begrüßte ihn freudig als den Verkündeten[3]). Koreff, auf einen so vertrauten Boden versetzt, erging sich nach Herzenslust auf diesem Tummelplatz und lebte und webte nun in magnetischen Versuchen und Beratungen. Dr. Erhard[4]), ein strenger Verstandesmann, verneinte starr all

---

1) S. Seite 45.

2) Karl Alexander Ferdinand Kluge (geb. 1782). Über ihn W. Ermann, Der tierische Magnetismus in Preußen, München und Berlin 1925, S. 16 f.

3) S. Seite 45.

4) Joh. Benjamin Erhard (1766—1827), Arzt in Berlin, 1817 Mitglied der Ober-Examinations-Kommission, 1822 Medizinalrat, Verf. medizinischer und philosophischer Schriften.

die Erscheinungen, die man ihm vorführte, und wollte sich auf die Prüfung so dunkler Tatsachen gar nicht einlassen. Ebensowenig war Troxler [1]) zu gewinnen, denn indem er bereitwillig die wirksame Kraft anerkannte, auch ihre heilende Anwendung gern gestattete, leugnete er doch, daß diese Kraft eine höhere Sphäre des Daseins aufschließe, sondern behauptete, nur zu einer untern führe sie zurück, zu einer von dem vernunftwachen Menschen überwundenen . . . Der Aufschwung des Mesmerismus aber wurde durch solche Einwendungen in Berlin nicht gehindert, sondern dauerte viele Jahre fort. Die vornehme, zum Teil die gelehrte Welt, beugte sich diesem Einflusse, besonders die Frauen. Hardenberg ließ sich magnetisch behandeln, Schleiermacher, und sogar Erhard gestand manche Tatsachen zu, nur nicht die Folgerungen, die man damit verknüpfen wollte. Zuletzt erlosch die Teilnahme an der Übersättigung und an einigen ärgerlichen Vorfällen, die wohl darlegten, daß die Sache mißbraucht werden könne, allein über den Wert oder Unwert derselben eigentlich nicht entscheiden durften.

Beim Beginn einer magnetischen Behandlung [2])

Sonett von Koreff

Schau, wie aus seines Busens Purpurquelle
Der Pelikan den Kindern Leben spendet,
Wie sich zum Säugling eine Mutter wendet,
So gern für ihn verströmt des Lebens Welle.

Ihr heilig Reinstes an des Altars Schwelle
Die Lieb' als hohes Opfer frei verpfändet;
Der Heiland selbst die Sühnung so vollendet,
Zerreißt durch Liebe nur das Herz der Hölle.

---

1) Ignaz Paul Natalis Troxler, Schweizer Arzt in Berlin und Naturphilosoph.

2) Aus Isidorus Orientalis' (Otto Heinrich Graf v. Loeben) „Hesperiden", Leipzig 1816, S. 43.

Was ich der Tiefe Geistern abgewonnen,
Was ich durch wilde Schmerzen fromm errungen,
Des tiefsten Lebens und der Liebe Beute,

Schütt' ich dir in den Schoß beim Licht der Sonnen,
Daß durch mein Liebeswerk dein Weh bezwungen,
Dir meiner Brust Geheimnis heilig deute.

Aus Dorow, „Erlebtes" usw.[1])

Er [Dorow] hatte in Paris durch Herrn Wilhelm v. Humboldt Briefe für Frau v. Humboldt in Berlin erhalten, die ihm einen freundlichen Empfang bei dieser geistvollen Frau bereiteten. Er fand in diesem Kreise den Kammergerichtsrat Hoffmann (Bruder Medardus), der einen sehr unheimlichen Eindruck machte, ja wahrhaft gespenstisch auf ihn einwirkte. Dorows Gefühl war so erregt durch diese äußere Erscheinung, daß die Augen sofort auf Hoffmanns Füße sich richteten, ob nicht vielleicht der Pferdefuß irgendwo zum Vorschein kommen möchte! Auch Koreff sah er daselbst wieder, der sich in diesen Kreisen sehr bequem zu bewegen schien.

Die Serapionsbrüder[2])

Hitzig . . . hatte die Einrichtung begründet, daß man einmal in der Woche in Hoffmanns Wohnung[3]) zusammenkam, um sich miteinander zu besprechen und das etwa Gearbeitete mitzuteilen, wobei, um den Charakter dieser Gesellschaft nicht zu verletzen, die höchste Mäßigkeit als Hauptgesetz angenommen war . . . Die Grundpfeiler dieses Vereins bildeten,

---

1) Bd. III, S. 168. Dorow war seit Ende November 1815 in Berlin. E. Th. A. Hoffmann war seit dem Herbst 1814 am Kammergericht in Berlin angestellt. Erst am 1. Mai 1816 wurde er besoldeter Kammergerichtsrat.

2) Julius Eduard Hitzig, Aus Hoffmanns Leben und Nachlaß, Berlin 1823, II, S. 130 f. Hitzig war 1808 bis 1814 Buchhändler, seit 1815 Kriminalrat, später Kriminaldirektor beim Kammergericht in Berlin.

3) Hoffmann wohnte seit dem Sommer 1815 Taubenstr. 31, Ecke Charlottenstraße, gegenüber dem Schauspielhause.

nächst Hoffmann, Contessa[1]), Koreff, ein ausgezeichneter Arzt (sprechend sind beide gezeichnet Serapionsbrüder Band 2, Contessa als Sylvester S. 4 und Koreff als Vinzenz S. 6) und Hitzig[2]). Ein vortrefflicher ineinandergreifendes Quattuor mochte nicht leicht zu finden sein. Koreff war der einzige Mensch, dem Hoffmann geduldig zuhörte, weil er ihn in der Unterhaltung an sprudelndem, lebendigem Witze oft und an Kenntnissen immer überbot, auch dabei gutmütig genug war, ihn reden zu lassen, so oft er wollte. Contessa, selbst wenig redend, horchte auf Alles, was die Freunde an Witz ausgehen ließen, mit dem beredtesten Beifallslächeln, . . . von Zeit zu Zeit ein kleines, aber entscheidendes Wörtchen zugebend. Und Hitzig, der mit Contessa das Publikum bildete und alle drei übrigen besser und länger, als sie sich unter einander, kannte, verstand darum die Kunst, Lücken im Gespräch auszufüllen, und wo es matt wurde, es wieder anzuregen.

Am Abend eines Tages, der nach dem von Hoffmanns Gattin herbeigebrachten polnischen Kalender den Namen des heiligen Serapion führte, wurde die Gesellschaft eingeweiht, nach jenem Heiligen benannt und gedieh fröhlich, bis sie durch den Umstand, daß Contessa seinen Wohnort von Berlin verlegte, und in Koreffs Person begründete Hindernisse zum großen Leidwesen aller ihr Ende erreichte; denn wirklich wurde in einer solchen Zusammenkunft eine Masse von Witz und Geist konsumiert, daß ein gewöhnlicher Tee durch die ganze Lebenszeit des Teegebers davon hätte bestehen und noch auf seine Erben ein gutes Teil hätte übergehen können. (Man vergleiche mit dieser ganzen Erzählung Serapionsbrüder Bd. 1, S. 20, 116, 222 u. a. O.)

Auch an erfreulichen Besuchen fehlte es den Serapionsbrüdern nicht. Ein richtiger Takt sagte den Mitgliedern schon, wen sie mitbringen durften, wen aber nicht, und gewiß ist keiner der Zugezogenen unbefriedigt aus dem heiteren

1) Karl Wilhelm Salice Contessa (1777—1828), romantischer Dichter.

2) Als Serapionsbruder Ottmar; Hoffman selbst als Theodor.

Kreise geschieden. (Der Herausgeber erinnert u. a. Herrn General v. Pfuel[1]) in Coblenz an den Abend, wo die Versuche gemacht wurden, einen Ring durch die Willenskraft in Bewegung zu setzen.)

Karoline an Wilhelm von Humboldt[2])

Berlin, 9. Dezember 1815.

. . . Seitdem ist Koreff zu mir gekommen. Er trat vorgestern abend unvermutet ins Zimmer, wie wir um den Teetisch herumsaßen, und brachte mir Deine und Flemmings[3]) Grüße . . .

Ich werde nur selten magnetisiert. Nur von Zeit zu Zeit läßt er [Wolfart] mich eine Nacht magnetisch schlafen. Die Erquickung solcher Nacht, das Gefühl erhöhter Gesundheit und Lebensfülle, was ich dann aber auch in den nächsten Tagen habe, kann ich Dir gar nicht beschreiben[4]).

Wilhelm an Karoline v. Humboldt[5])

Frankfurt, 15. Dezember 1815.

Du hattest mir nicht von dem langdauernden Herzkrampf und der Bewußtlosigkeit geschrieben. Solche Anfälle sind doch äußerst beängstigend. Doch hoffe ich, soll es wirklich die Krise gewesen sein. Da Koreff und Wolfart nun zusammen für Dich sorgen werden, so hoffe ich, soll der Winter Dich wirklich in Deiner Wiederherstellung viel weiter bringen und sie sogar ganz vollenden. Von der magnetischen Kur kann man solche Hoffnungen schöpfen, denn sie ist durchaus wundervoll und unbegreiflich, und wenn sie auf irgend jemand wohltätig wirkt, so ist es gewiß auf Dich, die Du gerade so gebaut und

1) S. Seite 136.

2) Briefwechsel, V, S. 148.

3) Graf Flemming (gest. 1827), ein Neffe Hardenbergs, war damals Legationssekretär bei Humboldt.

4) Sie beichtet dann einen Herzkrampf mit stundenlanger Bewußtlosigkeit, den sie vor vier Wochen gehabt hatte.

5) Briefwechsel, V, S. 151.



E. T. W. Hoffmann.

Stich nach seiner eignen Zeichnung

geartet bist, daß Du gewiß mehr als irgend jemand mit den geheimsten Kräften der Natur in der engsten Berührung stehst . . .

Friedrich August Stägemann an Varnhagen v. Ense in Mannheim[1])

Berlin, den 20. Januar 1816.

. . . Man war bisher über Koreffs wahres Christentum[2]) hier zweifelhaft; diesen Zweifel hat jetzt das Eiserne Kreuz beseitigt, obwohl Schulze[3]) behauptet, daß ein jüdischer Freiwilliger, der sogar Ischariot geheißen, damit versehen worden sei. Der König geht davon aus, daß ein Jude das Kreuz als Symbol des Christentums nicht tragen könne; sein eignes Gewissen könne es ihm nicht erlauben . . .

Aus Dorow, „Erlebtes" usw.[4])

In den Tagen des Februar [1816], vor der Abreise nach Dresden[5]), hatte D. das Glück, den Staatskanzler beinahe täglich zu sprechen und bei ihm zu essen . . .

[In diesem Kreise wurde stark über die Gesandten und die neuesten diplomatischen Ernennungen hergezogen.]

Frau von Humboldt beurteilte die erwählten Gesandten ebenso. Koreff machte selbst in Gegenwart des Staatskanzlers die ärgsten Witze, sprach von „Probeschüssen, die gemacht würden, von hohlen Nüssen und von Gnadenbezeugungen, für die man es halten müßte, wenn man diese oder jene jetzt erwählte Stubenexzellenz selbst nur zum letzten Sekretär gemacht hätte!"

---

1) Briefe von Stägemann usw., S. 22. Varnhagen war seit Ende Oktober 1815 preußischer Geschäftsträger am Badischen Hofe.

2) Anspielung auf das Erbauungsbuch „Das wahre Christentum" von Johann Arndt (1605). Koreffs Taufe fand gleichwohl erst im August 1816 (s. dort) statt.

3) Vielleicht der späterhin genannte Johannes Schulze (1786—1869).

4) Bd. III, S. 174 ff.

5) Dorow ging am 16. Februar als preußischer Legationssekretär nach Dresden.

* Koreff an den Fürsten Hardenberg [1])

[Berlin, Mitte Februar 1816.]

Meine Persönlichkeit, meine Lage, meine Verhältnisse sind, vom Standpunkt Ihrer Durchlaucht aus gesehen, eine so unbedeutende Kleinigkeit, daß es sehr arrogant wäre, Ihr Gedächtnis dafür in Anspruch zu nehmen. Erlauben Sie mir, da es jetzt auf das Geschick meines Lebens ankommt, die Details davon Ihnen zurückzurufen.

In dem Reskripte, das ich in Wien aus den Händen Ihrer Durchlaucht empfing, steht, daß ich sogleich nach Beendigung des Feldzuges eine ordentliche Professur und die Stelle eines Medizinalrates mit einem auskömmlichen Gehalte, als Entschädigung für die Aufopferung meiner Praxis und aller meiner Verhältnisse, erhalten würde.

In Paris änderte sich dies Verhältnis und seine Folgen.

Ich erhielt den glänzendsten Ruf nach Rußland, Neapel, Frankreich und Holland. überall wurde mir die größte Klinik, die damit verknüpften Ehrenstellen und bedeutender Gehalt angeboten. Dies war für mich sehr lockend, da ich für mein bürgerliches Leben nichts habe als meine unglückliche Wissenschaft und jetzt in den Jahren bin, wo ich für meine Zukunft sorgen muß, da ich bisher nur für die Wissenschaft und für die Geisteskultur alle äußeren Vorteile hingab.

Es fiel meinem Herzen schwer, Ihre Durchlaucht zu verlassen. Ich zeigte Ihnen diese verschiedenen Anerbieten an, und Sie wünschten, daß ich nichts davon annähme, und Sie versprachen mir, mich dafür zu entschädigen und mir einen ähnlichen Wirkungskreis zu geben.

Ich machte Sie auf alle Schwierigkeiten aufmerksam, die sich Ihrem guten Willen entgegenstellen würden — Ihro Durchlaucht verharrten dennoch bei Ihrer gütigen Zusage. Ich machte die Professur der medizinischen Klinik zur ausdrücklichen Bedingung, weil ohne sie kein Wirkungskreis für mich denkbar, erfreulich und nützlich ist. (Ich berufe mich

---

1) Geh. Staatsarchiv, Berlin. Rep. 92, Hardenberg, K. 50. Undatiert. Das Datum ergibt sich aus dem Inhalt.

auf die an Ew. Durchlaucht in Paris geschriebenen Briefe.) Sie hatten die Gnade, dies mir zuzusichern und zugleich den Wunsch zu äußern, mich in Berlin zu behalten und mir ad interim das Kommissorium der Organisation der Medizinalverhältnisse auf der Rhein-Universität zu geben. — Ich bat um schriftliche Versicherung; Ihro Durchlaucht sagten mir, daß Ihr Wort mehr als genug sei. — Ich vertraute diesem von ganz Europa so hoch verehrten Worte, schlug alles ohne Vorbehalt aus; andere Männer wurden sogleich auf die mir angebotenen Posten berufen, das Glück war verscherzt, und ich wartete auf unsere Zurückkunft nach Berlin mit frohem Mut und felsenfestem Vertrauen. Jetzt sind wir schon 9 Wochen hier, und noch nichts ist für meine Anstellung geschehen.

Ich erkläre Ihrer Durchlaucht noch einmal, daß ich *kein anderes Motiv habe, in Berlin bleiben zu wollen*, als den Wunsch, den Ihre Durchlaucht oft geäußert haben, mich in Ihrer Nähe zu wissen, meine innige Anhänglichkeit an Ihre Person und mein Wunsch, als Ihr guter Genius über Ihre Tage zu wachen. Ist dies nicht der Fall, ist Ihnen dies gleichgültig, so bitte ich Sie im Gegenteil, mich so schnell wie möglich in die Rheinprovinz zu senden, wo ich die Direktion der Klinik nach Ihrer Zusage haben, sehr viel wirken und mir bald Ruhm erwerben kann, während ich hier immer gedrückt und beengt sein werde, wie ich wohl voraussehe.

Es ist ein *Opfer*, das ich zwar mit Freude Ihnen bringe, *hier* zu bleiben. Doch Sie sind zu großmütig, zu edel gesinnt, um mich für dieses neue Opfer nicht wenigstens durch *schnelle Bestimmung* meiner Verhältnisse zu entschädigen.

Wie weh es mir getan hat, zum Minister von Schuckmann[1]) wie ein *Supplikant* zu gehen und die schnöde Antwort zu hören, *es sein für mich nichts da*, mit der man

---

1) S. Seite 176, Anm. 2.

wohl einen überlästigen Bettler abspeist, dies möge Ihr Gefühl einzig und allein beurteilen.

Ihrer Billigkeit, Durchlaucht, sei es überlassen, welchen Rang in den Medizinalverhältnissen Sie mir geben wollen. Ich habe das Vertrauen, daß ich nicht hinter Kohlrausch [1]) und Graefe [2]) werde zu stehen kommen. Ebenso sei Ihrer Großmut die Bestimmung meines Gehaltes überlassen. Ich bitte nur darauf Rücksicht zu nehmen, daß ich meine Kräfte dem Staate und der Wissenschaft zu widmen gesonnen bin und daher durch Privatpraxis nicht leben kann. Um also jeden Kampf des Neides zu beseitigen und Ihrer Durchlaucht etwas zu erleichtern, bitte ich, nach Feststellung meines Ranges und Gehaltes mir folgendes zuzusichern:

Mich zum Professor der Physiologie zu ernennen, mir einen Raum anweisen zu lassen, wo ich meine Versuche zur Belehrung meiner Zuhörer und zur Erweiterung der Wissenschaft bequem anstellen kann, mir die sichre Zusage auf die zuerst frei werdende medizinische und ophthalmologische Klinik zu geben und unterdeß, da dies letztere noch zehn und mehr Jahre dauern kann, mir die medizinische Klinik in einem zu errichtenden Militärspitale zu geben, die ich gratis halten will, was zwar auch noch sich einige Jahre hinziehen kann.

So trete ich niemanden in den Weg. Wie unendlich bescheiden diese Forderungen sind, werden Ew. Durchlaucht nach allen vorhergehenden Aufopferungen am besten beurteilen.

Stimmte dies mit der Absicht Ihrer Durchlaucht nicht überein, so bitte ich, mich auf die Rhein-Universität zu senden.

Nur um die einzige wahre Gunst bitte und beschwöre ich Sie, wenn Ihr Herz mir nicht ganz verschlossen ist, nämlich schnell zu entscheiden, was es auch sein möge.

Ich spreche nicht davon, daß die Ungewißheit meiner Lage meine ökonomischen Verhältnisse zerrüttet — dies wäre das

1) Heinrich Friedrich Theodor Kohlrausch (1780—1865), Geh. Medizinalrat.

2) S. Seite 243.

Unbedeutendste. Aber sie zerrüttet mein Gemüt und meinen Geist. Es liegt in meinem Charakter — ich will es nicht entschuldigen — aber es liegt einmal darin — ich kann auf der Marterbank der Ungewißheit und Unruhe nicht liegen, ohne wirklich zu vergehen. Haben Sie also Mitleid mit dieser Stimmung, die mich so sehr quält. Sie haben mir ja erlaubt, mit Ihrem Herzen offen zu reden. Ich bitte nur um schnelle Entscheidung meines Schicksals. Was es denn auch sei, ich werde mich zu fassen wissen.

Generaldirektor Dr. Ludwig v. Voß an Dorow [1])

Berlin, den 10. März 1816.

Ich studiere jetzt mit ganzer Seele den Mesmerismus. Um so mehr hat mich das alles ergriffen, weil es über meine Erwartungen weit hinüber ist, und weil ich sehr vieles ausgesprochen finde, was ich durch verschiedenartige Untersuchung gefunden und gedacht. Wie viel freier und ungenierter kann ich nun meine Ansichten über das Schicksal der Erde, über den Menschen und über die Natur mitteilen und aussprechen, da ich jetzt mehr als je erkenne, daß ich es aussprechen darf, ohne mich um das verschiedene Urteil anderer zu kümmern. Die Wahrheit behauptet doch ihr Recht . . . Nun atme ich von Tag zu Tag freier in Gottes Luft, die Brust wird weiter, das Herz scheint sich wieder zu verfestigen; ich empfinde, daß mir wieder Gesundheit zuteil werden wird. Dem Dr. Koreff bin ich dafür großen Dank schuldig; denn indem ich ihm die Idee verdanke, durch Magnetismus hergestellt werden zu können, und indem er mich veranlaßte, zu dem braven Professor Wolfart zu gehen, habe ich es ihm zuerst zu verdanken, wenn ich nun wieder einmal frisch gegen eine Höhe hinangehen werde.

1) Dorow, Erlebtes usw., IV, S. 127. Dr. Ludwig v. Voß (1775—1835) war preußischer Generaldirektor des Militärlazarettwesens in den Jahren 1813 bis 1815 gewesen. (S. Dorow, Erlebtes, Bd. I.)

Karoline an Wilhelm v. Humboldt [1])

Berlin, 17. März 1816.

. . . Koreff ist täglich um den Fürsten und ist gern gesehen, was er als Arzt und durch seine Verehrung für Hardenberg auch verdient. Da hat sich nun der Staatskanzler mehrmals über seine Umgebung herausgelassen, die er im Innern seiner Seele nach ihrem wahren Wert zu würdigen weiß. Da hat ihm denn auch Koreff unter anderm einmal gesagt, wie er ernstlich darauf denken sollte, einen Mann von unbescholtenem Charakter wie Du, der ihm rein und persönlich . . . ergeben wäre, neben sich zu haben. Er hat ihn darauf aufmerksam gemacht, wie selbst seine Schwerhörigkeit ihm die Übersicht, die feineren Beziehungen . . . entzöge, und wie doppelt wichtig ihm daher eine [Unterstützung] wie die Deine sein müsse. Koreff sagt, der Staatskanzler sei sehr gerührt gewesen und habe ihm gesagt, daß er das alles tief empfinde und lange in seinem Innern erwogen habe, daß er aber durchaus keinen wisse, dem er jetzt den Posten in Paris [2]) anvertrauen könne, und daß er sich also seines eigenen Wunsches begeben müsse . . .

Wilhelm an Karoline v. Humboldt [3])

Frankfurt, 22. März 1816.

Koreff schreibt ja der [Marquise de] Custine [4]) Wunderdinge über eine Somnambule in Berlin [5]). Sage mir doch, wie sie heißt und wer sie ist. Sie soll ja auch in der Entfernung erscheinen und der Leute ihre Gedanken im Kopf

1) Briefwechsel, Bd. V, S. 205 f.

2) Humboldt, damals preußischer Gesandter beim deutschen Bundestage in Frankfurt, sollte Gesandter in Paris werden.

3) Briefwechsel, Bd. V, S. 211.

4) Die Marquise de Custine weilte seit Ende Dezember 1814 in Frankfurt, wo sie mit Humboldt, dem Ehepaar Varnhagen, Dorothea Schlegel u. a. intim verkehrte. (Maugras, S. 507 ff.)

5) S. den folgenden Brief.

kennen. Ich hätte eine wahre Furcht davor. Es ist, als käme etwas aus der andern Welt zu einem herüber und führte einen dann doch nur so weit, als es für gut fände . . . Die Custine hatte die größte Lust, nach Berlin zu reisen darum, es fehlt ihr nur am Gelde.

Karoline an Wilhelm von Humboldt [1])

Berlin, 26. März 1816.

Die Somnambule habe ich gesehen. Es ist die Witwe eines Professors Fischer und allerdings eine höchst merkwürdige Erscheinung. Sie ward aus Gram über den Tod ihres Mannes krank, lebte an einem kleinen Ort, wo niemand sie zu behandeln wußte. Ihr übel war ein unerträglicher Kopfschmerz auf der linken Seite und Schmerzen in der Milz. Sie geriet in einen traumähnlichen Zustand mit offnen Augen, wo sie Dinge gegenwärtig, Menschen und Dinge beschrieb, die sie nie gesehen, nie hatte nennen hören. So zeigte ihr dieser wache Traum das Zimmer Wolfarts mit dem Baquet [2]), den Professor selbst, und sie beschrieb ihn und das Baquet . . . so haarklein, daß ihre Mutter . . . alles aufzeichnen konnte. Sie sah darauf ihre ganze Behandlung und wie sie genesen würde. Man brachte sie hierher. Sie konnte seit einigen Jahren nicht gehen und nicht essen. Sie lebt auch jetzt nur von magnetisiertem Wasser und von einer Tasse Kaffee am Morgen, doch fängt sie an aufzustehen . . . Ihr Kopfschmerz hat sich in einen Abszeß aufgelöst, der durch das Ohr abgeschlossen ist. Ich weiß, daß Koreff kürzlich einmal mit jemand bei ihr war, dem sie auf sein Befragen einen Traum gesagt hat, den er vor einigen Jahren gehabt hat, und der ihm äußerst merkwürdig und erinnerlich war. Dies ist das, was Koreff so frappiert hat . . .

---

1) Briefwechsel, Bd. V, S. 212.

2) Ein runder, mit Wasser gefüllter Holzbottich, von Metallstäben überragt, von Mesmer zur „magnetischen" Behandlung der Patienten eingeführt.

Generaldirektor Dr. Ludwig v. Voß an Dr. W. Dorow [1])

[Berlin], den 30. März 1816.

Gestern sprach ich beim Professor Wolfart den Bruder des Staatskanzlers . . . Der Fürst läßt sich jetzt mit seinem Bruder, der auch schwerhörig ist, bei Wolfart magnetisieren. Auch sprach ich die Frau des Staatskanzlers vorgestern, wo sie zum erstenmal hinkam, um auch das gleiche Mittel zu gebrauchen, da sie auch auf gleiche Weise leidet . . . Wolfart hat das Glück, mehr noch die Freude gehabt, in sehr kurzer Zeit das taubstumme Kind eines braven Mannes ganz und so herzustellen, daß es schon sehr schwere Worte vollkommen nachsprechen kann. O mein teuerster Freund! Es ist eine wundersame Kraft, die hier waltet. Früher habe ich davon nur geträumt! Aber nun lebe ich in der Sache und habe vieles darin als neue Ansicht aufgefunden . . . An einer Glaskugel fühlte ich vor drei Tagen Pole heraus; so seltsam dies anfangs schien, so haben sich doch Wolfart und Koreff später ganz davon überzeugt. Die von mir angegebenen Punkte stimmten genau mit dem magnetischen Meridian unserer Erde. Möchten doch aber alle Tagelöhner von diesem Heiligtum entfernt bleiben! Es kann viel Übles auch dadurch geschehen.

Berlin, den 21. Mai 1816.

Über den Magnetismus Böses sagen, heißt das Sonnenlicht verleumden, weil es konzentriert durch Brenngläser zündet, und die Sonne hassen, weil wir nicht lange hineinsehen können, ohne verblendet zu werden! Sollen wir darum in Nacht leben, weil wir mit Licht unsere Wohnungen anzünden können?

Berlin, den 25. Mai 1816.

Frau v. Chezy [2]) ist noch hier. Das Weib oder vielmehr das Weibliche ist ganz dahin; es ist der Mann, und noch

1) Dorow, Erlebtes usw., IV, S. 134 ff.
2) S. Seite 67, Anm. 2.

dazu der ewig gehaltene, wie ich ihn in meiner Gesellschaft nicht lange ertragen könnte. Das ist das Ende von aller weiblichen sog. Gelehrsamkeit, die sich in Reime, wenn auch gute, ergießt . . . und womit das Weib aufhört zu sein, was sie muß. Bei Koreff sah ich sie.

Berlin, den 19. Juni 1816.

Über die Lehre von Mesmer und seine Naturansichten habe ich abermals herrliche, überraschende, große, neue Ansichten gewonnen, die auch den Beifall des Dr. Wolfart haben, den ich unendlich lieb gewonnen und der ein tiefgediegener, inniger Mensch mit reinem Gemüt ist.

* Kabinettsordre an den Minister v. Schuckmann[1])

Berlin, den 8. Juni 1816.

Da der Doktor der Medizin Koreff in dem letzten Kriege sich in den Militär-Hospitälern Meiner Armee in Frankreich Verdienste erworben hat und nach dem Urteile der Sachverständigen die zu einer Professur der Medizin erforderlichen Kenntnisse und vorzüglich für das Fach der Physiologie besitzt, so will ich ihn seinem Wunsche gemäß zum ordentlichen Professor der Medizin bei der hiesigen Universität mit einem Gehalte von 1500 Reichsthalern vom 1. Julius d. J. an hierdurch ernennen. Ich habe deshalb den Finanzminister angewiesen, diese Summe aus dem Fonds der wissenschaftlichen Anstalten vom 1. Juli d. J. an der Kasse der wissenschaftlichen Anstalten zu überweisen. Da der Dr. Koreff auch in einem Clinico nützlich zu werden wünscht, so werden Sie, sobald sich hierzu eine Gelegenheit findet, ihm solche in der Folge eröffnen, und überlasse ich Ihnen, das Weitere zu verfügen.

Friedrich Wilhelm.

---

1) Geh. Staatsarchiv, Berlin. Rep. 92, Hardenberg, K. 50. (Beglaubigte Abschrift.) Über Schuckmann s. Seite 176, Anm. 2.

Karoline an Wilhelm v. Humboldt [1])

Karlsbad, 25. Juni 1816.

Der Staatskanzler ist gestern mit seiner Frau und mit Koreff angekommen.

Karlsbad, 3. Juli 1816.

Ich habe gestern eine lange ärztliche Unterredung gehabt, aus der hervorgeht, daß Karoline [2]) für jetzt kein Seebad, sondern magnetische Bäder, die man wahrscheinlich im Hause wird präparieren können, brauchen soll.

Generaldirektor Dr. Ludwig v. Voß an Dr. W. Dorow [3])

Berlin, den 25. Juli 1816.

An Koreff habe ich nach Karlsbad einige Worte geschrieben. Er wird, soviel man hört, Professor an der hiesigen Universität durch seinen höchsten Gönner [4]). Was er Ihnen über Ihren Gesundheitszustand sagen wird, und was er Ihnen als Hilfe angeben wird, befolgen Sie ja. Koreff hat einen scharfen, tiefen Blick in die herrschenden Kräfte der menschlichen Natur. Er ist ein philosophischer Arzt, gegen betörende Naturphilosophie — so häufig irrende Systeme und Wortbaue — durch die innere Kenntnis des Magnetismus bewahrt. Andre Ärzte, die den Magnetismus nicht kennen, erscheinen mir wie blinde Apotheker, die in Büchsen auf gut Glück greifen, um nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit zu kurieren, nämlich inwiefern das Verhältnis der guten Stoffe zu den Giften und indifferenten Stoffen besteht. Die sogenannten Wunderkuren der meisten Ärzte sind daher mit Recht so zu nennen, denn es sind wahrlich Wunder, wenn einmal die richtigen Apothekerbüchsen gefaßt worden sind. Mit Ihrem so heftig schlagenden Herzen

1) Briefwechsel, Bd. V, S. 272, 275.
2) Frau v. Humboldts Tochter. Vgl. S. 131.
3) Dorow, Erlebtes usw., IV, S. 164 f.
4) S. die Kabinettsordre vom 8. Juni 1816.

und Ihren reizbaren Nerven müssen Sie ja sorgen, daß Sie nicht unrichtige Medizin nehmen.

Die Marquise de Custine an Rahel Varnhagen[1]).

Karlsbad, 25. Juli 1816.

Der Kanzler gedenkt erst am 31. abzureisen. Wir werden unsern Doktor [Koreff] also fast für die ganze Zeit behalten. Wir haben mit ihm viel von Ihnen gesprochen. Er ist mit uns der Meinung, man solle nicht bedauern, Sie nicht hier zu sehen.

Koreff und die Marquise de Custine in Teplitz[2]).

Nach einer sechswöchigen Kur in Karlsbad wollte die Marquise heimkehren, aber Koreff bestand darauf, daß sie noch fünfzehn Bäder in Teplitz nehmen sollte, und da er sie begleiten wollte, nahm sie es gern an. Der ganze deutsche, österreichische und polnische Adel strömte dort zusammen. Die Familie des Fürsten Clary besaß dort ein Schloß in einem prächtigen Park. Im Schloßtheater wurde allabendlich gespielt; nachher war Ball und Konzert. Die Kur in Teplitz war also für Delphine in jeder Hinsicht höchst reizvoll. Nach ihrer Beendigung[3]) nahm sie zärtlichen Abschied von Koreff, und beide versprachen sich, allwöchentlich zweimal zu schreiben, um sich die Trennung zu versüßen.

Koreffs nachträgliche Taufe[4])

August 1816.

Der Staatskanzler wollte bei seiner Rückreise nach Dobberan sich nicht in Dresden durch Pferdeanspannen auf-

1) Lettres du Marquis A. de Custine à Varnhagen d'Ense etc., Brüssel 1870, S. 23. Die Marquise war auf Koreffs Rat im Juni 1816 nach Karlsbad gegangen.

2) Maugras, S. 518.

3) Der Aufenthalt in Teplitz kann nur sehr kurz gewesen sein, denn der Staatskanzler traf mit Koreff schon am 12. August in Dresden ein.

4) Aus W. Dorow, „Erlebtes usw.", III, S. 205 ff. Dorow war preußischer Legationssekretär in Dresden (s. S. 161). Vgl. hierzu die Notiz aus Varnhagens handschrift. Nachlaß, Mappe

halten und hatte D. beauftragt, solche nach Neudorf zu beordern, ihn selbst persönlich zu erwarten und ihn dann nach Meißen zu begleiten, wo die Nacht geblieben werden sollte. . . . Den 12. August kam der Staatskanzler zwar sehr wohl im Gefolge der Fürstin und ihrer Begleiterin nebst Dr. Koreff an, doch mit verdrießlich unfreundlichem Gesicht, zog sofort D. in ein anstoßendes Zimmer und sagte mit großer Heftigkeit: „Ich rechne vollkommen auf Ihre Mitwirkung, mein Schatz, und auf das Gelingen Ihrer Bemühung; . . . es betrifft eine für mich sehr unangenehme Sache.“ Der Fürst hielt inne und sagte dann nach einigen Minuten: „Ja, es ist eine sehr verdrießliche Angelegenheit. Den N. N. habe ich nicht nach seinem Glauben gefragt, und er hat mir auch nicht davon gesprochen. Ich liebe und schätze den Mann, er ist höchst brauchbar, und ich mag und will ihn nicht entbehren. Neid, Mißgunst und dumme Intoleranz haben es dahin gebracht, daß es sich jetzt ergeben, er sei noch nicht getauft, und früher ist die Kabinettsordre zu seiner ehrenvollen Berufung bereits vollzogen. Ich muß nach all diesem elenden Geschwätz jetzt den Kirchenbeweis haben, daß er Christ ist: ein Taufschein allein, wenn er auch jetzt getauft wird, kann mir nicht dienen. Er wird bei Ihnen so lange zubringen, bis Sie Mittel und Wege gefunden, ihn mir, jedoch allein nur mit dem Zeugnis, daß er Christ sei, nachzusenden. Wie und auf welche Weise Sie dieses ausführen wollen, bleibt Ihnen überlassen; ich will nun nichts weiter davon hören!“

Als der Fürst diese Rede von Herzen hatte, ward er zusehends froher und nahm auf die lebenswürdigste Weise teil an den Gesprächen . . . In Meißen wurde soupiert, und selten sah man den Fürsten in froherer Laune und bei besse-

---

Koreff: „Über ihn viele Angaben in Dorows Erlebtem, III und IV, besonders auch die Geschichte seiner späten nachträglichen und daher heimlichen Taufe in Sachsen, zu der Dorow behilflich war. Denn Bd. III, S. 205 ff. ist N. N. niemand anders als Koreff selbst.“

rer Gesundheit. Er scherzte über seinen Badeaufenthalt [in Karlsbad] und zollte seinem braven Arzt Dr. Koreff das herzlichste Lob, versichernd: „Ich mag nie einen anderen Arzt haben; niemand kennt so genau meine Natur als Koreff." . . . Der Staatskanzler verließ des anderen Morgens in heiterster Laune Meißen.

D. ordnete sogleich das Nötige an, um den ihm gewordenen schwierigen Auftrag auszuführen. Er begab sich mit seinem geistreichen Freunde nach einem Städtchen nahe bei Dresden[1]), nachdem er denselben folgende Erklärung hatte niederschreiben lassen: „Mein Vater, welcher der mosaischen Religion zugetan gewesen, befahl mir, vor meinem 30. bis 40. Lebensjahre mich zu keiner Religionspartei zu bekennen, alsdann aber zu derjenigen, welche ich nach angestellten Prüfungen für die beste halten würde. — Ich habe nun sowohl das mosaische als das christliche Religionssystem, so auch alle übrigen Glaubensbekenntnisse sorgfältig studiert und mich überzeugt, daß die evangelisch-lutherische Konfession die wahre Gewissensfreiheit, Ruhe und Herzensfreudigkeit gewährt, und daher bin ich entschlossen, mich zu dieser zu bekennen und mich zum Christentum also einweihen zu lassen."

D. überraschte frühmorgens den Prediger noch im Bette, produzierte obige Erklärung und drang auf sofortige Taufe. Als Zeugen fungierten der Prediger, D. und der Küster. Die Handlung ward vollführt, und nach derselben empfingen die Freunde das heilige Abendmahl. Nachdem der Taufschein in vollständiger Form ausgefertigt war, verlangte D. von dem Kirchenvorstand noch ein Zeugnis: „daß im August 1816 der preußische Geschäftsträger am k. sächs. Hofe, Herr D., mit Herrn N. N. in der Kirche zu [Meißen] das heilige Abendmahl empfangen", und durch diese letztere Bescheinigung schien D. dem Willen des Staatskanzlers vollständig entsprochen zu haben, zumal D. dem Prediger den Handschlag abnahm, über diese Begebenheit Stillschweigen

1) Meißen. S. Seite 225.

beobachten zu wollen, welches auch geschehen zu sein scheint, indem in Dresden die tollsten Geschichten erfunden wurden, um zu ermitteln, was D. in der Kirche zu [Meißen] gemeinschaftlich mit Prediger, Küster und einem Fremden gemacht habe —, doch das Rechte ward nicht getroffen. Englische und französische Zeitungen machen das Unverständlichste darüber bekannt; daher war es notwendig, das W a h r e hier anzuführen . . .

Bei Graf Bombelles[1]) lernte D. den Dichter Ludwig Robert[2]) kennen . . . Robert war in dieser Zeit sehr aufgeregt, besonders durch Kabalen und Intrigen, die ihm — als getauftem Juden — bei seinen literarischen und theatralischen Arbeiten und Unternehmungen in Berlin von intoleranten Pharisäern, vorzüglich aber vom Adel, wegen seines Trauerspiels „Die Macht der Verhältnisse" gemacht worden waren. Aus dieser Zeit seiner zerrissenen Herzensstimmung stammen zwei Gedichte, die er D. gab und welche den Zustand seines wahrhaft poetischen, lieben Gemüts sehr deutlich bezeichnen . . .[3])

---

1) Ludwig Philipp Graf v. Bombelles (1780—1843), österreichischer Gesandter in Dresden.

2) S. Seite 32.

3) Das erste dieser überaus schmerzlichen Gedichte, ein Sonett, möge als Zeitbild (aus Dorow, „Erlebtes", IV, S. 177 f.) hier mitgeteilt werden:

Wenn d e r ein Jud' ist, der im Mutterleibe
Verdammt schon ward zu niedrem Sklavenstande,
Der ohne Rechte lebt im Vaterlande,
Dem Pöbel, der mit Kot wirft, eine Scheibe,

Dem gar nichts hilft, was er auch tu' und treibe,
Des Leidenskelch doch voll bleibt bis am Rande,
Verachtungsvoll und schmachvoll bis am Rande —
Dann bin ich Jud' und weiß auch, daß ich's bleibe.

Und wenn d e r Christ ist, der sich streng befleißet,
Sein Erdenkreuz in Demut zu ertragen,
Und d i e zu lieben, die ihn tödlich hassen,

Glaubend, daß alles, was sein Herz zerreiße,
Der Herr, um ihn zu prüfen, zugelassen —
Dann bin ich Christ! Das darf ich redlich sagen.

D. kam sehr krank den 28. September 1816 in Berlin an; der Staatskanzler war noch nicht zurück . . . Den 21. Oktober kam der Staatskanzler endlich zurück. Das Seebad [Dobberan], die Reise haben Wunder an ihm getan, er ist gesunder, kräftiger und blühender als je. Dr. Koreff, der seine Kur geleitet, sagte hochbegeistert: „Es gehört zu den schönsten Erfahrungen meines Lebens, diesen Mann so lange und so nahe gesehen zu haben. Mein Glaube an den göttlichen Adel der Menschennatur hat dadurch einen ungeheuren Zuwachs bekommen!"

Friedrich August v. Stägemann an Varnhagen v. Ense [1])

Berlin, den 28. August 1816.

Koreff ist Professor an der hiesigen Universität mit 1500 Talern Gehalt geworden. Die medizinische Fakultät will ihn aber erst nötigen, sich durch Examen und Disputation zu habilitieren, weil er nur doctor bullatus sei.

Klaproth ist Professor an der noch zu stiftenden rheinischen Universität mit 1200 Talern geworden [2]) . . .

Wie gefällt Ihnen Humboldts „Agamemnon"? Es ist schade, daß er kein Dichter ist. Ich bin kein Freund dieser undeutschen Übersetzungen . . . Es kommt mir vor, als wenn ich die Flöte in ein Nachtwächterhorn übersetze . . .

---

1) Briefe von Stägemann usw., S. 38.

2) Stägemanns Angabe über Julius Heinrich Klaproth (s. Seite 38), auf den er 1817 noch zweimal zurückkommt, ist nach Seite 150 und ADB. 41 dahin zu berichtigen, daß Klaproth auf Veranlassung Humboldts am 11. August 1816 zum Professor der orientalischen Sprachen ernannt worden war, jedoch mit der Erlaubnis, in Paris zu wohnen. Zur Drucklegung seiner gelehrten Werke erhielt er laufende Unterstützungen. Seine Gegenleistungen deutet Varnhagen, der ihn 1815 in Paris wieder gesehen hatte, mit den Worten an: „Er blieb in Paris und trieb sein Wesen noch lange, als Gelehrter von Preußen unterstützt, bald aber auch dem Staate in solchen Diensten eifrig, zu denen niemand verpflichtet sein kann." (Denkw., Neue Folge, III, S. 203.)

Wilhelm v. Humboldt an Nicolovius [1])

Frankfurt, 12. September 1816.

. . . Noch bittet mich Koreff, ihn Ihrer Güte zu empfehlen. Über manches an ihm würden wir uns mündlich leicht verständigen. Aber Geist, Kenntnisse und Tätigkeit besitzt er gewiß in einem sehr ausgezeichneten Grade.

Bericht des Staatsministers v. Schuckmann über die Errichtung einer Professur des Magnetismus [2])

Berlin, den 9. September 1816.

Um Ew. Königlichen Majestät höchsten Befehlen . . . wegen Anstellung des Professors Dr. Wolfart gemäß auch zugleich gutachtlich zu berichten, „ob nicht über die Lehre und die richtige Anwendung des Magnetismus auf den Universitäten in Allerhöchstdero Staaten in ordentlichen Lehrvorträgen Unterricht zu geben sei?", habe ich mich verpflichtet erachtet, zunächst das sachkundige Gutachten der Abteilung für das Medizinalwesen . . . über diesen wichtigen Gegenstand . . . einzuholen und die Resultate einer Kommission zu erfordern, die ich schon im Jahre 1812, als der Magnetismus anfing, hier wieder Aufsehen zu erregen, zur Prüfung derselben angefordert hatte . . . [3])

---

1) Briefe von Wilhelm v. Humboldt an Georg Heinrich Ludwig Nicolovius, Berlin 1897, S. 40. G. H. L. Nicolovius (1767 bis 1839), Theologe, mit Hamann und dem Grafen Friedrich Leopold v. Stolberg befreundet, war 1808 Staatsrat und Sektionsleiter im Departement für Kultus und öffentlichen Unterricht im Ministerium des Innern unter W. v. Humboldt geworden.

2) Rud. Köpke, „Die Gründung der Kgl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin", Berlin 1860, S. 235 f. — Karl Friedrich v. Schuckmann (1755—1834), seit 1810 Leiter des Departements für Kultus und Unterricht im Ministerium des Innern, seit 1814 Minister des Innern.

3) Über diese s. W. Erman, „Der tierische Magnetismus in Preußen", S. 24 ff.

Ew, Majestät überreiche ich nun in Abschrift die den 1. v. M. eingegangenen Resultate jener Kommission [1]) sowie das Gutachten der Medizinalabteilung [2]). Aus diesen Anlagen geruhen Ew. Majestät zu ersehen, daß:

1. die Kommission der Meinung ist, daß der Magnetismus nicht bloß ein Spiel der Phantasie sei, sondern auf einer noch unbekannten physischen Kraft beruhe, daß der durch ihn hervorgebrachte Zustand in manchen Krankheiten ein Heilmittel werden könne, welches jedoch sehr bedingt sei, nicht allgemein eingeführt werden dürfe und wegen seines gefährlichen Mißbrauches unter obrigkeitliche Aufsicht gestellt werden müsse;

2. daß das Gutachten der Medizinalabteilung die Zuverlässigkeit der Angaben des Dr. Wolfart in Ansehung der durch den Magnetismus Geheilten bestreitet und ihm das Verschweigen der vielen Fälle vorwirft, wo der Magnetismus vergeblich angewendet oder der Zustand des Kranken während der Anwendung desselben verschlimmert worden. Es ist daher der Meinung, daß den Krankenanstalten mit einer öffentlichen magnetischen Heilanstalt nicht gedient sein würde, daß ferner die Erfahrungen über den Magnetismus die Sache bis jetzt noch keineswegs auf den Punkt gebracht hätten, daß man einen Lehrstuhl dafür einrichten könne und daß Wolfart auf keinen Fall der Mann sei, von dem ein wissenschaftlich unbefangen prüfender Vortrag darüber zu erwarten sei. Hierbei ist nun auch die medizinische Fakultät der hiesigen Universität auf das Gerücht, daß ein solcher Lehrstuhl beabsichtigt werde, unaufgefordert mit der Bitte eingekommen, sie damit zu verschonen.

Ich darf mir als Laie über diese Gutachten der Sachverständigen ein entscheidendes Urteil nicht anmaßen. Nur

1) S. das folgende Schriftstück.

2) Das Gutachten der Medizinalabteilung ist abgedruckt von Max Lenz, IV, S. 299 ff.

das halte ich mich verpflichtet zu beantworten, daß diese Angelegenheit in solchen Grenzen gehalten werde, wo sie

1. die Vernunft nicht verletzt und

2. nicht als gemißbrauchtes Universalheilmittel durch Verabsäumung anderer Heilmittel gefährlich wird.

Dr. Wolfart hat über den Magnetismus angebliche Erfahrungen drucken lassen [1]), die als offenbare Wunder erscheinen und schlechterdings unglaublich sind, wenn man nicht den Somnambülen die Gabe der Weissagung und eine Inspiration zugestehen will. Mit der Errichtung eines öffentlichen Lehrstuhls für solche Lehren aber ginge auch die Befugnis verloren, den Wunderverkündigungen und Inspirationsbehauptungen anderen medizinischer und religiöser Schwärmer oder Gaukler entgegenzutreten . . . Ich muß daher der Meinung der Medizinalabteilung beitreten . . . Wenn jedoch Ew. Majestät beabsichtigen, die Bemühungen des Dr. Wolfart zu unterstützen, an dessen redlichem Eifer ich nicht zweifle, so stelle ich anheim, ihm zur Unterstützung dieser Anstalt jährlich die Summe von 800 Talern extraordinarie zu bewilligen, derselben aber zur Zeit nur noch den Charakter einer Anstalt zur näheren Erforschung der Wirkungen und Eigenschaften des Magnetismus zu geben und dann als einen vom Staate unterstützten Versuch unter die Aufsicht der hiesigen Regierung und insbesondere des Regierungs-Medizinalrats v. Koenen [2]) zu stellen. v. Koenen ist zur unbefangenen Aufsicht auch mehr geeignet, da er weder die Wirkungen des Magnetismus ganz bestreitet noch den Wunderglauben an denselben verkündet . . .

Schuckmann.

---

1) Mesmerismus oder System der Wechselwirkungen. Theorie und Anwendung des tierischen Magnetismus usw. von Dr. Friedrich Anton Mesmer. Herausgegeben von Dr. Karl Christian Wolfart, Berlin 1814. Erläuterungen zum Mesmerismus, Berlin 1815. (W. Erman, S. 36.)

2) Kreisphysikus Ludwig Ernst v. Koenen.

Bericht der Kommission zur Prüfung des Magnetismus [1])

Berlin, 1. August 1816.

Die Kommission glaubt sich durch ihre Erfahrungen berechtigt, folgende Sätze als Schlußresultat ihrer bisherigen Untersuchungen festzusetzen:

§ 1.

Es existiert eine bis jetzt in dieser Form nicht bekannte Einwirkung eines lebenden Individuums auf ein anderes, wodurch im letzteren eigentümliche und in dieser Kausalverbindung bis jetzt noch nicht bekannte Erscheinungen hervorgebracht werden.

§ 2.

Diese Erscheinungen finden sich auch zuweilen von selbst, ohne jene Einwirkung von außen, bei hysterischen und nervenkranken Personen ein und wurden bisher unter der Benennung Somnambulismus und Katalepsis begriffen.

§ 3.

Der einzige Unterschied ist, daß sie beim Magnetismus durch bestimmte Einwirkung von außen und nach Willkür hervorgebracht und aufgehoben werden können.

§ 4.

Die Einbildungskraft nimmt hieran viel Anteil und vermag die Erscheinungen mannigfaltig zu modifizieren; doch lassen sich nicht alle Erscheinungen aus ihr allein erklären, sondern es scheint ein physisches Agens dabei wirksam zu sein.

§ 5.

Dieses Agens gehört aber nicht zu den allgemeinen physischen Agentien und ist nicht durch allgemeine physische und chemische Reagentien sinnlich darzustellen, sondern scheint

---

1) Beilage zum vorstehenden Schreiben. Geh. Staatsarchiv, Berlin. Rep. 92, Hardenberg, K. 50. Abgedruckt von Max Lenz, IV, S. 298 f.

nur in der Lebenssphäre zu existieren, eine Lebenssphäre des lebenden Organismus zu sein und daher sein Dasein sowohl als die Rezeptivität dafür äußerst bedingt durch individuelle und gegenseitige Verhältnisse (auf ähnliche Art wie der flüchtige Ansteckungsstoff).

§ 6.

Dieser Zustand kann in Krankheiten, besonders nervöser Art, ein Heilmittel werden.

§ 7.

Doch ist er seiner Natur nach, als sehr bedingt, nicht geeignet, allgemeines Heilmittel zu werden. Auch bedarf er, als mancherlei Mißbrauch unterworfen, der obrigkeitlichen Aufsicht. Eben deswegen würden auch öffentliche und gemeinschaftliche Behandlungsanstalten dieser Art nicht zu gestatten sein, da sie leicht zur Erregung und Verbreitung von Nervenzufällen Gelegenheit geben könnten.

D. Hufeland. D. Hermbstaedt. D. Klaproth.
D. v. Koenen. D. Mertzdorff. D. Klug.

Koreffs „Antwort auf den Bericht der Kommission, Berichtigung ihrer Urteile und Anmerkungen“ [1])

Ad § 1. Endlich erkennt man diese Kraft an! Nachdem diese Herren beinah an zwanzig Jahren auf Kathedern, in Hörsälen und am Krankenbette sich mit ihrer Geistesenergie, nicht an solche Torheiten zu glauben, stolz gebrüstet hatten, auf keine Bestrebungen der achtungswertesten Gesellschaften, ihre beurkundeten Versuche und niedergelegten Fakta Rücksicht nehmen wollten, mit vornehmer Miene die Nichtexistenz

1) Geh. Staatsarchiv, ebd. Vollständig abgedruckt von Max Lenz, IV, S. 301 ff. Die sehr fesselnden Ausführungen Koreffs sind zu weitläufig und führen zu weit in das medizinische Gebiet, um sie hier ganz wiederzugeben.

dieser Kraft dekretierten, den großen Entdecker derselben [1]) mit dem Namen eines Charlatans einstimmig brandmarkten und es weit bequemer fanden, ganze Gesellschaften der rohsten Unwissenheit und der frechsten Betrügereien zu bezichtigen, als nur einen einzigen Versuch unter den dazu unerläßlichen Bedingungen selbst anzustellen. Endlich hat sie der Geist der Zeit gezwungen, als Kraft anzuerkennen, was sich nicht mehr leugnen läßt, weil jetzt die Fakta unzählbar sind, und der Ruf dieser herrlichen Kraft aus allen Weltgegenden ertönt . . . Diese historische Reminiszenz schien mir nötig, um zu erinnern, welches Gewicht man wohl auf das Urteil solcher Männer legen kann, die erst dann eine Kraft anerkennen, wenn sie schon allgemein verbreitet ist und auch ihre geschichtliche Notwendigkeit sie dazu zwingt. Zur Zeit Galileis das Stillstehen der Sonne zu erkennen und der Wahrheit zu huldigen, war Verdienst, — jetzt es anzuerkennen, hat keinen Anspruch mehr auf Dank der Zeitgenossen . . .

Ad § 6. Zwei schwere Irrtümer sind wieder in diesem Paragraph enthalten. Die Kommission spricht immer von einem Zustande und meint damit den Somnambulismus, als wenn dieser zur Heilung unumgänglich notwendig und nur dieser dabei tätig wäre. Dies ist ja aber nicht der Fall. Nicht bloß dieser Zustand, der, ich wiederhole es, zu den sehr seltenen Symptomen gehört, sondern die Kraft, in deren Sphäre dieser Zustand liegt, ist bei der Heilung tätig.

Zweitens. Nicht in Krankheiten besonders nervöser Art, sondern der verschiedensten Gattungen, wie Skropheln,

---

1) Friedrich Anton Mesmer (1734—1815) aus Weiler am Untersee, lebte als Arzt in Wien, 1779 bis 1784 in Paris, wo seine Lehre großen Anhang fand, aber schließlich durch zwei von der Regierung eingesetzte medizinische Kommissionen zu Fall gebracht wurde. Seitdem lebte er fast vergessen in seiner Heimat und starb 1815 in Meersburg am Bodensee. Vgl. W. Erman, Der tierische Magnetismus in Preußen, S. 7 ff.

Stockungen, Verstopfungen der Eingeweide, scirrhösen Verhärtungen, rebellischen Opthalmien, staphylomatösen Metamorphosen, Verdunkelungen der Hornhaut, chronischen Ausschlägen, Taubheiten (der Kadett Herr von Voß), Lähmungen (Mademoiselle Fischer)[1]), ankylotischen Kontrakturen, Rheumatismen, Gicht, Steifigkeiten nach Verwundung, Urinkrankheiten, Respirations- und Herzkrankheiten (Ludwig von Voß[2]), Frau von Puttlitz, Frau von Humboldt), Desorganisation der Ovarien (Gräfin Morawska), Blutflüsse und Desorganisationen des Uterus (Hofrätin Kölz)[3]), Gehirnentzündungen, Gallen- und Leberbeschwerden und vielen andern Krankheiten, gerade wo die gewöhnlichen Mittel nicht ausreichten, lehrt uns die Erfahrung täglich, wie diese Kraft Wirkungen hervorbringt, die man gar nicht erwartet hatte. Man überlege nun doch auch nur, daß diese Wissenschaft jetzt noch in der Kindheit ist. Man gebe ihr doch nur Raum, sich zu regen und zu bewegen, und verfolge sie nicht, als wenn sie eine tödliche Pest wäre. Fleißig fortgesetzte Versuche unter dem Schutz der Gesetze werden ihren Kreis gewiß noch eher erweitern als verengern.

Es ist also schon nach dem jetzigen Stand unserer kleinen und jungen Erfahrung höchst einseitig und nichts weniger als der Wahrheit gemäß geurteilt, wenn die Kommission die Wirkungen dieser Kraft besonders auf die nervösen Krankheiten beschränkt wissen will.

Ad § 7 . . . Den Vorschlag der obrigkeitlichen Aufsicht wollen wir doch einmal näher beleuchten.

Es versteht sich von selbst, daß die Befugnis zu magnetisieren, o h n e A u s n a h m e nur Ärzten dürfe verstattet werden, und zwar nur Ärzten, die sich praktisch unter einem bewährten Magnetiseur darin lang geübt und von ihm die

1) S. Seite 167.
2) S. Seite 165.
3) Über diese s. W. Erman, Der tierische Magnetismus usw., S. 21.

bestimmtesten Zeugnisse darin erhalten haben. Denn nicht alle Menschen haben die Geduld, die Uneigennützigkeit, das Mitleiden, die Selbstaufopferung, die Geistes- und Willensenergie und vorzüglich die Beharrlichkeit, die zu dieser höchst beschwerlichen Ausübung gehört. Doch solche einmal bestätigte Ärzte bei jedem einzelnen Falle zu kontrollieren und Rechenschaft abfordern zu wollen — was sehr bald in Schikane ausarten würde —, heißt das Geschäft nur unmöglich machen und der Menschheit ein kostbares Mittel, ihre vielen Leiden zu lindern, vorenthalten wollen. Man müßte sehr beschränkt sein, um diese schlaue List der Kommission nicht durchzusehen.

Wer, frage ich, wollte Arzt sein, wenn er über jedes Brechmittel, jeden Aderlaß, jede Purganz und jede Dose Schierling einem lauernden Inquisitor Rechenschaft geben müßte? . . . Jeder neuen geistreichen Kombination wäre der Weg abgeschnitten. Wir würden sklavische Anbeter von approbierten Formen werden und bald zu dem Kastengeiste der chinesischen Ärzte herabsinken müssen, wo seit einem Jahrtausend jeder immer nur ein einzelnes Organ mit bestimmten, von den Mandarinen vor tausend Jahren bestätigten Mitteln behandeln darf.

Wir haben leider in dem Chaos von Fragmenten, welches man Medizin nennt, keine Spur von mathematischer Gewißheit. Wir leben auf der Grenze der anderen Wissenschaften und zweier Lebensregionen bis jetzt noch im beständigen Zustand der Dämmerung und Ahndung.

Der Grund, warum öffentliche und gemeinschaftliche Behandlungsanstalten dieser Art nicht zu gestatten sein dürfen, ließe sich — wenn man konsequent ist — weit besser auf die Hospitäler anwenden, da es wohl nirgends leichter Gelegenheit gibt, Krankheiten durch Ansteckungen fortzupflanzen. Folglich muß man alle Hospitäler schließen!

Ich habe so vielen gemeinschaftlichen Behandlungen durch Magnetismus in Frankreich und Deutschland beigewohnt und habe doch nie diese von der Kommission so ängstlich er-

träumte Gefahr in der Wirklichkeit gesehen. Täglich kann man sich ja auch im Hause des Herrn Prof Wolfart augenscheinlich überzeugen, daß dem nicht so ist . . . Gerade die Öffentlichkeit der Behandlung ist das sicherste Schutzmittel gegen den befürchteten Mißbrauch. Sonderbar und höchst überraschend ist es übrigens, daß keiner von diesen Richtern die gemeinschaftliche und öffentliche Behandlung im Hause des Prof. Wolfart nur acht Tage hintereinander geprüft hat. Namentlich Herr Dr. Hufeland[1]) ist trotz aller Einladungen des Herrn Prof. Wolfart niemals dagewesen, und doch sprechen die Herren so bestimmt ab! Wieviel Wert hat wohl solcher Ausspruch?

Einer kleinen kritischen Anmerkung kann man sich bei dem Anblick der unterschriebenen Namen nicht enthalten.

Herr Dr. Klaproth[2]), seit einem Jahre schwer krank, außerstand, an solcher schweren Untersuchung teilzunehmen. Übrigens ist er nicht Arzt. Herr Dr. Hermbstädt[3]) ist auch bloß Chemiker. Herr Dr. von Koenen[4]), Herr Dr. Klug[5]) haben sich nie mit Magnetismus selbst beschäftigt und haben daher wohl darüber kein kompetentes Urteil.

Das ganze Gewicht fällt also auf den Ausspruch des Herrn Dr. Hufeland, der sich doch nur sehr beiläufig mit dem Magnetismus beschäftigt hat und dem es wohl schwer fallen würde, nur zwanzig von ihm selbst behandelte Fälle anzuführen. Ein einziger Mann soll also zugleich Partei und Richter sein?

---

1) S. Seite 40.

2) Martin Heinrich Klaproth (1743—1817), Chemiker und Mineraloge, Professor an der Universität Berlin, der Vater des mehrfach genannten Orientalisten und Mitglieds des Nordsternbundes.

3) Sigismund Friedrich Hermbstädt.

4) S. Seite 178.

5) Joh. Christoph Friedrich Klug, Obermedizinalassessor.

Rahel an Varnhagen v. Ense in Mannheim [1])

Frankfurt a. M., den 16. September 1816.

Eben war Scholz bei mir, der weiß nichts besonders, als daß . . . Koreff von größtem Einfluß ist, welches mir gestern auch Oelsner [2]) erzählte, der es aber aus einer andern Quelle hat, nämlich vom Pariser Dr. Friedländer [3]), welcher in London war und gestern hier durch nach Paris zurückging. Ich weiß es auch noch von einem Orte, von Marianne Saaling [4]), die mir aufgebracht ironisch erzählte, Koreff habe den Dr. Wolfart zum Professor des Magnetismus machen lassen [5]) . . .

Der Kanzler kommt gegen Weihnachten hierher an den Rhein und Koreff mit: so sagte mir die Gräfin Custine [6]).

Hufeland an Koreff [7])

Berlin, 14. November 1816.

Sie kommen meinen Wünschen zuvor, wertester Herr Professor. Eben wollte ich Sie fragen, und Sie fragen mich.

Seitdem Sie wieder hier angekommen sind, habe ich Sie sehnsuchtsvoll täglich bei mir erwartet, um über die wichtigsten, Sie und das Ganze betreffenden Gegenstände mit Ihnen zu sprechen, von Ihnen Aufschluß zu erhalten.

Ich schätze Sie als einen Mann von Geist und Kenntnissen, noch mehr aber als einen Mann, der Sinn für das Höhere und Unsichtbare und Heilige hat, ohne welchen jene

---

1) Briefwechsel, V, S. 123.

2) Legationssekretär in Paris.

3) Arzt der Frau v. Staël, schon auf Seite 6 erwähnt.

4) S. Seite 116 ff.

5) Wolfart wurde erst durch Kabinettsordre vom 7. Februar 1817 zum Professor an der Universität Berlin ernannt.

6) Die Marquise de Custine war aus Karlsbad nach Frankfurt zurückgekehrt, von wo sie mit ihrem Sohne am 25. September die Heimreise nach ihrem Gute Fervaques antrat.

7) Geheimes Staatsarchiv, Berlin. Rep. 92, Hardenberg, K. 50. Abgedruckt von Max Lenz, l. c., IV, S. 305 ff. Über Hufeland s. Seite 40.

Eigenschaften nichts sind. Ich habe mich gefreut, daß wir Sie besitzen und mit Ihnen vereint gutes wirken zu können. — Diese Überzeugung ist noch jetzt dieselbe in mir, und ich habe sie überall, wo von Ihnen die Rede kam, laut ausgesprochen, öffentlich und geheim, in der Fakultät und außerhalb derselben, auch gegen Menschen genug, die das Gegenteil behaupteten.

Ich bitte Sie also, jede Nachricht, die Sie von mir vom Gegenteil erhalten, geradezu als Lüge und Verleumdung zu erklären.

Dagegen aber erkläre ich Ihnen ebenso grade und aufrichtig als Ihr Freund, — da ich wenigstens meine Freunde daran erkenne, daß sie mir sagen, was ihnen nicht an mir gefällt, denn das Schmeicheln können auch Feinde — daß ich seit unserer Trennung im Frühjahr über einige Punkte nicht mit Ihnen zufrieden gewesen bin.

Einmal, daß Sie nicht meinem Rate gefolgt waren und als Professor extraord. eingetreten waren, wodurch Sie sich ein gutes Vernehmen mit der Fakultät verschafft und alle Schwierigkeiten vermieden hätten, die nun die Fakultät macht, und die ich nicht habe hindern können, da sie statutenmäßig sind.

Zweitens, was die Hauptsache ist, daß Sie in Absicht des Magnetismus einen Weg eingeschlagen sind, den ich nicht billige, der sehr leicht auf gefährliche Abwege führt und der im Publikum ein übles Licht auf Sie wirft. Ich meine die Anwendung desselben nicht bloß zur Heilung, sondern zur Divination über sich und andre, zur Erforschung der Zukunft und ähnliche Dinge mehr. Dies ist mir wenigstens als gewiß und von sehr glaubwürdigen Leuten erzählt worden[1]).

---

1) Dazu vergleiche man das Schreiben vom 19. Dezember 1817, das Graf Reinhard, französischer Gesandter beim deutschen Bundestage in Frankfurt, an den Minister des Auswärtigen in Paris richtete: „Der Fürst Hardenberg soll bei der Durchreise durch Leipzig eine Somnambule über die politischen Ereignisse der nächsten zehn Jahre befragt haben. Sein Leibarzt Koreff, ein

— Das nämliche tat Cagliostro auch, durch Hilfe eines Kindes, was er mit sich herumführte, und Sie werden mir zugeben, daß man dadurch aller Schwärmerei und dem schnödesten Betrug Tür und Tor eröffnet.

Auch ich halte das äußere Leben nur für ein Scheinleben, dem ein höheres unsichtbares zugrunde liegt. Auch ich glaube an etwas mehr, als was wir mit unseren groben Sinnen betasten können. Auch ich halte die Entdeckung des Magnetismus für eine der wichtigsten, die je gemacht wurden, oder vielmehr eines sehr alten Vermögens der menschlichen Natur, was sich uns in dieser Form deutlicher offenbart, und ich bin von der Wahrheit vieler seiner Erscheinungen völlig überzeugt.

Aber noch ist die Sache lange nicht reif zur festen Lehre und Allgemeinheit. Noch ist sie den furchtbarsten Mißbräuchen unterworfen und kann uns, statt vorwärts, ebenso leicht rückwärts in das Reich des Aberglaubens, des Mönchtums, des Exorzismus führen. — Denn auch der letztere gehört nach meiner vollen Überzeugung zum Magnetismus. Ebenso Magie und Dämonomantie.

Wir haben kein ander Mittel, um uns für diesen Verirrungen zu sichern und dieses schöne Werk dem Aberglauben und dem Betrug für immer zu entziehen, als den Weg der strengsten Kritik der Tatsachen zu gehen und still und redlich zu beobachten, zu versuchen und zu prüfen. Dies ist mein wesentlichster Wunsch, wozu ich immer die Hände geboten habe und bieten werde, auch jetzt im stillen immer fortfahre zu tun. Mit Freuden habe ich in dieser Hinsicht es gesehen, daß der edle und fürwahr hohe Geist des Fürsten Staatskanzlers die Wichtigkeit dieses Gegenstandes fühlte, und ich bitte Sie inständigst, suchen Sie dahin zu wirken, daß ein Institut, nicht zur Ausbreitung und Sanktionierung, sondern zur strengsten Prüfung des Magnetismus errichtet werde, wobei Männer wie

Jude, und die beiden Damen, die ihn begleiten, besitzen alle Geheimnisse des Magnetismus."

Wolfart, Schweizer[1]) zwar als Magnetiseurs, als Handelnde, wirksam sein können, aber nicht als Beurteilende, wozu der Geist des ersteren wenigstens zu sehr befangen ist, — das Ganze aber der Aufsicht einiger unparteiischer, reiner, in der Kenntnis und Erforschung der Natur, besonders der lebendigen, eingeweihter Männer untergeben würde, die nun erst über die Wahrheit der Tatsachen wachen und richtige Schlüsse und Resultate aus ihnen ziehen möchten. — Dann erst läßt sich ein wahrer Fortschritt in der Erkenntnis erwarten, und dadurch würde sich der Staat ein unsterbliches Verdienst für Wissenschaft und Wahrheit erwerben, ohne in Gefahr zu kommen, sich zu kompromittieren.

Ich freue mich aufrichtig darauf, Sie bald hier zu sehen und in einer festen, wissenschaftlich-akademischen Tätigkeit; wobei Sie gewiß auf meine ganze Unterstützung rechnen können, da ich mir von Ihnen, wenn Sie den Weg, den Sie mir letztlich bezeichneten, mit Liebe und Stetigkeit gehen, sehr viel für die Wissenschaft und für den Ruhm unsrer Universität verspreche.

Besuchen Sie mich bald, denn ich habe noch viel, sehr viel mit Ihnen mündlich abzutun, was sich nicht schreiben läßt. Hochachtungsvoll Ihr ergebenster

Hufeland.

[P. S.] Darf ich Sie bitten, Sr. Durchlaucht meine Devotion oder, ich möchte lieber sagen, meine innigste Verehrung und liebende Anhänglichkeit, die mit meinem Wesen unzertrennlich verwachsen ist, zu versichern?

Koreff an Hufeland[2])

[4. Dezember 1816.]

Ich habe eine ziemlich lange Zeit mit Absicht gezögert, ehe ich Ihren Brief, wertester Herr Staatsrat, beantworte,

1) Joh. Schweizer (1777—1834), seit 1815 in Berlin.
2) Ebd. Vollständig abgedruckt von Max Lenz, IV, S. 307 ff.

um es mit der Ruhe tun zu können, die ich Ihnen, der guten Sache und mir selbst schuldig bin, und um der Aufwallung des Unmutes, die mich im ersten Augenblick überfiel, keine Stimme zu geben.

Zuvörderst lassen Sie mich Ihnen herzlich für die Aufrichtigkeit danken, mit welcher Sie die Güte haben, mir die Punkte anzudeuten, wo Sie Grund zu haben glauben, mit mir unzufrieden zu sein. Auch ich erkenne daran meine wahren Freunde, daß sie mich genug achten, um mir den Spiegel der Wahrheit vorzuhalten, und nicht glauben, daß ich mich in störrigem Eigensinn in mir selbst verschließe, um in der geschlossenen Sphäre des eitlen Egoismus mir selbstgefällig zu schmeicheln.

Was den ersten Punkt betrifft, wo Sie mich tadeln, daß ich nicht als Professor extraordinarius . . . eingetreten bin, — so mögen Sie folgende Bemerkungen doch noch etwas beherzigen.

Wenn man freiwillig einer Praxis, die jährlich über 30 000 Franken einbrachte, entsagt, wenn man sich kriegsgefangen von Depot zu Depot schleppen läßt, wenn man seines Passes und seines Kreditbriefes von dem Augenblick an beraubt, als der General York zu den Russen übertrat [1]), im strengsten Winter über die Alpen geht, allen lockenden Anerbietungen Napoleons und allen Drohungen seiner Präfekten herzhaft widersteht, arme Kriegsgefangene heilt und tröstet in den Mördergruben der für Kriegsgefangene angelegten Hospitäler, wenn man den Typhus und die Dysenterie hilflos, ohne Freunde, ohne Geld, in der Fremde ausgehalten hat und drei volle Monate siecht, wenn man dann zum zweiten und dritten Male wieder eine sehr einträgliche Praxis und eine glänzende Laufbahn verläßt, alle seine Verhältnisse abbricht, um wieder das Los seiner Landsleute zu teilen, wieder in den Hospitälern dient, wiederum krank wird durch seinen Eifer, und wenn man

1) Konvention von Tauroggen, 30. Dezember 1812.

dann endlich den lockenden Ruf von vier Höfen[1]) ausschlägt, wo man Leibarzt und Direktor der Klinik mit großem Gehalt und anderen Emolumenten sein könnte, um das stille, bescheidene Glück zu haben, in dem teuren, geliebten Vaterlande, dem Asyl der Ideen und so mancher großen Tugenden, sein zu können, . . . so glaube ich wohl, daß es eben keinen Mangel an Bescheidenheit verrät, wenn man als Entschädigung für dies alles die Stelle eines **Professor ordinarius**, welche mir schon im Reskript von Wien vor dem Feldzuge zugesagt wurde, annimmt, noch dazu, da dies nur ein Teil des mir in diesem Reskript Versprochenen war, bevor ich noch den vierfachen Ruf, der während unseres Aufenthalts in Paris an mich erging und welcher dem Fürsten Staatskanzler vorgelegt wurde, ausgeschlagen hatte.

Ich Tor, ich glaubte, unschuldig genug, man würde mit Freuden den Mann empfangen, der . . . wie Odysseus viel herumgewandert durch die Städte der Menschen, der die Hälfte seines Vermögens aufgeopfert, um sich Kenntnisse zu erwerben, der, immer nach Wahrheit strebend, nur der Menschheit und nie dem eignen Vorteil gedient, der alles hingeworfen hatte, sowie das Vaterland aufstand, der noch heute die beneidet, die bei Lützen den Heldentod starben, der morgen, wenn das Vaterland in Gefahr wäre, dasselbe wieder tun würde, und der keinen größeren Anspruch jetzt macht, als in stiller Einsamkeit die ihm teuer gewordene Wissenschaft zu kultivieren, der nicht einmal die Absicht hat zu praktizieren, der niemanden von seinem Posten verdrängt, und der also keinem Neide, keiner Eifersucht, keinem Eigennutze in den Weg zu treten glaubte.

Ich schelte mich selbst einen Toren, weil ich von der gastfreien Aufnahme in der Fremde auf die Heimat schloß. In Paris, wo ich sechs Jahre lang praktizierte, kann ich mich keiner einzigen bösen Viertelstunde von meinen Kollegen

---

1) Nach Koreffs Schreiben an den Minister v. Altenstein vom Juli 1820 (s. dort) kamen diese Anerbietungen von Rußland, Holland, Neapel und Frankreich.

erinnern. In Genf, wiewohl noch Kriegsgefangener, wurde ich wie ein Bruder von allen aufgenommen. Der Arzt des Hospitals, Dr. Coindet, ging sogar so weit, sein Hospital, seinen Gehalt, sein Haus, seine Praxis und sein Amt mit mir [zu] teilen, wenn ich nur dort bleiben wollte. In Rom und in Neapel war nur ein einstimmiger Wunsch, mich dort zu behalten. Welch ein Unterschied der Aufnahme! Ja, wahrlich, hätte ich geahndet, daß soviel Neid, soviel hämische Verfolgung sich mir, dem Eingeborenen, dessen Vaterhaus von Bomben eingeäschert, dessen langsam ererbtes (?) Spargut in die Münze wanderte, und dessen sonst großes Vermögen so sehr durch das allgemeine Unglück zerrüttet wurde, von Freunden in der Heimat entgegenstellen würde, wahrlich, ich säße jetzt am Fuße des Vesuvs und hätte auf mein Grab geschrieben:

Ingrata patria, ossa mea non habebis![1])

Dies sei meine Antwort auf Ihren ersten Tadel! Fällen Sie selbst nun das Urteil. Ich überlasse dies ganz Ihrer Billigkeit.

Wo soll ich aber Worte hernehmen, treffende und doch zugleich gemäßigte, um Ihnen den Unwillen, die Wehmut, den Schmerz und alle die bittern, sich durchkreuzenden Empfindungen zu schildern, die mich bestürmten, als mir Ihr ganz unerwarteter Vorwurf über den Magnetismus und seine Anwendung durch mich zu Gesichte kam? Mein unwilliges Erstaunen konnte sich nur mit meiner Überraschung messen. Sie, der genialste und religiöseste unter den Ärzten, Sie konnten einen solchen absurden Frevel von mir nur einen Augenblick willig anhören, ihm nur einen einzigen Moment in Ihrem Glauben Duldung schenken? . . . Nur ein Schurke oder ein Dummkopf — vielleicht beides zusammen in glücklichem Verein — konnte Ihnen dies mit verleumderischer Bubenzunge erzählen, und ich gedenke, strenge, unerbittliche Rechenschaft von dem Erzähler, er sei wer er wolle, zu fordern. Ich war so von gerechtem Unmut ergriffen, daß ich

1) Undankbares Vaterland, du sollst meine Gebeine nicht haben.

sogleich Ihren Brief Sr. Durchlaucht, dem Fürsten Staatskanzler, mitteilte. Der edle Fürst war über diese ebenso lächerliche als boshafte Verleumdung höchst befremdet und fühlte sich selbst dadurch schwer verletzt und beleidigt. Seit acht Monaten ist der Fürst beständiger Zeuge meiner Handlungen — unter seinen Augen habe ich unter den schwersten Komplikationen eine der merkwürdigsten Kuren glücklich vollendet — ich habe sein Haus, seine unmittelbare Gegenwart nicht einen Tag verlassen, und alles, was in dieser Beziehung vorgefallen, ist von ihm selbst und den bewährtesten Zeugen gesehen und der wichtigste Teil davon protokollarisch aufgefaßt [1]). In dieser Verbindung trifft alles, was gegen mich gemeint ist, unabwendbar zugleich auch den Fürsten . . . Doch was wäre wohl diesem Geschlechte heilig!

Da die glaubwürdigen Leute, welche Ihnen das Märchen erzählt haben, daß ich den Magnetismus zu irgend etwas anderm als zur Heilung angewendet habe, gewiß nicht zu der Klasse der Verleumder, die sich hinter der Anonymität verkriechen . . ., wollen gezählt werden, so fordere ich Sie, vom Fürsten ermächtigt und im Namen meiner beleidigten Ehre auf, diese glaubwürdigen Leute zu nennen, damit ich meine Ehre rein wasche, sie vor ein strenges Gericht ziehe und sie unter Ihren Augen zum Bekenntnis ihrer Lüge und zur eignen Beschämung zwinge . . .

Ja, damit Sie mein volles Glaubensbekenntnis wissen, diese letzte Erfahrung [in Dobberan] hat mich sowie alle die trefflichen Zeugen dieser höchst merkwürdigen Begebenheit [2]), die so viele Monate dauert, von der Würde und der wahrhaften Göttlichkeit dieser in jedem Menschen liegenden Kraft und der Menschennatur selbst auf das Handgreiflichste, Lebendigste und Innigste so überzeugt, daß sie mich für mein ganzes Leben geweiht hat, daß ich erst jetzt im Vollgenuß, im Einklang des Gefühles und des Ver-

1) In Dobberan.

2) Koreff führt u. a. an: Vogel in Dobberan, Dr. Büske, Dr. Schubart und den Erbgroßherzog von Mecklenburg.



Dr. C. W. Hufeland.

Stich von Fr. Bolt
nach dem Gemälde von Tangermann

standes lebendig weiß, was eigentlich ein Arzt ist, daß ich dadurch besser geworden bin und daß ich kein Opfer, selbst den Tod, nicht scheuen würde, um der Menschheit diese göttliche Flamme zu bewahren, zu nähren und vorzüglich von jedem unreinem Elemente frei und rein zu erhalten . . . Achtete ich Sie nicht zu hoch — bei Gott! — ich schwiege. Auch mir ist, wie Ihnen, diese Kraft zu heilig, um sie nicht mit der Sorgfalt eines Liebenden und Priesters von jedem Schmutze des Aberglaubens und der sinnverkehrenden Schwärmerei fernzuhalten. Aber den Heliodor, der mit frecher Tat und Zunge das Heiligtum besudelt, den muß man doch zu züchtigen wissen? Glauben Sie nur ja nicht, in dieser rücksichtslosen, begeisterten Sprache den Enthusiasten oder gar den Neuling zu erkennen!

Je heiliger die Sache mir ist, je kühler war meine Besonnenheit in ihrer Erforschung und Prüfung. Seit meiner frühesten Kindheit habe ich mich damit beschäftigt. Mein Vater — einer der glücklichsten Ärzte — mit Meßmern und Burgeß persönlich bekannt, unterrichtete mich darin schon im 14. Jahre, und so habe ich abwechselnd in verschiedenen Ländern stets beobachtet, geprüft und gesammelt. In allen ihren Entstellungen, mit allen Narrheiten, mit vielem Aberwitz vermischt, in die verkehrtesten Absurditäten verstrickt, aber auch in aller ihrer Würde und Herrlichkeit habe ich diese Kraft gesehen — denn ich habe sie beobachtet in den Schulen, die von der Société d'harmonie [1]) ausgingen, bei Puységur [2]) und seinen Anhängern, bei den Freunden des

1) Die von Mesmers Anhängern in Paris begründete Société d'harmonie hatte sich vor der französischen Revolution rasch über Frankreich verbreitet und über 400 Mitglieder gewonnen.

2) Armand Marie Jacques de Chastenet, Marquis de Puységur (gest. 1825), hatte als Artilleriegeneral den Abschied genommen und sich als leidenschaftlicher Anhänger Mesmers dem animalischen Magnetismus ergeben. Mit seinen zwei Brüdern unternahm er magnetische Kuren, bei denen 1784 zum erstenmale die Fähigkeit des Hellsehens (Clairvoyance) im magnetischen Schlafe, der spätere sog. Somnambulismus, festgestellt wurde.

religiösen St. Martin[1]) und des einfachen Gilbert; ich darf mich rühmen, daß Deleuze[2]) mein intimer Freund ist, und selbst die wahnsinnige Verfahrungsart des Tollhäuslers Abbate Fania habe ich nicht verschmäht zu beobachten.

Ich habe den Kampf der französischen Analytik, welche nur die krasseste Erfahrung als Quelle des Wissens anerkennt und jedes psychische Selbstbewußtsein und jede psychische Selbstanschauung des κοιναισθησις als Wurzel unsrer Kenntnisse leugnet, vor den Instrumenten des Orchesters nie die Künstler und den Komponisten zu sehen bekömmt — in allen ihren Nuancen und geschichtlicher Fortschreitung mit dieser Kraft, die in jenem Lande nie gedeihen kann, verfolgt und beobachtet. Wie sehr ich auch wieder der empirischen Analytik gern ihr Recht widerfahren lasse, können Sie, wertester Herr Staatsrat, schon daraus erschließen, daß ich der strengen mathematischen und physikalischen Schule einen Teil meiner Bildung verdanke. Der berühmte Mathematiker Scheibel auf dem Elisabethanum in Breslau[3]) war darin mein erster Lehrer, und nicht ein ganz ungeachteter Schüler bin ich durch die Schulen von Lalande, Berthollet, Fourcroy, Lagrange, Biot, Monge und Laplace[4]) gegangen und habe dort die

---

1) Louis Claude de Saint-Martin (1743—1803), französischer Mystiker, der die Schriften des schlesischen Mystikers Jakob Böhme (1575—1624) z. T. ins Französische übersetzte.

2) Joseph Philippe François Deleuze hatte eine Histoire critique du magnétisme animal (Paris 1813) verfaßt. Seine Instruction pratique sur le magnétisme animal mit einem Briefe Koreffs (Paris 1825) wird uns später noch begegnen.

3) Johann Ephraim Scheibel (1736—1809), Mathematiker und Astronom.

4) Joseph Jérôme Lalande (1732—1807), Astronom, Direktor der Sternwarte in Paris. — Claude Louis Graf v. Berthollet (1748—1822), Chemiker, Professor in Paris. — Antoine François de Fourcroy (1755—1809), Chemiker, Professor in Paris. — Joseph Louis Lagrange (1736—1813), Mathematiker, Professor in Paris. — Jean Baptiste Biot (1774—1862), Physiker, Professor in Paris. — Gaspard Monge (1746—1818), Mathematiker, Begründer der Polytechnischen Hochschule in Paris. — Pierre Simon Graf v. Laplace (1749—1827), Mathematiker und Astronom.

Operationen der Analytik, die Kunst, zu experimentieren, sich vor Täuschung zu hüten und logische Schlüsse zu ziehen, streng gelernt.

Ich habe Ihnen dies bloß so weitläuftig auseinandergesetzt, — verzeihen Sie, wenn ich Ihre Geduld damit ermüdet, — um Ihrem großen, hellen, weitverbreiteten Geiste zu zeigen, daß ich auch die Kehrseite der Synthetik gar wohl kenne und nicht wie ein hirnverbrannter Schwärmer mit verbundenen [Augen] in das Reich des Geistes hineinrenne. Eben weil ich die Empirie so sehr achte, soll keine engherzige, eitle, erklärungssüchtige, von lockerem Schulstaube aufgeblasene, hohlausgestopfte Theorie mir eine sichere, schöne Erfahrung abklügeln; eben weil ich die Wahrheit so sehr liebe, hasse ich jede enge Theorie, die sich nicht selbst als eine bloß helfende, hilfreiche Hypothese anerkennt, wenn sie wie das Bette des Prokrustes die Natur verstümmelt, und, durchdrungen von dem Gefühl, daß die Natur eine große, bald erstarrte, bald noch bewegliche symbolische Hieroglyphenschrift des ewigen Geistes ist, werde ich stets die Erfahrung als den Elektromotor betrachten, der den Funken entlockt, und den aus seiner Unsichtbarkeit in die Erscheinung gerufenen Funken als den Strahl von oben, welcher die Nacht der Körperwelt aufhellen und deuten soll.

Auf diesem Wege — sehen Sie wohl nun selbst ein — muß ich weit entfernt sein, den Magnetismus als den Stein der Weisen, als die Panazee, als die allein seligmachende Kirche anzustaunen, lockere Theorien darauf zu bauen, ein Lotterbett der Faulheit daraus zu zimmern . . . Nein, im Gegenteil, nach meiner Überzeugung fängt jetzt die empirische Arbeit erst recht an, da uns ein neuer Stern aufgegangen [ist], um uns durch die Nacht der Erscheinungen auf unserer Pilgerfahrt zu leiten. Ebenso wie Sie bin ich überzeugt, daß dieser neue Zuwachs unserer Kunst auch neuer Gesetze, neuer Vorsichtigkeitsmaßregeln von seiten des Staates bedarf, und zwar können diese nicht ernst genug bedacht, nicht streng genug gegen Mißbrauch sein; aber sie

müssen auch das rechte Maß zu halten wissen, sich nicht in die Wissenschaft eindrängen .... und die Polizei zum Appellationstribunal der Psychologie erheben wollen ...

In allen menschlichen Institutionen liegt ja leider der Mißbrauch neben dem Gebrauche. Was müßten wir nicht alles entbehren, wenn wir des möglichen Mißbrauches willen den Gebrauch überall verbieten wollten. Wir leben ja gottlob nicht mehr zu Napoleons Zeit, der dem Institut befahl, was es glauben sollte, der bei Gelegenheit dekretierte: Nous ne pouvons rien apprendre d'une nation que nous avons vaincue[1]) ... Nein, gottlob! wir wohnen in dem großen, frommen und geistigen Preußen, das die Geister aus derselben Ursache nicht fürchtet, wie der Mensch nicht den Druck der ihn umgebenden Luft fühlt, weil er selbst welche in sich trägt. Man gebe nur die Geister frei, und das Rechte wird sich schon unter der Oriflamme der öffentlichen Meinung finden, bewähren und gestalten ... In Preußen wurden Copernikus und Kant geboren, darum ahndeten beide nichts von Verfolgung — in Sachsen verketzert, flüchtete Fichte[2]) nach Preußen und starb, innig begeistert für Preußen, unter den Waffen.

O lassen Sie uns doch auch in unserer Wissenschaft den Ruhm für Preußen wie ein Palladium bewahren, daß wir ein Freihafen, ein Asyl, ein Heiligtum für große, würdige Ideen sind und daß an unserem gastlichen Herde, auf welchem die Flamme der Wahrheit brennt, jeder vom Fanatismus und ungerechtem Ostrazismus geächtete Heros willkommen heiße! Dieser Geist hat uns ja aus der Vernichtung gerettet, dieser Geist macht es ja, daß wir ein Vaterland des Menschen geworden sind. Menschengeschlechter und ihre nur

---

1) Von einem Volke, das wir besiegt haben, können wir nichts lernen.

2) Joh. Gottlieb Fichte (1762—1814), seit 1794 Professor in Jena, 1798 als Atheist entlassen, seit 1810 Professor an der neugegründeten Universität in Berlin, wo er schon 1808 seine Reden an die deutsche Nation gehalten hatte.

von der Zeit geborene Meinungen verrauschen spurlos wie die Wellen des Stromes, ihre Leidenschaften fallen der Erde in den Schoß wie die Blätter der Bäume — aber der Geist der Wahrheit, vom Marke der Geschlechter genährt, geht unaufgehalten und wachsend über die Erde und wird nur demjenigen eine zermalmende Lawine, der aus Selbstsucht in seiner ephemeren Existenz sich gegen seinen Riesenschritt verschanzt.

So denkt auch — ich spreche aus Überzeugung — der großherzige Fürst, den seine großartige Gesinnung stets zum Fürsten gestempelt hätte, wenn er auch nie das Siegel des Staatskanzlers geführt [hätte]. Denn sein von Natur so reich ausgestatteter Verstand hat doch nie sein für Wahrheit und Gerechtigkeit geborenes Herz verschließen gedurft, . . . sondern eines durch das andere wachsend und doch miteinander stets im Gleichgewicht, hat ihn zum wahren Fürsten der Geister gemacht, und wäre er auch in der niedrigsten Hütte geboren, hätt' ihm auch dort, wie Schiller sagt, das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt. In der Nähe dieses wahrhaft großen Mannes ein Jahr gelebt zu haben, halte ich für die schönste Erfahrung meines Lebens — sie hat den Glauben an den Menschen in meinem Busen gestärkt . . . Ein in den Annalen unserer Wissenschaft ganz unerhörtes Beispiel erlebt, in seiner Entwicklung genau verfolgt, mit der schärfsten Kritik geprüft, in den schwersten, todesgefährlichen Krisen befangen durch die überraschendsten Übergänge bis zur vollkommensten Genesung durchdringen gesehen zu haben, halte ich für eine heilige Gunst der Vorsehung und für einen deutlichen Aufruf an ein edles Gemüt, der verfolgten, unterdrückten Wahrheit sich tätig anzunehmen... Billig hätten wir alle wohl von Ihnen, wertester Herr Staatsrat, erwarten dürfen, daß, wenn Sie dieser Fall interessierte, Sie, statt der Verleumdung Ihr Ohr zu öffnen . . ., die bewährten, einzig glaubwürdigen Zeugen dieser Begebenheit, weil sie stets dabei waren, Se. Durchlaucht den Fürsten, und seine Gemahlin, den Bruder des

Staatskanzlers, den Geheimen Rat Rother[1]), den Herrn Intendanten Hermann, die anderen Hausgenossen der fürstlichen Familie und mich selbst befragen würden, bevor Sie ein Urteil fällten und eine uns alle ohne Ausnahme beleidigende Vergleichung mit dem Betrüger Cagliostro und seiner Verfahrungsart aussprachen.

Hufeland an Koreff[2])

Berlin, 6. Dezember 1816.

Wertester Herr Professor, Sie glauben nicht, wie sehr Ihr Brief mich überrascht und betrübt hat. — Ich soll Sie beleidigt haben, was mir nie in den Sinn gekommen ist; ja ich soll den Fürsten gekränkt haben, den ich so unbeschreiblich liebe, dem ich mit ganzer Seele angehöre! — Was kann mir wohl Schmerzlicheres begegnen, und was konnte weniger meine Absicht sein!

Der ganze Fehler ist, daß ich, wie gewöhnlich, zu ehrlich und zu rücksichtslos gesprochen oder vielmehr, daß ich geschrieben, während ich zu sprechen glaubte. — Ich dachte Sie mir nämlich neben mir vertraulich sitzen und, Ihre Hand haltend, mit Herzlichkeit und Liebe Ihnen sagen: Freund, ich schätze Dich, ich liebe die hohe und heilige Sache des Magnetismus. Nun ist mir von sehr glaubwürdigen Leuten, die ich aber nicht nennen darf, erzählt worden, daß Du diese Sache nicht so treibest, wie sie getrieben sein soll. Dadurch tust Du Deinem Ruf Schaden und auch der guten Sache. Sage mir offenherzig, wie verhält sich es damit? — Ist es nicht so, so will ich mich von Herzen freuen. Ist es aber so, so will ich versuchen, dir darüber die Augen zu öffnen und dich auf den rechten Weg zurückzuführen, was du wohl von deinem alten Lehrer nicht übelnehmen und für

1) Christian v. Rother (1778—1849), Leiter der Staatsschuldenverwaltung, später Finanzminister.

2) Geh. Staatsarchiv, Berlin, l. c. Abgedruckt von Max Lenz, IV, S. 315 ff.

das, was es wirklich ist, einen Beweis seiner Liebe und Achtung, erkennen wirst.

So dachte ich mir Sie und unser Verhältnis, und in diesem Sinne schrieb ich. — Ich versichere Ihnen, es war mir wahres Bedürfnis meines Herzens, Sie freigesprochen zu sehen von jenem Verdacht und die richtige Aufklärung zu erhalten über das Ganze.

Können Sie darin etwas Arges, etwas Beleidigendes finden? — Ich finde es nicht; vielmehr ist es das Verfahren des redlichen Freundes, der lieber ins Angesicht als hinter dem Rücken spricht.

Das einzige, was mir zur Last fallen könnte und was Sie auch eigentlich empfindlich gemacht zu haben scheint, ist, daß ich solchem Verdacht Glauben beigemessen.

Hierauf bitte ich aber folgendes zu erwägen. Einmal, bin ich nicht leichtgläubig und habe überdies den Grundsatz, immer lieber das Gute als das Gegenteil zu glauben, besonders von Menschen, die ich achte. Es gehört sehr viel dazu, wenn ich etwas Nachteiliges von jemand annehmen oder glauben soll. Auch habe ich mich sehr lange gesträubt; denn Sie wissen, denke ich, daß die gewöhnliche, gemeine und unreine Ansicht der Dinge nicht meine Sache ist. Und noch jetzt können Sie versichert sein, daß ich von alledem, was so viele Menschen sagen (und worüber mündlich ein mehres), nicht ein Wort glaube und meine Ohren wegwende von solchen Gesprächen. Auch habe ich Ihnen ja, soviel ich mich erinnere, nicht geschrieben, daß ich glaube, sondern nur, daß ich bedaure, daß Sie durch die Art, wie Sie den M[agnetismus] behandeln, ein nachteiliges Licht auf Ihren Ruf würfen.

Aber es gab auch Fälle, wo ich durchaus glauben mußte. So z. B., wenn mir der glaubwürdigste Zeuge versicherte, daß Sie den M[agnetismus] in Karlsbad benutzt haben, um aus dem Munde einer Somnambüle die Verordnungen für den Gebrauch des Brunnens, und zwar für die wichtigsten Personen zu erhalten und zu bestimmen, — dann

mußte ich glauben, daß Sie den Magnetismus mißbrauchten; denn das ist nach meinen Grundsätzen nicht der rechte und sichere Gebrauch.

Nun aber, zweitens, werden Sie mir auch zugeben, daß Sie irren können, so wie ich oben das auch von mir zugebe. Und so ist es ja möglich, daß Sie bei dem besten Willen, vielleicht aus zu großem Eifer, auf Abwege geraten konnten; oder aber auch, daß ich eine unrichtige Ansicht habe.

Und so, denke ich, ist es wohl zu entschuldigen, wenn ich die Möglichkeit einer Verirrung denkbar fand, der ja die besten und größten Männer sich nicht immer entziehen konnten.

Ebenso der zweite Punkt, Ihre Anstellung als Professor ordin[arius]. — Habe ich je geäußert, daß ich Sie dessen nicht würdig finde? Habe ich Ihnen nicht vielmehr versichert, daß ich für meine Person mich dessen von Herzen freuete? Und das ist auch noch jetzt meine wahre Überzeugung, die ich auch überall, bei dem Minister, in der Fakultät und wo ich konnte, ausgesprochen habe. — Aber das hebt nicht auf den Neid andrer und die verfassungsmäßigen Statuten, denen Sie sich eben durch diese Ernennung selbst unterworfen haben. Und das wollte ich Ihnen ausdrücken, daß Sie sich durch diese Stellung jene Fakultätsfragen und lästige Formalitäten zugezogen haben, die mir Ihretwegen sehr leid getan haben, von denen ich aber, da sie Sache der Fakultät sind, Sie durchaus nicht befreien konnte.

Sie sehen, wertester Herr Professor, so löset sich alles sehr natürlich und sehr freundschaftlich auf, und ich darf es von Ihnen hoffen, daß Sie es mit ebenso reinem und wohlmeinendem Herzen annehmen, als es geschrieben ist. — Aber Sie sehen auch hieraus, daß es durchaus notwendig ist, daß wir uns recht bald mündlich sprechen. Denn die Sache ist zu wichtig, und eine Menge Dinge lassen sich nicht schreiben. — Genug, wir müssen durchaus ins Klare und Reine, und zwar vollständig kommen. Ich kann diesen Zustand der Un-

gewißheit nicht länger ertragen, und ich muß Bestimmtes wissen, um alles, was mir zu Ohren kömmt, männlich und gründlich niederschlagen zu können. — Also, ich bitte Sie nochmals, kommen Sie recht bald zu mir in einer vertraulichen Abendstunde.

Was mich am meisten freut, ist, daß wir in der Sache vollkommen eines sind. Ich unterschreibe alles, was Sie mir über den M[agnetismus] geschrieben haben. Es ist ganz auch meine Ansicht. — Der M[agnetismus] ist unstreitig die Entwicklung einer höheren, der geistigen nähere Kraft im Menschen; er gehört der höheren Sphäre, der höheren Ordnung der Dinge zu — eine neue Offenbarung des inneren Lebens, was ja jedem äußern zugrunde liegt. — Allerdings ist meine volle Überzeugung, daß er auch bei der Magie, bei der Dämonomantie und selbst bei dem Exorzismus der Kirche wirksam gewesen ist. Denn ich bin völlig überzeugt, daß bei alledem nicht immer Betrug war, sondern wirklich Wunder gewirkt worden. — Aber eben dies, welche Gefahren, welche mögliche Mißbräuche zeigt uns das! — Daher wachet und betet, d. h. haltet den Sinn fromm und rein!

In der gewissen Hoffnung, Sie bald zu sehn, und mit der Versicherung der aufrichtigsten Hochschätzung und Freundschaft Ihr ergebenster Hufeland.

Die Marquise de Custine an Rahel Varnhagen [1])

Fernaques, 25. Dezember 1816.

Ich kann Ihnen, liebe und liebenswürdige Freundin, gar nicht sagen, wie froh ich war, hier Nachrichten von Ihnen zu erhalten. Sie sind wie ein Sonnenstrahl, der in ein Kerkerloch fällt. Meine Seele ist von Dunkel und Schwermut umgeben, die Einsamkeit trägt noch dazu bei. Ihre sanften Worte stärken mein Herz gegen das schreckliche Leid

1) Lettres du Marquis A. de Custine etc., S. 109 f.

des Getrenntseins, das mich niederdrückt. Sie werden es begreifen, aber dies soll durchaus unter uns bleiben. Erlauben Sie mir, Ihnen ganz allein ein Geheimnis anzuvertrauen.

Denken Sie, ich habe kein Lebenszeichen mehr von Koreff, seit wir uns in Teplitz [1]) trennten. Seit einer Reihe von Jahren, als wir uns trennten, schrieben wir uns wöchentlich zweimal ununterbrochen! Er ist seit mindestens zehn Jahren mein Freund, erprobt durch die Zeit, durch tausend Schmerzen, die er gefühlt und geteilt hat; kurz es sind Gefühle, die man für unzerstörbar hält! Wir haben uns mit Bedauern, mit Schmerzen getrennt und uns versprochen, die Trennung wie üblich zu versüßen, indem wir unsern lieben Briefwechsel wieder aufnahmen! Er reist also aus Teplitz ab, sehr besorgt um eine Familienangelegenheit, die er in Ordnung bringen wollte [2]). Er reist sogar ohne den Fürsten [Hardenberg] ab, soll in ein paar Tagen wieder zu ihm kommen, verspricht, von Dresden aus über diese Angelegenheit zu schreiben! Kein Wort von ihm ist eingetroffen. Zehnmal habe ich an ihn geschrieben, ohne mich entmutigen zu lassen und ärgerlich zu werden. Ich habe die Briefe sogar auf verschiedenen Wegen gesandt, aber alles umsonst.

Ich mache ihm keine Vorwürfe, aber da steckt was dahinter, was ich nicht fassen kann. Ich weiß, er wird durch den Magnetismus in Anspruch genommen, aber ist das ein Grund für ein so völliges, so merkwürdiges Stillschweigen? Dieser tiefe Kummer hat mein Dasein getrübt. Ich kann nicht so leicht einen so sicheren Freund verlieren, auf den ich rechnen zu können glaubte, weil er mir unvergeßliche Beweise seiner Freundschaft gegeben hat. Erweisen Sie mir einen Dienst. Ich kann nicht glauben, daß er alle meine Briefe erhalten hat. Etwas muß daran Schuld sein, daß

1) S. Seite 171.

2) Jedenfalls seine eigene Taufe (s. Seite 171).

er sie nicht erhält. Bitte schicken Sie ihm diesen durch eine sichere Person, damit er ihm eigenhändig übergeben wird.

Ist meine Bitte indiskret, so verzeihen Sie sie mir und schicken mir diesen Brief zurück. Da Sie in Berlin viele Bekannte haben, glaubte ich, es werde Ihnen leicht sein, und da ich sicher bin, daß Sie meinen Kummer verstehen werden, vertraue ich ihn Ihnen ohne Zaudern an.

Das Leben ist nichts mehr wert, wenn die Herzen, auf die man sich verließ, in dem Augenblick verschwinden, wo man ihrer am meisten bedarf. Wäre Koreff nicht in so vielen Jahren erprobt, ich wunderte mich nicht über sein Stillschweigen, denn das ist in Deutschland anscheinend Brauch. So habe ich vom Grafen Flemming, an den ich mehrmals schrieb, an den ich immerfort denke und den ich mit Interesse und Wohlwollen überhäufte, seit seinem so traurigen Abschied aus Frankfurt kein Lebenszeichen mehr erhalten [1]).

Ich studiere, aber ohne Mut. Ich lese Saint-Martin [2]), aber meine Seele kommt nicht über den Schmerz hinweg, der sie niederdrückt.

. . . Wenn Sie diesen Brief beantworten, muß es ein Billett für mich ganz allein sein, nicht wahr, Liebste? . . .

Leben Sie wohl, Liebste! Verzeihen Sie mir, daß ich Sie in so viel Schmerzen einweihe! Sie können sich denken, daß ich sehr auf Ihre Freundschaft zählen muß, um es gewagt zu haben! . . . Antworten Sie mir bald betreffs Koreff, damit ich weiß, ob Sie meinen Wunsch erfüllen können, und ob es bald sein wird. Suchen Sie etwas über ihn zu erfahren.

---

1) S. Seite 160; „Graf Flemming bekam mit einemmal seine Ausfertigung [als Gesandter] nach Brasilien. Er wollte vorher seinen Vater in Galizien besuchen, wo er [jetzt] ist.“ (Rahel an Varnhagen, 18. 9. 1816.)

2) S. Seite 199.

Die Marquise de Custine an Rahel Varnhagen[1])

Fervaques, den 2. Januar 1817.

Wir pflanzen Bäume für alle unsere Freunde, zuvörderst für Sie. Wir haben eine Anzahl von Bäumen gekauft; der Ihre steht auf einer grünen Wiese an einem kleinen Wasserfall zwischen Koreff und Graf Flemming. Ich nenne diese Pflanzung die „gefühlvolle Metempsychose“.

Aus Dorow, „Erlebtes“ usw.[2])

Den 2. Januar 1817 konnte D. bereits einer Einladung zum Staatskanzler folgen, den er seit seiner Zurückkunft [aus den Rheinlanden] noch nicht gesehen . . . Der Fürst schien nicht heiter, obschon sehr wohl. In seiner Seele, in seinem Blick lag Schmerz, — gewiß über den Undank, der ihm von allen Seiten wird, und über das Mißkennen und Nichtverstehenwollen seiner Absichten. Koreff war wie immer voll Laune und Witz, ja ausgelassen, und teilte ein köstliches Sonett mit, „an die hirnverbrannten, efferveszenten Köpfe“, mit welchem Namen kurzsichtiger Aristokratismus alles bezeichnete, was Geist und Charakter hat. Mit Graf Flemming, unserm Gesandten in Brasilien, wurde alte Bekanntschaft aufs freundlichste erneuert. Der Fürst schien diesen Neffen sehr zu lieben und gewiß mit Recht, denn Flemming entwickelt nicht allein in allem, was er sagt, Geist, sondern auch den liebenswürdigsten Charakter. Auch L. v. Voß[3]) war zugegen; der Staatskanzler sprach viel über unser beabsichtigtes Institut [für Kriegsinvaliden] in Barby . . . Im ganzen war der Fürst sehr stille; beim Abschied reichte er D. freundlich die Hand und sagte: „Ich danke für Ihre Schilderung des Dresdener Gesandtschaftspersonals. Sie mögen recht haben; es ist ein böses Treiben und um so gehässiger und nachteiliger, daß gerade die, welche uns kräftig

1) Gaston Maugras usw., S. 529.
2) Bd. III, S. 218 f.
3) S. Seite 165.

und aufrichtig zur Seite stehen sollten, oft leichtsinnig und närrisch handeln und selbst den eigenen Vorteil deshalb aus den Augen setzen . . . Sind Sie — weil Bürgerlicher — in die Gesandtschaft hineingeschneit, wie es Herr v. Oelßen [1]) Ihnen bemerkt, so sind Sie doch stets von oben gekommen."

Schleiermacher über den Magnetismus [2])

Berlin, 9. Januar 1817.

Auf dem Wege der wissenschaftlichen Versuche ist allmählich die Entdeckung derjenigen Erscheinung gemacht worden, welche wir unter dem Namen des tierischen Magnetismus begreifen. Diejenige Seite desselben, welche sich auf das Nervensystem und mittels desselben auf den ganzen tierischen Lebensprozeß des Menschen bezieht, ist durch eine Reihe von Erfahrungen, welche so ziemlich vollständig ist als die über jedes andere Heilmittel, in die Arzneikunst eingeführt worden, und ich kann in dieser Hinsicht keine andere sittliche Vorschrift über den Gebrauch des Magnetismus anerkennen, als über den jedes anderen Heilmittels. Es gibt auch andere Heilmittel, von denen man nichts genau vorhersagen kann, was für Nebenwirkungen sie auch im Körper und im Gemüt hervorbringen, wie Quecksilber, Belladonna, Spanische Fliege und alle Gifte. Wie in Hinsicht dieser, so mag auch in Hinsicht des Magnetismus jeder sich seinem Arzt anvertrauen, und dem Arzt kommt es zu, genau zu beobachten, wie in jeder Natur die Nebenwirkungen sich zur Hauptwirkung verhalten, um danach sein Verfahren abzumessen.

Wenn ein Einzelner sagt: ich will lieber sterben, als auf solchem Wege ein anderer Mensch zu werden, — nun, so ist das eine Sache, die jeder mit seinem Gewissen abzumachen

1) Ein kurländischer Edelmann, seit 1815 preußischer Gesandter in Dresden.

2) Aus Schleiermachers Leben in Briefen, Berlin 1860, II, S. 318 ff. Brief an Charlotte v. Kathen.

hat; nur muß er daraus keine allgemeine Regel für alle machen wollen. Gerade so ist es mit den geistigen Nebenwirkungen des Magnetismus. Die sogenannten höheren Zustände sind größtenteils vorübergehend auf den Zeitraum des jedesmaligen Schlafes beschränkt, ohne Zusammenhang und ohne allen Einfluß auf das übrige Leben. Denn eine Erscheinung wie die F...[1]) ist fast einzig in ihrer Art. Ich sehe also das Bedenkliche gar nicht, daß man, wenn der Arzt es vorschreibt, ein Mittel, gesund zu werden, versucht, auf die Gefahr, in diese vorübergehenden Zustände zu geraten, die ja, wenn man es will, auch ganz ungebraucht vorübergehen können. Was man gesagt hat von einer geistigen Abhängigkeit, in welche der Magnetisierte vom Magnetiseur gerate, das ist die größte Fabel, und wo es sich wirklich findet, kaum etwas anders als die Zuneigung, die andere Kranke zu einem bewährten Hausarzt fassen . . .

Was ferner den medizinischen Rat betrifft, den Magnetisierte, wenn man ihre Aufmerksamkeit darauf lenkt, für andre erteilen, so kann ich nicht einsehen, warum der Arzt nicht das Recht haben soll, solchen Rat einzuholen und sich ihn zunutze zu machen. Es ist ein Gebrauch, den er von einem Zustande macht, den er hervorgebracht hat, und ein Gebrauch, der unmittelbar in seinem Berufe liegt. Das ist

1) Diese fortwährend leidende Freundin war infolge magnetischer Behandlung hellseherisch. Schleiermachers Frau hatte sie seit kurzem kennen gelernt und eine enge Freundschaft mit ihr geschlossen. In ihren hellsehenden Zuständen gab sie (unter Leitung des Arztes) oft an, was sie für Kranke als hilfebringend und heilsam zu erkennen glaubte. So beschäftigte sie sich auch mit Schleiermachers Krankheitszustand, der seit vielen Jahren an den oft heftigen Anfällen von Magenkrampf litt, welche bisher allen Mitteln der Ärzte getrotzt hatten und seinem Leben ein nahes Ziel in Aussicht zu stellen schienen . . . Er wurde übrigens durch die fortgesetzte magnetische Behandlung — freilich erst viel später — von diesem ererbten Übel gänzlich befreit und hat in den späteren Jahren seines Lebens gar nicht mehr daran gelitten. (Anmerkung des Herausgebers, S. 314). Vielleicht ist die auf S. 167 genannte Frau Fischer gemeint.

mir ganz dasselbe, als wenn er von einem, dem er die Kuhpocken eingeimpft hat, die Lymphe nimmt, um sie einem andern einzuimpfen. Was die Zuverlässigkeit des Rates betrifft, so ist das wieder eine Sache, die der Arzt beurteilen muß. Ein Nichtarzt muß eben deshalb auch den Rat nicht einholen, weil er ihn nicht beurteilen kann . . . Ich würde nie die F... gebeten haben, ihre Aufmerksamkeit auf mich zu richten, und als Wolfart[1]) es tat, war es mir auch nicht einmal lieb . . . Aber es war nun seine Sache, und ich bin dem Rate gefolgt, soweit ihn Meier, der mich eigentlich behandelte, für zweckmäßig oder wenigstens unverfänglich erklärte; gegen den Rat des Arztes aber würde ich es niemals tun . . .

Was nun die geistigen Erscheinungen des Magnetismus betrifft, so ist meine Meinung darüber diese: Ich würde es gar nicht für eine Sünde halten, wenn sich jemand von einem sachverständigen und wissenschaftlichen Manne magnetisieren ließe, um Versuche mit diesen Erscheinungen zu machen. Warum? Alles, was in der Natur vorkommt, soll erfaßt werden. Dann nehmt mir nicht übel, wenn eure Männer sagen, der Magnetismus sei eine unergründliche Sache. Das kann man vorher nicht wissen, außer insofern alles unergründlich ist, und man muß also doch versuchen, wie tief man der Sache beikommen kann . . . Wenn nun die höheren Zustände, als vorzüglich das Sehen des Entfernten oder des Zukünftigen, von selbst eintreten, so würde ich es wiederum nicht für Sünde halten, wenn ein Kranker seinem Arzte erlaubte: Frage du selbst oder laß einen wissenschaftlichen Mann mich in diesem Zustande fragen, alles, was Ihr wollt und was Ihr nützlich haltet, um den Zustand gründlich kennen zu lernen . . . Ohne den Willen des Kranken aber seinen Somnambulismus zu solchen Versuchen zu benutzen, das ist gewiß sündlich, weil man keinen Menschen ohne seinen Willen zum Gegenstand eines Versuches, also zur

1) Karl Christian Wolfart war Schleiermachers Hausarzt.

bloßen Sache machen soll . . . Wer aber in einem persönlichen Verhältnisse mit einem solchen [Kranken] steht, wie Jette [1]) mit der F . . ., oder wenn es nötig ist, sich eine klare Anschauung von der Sache zu verschaffen, warum sollte der [ihm] nicht nahen? So würde ich also Ärzte, Naturforscher und Philosophen auch immer zu Hellsehenden bringen (versteht sich, daß die Kranken es erlauben und daß es ihnen nichts schadet), auch wenn sie in den höchsten Verzückungen sind. Aber freilich ist ein Kranker . . . keine öffentliche Person, und also gehören auch seine Geistestätigkeiten nicht in das öffentliche Leben [2]) . . .

Auf welchem Punkte die magnetischen Erscheinungen liegen, das ist nun eben noch der Gegenstand der Untersuchung, aber damit man dahinterkomme, muß man sie eben beobachten. Im allgemeinen kann man wohl nur sagen, daß durch die Veränderung physischer Verhältnisse auf eine Zeitlang Schranken des geistigen Vermögens, denen es gewöhnlich unterworfen ist, aufgehoben werden. In der Aufhebung solcher Schranken liegt aber auch alles Höhere und Göttliche der alten prophetischen Offenbarungszeit; denn sonst wäre der Mensch während der Weissagung oder Eingebung ja kein Mensch, sondern ein anderes Wesen. Das höchst Interessante der höheren magnetischen Erscheinungen ist ja eben, daß sie, wenn man sie erst recht verstehen wird, unsere Vorstellungen von dem ursprünglichen und wesentlichen Umfang des geistigen Vermögens des Menschen erweitern werden und damit zugleich auch gewiß manches aus der heiligen und dunklen Zeit aller Völker aufschließen. Was endlich die Wahrheit und Zuverlässigkeit des Gesehenen betrifft, so gibt es in allem Menschlichen ebensowenig einen gänzlichen Gegensatz zwischen Wahrheit und Irrtum, als zwischen Natürlichem und Übernatürlichem. Kein Irrtum, auch der allerverderblichste, der nicht an einer Wahrheit hinge, und

1) Schleiermachers Gattin.
2) D. h. zu Schaustellungen.

keine Wahrheit, die nicht die Möglichkeit des Irrtums in sich schließe . . . Ebenso ist es mit den Magnetisierten. Sie sehen fast alles in Bildern. Daß sie diese in Worte fassen, ist schon nicht mehr jene ursprüngliche Tätigkeit, in der die gewöhnlichen Schranken aufgehoben sind, sondern schon größtenteils eine von dem gewöhnlichen menschlichen Vermögen ausgehende Auslegung, und also ist Irrtum darin in höherem Grade möglich als in jenem. Ja man wird bei fleißiger Beobachtung wohl bestimmen lernen, was jeder Magnetisierte, der treu und redlich zu Werke geht, mit der größten Sicherheit und was er mit der geringsten auslegen kann . . . Auch dieses aber nur unter der Bedingung, daß man den Zustand ungestört walten läßt. Darum ist alles bestimmte Fragen immer schon eine Entheiligung des Zustandes . . . Wenn man ein reines Resultat haben will, muß man sich ihn nur aussprechen lassen. Und allerdings, wer sich einem so erhöhten und befreiten Geiste nicht nahen könnte, ohne ein solches willkürliches Eingreifen, der bleibe lieber davon . . . Es kann jemand eine besondere Abneigung haben, solche Zustände zu sehen, und man kann ihm dies zugute halten. Aber man muß es nicht für etwas besonders Sittliches und Frommes halten, wenn einer dieser Abneigung auch da folgt, wo es sonst in dem natürlichen Gang der Dinge läge, daß er solche Zustände sähe. Ich kann das nur Weichlichkeit oder Ängstlichkeit nennen . . . Wie du fürchtest, das Anschauen solcher Zustände könne einen für das gewöhnliche tätige menschliche Leben verderben, das verstehe ich gar nicht . . .

Die Marquise de Custine an Rahel Varnhagen [1])

Fervaques, den 12. Januar 1817.

. . . Ich will Ihnen sagen, daß ich einen Brief von Koreff vom 28. Dezember erhielt, zweifellos dank Ihnen. Alles klärt sich auf. Ihn trifft kein Vorwurf. Er ist der

1) Lettres du Marquis A. de Custine etc., S. 124, 128 ff.

Alte geblieben. Er erklärt sein Schweigen. Die Briefe sind an einen Bankier geschickt worden, den er in Frankfurt glaubte und der in der Schweiz ist. Aus der Ferne sind alle Entschuldigungen gültig. Sie, liebenswerte Freundin, haben mir Glück gebracht. Nun bin ich ruhiger, aber nicht glücklicher. Ich habe auch Nachrichten vom Grafen Flemming, aber aus Brasilien[1] . . .

Fervaques, 15. Januar 1817.

Verzeihen Sie mir, liebe und liebenswerte Freundin, daß ich Ihnen so schnell antworte, und vor allem, daß ich Ihnen noch einen Brief für Koreff beilege. Es ist der letzte, das glauben Sie mir! Aber der, den er durch Sie empfangen hat, ist der einzige, den er seit lange bekommen hat; er hat ihn so schnell beantwortet, daß er mir kein sicheres Mittel angab, ihm zu schreiben. Im beiliegenden Briefe sage ich ihm, wie ich ihm in Zukunft meine Briefe senden werde. Mir liegt also außerordentlich viel daran, daß er ihn bestimmt erhält, denn er ist die Grundlage unseres künftigen Briefwechsels. Ich lege ihn Ihnen also nochmals ans Herz und bitte Sie dringend, brauchen Sie die gleiche Vorsicht wie bei dem ersten, bis auf die Quittung! Aber verlangen Sie briefliche Bestätigung, daß er ihn erhalten hat.

Verzeihen Sie, Liebste, aber Sie begreifen alles so gut, daß Sie dies ganz einfach und natürlich finden werden. Ich bin glücklich, an Koreff keinen stummen Freund mehr zu haben. Nun sein Schweigen sich erklärt, ist er wieder der alte. Nie habe ich über seine Unpünktlichkeit zu klagen gehabt; deshalb war ich auch so beunruhigt! Durch Jahre der Trennung hat er nie acht Tage versäumt, mir zu schreiben. Dank Ihnen ist der Faden wieder angeknüpft; das ist anscheinend sehr wenig und doch viel, um zu leben! Sie kennen ihn und wissen, daß er zu den Geistern gehört, denen man alles sagen kann, die durch ihr Licht das Leben erleuchten, ihm Farbe und wirklichen Wert geben! Daher war ich auch

1) S. Seite 203.

in einem dunklen Abgrund, seit ich kein Lebenszeichen mehr von ihm hatte . . .

Astolphe geht es geistig besser und gesundheitlich gut, dem lieben Bärstecher gleichfalls: nur schlafen kann er nicht. Er verbringt ganze Nächte schlaflos: das beunruhigt und betrübt mich; ich schreibe Koreff darüber! Was mich betrifft, so hängt meine Gesundheit von den Herzensregungen ab! Sie ist gut oder schlecht, je nachdem ich Mut oder Unmut habe . . . Sie werden über alle diese Torheiten lachen, aber sie verstehen, denn Sie verstehen ja alles. Sie sagen so reizend, wenn man nicht mehr jung ist, soll man nicht allein sein! Zum mindesten müßte man dann alt sein. Aber man ist so lange weder alt noch jung, und das gerade ist das schmerzlichste; ein Trost ist, daß alles rasch vorübergeht . . .

Ihnen vertraue ich meinen Brief an. Hüten Sie ihn mit Ihrem Herzen, dann bin ich beruhigt. Er wird ankommen, Gutes wirken und ich werde die Antwort erhalten. Er soll ihm Glückwünsche zu seinem Geburtstag bringen, der am 1. oder 2. Februar ist. Lassen Sie mich wissen, ob er ihn bald bekommen hat.

Friedrich August v. Stägemann an Varnhagen v. Ense [1])

Berlin, den 4. Februar 1817.

Unser Freund Koreff ist, invito Schuckmannio [2]), Professor geworden und hat unsern Freund Klaproth [3]) nach sich gezogen. Er ist ganz dem Magnetismus beflissen. Glauben Sie aber das nicht, was man in Rücksicht auf unsern Staatskanzler deshalb verbreitet. Dessen Vernunft wird nicht so leicht be- und gefangen.

1) Briefe von Stägemann usw., S. 43.

2) Gegen den Willen des Ministers v. Schuckmann. S. Seite 176, Anm. 2, und 214.

3) S. Seite 150, 175.

* Fürst Hardenberg an den Hofrat v. Wenckstern [1])

Glinicke, den 17. Februar 1817.

Dem Professor Dr. Koreff habe ich zur Anschaffung eines physikalischen Apparates eine Beihilfe von 2000 Rtlr. aus der Bürogebührenkasse bewilligt und beauftrage Sie, diejenigen Personen, welche sich mit ihren . . . von demselben attestierten Rechnungen über die zu jenem Apparat gelieferten Gegenstände bei Ihnen melden, bis zum Betrage der obigen Summe zu befriedigen.

Nächstdem habe ich dem Professor Koreff zur Fortsetzung seiner physiologischen Versuche und solange er sich mit solchen besonders beschäftigen wird, 500 Rtlr. jährlich bewilligt und beauftrage Sie, ihm diese Summe für das Jahr 1817 aus der Gebührenkasse jetzt gleich auf einem Brette gegen Quittung auszuzahlen, übrigens aber, der Exemplifikation wegen, diese Ausgaben geheim zu halten.

C. F. v. Hardenberg.

Die auf die obigen 2000 Rtlr. noch guthabenden 800 Rtlr. sowie auch die pro 1817 bewilligten 500 Rtlr. sind dem Professor Dr. Koreff in Golde zu zahlen.

Koreff an A. J. Millin [2])

Berlin, 2. März 1817.

. . . Ich habe jetzt einen Lehrstuhl an der Universität Berlin inne und wünsche sehnlichst, mit meinem trefflichen Freund in Verbindung zu bleiben und ihm zeitlebens nützlich und angenehm zu sein, wie meine Dankbarkeit es mir für immer gebietet. Ich bitte Sie inständigst, mir häufig Gelegenheit zu geben, Ihnen meine Gesinnung zu beweisen. Ich erhielt Ihre Italienreise [3]) aus den Händen des Fürsten

---

1) Geh. Staatsarchiv, Berlin. Rep. 92, Hardenberg, K 50 (Abschrift).

2) Paul Bonnefon, Un original oublié, Revue de Paris, 17. März 1906. Über Millin s. Seite 79.

3) Voyage dans le Milanais, à Plaisance, Parme, Modène, Mantoue, Paris 1817.

Hardenberg. Ich habe darin geblättert und bin vom Zauber der Erinnerung berauscht . . . Heute bitte ich Sie um einen Dienst. Wollen Sie mir aus Ihren Manuskripten bitte alles ausziehen, was Sie über die aria cattiva in Italien besitzen. Sie täten mir einen großen Gefallen damit. Ich brauche es zur Vervollständigung meiner Kenntnisse und zur Ausarbeitung einer Schrift über diesen Gegenstand, der den Stoff meiner Vorlesungen in diesem Semester bildet. Selbstverständlich treibe ich keinen Mißbrauch damit und nenne Ihren Namen bei allem, was von Ihnen stammt. Ich schicke Ihnen auch die ganze Abhandlung, damit Sie daraus in Ihr Buch übernehmen können, was Ihnen beliebt. Mit einigem hoffe ich Ihren Beifall zu finden; es sind Dinge, die ich ex professo behandle . . . Ich bin Ihres Wohlwollens zu sicher, als daß ich an der Erfüllung meiner Bitte einen Augenblick zweifelte. Ich bitte Sie nun um Eile, denn das Werk soll vor dem 1. Mai gedruckt sein . . .[1])

* Koreff an Dorow[2])

[Berlin,] den 13. März 1817.

Nur Zufall war es, geliebter Freund, daß Du mich nicht trafst, — sonst bin ich stets um diese Stunde und gewöhnlich auch den ganzen Morgen zu Hause, und jedesmal versteht es sich, wenn ich zu Hause bin, bin ich es für Dich.

Frau v. Humboldt war bis jetzt abends noch nicht zu Hause, und bei Tage bin ich zu sehr beschäftigt. Gehe doch nur hin. Sie denkt gewiß Deiner. Es versteht sich von selbst, daß, was ich kann, ich aus allen Kräften immer bei-

---

1) De regionibus Italiae aere pernicioso contaminatis . . . offert J. F. Koreff, Berlin 1817. Deutsch: „Über die bösen Luftregionen Italiens", Berlin 1821. Über Goethes Aufnahme dieser Schrift s. Seite 223.

2) Von der Kestnersammlung der Universitätsbibliothek Leipzig freundlichst zur Verfügung gestellt.

trage, Dir Freude und Glück zu machen. Heute gehe ich früh aus, aber morgen nicht. Dein Koreff.

Die Marquise de Custine an Rahel Varnhagen [1])

Fervaques, 4. Mai 1817.

Ich erhielt mehrfach Nachricht von Koreff. Was wissen Sie von ihm? Und von Frau v. Humboldt? . . . Ich sähe sie gern einmal wieder . . .

Friedrich August v. Stägemann an Varnhagen von Ense [2])

Berlin, den 16. Mai 1817.

. . . Von Karoline von H[umboldt] komme ich natürlich auf Koreff, der als Professor nun wirklich fungiert. Es war von einigen Studenten verabredet, ihn das erstemal mit Pochen und Pfeifen zu empfangen, doch ist es unterblieben, und scheint er deshalb (?) nicht zu wagen, die angekündigten Publica zu lesen. Ein großer Förderer des Magnetismus ist er noch immer; ich fürchte nur, daß sein nicht zu verkennendes Talent ihn nicht durch alle Fährlichkeiten führen werde, weil es, wie ich glaube, ihm an Gründlichkeit fehlt und die Eitelkeit ihn lügenhaft macht. Der Minister des Innern [v. Schuckmann] ist gegen seine, Wolfarts und Klaproths [3]) Anstellung sehr ergrimmt gewesen. Letzterer war in einem Briefe Sylvestre de Sacy's [4]), der ihn ce drôle nennt, beschuldigt, Manuskripte aus der Pariser Bibliothek gestohlen zu haben.

Wilhelm an Karoline v. Humboldt [5])

Berlin, 3. Juni 1817.

Ich war . . . in Neuhardenberg bei dem Staatskanzler. Neuhardenberg, eigentlich sonst Quilitz, mag ein sehr ein-

1) Lettres du Marquis A. de Custine etc., S. 189.
2) Briefe von Stägemann usw., S. 47 f.
3) S. Seite 221.
4) Antoine Isaac Silvestre de Sacy (1758—1838), französischer Orientalist.
5) Briefwechsel, V, S. 322.

trägliches, nützliches Gut sein, . . . aber als Besitz würde es mir keinen Augenblick gefallen. Die Gegend ist so märkisch erbärmlich, als man nur etwas finden kann . . . Die Fürstin und Koreff hassen und verabscheuen den Ort und das Haus. Am Sonnabend war des Fürsten Geburtstag . . . Nach Tisch wurde getanzt, und ich habe wirklich alles mittanzen müssen . . . Koreff und Jordan haben den Ball sehr verherrlicht . . . Nach einigen Tänzen habe ich das Mittanzen der Bauern in Gang gebracht . . .

* Koreff an den Minister v. Schuckmann [1])

Berlin, 24. Junius 1817.
Unter den Linden 21.

Ich eile sogleich das Schreiben Ew. Exzellenz vom 20. dieses, eine Schuldforderung des H. Finanzministers Exzellenz betreffend, welches ich erst gestern abend, den 23., erhalten habe, zu beantworten. Mehrere Mißverständnisse müssen in dieser Sache zugrunde liegen.

Ich habe bis zu dieser Stunde noch keine Weisung vom Finanzministerium erhalten, um ihm diese Summe zurückzuzahlen, habe daher es gar nicht ahnden können, daß es in diese Kasse müsse erstattet werden, da dieser Vorschuß mir von seiten Sr. Durchlaucht zur Deckung meiner etwaigen Reisekosten gegeben wurde.

In dieser Meinung stehend, habe ich vor einiger Zeit schon nach Paris an meinen Bankier geschrieben, von einer Summe, die mir dort ausgezahlt werden soll, den Wert des Vorschusses zurückzubehalten, um sie dem H. Hofrat Pâris, von dem ich sie empfangen habe, in denselben Münzsorten zurückzuerstatten, um sowohl alle Weitläufigkeiten als die Kosten des zu spedierenden Geldes zu ersparen.

Da es sich aber anders verhält, so werde ich sogleich heute nach Paris schreiben, damit man nicht meinen früheren An-

1) Sammlung Darmstädter der Berliner Staatsbibliothek. Darauf der Vermerk: Communicetur dem kgl. Finanzminister. v. Schuckmann.

ordnungen gemäß verfahre, und werde sogleich nach eingelaufenem Bericht diese Summe, nach Ausgleichung meiner quittierten Ausgaben, der Kasse des Finanzministeriums überantworten.

Ich werde bei Sr. Exzellenz, dem Herrn Finanzminister, von dem ich die Ehre habe, seit vielen Jahren persönlich gekannt zu sein[1]), mich beklagen, daß über eine solche Kleinigkeit man sich an Ihre Exzellenz wendet, ohne mich vorher davon zu benachrichtigen, und mich so fremde Nachlässigkeit entgelten läßt, da man ja doch nicht annehmen konnte, daß ich so unhöflich sein würde, das Schreiben eines Ministeriums unbeantwortet und unbeachtet zu lassen.

Ich habe die Ehre zu sein Ew. Exzellenz

ganz ergebener

Dr. Koreff.

Wilhelm an Karoline v. Humboldt[2])

Karlsbad, 17. August 1817.

Ich fand ihn [den Kanzler] mit seiner Frau, seinem Bruder und Koreff.

Karlsbad, 19. August 1817.

Ich habe gestern, vorgestern und heute unausgesetzt mit dem Staatskanzler gelebt, dessen sich immer gleichbleibende Freundlichkeit und wirkliche Zärtlichkeit ich nie genug rühmen kann. Er hat noch vor kurzem zu Koreff gesagt, niemand sei so bei ihm verleumdet worden, er habe eine Menge Briefe darüber, und gerade an mir habe er nie die mindeste Falschheit bemerkt. Er und die Hähnel und Koreff grüßen Euch herzlich. Wenn man den Staatskanzler, ohne Arzt zu sein, beobachtet, muß man ihn für sehr übel halten. Es ist der allgemeine Eindruck, den er macht, und viele glauben, daß er nur noch sehr kurz zu leben habe . . . Der Hähnel kommt dieser Zustand sehr bedenklich vor, allein Koreff be-

1) S. Seite 222, Anm. 1.
2) Briefwechsel, V, S. 377 ff., 385 f., 392 f.



WILHELM VON HUMBOLDT

Lithographie von Oldermann
nach dem Gemälde von F. Krüger

teuert, daß es nichts zu sagen habe ... Nicht der jetzige Zustand sei gefährlich, aber der in Berlin, während des Staatsrates, sei es gewesen, wo er drei Tage lang einen Nervenschlag befürchtet habe. Alles dies behauptet er, und Gott gebe, daß er recht haben möge. Denn der Verlust des Kanzlers wäre gerade jetzt äußerst nachteilig ...

Die anliegenden Verse hat mir Koreff heute mit Karlsbader Bleistiften geschickt. Mein Verstand wird darin sehr gepriesen.

Frankfurt, 31. August 1817.

Der arme Mann ist nach meinem Weggehen von Karlsbad noch kränker geworden. Am 23., als er nach Franzensbrunnen reiste, ist er so schlimm gewesen, daß auch Rother [1]) ganz bange geworden ist. Da hat Koreff ihm ein Brechmittel gegeben, weil er immer mit Schleim auf der Brust kämpft. Dies hat ausnehmend gute Wirkung getan, und er hat sich sehr erleichtert gefühlt. Er ist so bis Würzburg ... mit zunehmender Besserung gereist. Allein Koreff hat doch nötig gefunden, daß er Pyrmont zur Stärkung brauche, und hat schlechterdings darauf bestanden. So ist er dahin gegangen ...

Frankfurt, 11. September 1817.

... Pappenheim [2]) hat geschrieben, daß er den Kanzler viel besser und munterer gefunden, als er es hätte nach den Beschreibungen erwarten können ... Der Kanzler hätte schon zwei Nächte nacheinander gut geschlafen und Koreff hätte gesagt, wenn sein Körper noch stark genug sei, um die Arzeneien, welche seine Heilung erfordert, zu ertragen, so stehe er für die Besserung. Diese letzte Aussage zerstört im Grunde Pappenheims Bericht, denn ... die Schwäche muß doch sehr groß sein, wenn Koreff solche Zweifel hegt. Ich glaube nicht, daß es lange mit ihm dauern kann, und es tut mir ungemein leid. Denn es wird gewiß nachher schlimmer.

---

1) S. Seite 198, Anm. 1.

2) Reichsgraf v. Pappenheim, der Schwiegersohn des Fürsten Hardenberg.

Aus Dorow, „Erlebtes" usw.[1])

Der Fürst mußte seiner lebensgefährlichen Krankheit wegen die Reise nach dem Rhein [im Sommer 1817] aufgeben und ging auf Koreffs Verlangen, gegen den Willen anderer Ärzte, nach Pyrmont und ward daselbst vollständig hergestellt. Koreffs glanzvollste Kur!

Aus Varnhagens „Denkwürdigkeiten"[2])

Der Staatskanzler war mittlerweile[3]) von Pyrmont eingetroffen, dem Anschein nach ganz erholt und kräftig, doch vertraute mir sein Arzt, Geheimrat Koreff, daß er für die Dauer der Genesung nicht einstehe; es könne jeden Augenblick ein Rückfall eintreten.

Varnhagen v. Ense an Rahel[4])

Berlin, den 25. Oktober 1817.

Gestern sah ich den Fürsten Staatskanzler; ich war zu einem glänzenden Mittagsmahl eingeladen, wo alle Minister und erste Staatsbeamte, Generale usw. ihn auch zuerst wiedersahen. Der Fürst sieht ganz wohl aus, ist munter und in nichts zum Nachteil verändert seit den zwei Jahren, die ich ihn nicht gesehen. Koreff hat sich in dieser Wiederherstellung als Arzt trefflich bewährt, und es wird ihm von vielen Seiten erkannt. Ehe ich zu Tische fuhr, war Koreff, der gestern nicht beim Kanzler speiste, bei mir. Er hatte eine Karte von mir bei sich gefunden, eilte zu mir, wir umarmten uns, sprachen von Dir, von seinen Angelegenheiten, von meinen, und keine Spur von stattgehabten Zwischensachen, die Freundschaft in altem Walten. Was sagst Du

---

1) Bd. I, S. 168.

2) Neue Folge, Bd. V, S. 185: Berlin 1817. Varnhagen war für kurze Zeit nach Berlin gereist.

3) Nach dem Wartburgfest der deutschen Burschenschaften (18. Oktober), das den Anstoß zu den Demagogenverfolgungen gab.

4) Briefwechsel, V, S. 252, 270, 271.

dazu? Auf diese Weise wenigstens konnt' ich es nicht erwarten, wenn ich auch zuversichtlich auf die Überlegenheit baute, die ein altes Verhältnis behaupten kann.

Berlin, den 31. Oktober 1817.

Es ist nun, wie es scheint, ganz gewiß, daß der Kanzler auf zwei Monate nach dem Rhein verreisen wird. Koreff hat schon den Befehl erhalten, ihn zu begleiten.

Sonnabend, den 1. November 1817.

Koreff reist ungern mit an den Rhein. Er findet seine Lage beim Fürsten wegen der Verantwortlichkeit, die die öffentliche Stimme ihm auferlegt, nicht angenehm. Seine Schwester, mit der ich gestern . . . in Gesellschaft war, sagte dort, der Kanzler sei in Eger eines Abends so krank gewesen, daß Koreff selbst auf die Nacht sein Verscheiden erwartet habe. Dergleichen Reden mögen wahr und für Koreffs Sicherstellung gern verbreitet gesehen werden, dem Fürsten aber können sie gewiß keinen erwünschten Eindruck machen.

Wilhelm an Karoline v. Humboldt [1])

London, 1. November 1817.

Ich schrieb Dir, glaube ich, daß Schlegel nach Berlin berufen sei [2]). Koreff sagte es mir als eine geschehene Sache in Karlsbad, Schlegel selbst weiß aber noch nichts davon.

Rahel an Varnhagen v. Ense [3])

Frankfurt a. M., den 4. November 1817.

Über Koreff schrieb ich Dir neulich in der Eil und in den erhitzten Nerven nicht. Du glaubst nicht, wie mich das freut.

---

1) Briefwechsel, VI, S. 33. Humboldt war inzwischen preußischer Gesandter in London geworden; seine Gattin ging mit ihren Kindern bis 1819 aus Gesundheitsgründen nach Rom.

2) Über A. W. Schlegels Berufung s. Seite 225.

3) Briefwechsel, V, S. 281.

Unendlich die Sache selbst, daß er nicht mehr böse auf Dich ist. Wunde Verhältnisse schmerzen mich immerweg, bis sie heil sind; und er soll nicht denken, wir könnten reell ihm wehtun, schaden wollen oder dem Besten in uns bei ihm abtrünnig werden wollen. Alles dies ist es aber noch gar nicht allein, was mir dabei so lieb ist; sondern es freut mich ganz überaus, daß in seiner Seele so schönes, sanftes, gereinigtes Gemütswetter ist, wo schlechte Dunstwolken weichen . . . und eine reine leichte Sphäre für alles bessere Gedeihen ist. Dies ist wahrhaft weiter gekommen sein, wenn unter gewissen Menschen gar kein Entzweien haften kann und sie nur immer bei den höchsten und geistigsten Punkten sich gewiß wiederfinden, wo alles Zufällige und Geschehene . . . zurückbleibt. Ich glaubte nicht, daß es mit Koreff so sei; bloß weil ich ihm keine Verbindungen kannte mit Menschen, die ihm gewachsen wären . . . Es freut mich sehr. Wenn Du kannst, grüß ihn noch.

Varnhagen v. Ense an Rahel [1])

Berlin, den 8. November 1917.

Koreff hat mir seine medizinische Schrift [2]) mit Zueignungsworten geschickt; auf der Straße sprach ich ihn vertraulichst.

Den 11. November 1817.

Koreff traf ich gestern nicht. Beim Kanzler war er vorgestern auch nicht, der Kanzler lobte ihn aber sehr gegen mich, worin ich einstimmte. Du sprichst sehr gut und wahr von ihm, er soll es neben Deinen Grüßen erfahren.

Berlin, den 15. November 1817.

Übermorgen reise ich von hier [nach Karlsruhe] ab . . . Gestern war ich mit Ernestinchen und Hannchen im Puppenspiel „Dr. Faust". Koreff mit der Fürstin Hardenberg und deren Gesellschaft zwei Bänke voraus.

---

1) Briefwechsel, V, S. 288, 293, 304.
2) Über die Malaria. S. Seite 213.

* Koreff an Varnhagen v. Ense [1])

Berlin, 15. November 1817.

Wie habe ich mich gefreut, zu sehen, daß Du noch hier bist. Ich bleibe vielleicht noch einige Tage hier und hoffe das Vergnügen zu haben, noch recht lustig mit Dir zu plaudern. Wir haben uns gar nicht gesehen. Die Schuld lag weder an Dir noch an mir, sondern an der sonderbaren Konjunktur der Zeitumstände. Wie freue ich mich, Deine Frau nach so langer Trennung wiederzusehen. Ich werde ihr vorher mit Dir schreiben und ihr ein angenehmes Rezept zur Handpomade schicken, das ich letzthin lernte, damit sie alle Morgen an mich denke. Dein Koreff.

Ich sende Dir eine Serpentinbüchse zu dieser Pomade, weil sie sich am besten darin konserviert. Du mußt sie beim Einpacken wohl in acht nehmen, den Serpentin ist zerbrechlicher als Glas. Es muß im Wagenkasten liegen und nicht auf der Achse. Du wirst lachen, aber Deine Frau wird sich freuen.

Karoline an Wilhelm v. Humboldt [2])

Rom, 13. Dezember 1817.

Koreff schreibt mir über die Veränderungen im Ministerium in Berlin [3]). Er sagt, der Staatskanzler reise in die Rheinprovinzen, „um auch diesen sein schönes fürstliches Wort zu halten. Die Verleumdung habe sich gefallen, seine todesgefährliche Krankheit in eine politische Maske umzuwandeln, um dieser Reise überhoben zu sein; er gehe nun trotz der Jahreszeit, der eben überstandenen Krankheit und seines hohen Alters hin, um durch seine strahlende Persön-

1) Aus Varnhagens handschriftlichem Nachlaß.

2) Briefwechsel, VI, S. 75.

3) Auf Humboldts eignes Betreiben war das Departement für Kultus, Unterricht und Medizinalwesen Anfang November 1817 vom Ministerium des Innern abgetrennt und zu einem selbständigen Kultusministerium unter Karl Frhr. v. Altenstein (1770 bis 1840) gemacht worden. S. auch die folgende Anmerkung.

lichkeit aller Herzen dem preußischen Thron zu gewinnen und zu zeigen, welch ein herrlicher Geist unsere Regierung belebe." Dann sagt er von der Ministerialveränderung in Berlin, sie sei ganz, ganz unerwartet gekommen. „Niemand wußte um das Geheimnis als wir viere." (Wer diese vier sind, weiß ich deshalb noch nicht.) Selbst der Bruder des Fürsten habe nichts gewußt und sei wütend, daß er so gar nichts erfahren habe. Bülow[1]) habe in seiner Herrschsucht sich schon als künftiger Staatskanzler angesehen und habe alles darauf angelegt, sich eine Partei zu schaffen, was ihm denn auch nicht schwer geworden, denn wenn man 40 000 Tlr. ohne königliche Erlaubnis an Gratifikationen wegschenke, so sei es eben nicht schwer, sich eine Partei zu machen . . . Dies alles schreibt Koreff, ohne alle Veranlassung von meiner Seite, mir geradezu auf der Post, nicht einmal in dem Paket der Gesandtschaft. Er legt mir dann noch eine Abschrift eines außerordentlich freundlichen Schreibens des Staatskanzlers bei, mit welchem dieser ihn bittet, ihn auf der Rheinreise zu begleiten, und bittet mich um einige Bestellungen in Rom. Der ganze Brief hat mich außerordentlich gewundert, denn er ist wie in einer Art Rausch geschrieben.

Wilhelm an Karoline v. Humboldt[2])

London, 25. Dezember 1817.

Aus den Hamburger Zeitungen sehe ich, daß Koreff, wie zu vermuten war, mit dem Kanzler gegangen ist und einen Urlaub bekommen hat. Mit seiner Professur verträgt sich das nicht gut, und ihm selbst ist es auf die Länge schädlich. Allein mir ist es ein großer Trost, daß der Staatskanzler ihn bei sich hat. Ich glaube, daß er ihn geschickt behandelt, und er würde auch keinem andern Arzte recht eigentlich folgen.

---

1) Ludwig Friedrich Viktor Hans Graf v. Bülow (1774 bis 1825), Hardenbergs Neffe, seit 1813 Finanzminister, wurde im November 1817 Handelsminister.

2) Briefwechsel, VI, S. 77.

Goethe an Eichstädt [1]

Weimar, 18. Dezember 1817.

Ew. Wohlgeboren hierbei . . . eine Dissertation [2]), von welcher der Herr Staatsminister Voigt [3]) eine baldige günstige Rezension wünscht. Was den Teil dieser Arbeit betrifft, den ich beurteilen kann, das heißt alles, was sich auf Lokalität bezieht, auf den Charakter der verschiedenen Landstriche, Feldbau, Sitten, ist vortrefflich und so, wie ich es vor vierzig Jahren gesehen, nur verschlimmert. Das ärztliche, welches jedenfalls sehr konsequent scheint, müßte der Praktiker beurteilen . . . Vielleicht ließe sich eine kollegiale Rezension in kurzem fertigen [4]).

Aus Goethes Tagebüchern [5])

21. Dezember 1817. — An Herrn Staatsminister v. Voigt Diplom für Koreff.

* Koreff an den Staatsrat Schultz (?) [6])

[Berlin, Ende 1817.]

Sie haben gestern zwei Exemplare meines Versuchs [7]) mitgenommen, die sich der Fürst reserviert hat, um sie

---

1) Weimarer Ausg. IV, 28, S. 337. — Heinrich Karl Abraham Eichstädt (1772—1842), Herausgeber der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung.

2) Koreffs Schrift über die Malaria. S. Seite 213.

3) Christian Gottlob Voigt (1743—1819), 1807 geadelt, Oberaufseher über die wissenschaftlichen und Kunstanstalten.

4) Die Rezension erschien in Nr. 11 der Jenaïschen Allgemeinen Literaturzeitung von 1818.

5) Weimarer Ausg. III, 6, S. 151.

6) Meusebachsche Autographensammlung der Berliner Staatsbibliothek. Die Anschrift nennt den Vornamen nicht, doch ist der Empfänger vermutlich Staatsrat Christoph Friedrich Ludwig Schultz (1781—1832), der mit Goethe befreundet war.

7) Offenbar Koreffs Schrift über die Malaria, da zwei Abzüge an hohe päpstliche Würdenträger in Rom gesandt werden sollten.

Gonsalvi [1]) und Pacca [2]) zu schicken. Tun Sie mir die Gefälligkeit, dieselben mir durch diesen Boten zurückzusenden; ich schicke Ihnen dafür zwei andere. Ihnen ist ja mehr um die Sache und den Herren dort mehr um das Papier zu tun, weil bekanntlich Rom immer Carte blanche haben will [3]).

Wie freut es mich, daß unsere Gesinnungen so im Brennpunkt Gottes zusammentreffen! Solche Erscheinung freut und stärkt auf der Bahn des Lebens.

Behalten Sie mich lieb. Wir lieben Sie alle herzlich, darauf können Sie sich verlassen. Schreiben Sie mir gefl. Geben Sie doch ein Exemplar dem H. Dr. Lange zu meinem Andenken. Ihr treuer Freund Koreff.

Aus Dorow, „Erlebtes" usw. [4])

Im Jahre 1817 begannen auch die Ausgrabungen, welche Dorow mit vielem Glücke im Nassauischen machte und worüber das Werk „Grabhügel und Opferstätten der Germanen und Römer am Rhein" (2 Bände) das Nähere besagt. Die Zeichnungen der ausgegrabenen Gegenstände in Wiesbaden . . . erregten des Staatskanzlers großes Interesse, und er wollte sofort die Anordnungen getroffen wissen, auch in der Nähe von Engers Nachgrabungen der Art zu veranstalten . . . Mit der lebhaftesten Teilnahme nahm der Kanzler alles in Augenschein, wies eine Summe Geldes an, und die Nachgrabungen begannen sofort. Dr. Koreffs liebevolles Gemüt und seine Lebendigkeit, alles Tüchtige und Gute in Anregung zu bringen und zu unterstützen, zeigte sich in dieser Zeit recht lebhaft, und wahrhaft rührend ist der Ausdruck der dankbarsten Freundschaft, welche sich in Koreffs Briefe an Dorow in dieser Zeit ausspricht.

---

1) Gemeint ist der Kardinal-Staatssekretär unter Pius VII., Ercole Consalvi (1757—1824).

2) Kardinal Pacca, das Haupt der Reaktionspartei in Rom.

3) Ein Wortspiel mit „weißem Papier" (carte blanche, das zugleich Blanko-Vollmacht bedeutet).

4) I, S. 169 f., 172.

Hätte Koreff das weise Wort Philipps im Karlos beachtet und befolgt, welches dieser zu Alba sagt: „Herzog, Ihr seid mein erster Feldherr — seid nie mehr! So wird Euch meine Gnade niemals fehlen!", so wären nie die unglücklichen Katastrophen seiner Entfernung vom Staatskanzler und von Berlin eingetreten. Auch fehlte Koreff bei seinem sonst so beweglichen, leicht und scharf auffassenden Verstande die Menschenkenntnis; denn sonst hätte er schon in Engers Dorows Ahnung und Warnung nicht von sich weisen sollen, der in Dlle. H[ähnel][1]) das Gespenst einer Furie erkannte, welche mit giftigen Otterstichen alles vom Staatskanzler vertreiben würde, was ihn lieb hatte und ihm treu ergeben war. — Koreff blieb blind und opferte sich am Krankenbette dieses Geschöpfes auf, der Komödie Glauben schenkend, die sie in ihrem scheinbaren magnetischen Schlafe spielte.

D. konnte ein freieres Wort sprechen, denn die Auftritte in Meißen [2]) 1816 hatten Koreff unauflöslich an D. gefesselt.

August Wilhelm v. Schlegel an Koreff [3])

Paris, 28. Dezember 1817.

Nichts konnte mir schmeichelhafter sein, mein verehrtester Freund, als die Berufung zu einer Lehrstelle an der Universität in Berlin. Während meiner langen Abwesenheit von Deutschland besorgte ich oft, dort vergessen zu sein. Die ehrenvolle Aufmerksamkeit Ihrer Regierung belohnt mich für die Bemühungen, welche ich aufgewandt habe, um mich

1) Friederike Hähnel (gest. 1871), Bäckerstochter aus Neubrandenburg, die Koreff der Fürstin Hardenberg als Gesellschafterin zugeführt hatte. Vgl. die Notiz von Varnhagen (in Ludmilla Assings Biographie des Fürsten Pückler-Muskau, I, S. 204): „Verschmitzte, eigennützige Betrügerin, als Somnambule in Koreffs Händen, betrügt sie den Fürsten mit Koreff im Einverständnis und dann den Arzt selber. Sie wurde darauf des Fürsten Pflegerin — Geliebte kann man es nicht nennen."

2) Koreffs Taufe. S. Seite 171.

3) Max Lenz, IV, S. 336 ff.

als Schriftsteller auszuzeichnen, und ich bitte Sie, meinen Gönnern in Berlin meinen lebhaftesten Dank zu bezeugen. In dem glänzenden Mittelpunkte der deutschen Geistesbildung, unter einer Regierung, welche die Wissenschaften zu ehren weiß, als öffentlicher Lehrer aufzutreten, ist allerdings sehr einladend . . .

Die Vorlesungen, die man vermutlich zunächst von mir erwartet, und auf die ich auch vielleicht am besten vorbereitet bin, würden etwa sein: Geschichte der Literatur des Mittelalters und des neueren Europa; Geschichte der deutschen Sprache, Poesie und Literatur insbesondere; Geschichte der griechischen und römischen Literatur, nicht sowohl in philologischer Hinsicht, als unter allgemeinen Gesichtspunkten der Geistesbildung; Geschichte der bildenden Künste in der alten und neuen Zeit; ferner eigentliche Archäologie; endlich römische Geschichte und Altertümer in Verbindung mit den etrurischen und altitalienischen überhaupt.

Ich sehe auf keinen Fall die Möglichkeit, das Amt vor nächstem Herbst anzutreten. Die Herausgabe des nachgelassenen Werkes der Frau v. Staël[1]) wird mich bis zum Monat April hier festhalten; dann habe ich in eignen Angelegenheiten eine Reise nach der Schweiz zu machen[2]), und in Berlin würde ich ein paar Monate bedürfen, um mich einzurichten und auf die Wintervorlesungen vorzubereiten. Denn wiewohl ich einen beträchtlichen Vorrat von älteren Heften habe, fühlt man doch nach einer Anzahl Jahre immer das Bedürfnis, alles neu auszuarbeiten . . .

Sie werden, teuerster Freund, aus allem obigen meinen bereitwilligen Eifer verstehen und den Vorsatz, . . . so ehrenvollen Anträgen, sobald sie näher bestimmt sein werden, auf

---

1) Considérations sur les principaux évènements de la Révolution française, Paris 1818. — Frau von Staël war am 14. Juli 1817 in Paris gestorben.

2) In Coppet am Genfer See, dem Musensitz der verstorbenen Frau v. Staël, befand sich noch Schlegels Bibliothek von 1500 Bänden, für die er die Vergütung der Beförderungskosten verlangte.

alle Weise entgegenzukommen. Ich empfehle Ihrer Güte die Sorge, mein Andenken in Ihrem Vaterlande günstig zu erneuern.

Mit ausgezeichnetester Hochachtung und Verehrung
Ihr ergebenster
A. W. v. Schlegel.

Rahel Varnhagen an den Marquis de Custine [1])

Karlsruhe, den 31. Dezember 1817.

Wie Sie wissen, sind Fürst Hardenberg und seine Gemahlin jetzt in Bonn . . . und Koreff ist mit ihnen. Er war sehr liebenswürdig zu mir, schickte mir durch Varnhagen das Rezept einer Salbe zur Pflege der Hände und eine Büchse dafür! Was mich aber mehr entzückt als seine liebenswürdigen Gaben, das ist ein Zug seiner Seele, den die meine zeitlebens behalten wird. Er war verstimmt gegen Varnhagen und hat sich wie ein liebenswürdiges Kind, wie ein junger Engel ausgesöhnt! Das ist es, was ich von einer Seele verlange: dann hat sie auch die meine in den Händen; mein ganzes Herz hüpft ihr entgegen. Wissen Sie noch, Graf Custine, so machte er es auch Ihnen in Wien! [2]) Das wollen wir ihm *ewig* gedenken [3])...

* Koreff an August Wilhelm v. Schlegel [4])

Coblenz, den 4. Januar 1818.

Wie kömmt es denn, mein geliebter alter Freund, daß ich keine Silbe Antwort von Ihnen erhalte auf einen Brief, der

---

1) Lettres du Marquis A. de Custine etc., S. 234. Der Brief ist französisch geschrieben.

2) 1814/15. S. Seite 123.

3) Der letzte Satz ist in der Vorlage deutsch.

4) Landesbibliothek Dresden, A. W. v. Schlegels Nachlaß, Bd. 13. Dieser und die weiter folgenden Briefe mit gleicher Quellenangabe sind 1906 von Herrn Dr. A. Schurig in Dresden entdeckt und abschriftlich zur Verfügung gestellt worden, wofür ihm auch an dieser Stelle herzlich gedankt sei. Sie sind von mir

Sie doch gewiß sehr interessiert hat und der Ihnen wenigstens deutlich gezeigt hat, wie innig ich Sie liebe und wie in jeder Lage unseres Lebens Sie meinem Herzen und Gedächtnis stets gegenwärtig sind? Fast bin ich gezwungen zu glauben, daß Sie meinen Brief gar nicht empfangen haben. Er war aus Karlsbad vom Anfang August und sehr sicher nach Coppet adressiert und enthielt ohngefähr folgendes: Sobald ich den Tod der herrlichen Frau [v. Staël] vernommen, war mein erster Gedanke, Ihnen ein kleines Glück und wieder eine Heimat zu bereiten. Ich schlug dem Fürsten von Hardenberg daher vor, Sie für die Berliner Universität zu gewinnen. Der Fürst Staatskanzler nahm diesen Vorschlag wohlgefällig an und autorisierte mich, Ihnen deshalb zu schreiben und Ihre Ansichten darüber zu vernehmen. Zugleich trug er auch dem damaligen Minister des Kultus H[errn] von Schuckmann auf, mit Ihnen deshalb in Korrespondenz zu treten. Ich weiß nun nicht, ob der Minister, der Ihr Feind ist, wie er alles Genialische haßt, es getan hat. Er hat jetzt nicht mehr das Departement des Kultus, sondern der Minister von Altenstein, der trefflichste, redlichste, gelehrteste und religiöseste Mann, den Sie sich denken können. Diese Anträge machte ich Ihnen von Karlsbad aus; ich wiederhole sie jetzt und bitte um schnelle, sehr schnelle Antwort, weil der Fürst Staatskanzler, mit dem ich jetzt in den Rheinprovinzen auf Befehl des Königs bin, hier eine Rheinuniversität, die eine große Tendenz hat, organisiert, dieweil man wünscht, daß Sie, lieber Freund, dort ein oder zwei Jahre Ihre Vorlesungen halten möchten, um durch den Glanz Ihres Namens der Universität einen herrlichen Aufschwung zu geben. Was meinen Sie dazu, alter, geliebter Freund? Sie sehen wenigstens darin, daß Sie stets in

---

teils gekürzt in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" (München) vom 8. Januar 1907 veröffentlicht worden. Für die Buchausgabe habe ich alle mit den Urschriften in Dresden verglichen. — Der Brief Schlegels an Koreff vom 28. Dezember 1817 (s. Seite 225) hat sich mit dem obigen gekreuzt.

meinem Herzen leben und daß es mein süßester Genuß ist, Ihnen etwas Angenehmes bereiten zu können. Empfangen Sie diese Kleinigkeit mit Nachsicht und Wohlwollen. Geben Sie Ihre Briefe an H[errn] Schöll, königl. Preuß. Legationsrat in Paris [1]). Leben Sie wohl! Grüßen Sie mir den Auguste und die Herzogin von Broglio [2]).

Ihr treuer Koreff.

Die Marquise de Custine an Rahel Varnhagen [3])

Paris, 11. Januar 1818.

. . . Ich bin sehr erfreut zu hören, daß Koreff sich mit Herrn v. Varnhagen wieder ausgesöhnt hat. Das lag mir auf der Seele; seit ich weiß, daß Sie beide Freunde wieder zusammengebracht haben, atme ich freier. Seit er uns näher ist [4]), habe ich ihm mehrere Briefe durch Herrn v. Heldtmann geschrieben, denn ich kenne seine Anschrift nicht. Ich fürchte, er bekommt meine Briefe nicht. Dieser Gedanke bedrückt mich wie ein Alb. Ich erlaube mir daher, Sie zu bitten, ihm diesen Brief zukommen zu lassen. Er wird unserer Freundschaft Glück bringen, da er auf diesem Wege geht! Auf die Ihre baue ich so sehr, daß ich hoffe, Sie werden mich nicht zu indiskret finden. Wissen Sie, was aus Fräulein Hain [5]) geworden ist? Hat er Ihnen von alledem erzählt? Da ich darüber gelächelt habe, schweigt er sich mir gegenüber aus. Erzählen Sie mir doch etwas von alledem und auch, ob er zufrieden ist.

---

1) Koreffs früherer Verleger (s. Seite 55), seit 1815 im preußischen Staatsdienst.

2) Albertine v. Staël, die Tochter von Schlegels Freundin, hatte 1816 den Herzog v. Broglie geheiratet.

3) Lettres du Marquis A. de Custine etc., S. 243.

4) In Koblenz.

5) Verschrieben für (Friederike) Hähnel.

* August Wilhelm v. Schlegel an Koreff [1])

Paris, 19. Januar 1818.
Rue de Bourbon 76
Chez le duc de Broglie [2])

Wie können Sie glauben, mein teuerster Freund, daß Ihr Brief aus Karlsbad ohne Antwort geblieben wäre, wenn ich ihn wirklich erhalten hätte? Er ist ohne Zweifel verloren gegangen. Zwar begreife ich nicht recht, wie? Denn der Verwalter des Schlosses in Coppet pflegt alles, was dort eingeht, auf das sorgfätigste an mich zu fördern. Ihren Brief vom 4. Januar empfing ich vorgestern und antwortete ohne alle Zögerung. Schon im Herbst meldeten mir Freunde aus Deutschland, man habe die Absicht, mich an die Universität in Berlin zu berufen, eine amtliche Mitteilung darüber ist mir aber erst vor einigen Wochen zugekommen. Der Minister von Schuckmann hat deshalb, wo ich nicht irre, im Monat Oktober an Herrn Alexander von Humboldt geschrieben; dieser Brief war aber nach England gegangen und Herr von Humboldt empfing ihn erst nach seiner Zurückkunft. Ich habe darauf sogleich meine Bereitwilligkeit bezeugt, einem so ehrenvollen Rufe zu folgen, es aber selbst abgelehnt, Bedingungen zu machen. Herr von Humboldt hat meine an ihn gerichtete Antwort an den Minister von Altenstein gefördert, und ich erwartete die näheren Vorschläge, als Ihr Brief mit dem neuen Antrage des Fürsten Staatskanzlers ankam. Gegen Sie, als einen vieljährigen Freund, darf ich mich ganz offenherzig äußern. Es ist überhaupt schon ein schwerer Entschluß für mich, der ich seit so lange an vollkommene Unabhängigkeit gewöhnt bin, mich den täglichen und stündlichen Pflichten eines Lehramtes zu unterziehen. Nach dem unersetzlichen Verluste, den ich erlitten, war mein Lieblingsgedanke, mich am Genfer See niederzulassen und dort in freier Muße längst entworfene gelehrte Werke auszuführen. Sie wissen selbst, welche werte Erinnerungen mich

---

1) Geheimes Staatsarchiv, Berlin. Rep. 92. Altenstein B. 20.
2) S. Seite 229, Anm. 2.

dorthin ziehen und welche gesellige Annehmlichkeiten ich in dem Familienkreise meiner unsterblichen Freundin genieße. Wenn ich dennoch den Ehrgeiz hege, in die Dienste der preußischen Regierung zu treten, welche die Wissenschaften vielleicht mehr als irgendeine andere zu ehren weiß, so kann mein Augenmerk dabei nur auf die Hauptstadt gerichtet sein. Nur hier finde ich alle gelehrten Hilfsmittel, alle Kunstsammlungen beisammen, nur hier im Mittelpunkt deutscher Geistesbildung einen Wirkungskreis, wo ich mit Vorteil mitteilen kann, was ich auf vieljährigen Reisen eingesammelt habe. Ich vermute, daß die Gehalte, welche man den Professoren zugesteht, nicht über 2000 Taler hinausgehen, aber durch Vorlesungen in Berlin würde ich diese Einnahme vielleicht verdoppeln können, besonders wenn ich, wie ehemals, außer den Lehrstunden für die Studierenden, auch vor einem gemischten Kreise von Zuhörern und Zuhörerinnen Vorlesungen hielte. Alles dieses fällt in Coblenz weg. Meine Anstellung müßte also wohl sogleich auf Berlin lauten und nur durch eine besondere Übereinkunft ausgemacht werden, daß ich vor dem Antritt meiner eigentlichen Bestimmung mich auf ein Jahr lang zu Lehrvorträgen in Coblenz anheischig mache. Eine neue Einrichtung erfordert immerhin mancherlei Ausgaben; zudem würde ich in Coblenz meine eigne Bibliothek, die zwar nicht zahlreich (etwa 1500 Bände), aber für meine Zwecke gewählt ist, noch weniger entbehren können als in Berlin, und würde also, wie ich schon dorthin getan, um Vergütung des Transportes anhalten müssen. Indessen ist die Voraussetzung des Fürsten Staatskanzlers, daß meine Gegenwart und Mitwirkung der Rheinischen Universität vorteilhaft sein könne, unendlich schmeichelhaft für mich, und ich wünsche zur Förderung der umfassenden Pläne des verehrten Staatsmannes nach meinen geringen Kräften beizutragen. Die schönste Belohnung für einen Entschluß, der, wie Sie selbst einsehen werden, mit bedeutenden Aufopferungen verbunden ist, würde ich in ehrenvollen Auszeichnungen und der Zusage der Preußischen Regierung

finden, mir Vorschüsse zu gelehrten Unternehmungen zu machen, die, wie ich hoffe, für den Fortgang der Wissenschaften und für das Ansehen der Berlinischen Universität nicht unersprießlich sein würden. Die Zeit ist heute zu kurz, um Ihnen das Nähere vorzulegen. Das Beste wäre wohl, wenn ich dem Fürsten Staatskanzler meine Aufwartung persönlich machen und von ihm selbst das Nähere über seine Zwecke bei den gelehrten Anstalten, welche er gründet, vernehmen könnte. Die Jahreszeit ist abschreckend und die Entfernung nicht gering; zudem habe ich mit der Neuausgabe der nachgelassenen Werke meiner Freundin fortwährend viel zu tun. Die Reise an den Rhein müßte also äußerst schnell gemacht werden. Ich habe nach Berlin geantwortet, ich würde schwerlich vor dem Herbst antreten können. Vielleicht könnte ich es möglich machen, schon diesen Sommer Vorlesungen zu halten, so wäre für die Rheinische Universität schon ein halbes Jahr gewonnen. Aber länger als auf ein Jahr möchte ich mich in allem nicht gern verpflichten, dort Vorlesungen zu halten. Der Zeitpunkt könnte um ein halbes Jahr verlängert werden, wenn ich die Lage für gelehrte Wirksamkeit nicht allzu ungünstig fände. Ich bitte Sie, dem Fürsten Staatskanzler meine ehrerbietigsten Gesinnungen und meine Dankbarkeit für sein ehrenvolles Zutrauen zu bezeugen. Sie sind gewiß überzeugt, mein teurer Freund, daß in der Lage, worin ich bin, mich nur Eifer für die Sache zu dem Entschlusse bewegen kann, in Deutschland als öffentlicher Lehrer aufzutreten.

Empfangen Sie den herzlichsten Dank für Ihre freundschaftliche Teilnahme an meinen Schicksalen nach so langer Entfernung. Ich erfreue mich der Aussicht, bald einmal wieder die Aufheiterung Ihres geistreichen Gesprächs zu genießen. Unveränderlich der Ihrige

A. W. v. Schlegel.

Ich schicke Ihnen diesen Brief geradezu durch die Post und nicht durch den Legationsrat Schöll, da ich den Ihrigen auf diesem Wege sehr spät erhalten habe. Antworten Sie

mir ebenso mit der angegebenen Adresse, aber ich beschwöre Sie, ohne einen einzigen Posttag zu versäumen. Ich erwarte nur Ihre Antwort, um schnell auf einige Tage nach Coblenz zu kommen. Aber ich muß diese Antwort bald erhalten, wenn es möglich sein soll. Ich kann mich höchstens nur auf vierzehn Tage von hier entfernen, und im Monat März ist meine ununterbrochene Gegenwart unumgänglich notwendig.

* Koreff an den Minister v. Altenstein [1])

[Januar 1818.]

Zu dem Brief von A. W. Schlegel, den Ihre Exzellenz beiliegend empfangen werden, nehme ich mir die Freiheit, einige Notizen hinzuzufügen, die vielleicht Ihro Exzellenz nicht unangenehm sein werden.

Bei meiner Durchreise durch Leipzig habe ich mit den Professoren Gilbert und Jörg gesprochen, und beide haben mir geneigt erschienen, in preußische Dienste zu treten.

Gilbert [2]) würde sowohl durch sich selbst als durch seine Zeitschrift ein sehr wichtiger Belebungspunkt füu jeden Ort sein, wo er hinkommen würde. Er würde viele Tätigkeit anregen und veranlassen und wahrhaft belebend einwirken.

Der Professor Jörg [3]) ist im Accouchement wie in der Chirurgie und Physiologie bewährt. Seine Lage in Leipzig ist sehr gut und vorteilhaft.

Der Graf von Beust [4]) hat mir gesagt, daß Leonhard [5]),

1) Geheimes Staatsarchiv, Berlin, l. c., Beilage zu dem vorstehenden Briefe A. W. v. Schlegels.

2) Ludwig Wilhelm Gilbert (1769—1824), Professor der Physik in Leipzig, gab „Annalen der Physik" (1798—1824, 76 Bde.) heraus.

3) Joh. Christian Gottfried Jörg (1779—1856), Professor der Medizin in Leipzig, Direktor der dortigen Entbindungsschule, hochverdient als Arzt und sehr fruchtbar als medizinischer Schriftsteller.

4) Ernst August Graf v. Beust (1783—1859), seit 1815 Berghauptmann der Rheinprovinz.

5) Karl Cäsar Ritter v. Leonhard (1779—1862), Professor der Mineralogie an der Universität Heidelberg.

der Mineralog, immer noch bereit ist, vorzugsweise in den preußischen Dienst zu treten. Es bedarf keiner Auseinandersetzung, wie höchst wichtig dieser Mann und sein Kabinett für einen Ort sein kann, wo ein Bergamt sich befindet und wo Bergbau in der Nähe ist. Eine Schule gleich der Wernerschen in Freiberg[1]) könnte vielleicht dadurch gestiftet werden, besonders wenn ihm noch Männer wie Herr von Raumer[2]) beigesellt würden.

Auch der geniale Chemiker Döbereiner[3]) in Jena würde einen ehrenvollen Ruf vielleicht nicht verschmähen, ebensowenig wie Kieser[4]).

Ich habe nicht die Schuld der Versäumnis auf mich laden wollen und beeile mich daher, diese Notizen Ew. Exzellenz einzusenden, die vielleicht manches Gute herbeiführen können.

Wilhelm an Karoline v. Humboldt[5])

London, 20. Januar 1818.

Ein Brief von Koreff, höchst merkwürdig. Mit dem Staatskanzler gehe es gut und werde es gut gehen, weil er einsehe, daß er nicht mehr so jugendliche Anstrengungen machen könne. Aber die Aufgabe, um derentwillen der Staatskanzler dort[6]) sei, sei unlösbar. Dies ist in grellen Farben beschrieben, vielleicht übertrieben. Die Amalgamation [der Rheinlande] werde, wenigstens ohne Konstitution, nie vor sich gehen. Sehr viel und auch in seinen hyperbolischen Ausdrücken, schreibt er über die Art, wie er in Weimar ge-

---

1) Abraham Gottlob Werner (1750—1817) war seit 1775 Lehrer der Mineralogie an der Bergakademie zu Freiberg in Sachsen geworden.

2) S. Seite 43.

3) Joh. Wolfgang Döbereiner (1780—1849), Professor der Chemie in Jena.

4) Dietrich Georg Kieser (1779—1862), Professor der Medizin in Jena und Botaniker.

5) Briefwechsel, VI, S. 106.

6) In Koblenz.

achtet und geliebt sei ... Dann verlangt er unendliche Dinge von hier, vorzüglich Medizin in schrecklichen Quantitäten; in jeder Zeile wenigstens die gewöhnliche Lebendigkeit.

Karoline an Wilhelm v. Humboldt [1])

Rom, 10. Februar 1818.

... Also Koreff hat Dir auch geschrieben? Die Äußerung über die Verhältnisse, wegen deren sein Mäzen die Winterreise gemacht hat, ist sehr merkwürdig. Ich finde es aber leichtsinnig und unrecht, daß er so in alle vier Weltteile darüber schreibt. Unnütz und unvorsichtig für sich und für den, den er verehrt, für das Ganze.

* Koreff an A. W. v. Schlegel [2])

Engers bei Coblenz, 27. Januar [1818].

Geliebter, guter Schlegel!

Gestern abend erhielt ich Ihren Brief, heute schon antworte ich mit einem Kurier, wiewohl nur wenige Worte. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie sehr mich die alten, lieben bekannten Schriftzüge erfreut und gerührt haben. Sie machten die alte Zeit in mir lebendig. Wenige Menschen leben so in meinem Herzen wie Sie. Der treffliche Fürst läßt Ihnen herzlich für Ihre lieben Gesinnungen danken. Die Universität wird in Bonn sein, nicht in Coblenz. Der Fürst schreibt heute an den Minister von Altenstein über Ihre Angelegenheit. Der Minister von Altenstein ist ein trefflicher, grundgelehrter, religiöser und wahrhaft liberaler Mann, von dem ich Ihnen gar nicht Gutes genug sagen kann. Jetzt sollen Sie nicht herkommen, lieber Schlegel, weil die Organisation noch nicht so weit gediehen ist, doch hofft er bestimmt das Vergnügen zu haben, Sie noch am Rhein zu sehen, und wird Ihnen deshalb selbst schreiben oder durch

1) Ebd. S. 118.
2) Landesbibliothek Dresden (s. Seite 227, Anm. 3).

mich Ihnen Auskunft geben lassen. Wir werden es schon so machen, daß es Sie nicht derangiert. Verlassen Sie sich auf Ihren alten Freund, der gewiß für Ihres Gutes stets sorgen wird.

Schicken Sie doch gefälligst dem Fürsten das Werk Ihrer seligen Freundin[1]) so bald wie möglich und wäre es auch nur bogenweise. Es wird ihn sehr erfreuen. Schreiben Sie ihm überhaupt doch einige Worte, das wird gewiß recht gut sein. Es ist ein so wahrhaft großer, lieber Mann mit so tief und fein fühlendem Herzen! . . .

Behalten Sie lieb

Ihren treuen Freund Koreff.

* Koreff an Rahel Varnhagen[2])

Engers, 5. März 1818.

Diese flüchtigen Zeilen mögen Ihnen nur sagen, daß ich Ihre beiden Briefe, innig geliebte, hochverehrte Freundin, empfangen habe und in wenig Tagen umständlich darauf antworten werde. Herzlichen Dank für Ihr liebevolles Vertrauen. Was Ihnen lieb ist, ist mir teuer, Ihnen Freude zu machen meine süßeste Pflicht. Mit Begeisterung werde ich, solange ich atme, an Sie denken und was Sie wünschen und befehlen, leidenschaftlich gern tun. Sie wiederzusehen gehört zu meinen liebsten Wünschen. Ihre Freundlichkeit, Ihr rein menschliches Wesen, Ihre liebevolle Natur leben in meinem Herzen wie eine köstliche, seltene Pflanze aus dem Süden in einem Schutz- und Kristall-Hause des Nordens. Wenn Sie mir ein Fest bereiten wollen, so geben Sie mir nur Gelegenheit, Ihnen angenehm zu sein.

Tausend Grüße an Varnhagen. Robert[3]) bitte ich ans Herz zu drücken und ihm zu sagen, er möge doch mit einem

---

1) Frau v. Staël. Gemeint sind die „Considérations sur la révolution française" (s. Seite 226, Anm. 1).

2) Aus Varnhagens handschriftlichem Nachlaß.

3) Rahels Bruder.

schönen Gedicht seine „Kämpfe der Zeit"[1]) dem Staatskanzler schicken, dem sie ungemein gefallen haben.

Gruß an Tettenborn[2]) ...

In wenig Tagen viel.

Ihr treuer
Koreff.

* Minister von Altenstein an Koreff[3])

Berlin, 14. März 1818.

Ew. Wohlgeboren danke ich herzlichst für die gefällige Mitteilung des beifolgenden Schreibens von A. W. Schlegel[4]). Der Gewinn, diesen in so vieler Beziehung ausgezeichneten Mann hier zu besitzen, läßt sich gar nicht hoch genug anschlagen. Ich halte solches für ein Ereignis, welches Epoche bei uns machen wird. Nicht leicht hat mir etwas eine solche lebhafte Freude gemacht als die Hoffnung, Schlegel für uns gewinnen zu können; denn ich betrachte mit seiner Hilfe erst die Ausführung eines großen Teils meiner Pläne für Wissenschaft und Kunst als gesichert. Erhalten wir ihn und gelingt es mir, meinen Plänen Eingang zu verschaffen, so soll es gewiß auch ihn nicht gereuen, sich Preußen hingegeben zu haben. Die Akademie der Wissenschaften muß eine ganz andre Gestalt erhalten. Hier eröffnet sich für einen solchen vielseitigen, das ganze Wissen im höchsten Standpunkt erfassenden, so gründlichen Gelehrten ein großes Feld zu lohnender Tätigkeit, und hier wird sich Gelegenheit ergeben, ihm Auszeichnung und Verbesserung seiner Lage auf eine würdige Art zu verschaffen. Sie können vorläufig die Bürgschaft für mich bei ihm übernehmen, daß er mir ver-

---

1) Gedichte, 1817.

2) Friedrich Karl Frhr. v. Tettenborn (1778—1845) aus Tettenborn in Baden, 1812 Regimentskommandeur in russischen Diensten, wo Varnhagen sein Adjutant gewesen war. Er wurde 1819 badischer Gesandter in Wien.

3) Geheimes Staatsarchiv, Berlin, l. c.

4) F. Schlegels Brief vom 19. Januar.

trauen darf. Ich berichte heute über seine Berufung und schreibe deshalb noch besonders an den verehrtesten Fürsten, der sich ein unendliches Verdienst durch die beschleunigte Ausführung erwerben wird.

Auch für alle Ihre weiteren Mitteilungen danke ich Ihnen verbindlichst. Die mir von Ihnen bezeichneten Männer sind alle von mir sehr geschätzt. Nächstens wird mein Plan zur Organisation der Rhein-Universität an den Fürsten abgehen. Ich werde Sie dann bitten, mir Ihre Ansichten über die Ausführung in Beziehung auf Lokal- und Personalverhältnisse verschiedener Partien gefälligst mitzuteilen, und behalte mir eine offizielle Aufforderung deshalb vor.

Ich lebe in einer ungeheuren, oft beinahe fieberhaften Tätigkeit. Es ist unglaublich viel zu schaffen und dazu einzuleiten, denn vieles bedarf Jahre zur Vorbereitung. Innigst freue ich mich des Wohlseins des Fürsten, wünsche aber sehr, daß er bald zu uns komme.

Auch Ihnen, hoffe ich, geht es recht gut. Mit dem aufrichtigsten Wunsche, daß solches der Fall sei, empfiehlt sich Ihnen bestens

herzlich der Ihrige
Altenstein.

* Wilhelm Dorow an Koreff [1])

W[iesbaden], den 6. Mai 1818.

Du erhältst hier, mein teurer Koreff, was Du von mir begehrt hast. Solltest Du mit Deinen Zusätzen etwas in die Zeitungen rücken lassen, und es nötig sein, daß ich genannt werde, so füge doch meinem Namen keinen Titel, gar nichts als Wilhelm Dorow, bei, indem sonst spielende Bemerkungen gemacht werden könnten.

Wenn wir auch nicht die Stelle eines Präsidenten der Altertümer, wie Rom mit seinem unsterblichen Winckelmann,

1) Geh. Staatsarchiv, Berlin. Rep. 92, Hardenberg, K 50.

besetzen können, so soll doch der bei uns zu ernennende — Du weißt, wem ich diese Stelle wünsche! — der Biene zu vergleichen sein, der statt wie diese ihren Honig aus den Blumen zu saugen, gescheute Männer benutzt und das Gute, Wahre und Schöne überall sorgfältig sammelt, wo er es findet.

Der Fürst will mir wohl, und Du wachst und arbeitest mit sorgsamer Liebe und Freundschaft für mein Glück, meine Zufriedenheit, daher kann mir solches auch nur werden; es kommt jetzt nun darauf an, wann? — Gehörte ich jetzt nicht so halb und halb zu einer Gattung Menschen, die stets etwas verrückt sind, so wäre es mir schon recht, wenn ich auch noch zum großen Mogul nach Indien geschickt würde. Doch jetzt lächelt mir nur Freude und Glück in den klaren Fluten des Rheins, und seine grünlichen Wellen lassen in mir auch nicht die Hoffnung ersterben, daß mir beides werden wird. Doch, teurer Freund, man frägt sich doch stets: was, wie und wo; und ich gelange zu nichts. Wenn auch diese Fragen nicht gerade genau schon jetzt bestimmt werden, so doch wenigstens das Gehalt und wie man die Frau einst nennen soll... Die Frau frägt nach alle diesem zwar nicht, aber die kältern Eltern und Verwandten, und Du weißt, das sind schreckliche Personen bei solchen Begebenheiten. Geht der König fort nach dem kalten Norden, so dauert eine solche Ernennung und Bestätigung wieder Monate und Monate. Rasche Huld ist doppelte Huld!

Als Gnade allein ... darf der Staatskanzler es nicht darstellen; Grund ist wahrlich da, etwas Ordentliches zu gewähren. Seit 1811 habe ich nie an mich gedacht, sondern stets danach gerungen, die Zufriedenheit des Fürsten zu erlangen, und mir ist seit all diesen Jahren nie ein Tadel, sondern nur Lob geworden ... Er könnte daher wohl den Sekretär abstreifen ... Doch ich gelange nicht ans Ziel meiner heißesten Wünsche, wenn der Fürst mir nicht diese Huld bald, sehr bald, so vorläufig nur, anzeigt ... Ob er nun Legations- oder etwas Anderes vorsetzen will, das ist ganz einerlei ...

Du bist, lieber Koreff, oft genug verliebt gewesen und weißt also, mit welcher Windesschnelligkeit man alsdann wandeln mag und m u ß. Daher sei dem Freunde eilig behilflich und denke Dir, daß ich mein Verliebtsein für das Leben festhalten will. Doch Dein Herz fühlt dieses alles so innig wie das meinige, daher will ich jetzt auch ganz ruhig nach diesem Erguß, der aber von dem Herzen herunter mußte, abwarten. Da dieser Brief nur von meinem Herzen und seinen schönsten Hoffnungen handelt, so mag ich nichts weiter hinzufügen, als den treuen Freund in Gedanken innigst zu umarmen. Dein

W.

Wilhelm v. Humboldt an A. W. v. Schlegel[1])

London, den 10. Mai 1818.

Ich bin . . . beschämt, Ihr gütiges Schreiben . . . erst so unendlich spät zu beantworten. Ich wünschte, verehrungswürdiger Freund, mir einen Anteil an Ihrer Berufung zuschreiben zu können. Ich möchte aber nicht mir ein Verdienst anmaßen, . . . was, soviel ich weiß, Herrn Koreff und Stägemann oder dem ersteren allein gebührt.

Aus Dorow, „Erlebtes" usw.[2])

In den ersten Tagen des Mai 1818 ging D. nach Engers zum Fürsten Staatskanzler . . . D. hatte die Freude, beinahe täglich beim Staatskanzler in Engers zu essen . . . Mit dem Fürsten war auch noch seine Gemahlin nach Engers gekommen . . . Sie repräsentierte, wo sie öffentlich erschien, auf würdige, doch anspruchslose Weise die Gemahlin des ersten Staatsbeamten; als bürgerlich geboren hatte sie aber die große Klugheit, in Berlin nicht den Platz in der großen

---

1) Briefwechsel zwischen Wilhelm v. Humboldt und A. W. v. Schlegel, Halle, 1908, S. 3.

2) Bd. I, S. 171, 175, 184 f., 189.

Welt und bei Hofe einzunehmen, der ihr zukam [1]) . . . Sie begnügte sich, auf die Wünsche, die Bedürfnisse des fürstlichen Gemahls zu achten, ihm eine seine Gesundheit treu bewachende Gattin zu sein und nicht mehr sein zu wollen.

Der Fürstin freundliches, wohlwollendes Gemüt hatte früher aus Mitleid die kranke Dlle. H[ähnel] [2]), welche Karlsbad gebrauchen sollte, dahin mitgenommen, behielt diese Person als Gesellschafterin später bei sich und hatte sie jetzt auch nach Engers mitgebracht. Koreff behandelte sie durch Magnetismus, welcher ihre Krämpfe und Zuckungen beruhigen und heilen sollte. Ob es wirklich Krämpfe waren oder künstliches Spiel, wollte Dorow nicht recht klar werden; er neigte mehr zu der Meinung, das es das letztere wäre . . .

Kurz vor der Abreise des Staatskanzlers nach Berlin ward D. noch zu demselben gerufen. Der Fürst erkundigte sich nochmals sehr genau nach den Ausgrabungen [3]) usw., versprach eine Wirksamkeit am Rhein, die auf die Erhaltung der Altertümer und deren Aufstellung im Museum bezug haben sollte, und fügte hinzu: „Doch jetzt lasse ich Sie noch in Wiesbaden. Koreff wird Ihnen ein Manuskript geben, was sofort gedruckt werden muß, und das sollen Sie besorgen. Führen Sie den Auftrag prompt und vorsichtig aus. Ich werde Ihnen auch von Berlin aus zur Berichtigung der öffentlichen Meinung Aufsätze senden, welche in den rheinischen Blättern und in andern Zeitschriften abzudrucken sind . . . Es wird mir lieb sein, recht oft von Ihnen zu hören . . .“

Vom Fürsten ging ich zu Koreff und erhielt das Manuskript von seiner Hand, doch mit Veränderungen, die der Fürst

---

1) Fürst Hardenberg war dreimal vermählt. Zweimal geschieden, hatte er 1807 in dritter Ehe seine Geliebte, die gleichfalls geschiedene Sängerin Charlotte Langenthal, geb. Schönemann (1772—1854) geheiratet. Über diese Verhältnisse s. Varnhagens Mitteilung in Ludmilla Assings Biographie „Fürst Hermann v. Pückler-Muskau«, Bd. I, Hamburg 1873, S. 196 ff.

2) S. Seite 225.

3) S. Seite 224.

selbst hineingeschrieben hatte. Der Titel von diesem, damals tief in die politischen Verhältnisse eingreifenden Werke sowie die Bezeichnung der aus Berlin erhaltenen Einsendungen dürfen hier nicht näher bezeichnet werden[1]) . . . Der Staatskanzler fuhr fort, an Dorow Berichtigungen der öffentlichen Meinung zu schicken, besonders über ständische Verhältnisse, welche nicht wenig dazu beitrugen, die durch Bosheit oder Unkenntnis irregeleiteten Ansichten aufzuklären und Preußen mit der öffentlichen Meinung [der Rheinlande] zu versöhnen.

Im Juli 1818[2]) hatte Koreff den Vortrag über Wissenschaft und Kunst und deren Anstalten beim Fürsten Staatskanzler erhalten. Und wahrlich, namentlich die Universität Bonn ist diesem tätigen Manne großen Dank schuldig!

* Kabinettsordre an den Fürsten Hardenberg[3])

Berlin, den 26. Mai 1818.

Ich genehmige, daß Sie den Professor Dr. Koreff bei der hiesigen Universität nach der schon bei seinem Eintritt in den Dienst gehegten Absicht auch zum Vortrage und zur Bearbeitung der wissenschaftlichen und Kunstsachen bei sich anstellen und ihm für diese Geschäfte eine angemessene jährliche Belohnung neben der Besoldung, die er jetzt von der Universität, bei der er nach wie vor bleibt, bezieht, aussetzen. Ich will ihm auch das Versprechen erteilen, daß er, wenn dieses Geschäft bei Ihnen nicht mehr erforderlich ist, in das Departement des öffentlichen Unterrichts und des Medizinalwesens eintrete und daselbst und in anderen, davon abhängigen wissenschaftlichen Anstalten in eben die Rang- und Besoldungsverhältnisse gesetzt werde, worin sich der Dr.

1) Gemeint ist die von Koreff entworfene Schrift „Deutsches Wort aus Preußen an die Rheinländer". Siehe den Brief vom 5. Oktober 1818.

2) Vielmehr am 26. Mai.

3) Geh. Staatsarchiv, Berlin. Rep. 92, Hardenberg, K 50. Am selben Tage wurde durch Kabinettsorder die Begründung der Universität Bonn verfügt.

Gräfe[1]) alsdann befinden wird, auf den er unmittelbar folgen soll.

Friedrich Wilhelm.

*Die Begründung der Universität Bonn.

Koreff an den Fürsten Hardenberg[2])

[Ende Mai 1818.]

Das alte Sprichwort, was lange währt, wird gut, hat sich wieder in voller Kraft gezeigt. Die ganze Ansicht ist meisterhaft, großartig gedacht, tief begründet und des preußischen Staats völlig würdig. Wohl hat Se. Exzellenz recht zu sagen, daß, wenn dieser Plan von Ihrer Durchlaucht adoptiert, geschützt und geleitet wird, Ihre Durchlaucht sich dadurch ein unsterbliches Monument in dem Herzen und Geiste, nicht bloß des preußischen Volkes, sondern aller Völker Deutschlands errichten werden. Diese Idee, die meinem Herzen immer die teuerste ist, und die innige Überzeugung der dadurch geförderten guten Sache bestimmen mich, Ihre Durchlaucht recht inständigst zu bitten, diese Idee des Ministers ohne große Modifikation anzunehmen, denn ich fühle, wie schmerzhaft es ist, zu stückeln, wenn man aus dem Ganzen zu schneiden vermag, und bloß Nasen und Ohren zu restaurieren, wenn man einen Apollo aus dem Marmor herausmeißeln kann. Man muß alsdann natürlich träge, unmutig und an dem Fortgang des Guten verzweifelnd und schüchtern werden.

---

1) Karl Ferdinand Gräfe (1787—1840), seit 1811 Professor der Chirurgie in Berlin, Begründer der chirurgischen Klinik und der wissenschaftlichen Chirurgie, hochverdient um das Lazarettwesen.

2) Geh. Staatsarchiv, Berlin. Rep. 92, Hardenberg, K 50 (undatiert). Zusatz in Bleistift: „1818 wegen der Universität in Bonn." Das Schreiben ist ein Gutachten zur Denkschrift des Ministers v. Altenstein vom 16. Mai 1818 über die Begründung der Rhein-Universität.

Diese Freiheit, die der Herr Minister fordert, ist wirklich zu allen geistigen Schöpfungen unumgänglich notwendig. Ihre Durchlaucht werden sie ihm gewiß gewähren. Jede großartige, edel freisinnige Denkungsart hat ja immer ihr Asyl bei Ihnen gefunden, wenn auch die ganze Welt sie sonst verstieß.

Diese hier ausgesprochenen Ansichten sind so schön, dieser Plan ist so reif durchdacht, daß ich mich glücklich schätzen würde, rüstig Hand bei seiner Ausführung mit anzulegen. Ich bitte also Ihre Durchlaucht, den mir in Engers gemachten Vorschlag gütigst wieder aufzunehmen und jetzt zu realisieren . . . und mir den Vortrag über wissenschaftliche Gegenstände durch einen dazu kreierten Platz bei Ihrer Person zu geben. Mehrere Vorteile werden daraus entspringen.

Die Kommunikation des Herrn Ministers mit Ihro Durchlaucht wird dadurch leichter und rascher werden,

die Arbeiten Eurer Durchlaucht werden dadurch leichter und gedrängter, und ferner

wird dadurch meiner individuellen Lage das unerträglich Schwankende und Zweideutige genommen werden, woran sie jetzt kränkelt und was mich notwendig oft verstimmt.

Ihre Durchlaucht sehen es zu gut ein, daß ich bei der jetzigen Lage der Dinge sehr schlimm daran bin und jeden Wirkungskreis verliere. Ohne Einfluß bei der Universität, ohne Tätigkeit im Medizinalwesen, ohne Möglichkeit, mich der Einsamkeit hinzugeben, die das ausschließliche Studium einer Wissenschaft fordert, um in ihr Entdeckungen zu machen, bin ich jetzt aus allen Sphären ausgeschlossen. Etwas wird besetzt — les absents ont toujours tort[1]), und am Ende stehe ich ganz isoliert ohne Tätigkeit da. Jeder glaubt sich dispensiert, an mich zu denken, weil Ihro Durchlaucht dies tun werden. Haben Sie nur die Güte, einen einzigen scharfen Blick auf meine Lage zu werfen, und Sie werden

1) Die Abwesenden haben stets Unrecht.

rasch ihren Radikalfehler finden. Nur um das Einzige bitte ich Ihre Durchlaucht, nie einen Plan für mich zu machen, wo ich Sie verlassen müßte. Diese heilige Pflicht werde ich nie aufgeben.

* Fürst Hardenberg an Koreff [1])

Berlin, den 15. Juni 1818.

Euer usw. teile ich hierbei abschriftlich zu Ihrer Nachricht mit:

1. die Kgl. Kabinettsordre an mich vom 26. v. M. wegen Ihrer Dienstverhältnisse,

2. ein Schreiben, welches ich heute dieserhalb an den Minister Frhr. v. Altenstein erlasse [2]).

Hiernach werden Sie nun als Vortragender Rat bei meiner Person wesentlich beschäftigt werden und mich überall begleiten, wobei Sie jedoch in Ihren bisherigen Verhältnissen bei der Universität verbleiben und, so oft Sie es für gut finden, Collegia lesen können. Für die Stelle als Vortragender Rat bei meiner Person werden Sie vom 1. Januar d. J. an 1000 Rtlr. Courant aus meiner Bürokasse erhalten, die Ihnen der H. v. Wenckstern in vierteljährlichen Ratis auszahlen wird.

Übrigens haben Sie sich die Uniform der Vortragenden Räte bei meiner Person anzuschaffen.

* Koreff an den Fürsten Hardenberg [3])

Berlin, den 15. Junius [1818].

Bei meiner gestrigen Zurückkunft nach Berlin habe ich folgende Blätter vorgefunden, die ich sogleich eile, an Ihre Durchlaucht zu senden, weil sie vielleicht Ihnen angenehm

---

1) Geh. Staatsarchiv, K 50 (Abschrift).

2) Die Wiedergabe dieses Schreibens erübrigt sich.

3) Geh. Staatsarchiv, ebd. Die Jahreszahl ist mit Bleistift vermerkt.

sein dürften . . . Noch habe ich den Herrn Minister v. Altenstein nicht gesprochen. Ich hoffe, heute abend ihn zu sehen und mit ihm Verabredungen wegen unserer Reise zu treffen. Ich habe Heimweh nach Ihnen. Die Abwesenheit läßt mich schon Schmerzen fühlen. Hermann[1]) wird Ihre Durchlaucht bitten, Ihre anfängliche Idee abzuändern und uns wenigstens ein Nachtquartier zu gönnen, weil der Minister gern einige Arbeiten mitbrächte, deren schnelle Erledigung ihm sehr am Herzen liegt und die in mündlicher Besprechung nur eines Viertelstündchens bedürfen. Ich erwarte deshalb Ihre weiteren Befehle . . .

Heute habe ich das Glück gehabt, ein Schweizer Teleskop, das 300 Taler kostet, für 20 Friedrichsdors[2]) auf einer Auktion erstanden zu haben. Ich hoffe damit Ihrer Durchlaucht die Jupitertrabanten und den Ring des Saturn vom Balkon in Glienicke zu zeigen. O wären Sie nur schon wieder dort! Es ist alles so öde, so zerrissen, so trostlos, daß ich weinen könnte, wenn ich mich nicht schämte. Man sollte sich nie auf so lange trennen.

Nach den Notizen, welche ich eingezogen habe, wird es sehr schwer, ja unmöglich sein, mein Verhältnis nach denen vom Geh. Rat Gräfe zu regulieren, da ein großer Teil seiner Einkünfte in Akzidenzen, Sporteln und variablen Rimessen besteht und auch größtenteils durch sein Klinikum in reichem Maße hervorgebracht wird. Dies würde also zu verdrießlichen und nicht zu bestimmenden und nicht zu endenden Erörterungen Anlaß geben. Wäre es also nicht einfacher, natürlicher und in jeder Hinsicht angemessener, wenn Ew. Durchlaucht mir das Einkommen bestimmen, das jeder andere Vortragende Rat bei dero hoher Person genießt, und mich so nach dieser Qualifikation in den jetzt angefertigten Etat eintragen ließen? Dies würde alle Schwierigkeiten und Weitläufigkeiten enden und wäre ja auch ganz der Ord-

1) Hardenbergs Intendant.
2) 100 Taler.

nung gemäß, wo mit einem bestimmten Geschäft auch ein bestimmtes Einkommen verknüft ist.

Ich wünsche und hoffe, daß Ihre Durchlaucht diesem Vorschlag Ihren Beifall schenken werden. Er ist gerecht, einfach und zweckmäßig, und wird mir auch ohne Begünstigung gewiß vorteilhafter als der andere sein. Ew. Durchlaucht ergebener

Koreff.

* Koreff an den Minister von Altenstein [1])

[Berlin], 20. Junius 1818.

Ich kann Ew. Exzellenz gar nicht die Freude ausdrücken, die ich empfinde, seit mir die Gewißheit geworden ist, Sie in den Rheingegenden und dadurch die schmerzliche Entbehrung Ihrer Gegenwart abgekürzt zu sehen. Es wird gewiß auch für das Ganze die heilsamsten Folgen haben. Ich freue mich unendlich auf dies Zusammentreffen. Durch dies Zusammensein und wechselseitige Besprechungen, von beengenden Verhältnissen fern, der Nähe der Gegenstände entrückt, die uns zu gern überreden möchten, daß das Alte sich nicht wolle ändern lassen, wird der Blick freier, die Betrachtung greift weiter und der Genius regt lebendiger die Flügel.

Alexander v. Humboldt wird vielleicht, gewiß sogar, könnte man sagen, da sein. Es wird Muße da sein, jeden Gesichtspunkt aufzustellen, jede Seite zu betrachten, und so wird es möglich werden, Ihre für unsere Volksbildung so herrlichen Pläne im Großen wie auf der tiefsten Stufe in Ausführung zu setzen. O lassen Sie uns ja mit allem Köstlichen und wahrhaft Großen eilen. Die Aspekte sind günstig. Die Sterne stehen in seltener, glücklicher Konjunktur und hier wird es wirklich heißen: Was man von der Minute ausgeschlagen, gibt keine Ewigkeit zurück.

Der Fürst läßt Ew. Exzellenz inständigst ersuchen, ihm

1) Geh. Staatsarchiv, Berlin. Rep. 92, Altenstein, B 20.

Ihre Meinung, Ihren Entschluß und das Resultat Ihrer Konferenzen mit Sr. Exzellenz, dem Herrn Kriegsminister, über Horns [1]) Angelegenheit so schnell wie nur irgend möglich mitzuteilen, damit die Sache rasch zu Ende kommen und der Fürst definitiv darüber verfügen könne . . .

Erlauben Sie mir auch die Namen des Dr. Bischof [2]) und Professor Henke [3]) aus Erlangen nach dem Wunsche Sr. Durchlaucht bei Ihrer Exzellenz in Anregung zu bringen. Beide wünschen auf der Rheinuniversität angestellt zu werden. An beiden wäre gewiß eine gute Acquisition zu machen. Bischoff verdient Dank für die offne, rücksichtslose Art, mit welcher er die Gräuel der Militärmedizin vor den Augen der Völker enthüllt hat [4]). Die öffentliche Moral fordert es, daß man in ihm die Wahrheit ehre und aufmuntere. Alles fast intrigiert gegen ihn, und eben darin werden Ew. Exzellenz sowie Se. Durchlaucht wünschen, ein Motiv zu finden, ihn kräftig zu schützen und praktisch dadurch seinen Gegnern zu zeigen, daß man ihre Greuel aufzudecken für kein Majestätsverbrechen im Preußischen hält.

---

1) Anton Ludw. Ernst Horn (1774—1848) aus Braunschweig, seit 1808 zweiter Arzt an der Charité in Berlin und Professor an der Medizinischen Klinik, legte das Amt an der Charité 1818 nieder und betätigte sich als Professor, Schriftsteller und Mitglied der Medizinal-Deputation, erwarb sich Verdienste um das Irrenwesen (ADB 13, 135 f.). Koreffs Konflikte mit ihm entstanden aus den ungeklärten Verhältnissen der Ausbildung der Militär- und Zivilärzte an der Charité.

2) Christian Heinrich Ernst Bischof (1781—1861), seit 1804 Professor an der medizinisch-chirurgischen Anstalt in Berlin, 1813 Chefarzt der Feldlazarette des 5. Armeekorps, wurde 1818 zum Professor der Heilmittellehre und der Staatsarzneiwissenschaft in Bonn ernannt. Er stand ganz unter dem Einfluß von Schellings Naturphilosophie.

3) Christian Heinr. Adolf Henke (1775—1843), Professor der physiologischen Pathologie und der Staatsarzneiwissenschaft in Erlangen.

4) Über das Heilwesen der deutschen Heere, Elberfeld 1815.

Noch einmal bin ich so frei, Ihro Exzellenz die Anstellung des Prof. Richter[1]) und des Dr. Ennemoser[2]) zu empfehlen und ans Herz zu legen, da ich höre, daß vorzüglich gegen den ersteren eine Opposition, die wahrlich ungerecht ist, statthat. Ich sehe zu gut die herrlichen Früchte, die uns aus der Tätigkeit dieser beiden Männer in fruchtbarer Folgenreihe sich entwickeln werden, um diese Empfehlung nicht wie eine Pflicht zu betrachten. Nicht Bäume sind es, die man bloß anpflanzt, sondern zugleich Keime, die ihre fruchtbaren Triebe nach allen Seiten aussenden werden und uns den dortigen Grund festhalten werden.

Erlauben mir Exzellenz, Sie auf eine kleine Schrift aufmerksam zu machen: „Der Magnetismus in Hannover". Sie ist von H. Dr. Ziermann[3]). Sie ist sehr gut geschrieben und trifft den Nagel auf den Kopf. Er wird, wie man mir aus Hannover schreibt, dies Land verlassen und nach Preußen sich wenden. Dieser Mann ist ein großer Gewinst für uns, und er wäre wohl in öffentlichen Verhältnissen zu berücksichtigen. Er war lange Jahre mit den englischen Truppen in Sizilien und hat über die Krankheiten dieser Insel ein Werk geschrieben, das ich im Manuskript gelesen, das man zu den seltenen Meisterstücken medizinischer Schilderung rechnen kann[4]). Es ist die beste Arbeit über diese Gegenden. Ich kenne den Dr. Ziermann persönlich sehr genau und kann ihn daher mit bestem Gewissen empfehlen. Er und Ennemoser könnten die Lehre und Anwendung des Magnetismus, die ganz brach dort liegt, in den Rheinprovinzen

1) Georg August Richter (1778—1832), der Sohn des berühmten Chirurgen August Gottlob R. in Göttingen, seit 1814 a. o. Professor der Medizin an der Universität Berlin, wurde 1821 Professor in Königsberg.

2) Joseph Ennemoser (1787—1854) aus Tirol, Geheimschreiber Andreas Hofers, als Arzt Anhänger des Mesmerismus, wurde 1819 als Professor der Medizin nach Bonn berufen.

3) Vielleicht die Schrift „Stieglitz' Ideen über den tierischen Magnetismus", Hannover 1819.

4) Über die vorherrschenden Krankheiten Siziliens, Hannover 1819.

auf eine feste, wissenschaftliche Art begründen, die, wie ich aus zwölfjähriger Erfahrung spreche, die größte Wohltat für die Menschheit ist, wofür noch die spätesten Geschlechter das Andenken Ihrer Exzellenz segnen werden.

Verzeihen Sie mir gütigst diese Episode. Daß ich Ihnen mein ganzes Herz ausschütten darf, ohne Rückhalt, das erfüllt mich mit tiefer Dankbarkeit gegen den ewigen Gott der Liebe, der sich des sprechenden Werkzeuges gern bedient, um die Saat der Liebe zu pflanzen. Wenn ich mit Ihnen rede, werde ich besser und frommer. In dieser Überzeugung webe und lebe ich selig. Ihnen einen verdienstvollen Mann zu nennen, heißt der Wahrheit, dem Recht und der Wissenschaft einen neuen Pfeiler bauen, und was kann man besser tun, um der Wohltat des Lebens würdig zu sein? Nicht wie einen Fremden betrachte ich mich Ihnen gegenüber, sondern als einen Sohn, der mit seinem Vater am liebsten von den göttlichen Dingen sich unterhält. Mit diesem treuen, tiefen Gefühle bin ich Ihnen von der ersten Stunde Ihrer mir so teuren Bekanntschaft an zugetan gewesen. Dies Gefühl wird stets in jedem Verhältnis in meinem Herzen für Sie leben. Darum mögen Sie mir auch verzeihen, wenn ich Ihnen jeden Gedanken freimütig mitteile . . . Ew. Exzellenz treuergebener

Koreff.

P. S. Noch bitte ich Ihro Exzellenz, über das Schicksal des H. Professor Griepenkerl[1]) zu entscheiden, ob es besser, ihn in Berlin zu behalten, wo er auch für das Institut des H. Direktors Zelter[2] von großem Nutzen sein wird, oder ihn in die rheinischen Provinzen zu versetzen. Er ist der Schwager des H. Staatsrat Ribbentrop, der eine schnelle Entscheidung wünscht . . .

1) Friedrich Konrad Griepenkerl (1782—1849), seit 1818 Lehrer am Katharinengymnasium in Braunschweig, wurde 1821 Professor für Philosophie und Ästhetik ebenda. Als Musiker war er mit Zelter, Spontini, Meyerbeer und Weber befreundet.

2) Karl Friedrich Zelter (1758—1832), Professor der Musik an der Berliner Kunstakademie, Direktor der Singakademie, mit Goethe befreundet.

Schleiermacher an Blanc[1]).

Berlin, den 20. Juni 1818.

. . . Die Bonner Universität läuft nun auch von Stapel. Aber was sagen Sie zu Koreffs Erhebung? Ich fürchte, der Gräuel ist noch vollständiger und der Staatskanzler läßt ihn auch die geistlichen Sachen vortragen. Gott besser's.

* Koreff an August Wilhelm v. Schlegel[2])

Berlin, den 27. Junius [1818].

Die Zeit vergönnt mir nur, Ihnen einige flüchtige Worte zuzurufen, um Sie zu beruhigen und jeden Zweifel zu zerstreuen. Es tut meinem Herzen weh, daß Sie nur die geringste Unruhe hegen können bei einem Geschäft, das von mir ausgegangen ist und das mir so lieb teuer wie das eigne, ja gewiß noch mehr ist. Noch weher tut es mir, daß Sie sich mit Ihren Zweifeln und Besorgnissen nach allen Seiten wenden, ohne sie mir zu sagen, wo die Sache mit zwei Worten abgemacht wäre. Womit habe ich denn Ihr freundliches Vertrauen verloren? Ich kann durchaus nicht ahnen, wodurch. Ich bin stets Ihr Freund, Ihr warmer, aufrichtiger Verehrer gewesen und hoffe auch durch meinen letzten Vorschlag es bekundet zu haben. Woher entsteht Ihnen denn auf einmal der Zweifel und das mißtrauende Schweigen gegen mich? Sollte nicht ein fremdes Einmischen dabei sein? Ich möchte es fast vermuten. Gestehen Sie es nur offen, es hat sich etwas Fremdartiges in das reine Element gedrängt. Ich hoffe, daß es nur ein leichtes Wölkchen ist, das ein einziger warmer Strahl in sein Nichts auflösen wird.

Der Fürst und der Minister haben mir aufgetragen, Ihnen auf Ihren Brief zu antworten, um Sie nicht länger schmachten zu lassen. Ich war immer in der Meinung, daß Sie im

---

1) Schleiermachers Leben in Briefen, Berlin 1863, IV, S. 237. Der Brief richtet sich an den Feldprediger Ludwig Blanc, Schleiermachers Freund.

2) Landesbibliothek Dresden (s. Seite 227), dort fälschlich mit dem Vermerk 1819.

Vertrauen auf Ihren Freund, der über Ihr Interesse wacht, ruhig schlafen könnten. Ich war immer noch zu jung in meinem Vertrauen, das merke ich nun wohl. — Ihre Vokation liegt fertig und soll Ihnen nächstens zugesandt werden. Ganz nach Ihrem Wunsch soll alles geschehen. Sie wollen nicht nach Bonn, auch gut. So kommen Sie nur nach Berlin. Der Fürst hofft und wünscht Sie am Rheine zu sehen und sich mit Ihnen zu besprechen. Benutzen Sie dies Intervall ganz zu Ihrem Vergnügen. Oder wollen Sie bis Michaelis nach England gehen, um dort die indischen Reichtümer zu benutzen? Auch dafür ist gesorgt. Ein eigenhändiger Brief des Fürsten an Lord Castlereagh [1]) soll Ihnen alle Schätze öffnen und Beihilfe an Geld soll Ihnen werden. Ihr Freund hat für alles gesorgt. Den 1. Juli reisen wir nach Hamburg [2]) und von da durch Westfalen nach Spa. Leben Sie wohl, und nun keine Zweifel und keine Angst mehr.

Ihr Koreff.

P. S. Adressieren Sie Ihre Briefe für mich an den Fürsten, so bekomme ich sie am sichersten. Den 1. Juli gehen wir nach Hamburg auf dem Dampfschiff, von da durch Westfalen nach Spa. Die Zeitungen werden Ihnen stets Nachricht geben. Die Briefe werden nur an den Oberpräsidenten der Provinz geschickt, wenn Sie sonst nicht wissen, wohin.

Lassen Sie sich ein bißchen schelten, daß Sie so ganz vergessen haben, uns ein doch versprochenes Exemplar der Memoiren Ihrer Freundin [3]) zu schicken. Jetzt haben wir's alle schon gelesen, aber sehr spät erhalten. Ihr Werk über Provenzalische Poesie [4]) ist sehr schön. Von solcher Kritik

1) Henry Robert Stuart, Viscount of Castlereagh (1769 bis 1822), englischer Minister des Auswärtigen.

2) Auf dem Dampfer „Der Kurier“ von Humphreys, was damals als Wagnis angestaunt wurde.

3) Die auf S. 226 genannten Considérations sur la Révolution française.

4) Observations sur la langue et la littérature provençales, Paris 1818.

haben die Franzosen keine Ahnung. Wie freue ich mich auf Sie! Nun ich hoffe, Sie bestimmt in Aachen zu sehen [1]).

Iterum vale!

* Koreff an den Minister v. Altenstein [2])

2. Juli 1818.

Wie unendlich leid hat es mir getan, Ihre Exzellenz nicht mehr gesehen, ein herzliches Lebewohl nicht mehr gesagt und Ihre Befehle und Instruktionen [nicht] empfangen zu haben! Lassen Sie mir, ich bitte, die letzteren schriftlich zukommen, und seien Sie fest überzeugt, daß ich ganz in Ihrem Sinn und ganz nach Ihrem Willen, der mir so heilig wie der eines Vaters ist, handeln werde . . . Keine Idee werde ich anregen, nichts in Vorschlag bringen, ohne Ihre Exzellenz davon in Kenntnis zu setzen, und ohne Ihre Übereinstimmung. Ich weiß zu gut, wie die großen Ideen auf absolute Einheit dringen.

Erlauben mir Ew. Exzellenz folgende Punkte Ihnen ins Gedächtnis zurückzurufen und um möglichste Beschleunigung zu bitten:

1. Die Anweisung der Gelder für den Universitätsbau [in Bonn] und die schleunige Absendung eines Architekten. Es soll ein geschulter Mann namens Kröll jetzt in Berlin sein, von dem Geh. [Rat] Schinkel [3]) und Prof. Zelter [4]) mir gesprochen haben.

2. Die Berufung der Professoren so schnell wie möglich zu betreiben. Wenn Sie befehlen, so will ich einen Teil dieser Korrespondenz führen, . . . um Ihnen Zeit und Mühe zu ersparen und die Sache in ihrem schlichten, natürlichen, schnellen Gange zu erhalten . . . Schlegel habe ich ganz in Ihrem Sinne auf seinen Brief an den Fürsten geantwortet und ihn beruhigt.

---

1) Gelegentlich des bevorstehenden Kongresses.

2) Geh. Staatsarchiv, Berlin. Rep. 92, Altenstein, B 20.

3) Karl Friedrich Schinkel (1781—1841), der berühmte Berliner Baumeister und Maler.

4) S. Seite 250.

3. Der Fürst wünscht sehr den Bericht über Horns[1]) Angelegenheit von Ihrer Exzellenz zu haben. Es scheint mir um desto notwendiger, . . . da in der Ansicht und in der Schlichtung dieser dornenvollen Sache selbst schon in diesem Kreise jede Parteistimme laut wird, nur nicht die der reinen Gerechtigkeit der Sache . . .

4. Dann wünscht der Fürst, daß Exzellenz strenge Befehle geben mögen, daß die Bibliothek so schnell wie möglich in Ordnung gebracht werde, wozu bei der Untätigkeit der Bibliothekare gar keine Aussicht in den nächsten zehn Jahren vorhanden ist.

5. Ich bitte Ew. Exzellenz ganz ergebenst, doch zu befehlen, daß die Fakultäts-Statuten verfaßt und von den Professoren geprüft werden. Die meisten dieser Herren sind aus pekuniären und anderen egoistischen Rücksichten sehr dabei interessiert, daß alles so in der Dämmerung und im Zwielichte bleibe, und wollen es nie klar aussprechen, um ihre Monopole ungestört genießen zu können. Ohne bestimmten Befehl Ihrer Exzellenz geschieht nichts hierin. — Dann wage ich Sie daran zu erinnern, zu veranlassen, daß die Fakultätssitzungen nicht in den Privatwohnungen der Dekane, sondern im Universitätsgebäude gehalten werden. Weder Professor Wolfart noch ich können jetzt dem Examen der medizinischen Kandidaten beiwohnen, weil sie Rudolphi[2]) in seinem Hause hält und man jeder Avanie dieses rohen Mannes ausgesetzt wird, der nicht müde wird und sich nicht schämt, ungemein grob und unan[ständig] zu erscheinen, wovon ich noch vor einigen Tagen eine Probe erfahren habe. Zudem kann er sich gar nicht mäßigen, wenn er getrunken hat, und bricht dann in die größten Ungezogenheiten aus, wie bei dem Gastmahle vom Geh. Rat Richter er selbst gegen Ihre Person sich nicht zu mäßigen verstanden. Daher bitte

---

1) S. Seite 248.

2) Karl Asmund Rudolphi (1771—1832) aus Stockholm, seit 1810 Professor der Anatomie und Physiologie in Berlin.

ich Ihre Exzellenz, diese Kollisionen aus dem Wege zu räumen . . .

Haben Sie auch die Gefälligkeit zu befehlen, daß die Doubletten der Bibliothek an Bonn abgeliefert werden, sowie auch die der Naturalien aus dem zoologischen, meteorologischen und anatomischen Kabinett, damit man dort nur gleich beginnen könne.

Ich bin so frei, Ihrer Exzellenz noch einmal angelegentlich den Professor Richter und den Dr. Ennemoser[1]) zur Anstellung nach der tiefsten Überzeugung zu empfehlen, sowie sich auch an die Versetzung von Steffens[2]) nach Bonn zu erinnern . . .

Ich bitte Ihre Exzellenz, . . . Ihrem Herrn Schwager zu sagen, daß ich alles das, was er gewünscht hat, dem Fürsten Staatskanzler mitgeteilt habe und daß ich hoffe, daß dies die glücklichsten Resultate haben wird . . .

Friedrich an August Wilhelm v. Schlegel[3])

Frankfurt, den 11. Juli 1818.

Daß Koreff wirklich Referent in allen Studien- und Universitätssachen sei, höre ich hier versichern. Dem ungeachtet aber ist diese Art, daß nur er und nicht die Minister selbst Dir schreiben, so unangemessen, daß es wohl eine Rüge verdient, wenigstens indirekt . . . Daß Du unter den angegebenen Umständen nichts vernachlässigen wirst, was irgend auf eine wissenschaftliche Anstellung meiner in Bonn Einfluß haben könnte, darf ich Dir nicht erst ans Herz legen[4]).

---

1) S. Seite 249.

2) S. Seite 5.

3) Friedrich Schlegels Briefe an seinen Bruder August Wilhelm, Berlin 1890, S. 598.

4) Friedrich hatte nicht unterlassen, sich selbst an Koreff zu wenden, aber keine Antwort erhalten (Brief an August Wilhelm, 24. März 1818, l. c. 578).

Rahel Varnhagen an den Marquis de Custine [1])

20. Juli 1818.

Koreff ist jetzt mit dem Fürsten wieder in Engers bei Koblenz, jetzt noch unterwegs dahin.

August Wilhelm v. Schlegel an den Minister v. Altenstein [2])

Heidelberg, 28. Juli 1818.

. . . Herr Professor Koreff schrieb mir am 27. Juni aus Berlin, in Gemäßheit der Aufträge Ew. Exzellenz und Sr. Durchlaucht, des Fürsten von Hardenberg. Ich habe ihm sogleich in diesem Sinne geantwortet und erwarte nun eine Entscheidung über meine nächste Bestimmung. Sobald ich diese erhalten, werde ich alle meine Kräfte anstrengen, um so schnell wie möglich in Wirksamkeit zu kommen. Indessen habe ich noch eine Reise nach der Schweiz in eigenen Angelegenheiten zu machen, meine dort befindliche Bibliothek abzusenden und mancherlei Anstalten zu treffen, so daß ich nicht weiß, ob es mir schon in dem herannahenden Herbste möglich sein wird, Vorlesungen anzufangen. . . .

* Minister v. Altenstein an Koreff [3])

Berlin, den 28. Juli 1818.

Ew. Wohlgeboren haben mich abermals durch Ihr wertes Schreiben vom 10. d. M. [4]) unendlich erfreut. Ich darf Ihnen nicht erst zergliedern, wodurch. Indem Sie mir schrieben, sind Sie auch des Eindrucks aller Ihrer Äußerungen im voraus versichert. Die freie Auffassung aller Ihrer Ansichten, daß Ihnen nichts zu kühn als Aufgabe für die Wissenschaft und Kunst erscheint, und daß Sie auch das Kleinere als Element und Material des Größeren richtig

1) Lettres du Marquis A. de Custine etc., S. 260.
2) Max Lenz, IV, S. 342 f.
3) Geh. Staatsarchiv, Berlin. Rep. 92, Altenstein, B 20 (Entwurf).
4) Liegt nicht vor.

schätzen, daß Sie zu allem, was mich in meinen Bestrebungen unterstützen kann, bereit sind und doch nirgends eingreifen, sondern mir die Benutzung aller Ihrer Ansichten zu einem Kunstwerk mit solchem Vertrauen überlassen, ist mir unendlich wohltätig und verpflichtet mich zu dem herzlichsten Dank.

Ich erliege beinahe der selbstgeschaffenen Last, denn wie ruhig könnte ich nicht, wenn ich wollte, alles seinen Gang gehen lassen und mich nötigenfalls mit der Äußerung decken: Es ist nichts zu machen, es fehlt an Geld, man will nicht. Allein es ist [unleserlich], so lange ich lebe, unmöglich. Ich schicke dem verehrten Fürsten heute mit großem Widerwillen meine ganz unfruchtbare Verhandlung mit der Generalkontrolle und dem Schatzministerium, als Beweis, daß es so nicht geht und mit welchen Schwierigkeiten man zu kämpfen hat. Dagegen schicke ich ihm aber auch den Ausdruck des Dankes meines Departements für die erhaltenen Forderungen (?) wegen der Universität in Bonn und das ganze wissenschaftliche Wesen [1]) . . .

Friedrich August v. Stägemann an Varnhagen v. Ense [2])

Berlin, den 1. August 1818.

Unser Freund Koreff ist in eine praktischere Amtswirksamkeit getreten, wie Sie aus den hiesigen Zeitungen werden ersehen haben. Sie erstreckt sich jedoch nicht weit. Gönner hat es ihm auch nicht verschafft und nur einen Spaß dazu, indem man aus le Juif corréferent: Corref, le Juif errant gemacht hat. Der Herr Minister von Altenstein glaubt in ihm einen Strebepfeiler wider die Generalkontrolle [der Universitäten] zu haben. Er wird sich auch irren. Die Universität Bonn ist vom Könige zwar genehmigt, und die Fonds sind angewiesen, allein man übereilt sich nicht, auch wird wohl die Besetzung ihre eignen Schwierigkeiten haben . . .

1) Der Rest ist unlesbar.

2) Briefe von Stägemann usw., S. 64.

A. W. Schlegel wird noch in diesem Sommer erwartet, da er schon zu Michaelis zu lesen anfangen will . . . Tieck sollte für unser Theater gewonnen werden; ich glaube, daß er in Hinsicht seiner kränklichen Konstitution dazu nicht taugt, und habe es deshalb . . . widerraten . . . Dagegen habe ich dringend bevorwortet, ihm eine Pension zu verschaffen. Koreff hat sich dafür zu interessieren versprochen; noch weiß ich nichts vom Resultat.

* Koreff an den Minister v. Altenstein [1])

Spa, den 4. August 1818.

Ew. Exzellenz darf ich heute nur ein flüchtiges Wort, von der Eile gedrängt, zusenden, um wenigstens für Ihre liebevollen, freundlichen Worte das Gefühl meiner Dankbarkeit auszudrücken. Ich freue mich herzlich, daß mein Handeln und meine Grundsätze sich des Beifalls eines Mannes rühmen können, den mein Herz und mein Geist hoch auf die Gipfel stellte, wo nur wenig Ideen von meiner tiefen Überzeugung hingesetzt werden. Ich hoffe, jemehr Ihr Blick mein Herz wird in seinen verborgenen Tiefen erspäht und ergründet haben, je stärkeren Anspruch werde ich auf Ihre Neigung und Achtung machen dürfen. Gott sei gelobt, wenn sich auch das Herz dabei verblutet hat, so bin ich durch soviel Leiden durchgegangen und bin dadurch so geläutert worden, daß mein Gemüt nur noch an denjenigen irdischen Dingen hängt, die den Geist für eine höhere Bestimmung entwickeln und reifen. So betrachte ich die Aufgabe meines Lebens. Ich bin ruhig und versöhnt und mild. Ich starre nicht mehr nach dem, was mir versagt ist, und suche nur noch das Glas zu schleifen, zu verdichten und zu erhellen, in welchem der Strahl einer höheren Welt soll aufgefangen und gebrochen werden. Dies ist die Stimmung, in welcher ich den Kreis der Tätigkeit, den ein launenhaftes Schicksal mir angewiesen, auszufüllen strebe. Der Punkt, auf welchem man steht, ist

1) Geh. Staatsarchiv, Berlin. Rep. 92, Altenstein, B 20.

anz gleichgültig. Auf die innere Entwicklung kommt alles n, und so denke ich denn auch fortzufahren. Nur wenig Jahre sind mir noch gegönnt, das weiß ich, auf dieser Erde u wandeln. Diese wünsche ich würdig auszufüllen, und deshalb wünsche ich mir Glück, daß meine Bahn mich in die Nähe eines so trefflichen Schauens und Wirkens, wie das Ihrige ist, geführt hat. Dies ist mein Glaubensbekenntnis. Auf dieser Bahn werden Ew. Exzellenz mich stets finden, nd nach diesem höchst einfachen Gesetz kann jede Perturbation und Exzentrizität meiner Bahn sicher berechnet werden. Wem das Gesetz nicht einleuchtet, der glaubt freilich, daß man in der Milchstraße bloß herumirrt, doch dafür kann ich nicht. In Ihre Hände habe ich dies Glaubensbekenntnis niederzulegen mich innerlich gedrungen gefühlt. Mögen Sie's mit dem Geiste aufnehmen, in welchem ich es hingebe.

Nun nur noch ein Wörtchen von Geschäften.

Zuvörderst Wiederholung meiner Bitte um die Akten über die Irrenanstalten. Ich erwarte sie mit Sehnsucht. Jetzt habe ich Muße.

Die Sache von Frowein zur Entscheidung Ihrer Exzellenz, damit sich jeglicher in die Monarchie gewöhne, an Ihre Gerechtigkeit, Strenge und Milde zu glauben, und auf daß . . . man Sie ebenso f ü r ch t e als liebe. Beides ist dem Menschen notwendig. Lohn und Strafe muß entschieden und bestimmt sein. Das gibt Spannkraft.

Treiben Sie ja nur die Militärsache[1]) auf die äußerste Spitze. Der Fürst will in Aachen dem König einen gründlichen Vortrag, der über die Zukunft entscheiden soll, darüber halten. Dieser Augiasstall muß rein werden . . . Ich habe das kommen sehen und warne Ew. Exzellenz davor. Ich habe die Fäden schon seit sechs Monaten anzetteln sehen . . .

Erhalten Sie mir . . . Ihr gütiges Wohlwollen und rechnen Sie stets auf meine Treue und herzliche Ergebenheit . . .

---

1) Betreffs des Professors Horn. (S. Seite 248, 254.) Die Angelegenheit wird noch ausführlich zur Sprache kommen.

Friedrich an August Wilhelm v. Schlegel[1])

Frankfurt, den 10. August 1818.

Deinen Brief für Koreff habe ich sogleich an Himly[2]) besorgt. Der Staatskanzler ist in Spaa und bleibt daselbst bis zum 21. d. [Mts.].

* Koreff an den Minister v. Altenstein[3])

Spa, den 15. August 1818.

Ich kann den heutigen Kurier unmöglich fortgehen lassen, ohne mich dem Gedächtnis Ew. Exzellenz durch einige Zeilen zurückzurufen, wiewohl mich manchmal die Furcht überläuft, daß ich durch mein vieles Schreiben Ihre Geduld ermüde und Ihnen lästig falle . . . Ich flehe Sie inständigst [an], mich beizeiten zu warnen, denn Ihnen unangenehm zu werden, wäre meinem Herzen allzu schmerzlich. Erhören Sie also meine Bitte, versprechen Sie mir dies, damit mich die Angst, Ihnen als ein lästiges, schwatzhaftes Wesen zu erscheinen, nicht in meinen Mitteilungen lähmen.

Ich freue mich, daß Ew. Exzellenz doch einige Tage auf das Land gegangen sind. Freie heitere Luft beruhigt das Fieber, das das Gewühl der Städte entzündet. Ich hoffe, Sie sollen recht blühend gesund am Rhein werden. O kommen Sie doch nur. Es wird Ihrer Gesundheit so gut tun. Nichts erheitert physisch so sehr als der Reisewagen. Haben Sie nur die Gefälligkeit, mir beizeiten Nachricht zu geben, damit ich für Ihre Bequemlichkeit sorgen könne, was in Aachen nicht so leicht sein wird. Meine Pferde stehen zu Ihrem Befehl. Ich berühre dies, weil eine bequeme Wohnung schon zu den Unmöglichkeiten in der Stadt gehört, während noch einige Landhäuser ganz in der Nähe disponibel sind . . .

---

1) l. c. S. 601.

2) Karl Gustav Himly (1772—1852), Professor der Medizin in Göttingen.

3) Geh. Staatsarchiv, Berlin. Rep. 92, Altenstein, B 20.

Der Fürst war in Düsseldorf sehr krank. Durch Hitze, Anstrengungen, schlechten Wein, Schlaflosigkeit und Indigestion hatte er einen sehr heftigen Anfall von Gallsucht (Cholera morbus), die aber gleich in ihren ersten Anfällen von Pyridin gebrochen wurde. Hier ist er sehr wohl, das Wasser von Spa bekommt ihm vortrefflich, und nur ein kleiner Unfall hat einige Tage seine Gesundheit getrübt. Er stürzte nämlich vom Pferde und fiel gerade auf das Kreuz, wo der Schmerz mehrere Tage anhielt. Er ist jetzt aber verschwunden, und ich glaube nun alle üblen Folgen beseitigt . . .

Ich begleite morgen die Fürstin nach Aachen, welche dort die Bäder gebrauchen muß, solange die Witterung noch warm ist. Auch ich will mich in den Schwefelpfuhl tauchen, um meinen häßlichen Rheumatismus loszuwerden, der mich schon seit langen Jahren foltert und der meine Tätigkeit und Heiterkeit auf eine höchst unangenehme Art stört . . .

An Sailern[1]) habe ich schon vor 12 Tagen auf Befehl des Fürsten geschrieben. Seit dieser Zeit hat der Graf von Solms-Laubach[2]) einen Brief von Sailer an einen Freund, der in seine Hände gelangt ist, eingeschickt, welcher die günstigsten Aussichten eröffnet. Auf diese Veranlassung gestützt, schreibt ihm heute der Fürst eigenhändig und beruft ihn förmlich, wie es Ew. Exzellenz gewünscht haben.

Man wünscht sehr, daß Ew. Exzellenz sobald wie nur irgend möglich die Errichtung der Universität zu Bonn und den Anfang der Collegia publizieren möchten, um . . . die Stimmung in den Rheinprovinzen zu verbessern. Wenn nicht mächtige Gründe dagegen streiten, so bitte ich Sie darum, und wäre es auch nur, um durch die Raschheit dieser herrlichen Schöpfung die Übelwollenden aufs Maul zu schlagen, die bei jeder Gelegenheit über dies Zögern murren

---

1) Johann Michael Sailer (1751—1832), Jesuit und theologischer Schriftsteller, 1829 Bischof von Regensburg. Er sollte als Theologe nach Bonn berufen werden. Vgl. Koreffs Brief an Dorow vom 30. Oktober 1818.

2) Oberpräsident der Rheinprovinz.

und spitze Bemerkungen machen, die ich desto weniger dulden darf, da die Quelle ihres hämischen Tadels bloß in dem Wohlwollen und dem Vertrauen, das Sie mir schenken, ihren Ursprung nimmt . . .

Es hat mir recht weh getan, daß so wenig über Irrenanstalten zu finden ist. Der Fürst war sehr verwundert, diese Öde zu sehen, da er in der Überzeugung gelebt hatte, daß alle Vorarbeiten schon längst fertig und vollendet wären und es nur an dem Mangel an Kräften und an gutem Willen in der Ausführung gelegen hätte. Der Fürst konnte sich so wenig von diesem Mangel an gründlichen Vorarbeiten überzeugen, daß er beinahe geneigt war, an einigen Mangel an gutem Willen zu glauben. Ich bitte Ew. Exzellenz, . . . jeden Zweifel zu lösen und jede Furcht zu beruhigen, da es meinen Grundsätzen und meiner Sinnesart ganz zuwider ist, die Früchte des Fleißes ihrem Eigentümer zu rauben und mich damit zu bereichern . . . Jedes Verdienst, jede Arbeit, jeder Name soll gewiß von mir nicht unerwähnt bleiben. Möchte ich nur recht viele Gelegenheit finden, meinen Dank für Beihilfe an den Tag zu legen.

Ich lege Schlegels letzten Brief bei. Er wünscht selbst in Bonn bleiben zu dürfen. Ew. Exzellenz mögen nur entscheiden, wo er den größten Nutzen stiftet.

Se. Durchlaucht hegen den Wunsch, daß Ew. Exzellenz gemessene strenge Befehle mit Fixierung einer bestimmten Zeit geben mögen, damit die Bibliothek in Berlin in Ordnung komme, damit die Doubletten nach Bonn abgeliefert und die Summe bestimmt werde, die zur Komplettierung und zur Anschaffung neuer Werke notwendig ist, sowie auch, daß Ew. Exzellenz einige Männer, vielleicht unter dem Vorsitz und unter der Leitung von Schinkel[1]), wählen möchten, um die disponiblen Kunstwerke zugänglich und genießbar zu machen, sie restaurieren und Kataloge für den Unterricht und das Publikum anferrtigen zu lassen . . . Der Fürst

---

1) S. Seite 253.

erwartet deshalb die Vorschläge Ew. Exzellenz. Auch würde es Sr. Durchlaucht sehr angenehm sein, wenn die Mineralien in Berlin ungefähr so wie in Frankreich aufgestellt würden, damit sich jeder selbst unterrichten könnte, sowie überhaupt eine größere Liberalität in der Benutzung der Museen und die Befreiung von der Umständlichkeit der Lösung der Billetts für das zoologische Museum zu den dringendsten Wünschen gehört, die Se. Durchlaucht mir aufgetragen haben, Ew. Exzellenz ans Herz zu legen.

Das Reskript vom 8. August hat keine andere Absicht, als Ihro Exzellenz in allen Ihren Unternehmungen den Rücken frei zu halten. Was übrigens für die Charité und andere Krankenhäuser Wohltätiges zu tun ist, so haben Sie nur die Gnade, es für Aachen bereit zu halten. Für Kranke und Arme zu betteln, zu schreien und lästig zu fallen mache ich mir gar kein Gewissen und ich fürchte und scheue nichts in dieser Hinsicht. Die Gelegenheit ist dort einzig. Wir wollen Sie für das Wohl der leidenden Menschheit wenigstens nicht ungenutzt verstreichen lassen . . . Erhalten Sie mir Ihr Wohlwollen. Ew. Exzellenz ergebener

Koreff.

* Minister v. Altenstein an Koreff [1])

Berlin, den 25. August 1818.

Ew. Wohlgeboren danke ich herzlichst für Ihre werten Zeilen vom 4. d. M. und für Ihr so ausführliches und inhaltreiches Schreiben vom 15. d. M. Sie haben mich dadurch abermals sehr erfreut. Ihr lebendiges Auffassen alles dessen, was zum Bessern nicht bloß, sondern zum Besten führen kann, ist mir unendlich wohltätig. Es schmerzt mich nur, daß ich Ihnen solches im Drange der Geschäfte nicht so, wie ich es wünschte, auseinandersetzen kann . . . Ich muß die Augenblicke zur schicklichen Unterhaltung mit Ihnen stehlen. Der Drang der Geschäfte nimmt mit jedem Tag unglaublich

1) Geh. Staatsarchiv, Berlin. Rep. 92, Altenstein, B 20.

zu. Die Geschäfte werden mit jedem Tag schwieriger. Es ist ein gutes Zeichen. Das Angeregte wirkt, es entwickelt sich vieles, regt weiter an, allein es wird immer schwerer, alles zu übersehen. Ich habe an dem Konsistorialrat Schulze [1]) einen tüchtigen Arbeiter erhalten, allein es fehlt mir doch noch unglaublich an Hilfe . . . Ich muß lächeln, wenn die Leute glauben, ich treibe meine Sache. Viele haben gar keine Ahnung von dem, was mich bewegt. Doch ich muß abbrechen und es versuchen, Ihnen wenigstens auf die Hauptpunkte Ihres Schreibens zu antworten . . .

1. Wegen der Irrenhausakten schreibe ich Ihnen offiziell und schicke Ihnen das Verlangte . . . Das Wichtigste, was Sie für die sämtlichen Irrenanstalten bewirken können, ist, den Satz, daß ohne Geld gar nichts zu bewirken sei, recht herauszuheben und zu veranlassen, daß vorerst nur etwas, sei es noch so wenig, zur Einrichtung und zum jährlichen Unterhalt ausgesetzt werde . . . Was hilft alles andere? Es macht bloß mißmutig. Der zweite Grund ist, daß es uns ganz an Männern zur Bearbeitung dieses Gegenstandes fehlt, wenn ich den Geh. Med.-Rat Langermann [2]), wie sich von selbst versteht, ausnehme . . . Seine Hauptansichten sind in Druckschriften niedergelegt . . . Er wird Ihnen sehr gerne, wenn Sie seine Theorie billigen, alles, was er über die Kunst noch anzugeben vermag, mitteilen . . . Betrachten Sie das Leben von Langermann, wie er überall zurückgesetzt, übersehen, ja mißhandelt, doch ganz für die Sache lebt, und Sie werden ihm zugestehen müssen, daß ihm die Sache mehr ist als seine Persönlichkeit. Doch genug vorerst. Mehr einst mündlich . . .

---

1) Johannes Schulze (1786—1869) Pädagoge, hatte sich an der Koblenzer Adresse (s. Seite 273) beteiligt, war dann an den Fürsten Hardenberg empfohlen und im Juli 1818 Hilfsarbeiter im Kultusministerium geworden. Schon im November rückte er zum Geheimen Oberregierungsrat auf. S. E. Müsebeck, Das Preußische Kultusministerium vor hundert Jahren, Stuttgart und Berlin 1918, S. 170 ff.

2) S. Seite 269.

3. Die Militär-Medizinalsache treibe ich auf die Spitze, denn so kann ich die Sache nicht weiterführen. Der Himmel gebe, daß ich durchdringe . . .

6. Die Nachricht von Sailern hat mich unendlich gefreut. Es ist viel gewonnen, wenn wir ihn gewinnen . . .

8. Den herzlichen Dank für die Verteidigung des Ganges der rheinischen Universität. Das Werk wird endlich den Meister wohl loben . . . Es gibt Menschen, die sich sehr freuen würden, wenn das jetzige Wirken für eine große Sache gelähmt und Mißtrauen pp. ausgestreut würde.

9. Für die Mitteilung von Schlegels Brief danke ich Ihnen bestens . . . Er hat auch mir geschrieben. Ich überschicke Ihnen anliegend eine Abschrift meines Schreibens an solchen und schmeichle mir, daß Sie meine Wahl billigen werden. Es ist höchst wichtig, daß er hier auftrete und verhindere, daß sich eine Kabale gegen ihn bildet . . . Ich kann ihm sogleich einen bedeutenden Einfluß bei den Kunstsachen verschaffen. Späterhin ist es schwieriger.

10. In der Bibliothek wird mit der größten Anstrengung gearbeitet. Es sollte mich schmerzen, wenn der Fürst eine andere Meinung hätte . . . Mit den Einrichtungen der Museen, öffentlichen Benutzung usw. bin ich einverstanden, allein erfordert dieses wie in Paris viele Aufseher usw . . . Es gibt ja viel Pöbel, mehr als man glaubt . . .

---

2. Koreff auf dem Aachener Kongreß (Herbst 1818)

* Koreff an den Minister v. Altenstein[1])

Aachen, 4. September 1818.

Ew. Exzellenz werden heute wohl von Sr. Durchlaucht einen Brief erhalten, der die genügende Antwort auf mehrere Ihrer Fragen enthalten wird. Der Fürst wünscht sehr, daß Sie Ihren Sitz in diese Gegenden verlegen möchten, um die Angelegenheit der Bonner Universität mit Nachdruck zu betreiben, um in seiner Nähe alle großen durchgreifenden Maßregeln mit ihm zu verabreden, mit Ihrem Rat und Ihrer Hilfe ihm beizustehen und von hier aus Ihr ganzes Departement zu regieren . . . Der Fürst will sogleich nach dem Kongreß die Universität mit Ew. Exzellenz einrichten und, wie er sich ausdrückte, sollte es auch in einer Scheune sein . . .

Ich brauche wohl nicht . . . in Erinnerung zu bringen, für diese Zeit . . . die wichtigsten Fragen und Ansichten aufs Reine zu bringen . . . Ich bitte also auch recht dringend, die Gesichtspunkte der medizinischen Angelegenheiten recht scharf aufstellen zu lassen, damit in der Kollision der militärischen und bürgerlichen Medizin alles berücksichtigt, alles vorbereitet sei. — Es wird wohl nötig sein, daß Ew. Exzellenz mehrere Räte mitbringen, damit nichts gehemmt werde . . .

Es sei mir vergönnt, von einigen Männern zu sprechen, die bei der Besetzung der Universität von großem Nutzen sein könnten.

---

1) Geh. Staatsarchiv, Berlin. Rep. 92, Altenstein, B. 20.

1. Tiedemann[1]) in Heidelberg. Er will zugleich sein anatomisches Museum verkaufen, das ungemein instruktiv ist.

2. Der Professor Wurzer[2]) aus Marburg, der aus Bonn ist, früher dort Professor war, wünscht dorthin zurückzukehren ... Ein tüchtiger praktischer Chemiker ist dort doch notwendig ...

3. Benzenberg[3]) wird als Mathematiker, Astronom und Physiker gewiß schon seines Vortrages wegen unerreichbar und von dem größten Nutzen sein. Der Herr Oberpräsident v. Vincke[4]) läßt Exzellenz sehr bitten, an ihn zu denken: er wird ihn als Chef der Katasteroperation bald notwendig brauchen. So wäre er auch am besten zu stellen und der Politik, die eben nicht seine Stärke ist, zu entführen ...[5]).

4. Wenn von Mathematikern die Rede ist, wer kann den guten, genialischen, armen, herumirrenden Chladni[6]) vergessen. Brauche ich diesen genialischsten Entdecker erst Ihrer Exzellenz zu empfehlen? Ich weiß, daß sein Vortrag nichts taugt. Aber er ist ein großer Entdecker, macht uns alle Ehre und ist blutarm ... Sollen denn alle unsere Kepplers Hungers sterben? Wie würden Deutschlands Geister Sie segnen, wenn Sie diesem wissenschaftlichen Odysseus ein kleines Jahrgehalt und Bonn zur Heimat anwiesen, wo er Konservator der Kabinette wäre. Auch der Fürst wünscht

---

1) Friedrich Tiedemann (1781—1861), seit 1816 Professor der Medizin in Heidelberg, sehr verdient um die Anatomie.

2) Ferdinand Wurzer (1765—1844) aus Brühl bei Köln, seit 1804 Professor der Chemie und Medizin in Marburg.

3) Joh. Friedrich Benzenberg (1777—1846), Professor in Düsseldorf.

4) Ludwig Friedrich Wilhelm Frhr. v. Vincke (1774—1844), seit 1815 Oberpräsident der Provinz Westfalen.

5) Weiter empfiehlt Koreff die Mathematiker Thibaut in Göttingen, Bohnenberger in Tübingen, Gans, Lindemann und Schirmer sowie den Arzt und Physiker Kopp in Hanau, deren Berufung nach Bonn aber nicht erfolgte.

6) Ernst Friedrich Chladni (1776—1827), Begründer der Akustik. Koreffs Empfehlung blieb erfolglos.

diesem braven braven Manne wohl zu tun. Durch seine und Ihre Hand gegeben, wird ja die Wohltat doppelt herrlich werden.

5. Noch einmal wage ich Bischof[1]) in Erinnerung zu bringen. Er ist krank, fast in Verzweiflung und schmachtet nach Entscheidung.

6. Auch Ennemosers[2]) Namen bin ich so frei, Ihnen wieder zu nennen. Mit diesem Manne — ich stehe dafür mit meinem Kopfe — werden Ew. Exzellenz der Universität und der ganzen Provinz ein Geschenk machen, dessen Wert jetzt nicht so in die Augen springt, dessen Vollgültigkeit aber die Zukunft mit jedem Tage mehr entschleiern wird. Der leidenden Menschheit schenken Sie durch diesen Mann einen wahren Rettungsengel. Er versteht die heilige Sache des Magnetismus aus dem Grunde . . . und ist neben seiner Gelehrsamkeit, die sehr groß ist, ein unverdorbener, kerngesunder, tüchtiger und tugendhafter Mensch . . . Lassen Ew. Exzellenz sich durch keine kleinliche beschränkte Ansichten von ihm abwenden . . . Keine andere Ursache treibt mich, für ihn zu sprechen, als das Gefühl einer heiligen Pflicht und das klare Bewußtsein, daß Ennemoser einer von jenen seltenen reinen Menschen voll wahrer Gottergebenheit, Frömmigkeit und kräftigem Glauben ist, die sich Gott zu seinem Rüstzeug auf Erden auserkiest, um das Böse zu bekämpfen und das Gute aufbauen zu lassen. Dixi et salvavi animam!

7. Wollen Ew. Exzellenz auf Steffens[3]) Wunsch, versetzt zu werden, eingehen? Er ist ein lebendiger Mensch, der das Leben mächtig anregt, und solche sind doch gut für eine Universität.

Über den Professor Schelver[4]) erlaubt mir die Zeit nicht, heute zu sprechen. Es sei mir genug, Ew. Exzellenz auf diesen

---

1) S. Seite 248.
2) S. Seite 249.
3) S. Seite 255.
4) S. Seite 59.

trefflichen Mann, der mein Lehrer war, aus inniger Überzeugung und heiliger Dankbarkeit aufmerksam zu machen.

Dies sind für heute meine literarischen Randglossen für die Universität . . .

Ihre Gesundheit setzt mich in die lebhafteste Unruhe . . . Ich bitte, ich beschwöre Sie, lassen Sie nicht einen Keim von chronischen Krankheiten sich festsetzen, der hernach wuchernd Schößlinge treibt. Der Fürst bittet Sie auch herzlich darum und glaubt, daß die Reise und die Luftveränderung Ihnen gut tun wird. . . . Strengen Sie sich doch nicht so sehr an mit Schreiben. Ich bitte Sie vorzüglich, dem Nachtwachen zu entsagen. Sollte es denn gar nicht angehen, daß Sie Ihr Geschäftsleben so einrichten, mehr Ihre Gesichtspunkte, Befehle, Anordnungen mündlich zu geben und sie so ausführen zu lassen? Auch der Fürst bittet Sie darum . . . Hier will ich Ihnen gewiß redlich helfen. Schulze[1]) werden Ew. Exzellenz gewiß mitbringen. Würde es Ihnen nicht vielleicht angenehm sein, auch den Staatsrat Langermann[2]) mit sich zu bringen? Sagen Sie mir ein Wörtchen darüber, ich bitte Sie . . . Es würde mir so lieb sein, in das Gemüt dieses edlen Mannes diesen Tropfen Labung und Trost für so viel ungerechtes Verkennen lindernd träufeln zu dürfen.

Noch bitte ich Ew. Exzellenz . . ., nur mit wenigen Zeilen Ihre Ideen über die Form meiner Anstellung und die Aussichten meiner Zukunft zu skizzieren und sie entweder dem Fürsten oder mir einzusenden, damit bei Gelegenheit meines Patentes diese Sache ins Reine komme, deren Form mir bis jetzt ungemein mißfällt und mir auch sehr drückend ist . . . Ich bin so unbescheiden zu wünschen, daß es

---

1) S. Seite 264.

2) J. G. Langermann (1768—1832), Begründer der Psychiatrie in Deutschland, mit Goethe befreundet, seit 1810 Staatsrat, Geheimer Medizinalrat im Kultusministerium, Mitglied der Zelterschen Singakademie. Vgl. Langermanns häßliches Urteil über Koreff vom 23. Januar 1820, das im schroffen Gegensatz zu dessen freundlicher Gesinnung gegen ihn steht.

so schnell wie nur irgend möglich geschehen möge, weil der Fürst es sogleich Sr. Majestät vorzutragen gesonnen ist. Niemand meint es ja besser mit mir, niemand väterlicher wie Ew. Exzellenz. In Ihre Hände würde ich getrost und mit liebender Zuversicht alles legen . . .

So bitte ich auch sobald wie möglich um die gütigst versprochene Approbation. Ich habe zuviel von der entsetzlichen Bosheit und dem hämischen Neide der Menschen gelitten, um nicht sehr furchtsam und ängstlich geworden zu sein. Haben Sie also Nachsicht mit meiner Ängstlichkeit . . .

Lassen Sie mich noch herzlich für Ihren Brief danken. Daß das Gefühl der Liebe etwas Unendliches ist, wird mir durch das beständige Wachsen meiner Neigung zu Ihnen und meiner Hochachtung bewiesen, wenn ich schon glaube, daß diese Empfindung ihren höchsten Punkt erreicht hat. Ew. Exzellenz treuer

Koreff.

* Minister v. Altenstein an Koreff [1])

Berlin, den 12. September 1818.

Ew. Wohlgeboren sage ich den herzlichsten Dank für Ihr mir so wertes und in vielfacher Beziehung erfreuliches Schreiben vom 4. d. M. Ich muß mich leider für heute auf einen allgemeinen Dank und auf die Versicherung beschränken, daß ich alles, was Sie mir empfohlen haben, bestens empfohlen sein lassen werde und daß das Erforderliche deshalb bereits vorbereitet ist oder vorbereitet wird. Namentlich werde ich alles, was Ihre Person betrifft, mitbringen und Sie überzeugen, daß nichts versäumt ist.

Mich plagt heute furchtbarer Kopfschmerz. Meine Gesundheit hat sehr gelitten. Vielleicht hilft die Reise. Ich bin gegen mich selbst sehr gewissenhaft und schone meine Gesundheit, wo es, ohne die Sache leiden zu lassen, möglich ist. Andere sind gegen mich nicht so gewissenhaft und er-

---

1) Geh. Staatsarchiv, Berlin. Rep. 92, Altenstein, B. 20.

schweren mir die Sache. Ich sehe keine Hilfe. Mündlich mehr darüber. Unendlich sehne ich mich, zu dem verehrten Fürsten zu kommen. Ich fürchte nur, kein Unterkommen in Aachen zu finden. Sie haben mir früher Ihre Vermittlung deshalb zugesagt. Sie würden mich unendlich verpflichten, wenn Sie veranlassen wollten, daß für mein Unterkommen gesorgt würde. Ich bringe außer dem Schulze [1]) bloß meinen Sekretär und einen Kanzlisten mit .... Ich wende mich an Sie, da ich überzeugt bin, daß Sie wahrhaft für mich Sorge tragen werden, und noch ein großer Unterschied zwischen besorgen und Sorge tragen ist, wie ich solches täglich fühle ... Ich muß schließen. Leben Sie wohl usw.

* Minister v. Altenstein an Koreff [2])

Berlin, 26. September 1818.

Noch einmal schreibe ich Ew. Wohlgeboren von hier. Leider kann ich meine Reise noch immer nicht antreten. Ich leide an einem Zahngeschwür, welches unbegreiflich hartnäckig ist und mich beinahe zu allem unfähig macht. Dabei habe ich mit den üblen Folgen einer mir durch einen Fall zugezogenen Beschädigung zu kämpfen. Dieser Zustand ist mir höchst unangenehm, und ich fühle alles Unangenehme in Geschäften, woran es nicht fehlt, doppelt. Ganz vorzüglich viel Verdruß macht mir die Charité. Sie werden aus meinem offiziellen Schreiben ... gesehen haben, daß Horn [3]) seinen Zweck durchsetzte. Jetzt findet sich wahrscheinlich kein tüchtiger Arzt zur Übernahme der Stelle ... Doch mehr mündlich hierüber und über so vieles andre. Der Arzt glaubt, das Geschwür werde heute so weit sein, daß es geöffnet werden kann. Ich hoffe dann Erleichterung. Mein Wagen ist in Bereitschaft. Sobald ich reisen kann, verweile ich keinen Augenblick länger hier.

---

1) S. Seite 264.
2) Geh. Staatsarchiv, Berlin. Rep. 92, Altenstein, B. 20.
3) S. Seite 248.

Das Schreiben wird mir sehr sauer. Ich bringe Ihnen alles Verlangte mit. Die Besetzung der Stellen in Bonn wird immer schwieriger. Vorzüglich wegen der medizinischen Fakultät behalte ich mir mündliche Rücksprache mit Ihnen vor.

Ich rechne darauf, daß Sie die Güte gehabt haben, für mein Unterkommen in Aachen zu sorgen, und bitte Sie, mir darüber nach Köln einige Nachricht zukommen zu lassen.

Leben Sie wohl. Mit herzlichster und aufrichtigster Hochachtung ganz der Ihrige usw.

Graf Hermann v. Pückler an seine Gattin Lucie[1])

[Aachen,] den 30. September [1818].

Dein Vater affichiert, mich nicht sehen zu wollen, gibt große Diners, ohne mich zu bitten, und wenn ich ihn besuchen will, ist er stets in Konferenz.

Über den [verlorenen] Prozeß will ich hier noch versuchen mit Koreff zu sprechen, der Einzige, der sich vielleicht dafür interessieren könnte. Leb wohl, ich muß jetzt ausreiten . . .

Abends im Bett.

Ich bin beim Setzen über einen Schlagbaum gestürzt . . . Jetzt liege ich unter Koreffs Obhut im Bett und habe nur ein wenig Wundfieber, mit sehr häßlichem Kopfweh von dem Choc, denn es war auf dem Pflaster . . .

den 1. Oktober [1818].

Koreff hat mir gestern, schon früher von meinem Accident unterrichtet, Medizin und ein spaßhaftes Billet zurückgelassen, das ich Dir nebst meiner heutigen Antwort

---

1) Fürst Hermann v. Pückler-Muskau, Briefwechsel und Tagebücher, Bd. V (Berlin 1874), S. 133 ff. — Graf (seit 1822 Fürst) Pückler (1785—1871) war seit Oktober 1817 vermählt mit der fast zehn Jahre älteren Tochter des Fürsten Hardenberg, Lucie, geschiedenen Reichsgräfin v. Pappenheim (1776—1854). Der Aachener Kongreß hatte am 29. September begonnen.

auf der Rückseite schicke . . . Dein Vater hat mich endlich zu einem Diner eingeladen, bei dem ich der einzige Gast war. Als ich Deinem Vater von dem Verlust des Prozesses erzählte, wußte er gar nichts von der Sache . . . Einen Freundschaftsdienst wird uns gewiß keiner leisten. Am ehesten von Allen Koreff, der bei weitem der Gemütlichste und auch der Genialischste ist.

Friedrich August v. Stägemann an Varnhagen v. Ense[1])

Berlin, den 5. Oktober 1818.

Die Broschüren, die wider Görres geschrieben sind, haben Sie doch gelesen? Die eine, „Deutsches Wort aus Preußen usw.", wurde von einigen mir, von andren Ihnen zur Last gelegt. Es ist mir höchst wahrscheinlich, daß sie von Koreff herrühre . . .[2])

Koreff tut sich auf Schlegels Berufung viel zu gute, aber sie ist ursprünglich gar nicht sein Werk.

Graf Hermann v. Pückler an seine Gattin Lucie[3])

den 5. [Oktober 1818].

Mit Koreff glaube ich in der Tat gut zu stehen, wenigstens sind wir auf einem sehr angenehmen Fuß zusammen und sehen uns oft; Dein Vater bleibt aber stets invisibel. Die Fürstin ist, wenn ich sie sehe, so, als wenn sie gern mich öfters sehen möchte, aber nicht dürfte.

---

1) Briefe von Stägemann usw., S. 70.

2) Über die von Görres überreichte Adresse der Stadt Koblenz s. Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert, II, S. 455 ff. Die oben genannte Gegenschrift ist nach Treitschkes Angabe tatsächlich von Koreff entworfen. Ihr Titel lautet: „Deutsches Wort aus Preußen an die Rheinländer. Als Antwort auf die Schrift: Übergabe der Adresse der Stadt Koblenz und der Landschaft an Se. Majestät den König in öffentlicher Audienz bei Sr. Durchlaucht dem Fürsten Staatskanzler am 12. Januar 1818." [Bei Treitschke 15. Januar.]

3) Briefwechsel und Tagebücher, V, S. 144, 152, 164, 171.

den 8. [Oktober 1818].

Dein Vater ist wirklich unglaublich. Heute ist es gewiß zum viertenmal, daß er, ganz allein, mich von seiner Türe hat abweisen lassen, so daß ich mich vor den Bedienten schämen muß . . . Nun gehe ich bestimmt nicht mehr zu ihm hin.

den 14. [Oktober 1818], abends.

Das Eis bei Deinem Vater scheint nun durch Koreff gebrochen zu sein. Er hat mich heute zu Tische gebeten und mir viele Vorwürfe gemacht, daß ich nicht täglich käme. Die Fürstin war nebst Mamsell Hähnel von großer Vertraulichkeit und wirklich recht herzlich. Glaube mir, ich habe richtig gesehen, wenn ich Koreff für den Gescheutesten, aber auch für den Gemütlichsten und Besten im Hause halte. Je n'ai qu'à m'en louer, et il a été constamment le même pour moi.[1])

den 18. [Oktober 1818].

Heute früh war ich lange bei Koreff, der mir viele wirklich vortreffliche seiner Gedichte vorlas und sehr freundschaftlich für mich ist.

Koreff an August Wilhelm v. Schlegel in Heidelberg[2])

Aachen, 12. Oktober [1818].

Geliebter Freund,

In drei Tagen kommt der Minister von Altenstein, hält sich hier nur wenige Tage auf und geht sogleich nach Bonn, um dort alles zu organisieren. Die Vorlesungen sollen durchaus nach dem Willen des Fürsten den 1. November beginnen. Richten Sie sich also ein und gehen Sie rasch dahin ab, um mit Ihren mächtigen geistigen Armen die Universität sogleich ins Empyreum zu erheben. Eilen Sie, ich bitte

1) Ich kann mich nur darüber freuen, und er ist stets der gleiche gegen mich gewesen.

2) Landesbibliothek Dresden (s. Seite 227).

Sie! Der Fürst wünscht es. Haben Sie die Gefälligkeit, in des Fürsten Namen zu Tiedemann [1]) zu gehen und ihn zu bitten, so schnell wie möglich nach Bonn zu kommen und seine Sammlung dorthin zu schicken, um sogleich einen anatomischen Kursus zu beginnen. Sagen Sie ihm in meinem Namen, daß sein Eifer und Schnelligkeit in der Ankunft vom Fürsten und Minister sehr hoch würden angerechnet werden, und daß er keine Sorge haben soll, als könnte es ihm an Arbeit fehlen. Ich habe schon dafür Sorge getragen. Tag und Nacht wird am Amphitheater gebaut, in wenigen Tagen ist es ebenso wie neun Auditorien fertig, — auch an Leichen soll es nicht fehlen, auch dafür ist gesorgt und schon die Veranstaltung getroffen, daß von Brauweiler und Köln welche herübergeschafft werden müssen, so daß er wöchentlich an drei bis vier Kadaver haben wird. Nees von Esenbeck [2]) kommt mit Grufuß und mit einer schönen naturhistorischen Sammlung an.

In fünf Tagen wird die [Gründung der] Universität publiziert [3]). Tiedemann ist gewiß zu liebenswürdig, gefällig und geistreich, um dem Fürsten diese Gefälligkeit abzuschlagen, wodurch er sich auf Dank und andre Gunst einen wohlgegründeten Anspruch machen wird. Ich bitte Sie, sich zu erkundigen, wer wohl noch von den Professoren kommen will . . .

Grüßen Sie mir Schelvern [4]). In wenig Tagen werde ich ihm schreiben. Ich höre, daß er verfolgt wird. Ich lasse ihn herzlich bitten, in jeder Lage des Lebens felsenfest auf mich zu rechnen. Seien Sie ein Freiwerber für unsere Universität und verbreiten Sie die Nachricht ihres Anfanges mit

---

1) S. Seite 267.

2) Christian Daniel Nees von Esenbeck (1776—1858), Arzt und Professor der Botanik in Erlangen, seit 1818 in Bonn.

3) Am 18. Oktober wurde die Stiftungsurkunde und das Organisationsstatut vom König vollzogen.

4) S. Seite 268.

Macht. Kündigen Sie Ihre Vorlesungen überall an und lesen Sie recht viel!

Koreff an Rahel Varnhagen [1])

Aachen, 18. Oktober 1818.

Meine sehr werte Freundin!

Physisch, moralisch und geistig war es mir unmöglich, bis jetzt Ihre lieben Zeilen zu beantworten. — Es gebrach mir an Zeit, an Gewißheit und an Klarheit. Auch heute will es noch nicht gelingen, mir das erste zu verschaffen. In kurzer Zeit will ich gewiß alles nachholen. Beruhigen konnte ich Sie nicht über unsere Freundin Custine, da ich selbst in der tödlichsten Unruhe schwebte und erst seit zwei Tagen durch einen Brief herausgerissen wurde . . .

Über Ihren Gesundheitszustand kann ich nur das Unvollkommenste aus der Ferne sagen, das sogleich in der Ausführung scheitern würde. Schon habe ich mich mit Rehmann [2]) besprochen und hoffe doch wenigstens ein approximatives Gutachten geben zu können. Je älter ich werde, je schwersinniger fühle ich mich, — und noch dazu eine so zarte Organisation wie die Ihrige, die soll man wie ein süßes Saitenspiel behandeln.

Über unsere Freundin [Custine] — da hilft alles Trachten und Treiben nichts. Französische Prosa, inkarnierte Aristokratie und deutsche Sehnsucht und Phantasterei gemischt, geben vulkanischen Boden; da läßt sich die stille Pflanze des Glückes nicht anbauen. Ich habe diese tiefe Verwirrung zu der napoleonischen Zeit gesehen. Da wurde alles auf das politische Meteor geschoben. Das ist nun fort, und die Unruhe ist geblieben. Ich habe gekämpft, gerungen, gebaut und mich hingegeben, meine ganze Existenz aufgeopfert, um Harmonie in diese Akkorde zu bringen, aber

---

1) Varnhagen v. Ense, Biogr. Porträts, S. 49 f.

2) Leibarzt des Zaren Alexander I.

alles umsonst. Sie[1]) wissen nichts zu opfern als ihre Ruhe und ihr Glück. Das Gerüst des Lebens erscheint ihnen stets als der Tempel. Da ist nichts anzufangen, gute, liebe Seele, als mit zu weinen und zu verzweifeln. Es ist ein Irrtum, wenn Sie glauben, daß sie in Deutschland glücklicher wären. Bäume kann man verpflanzen, nicht Menschen. Die Unruhe der Sehnsucht bringen sie überall mit, und sie würden überall unentschieden zwischen Himmel und Erde schweben. So lange ich mit ihnen war, hatte die Mutter doch noch Stunden des Glücks — der Sohn nie. Glauben Sie meiner Erfahrung. Ich bin zu arm, um unabhängig bloß für ein herrliches Gefühl mein Leben ohne Frucht hinzuopfern, und sie, sie wissen durchaus nicht, was sie wollen. Das ist ihre tiefe Krankheit. Gewissenhaft will ich gewiß, so wie die Götter mir Muße geben, Ihre Ideen beantworten. Leben Sie wohl. Tausend Grüße an Varnhagen.

Ihr alter treuer Freund.

Karoline an Wilhelm v. Humboldt[2])

Rom, 29. Oktober 1818.

Ich habe Deinen lieben Brief vom 6. Oktober erhalten und gestern einen Brief von Koreff vom 17. Oktober empfangen. Bartholdy[3]) war angekommen und hatte ihm den meinen überbracht und wahrscheinlich gesagt, wie übel ich gerade damals aussah und wirklich auch war, als er abreiste. Koreff schreibt mir ganz aus dem Herzen, mit dem innigsten Anteil. Er will selbst kommen [und] mich pflegen, wenn ich ihn losmachen kann, er will mir einen Arzt senden, wenn ich es begehre usw. . . .

---

1) Die Marquise de Custine und ihr Sohn Astolphe.

2) Briefwechsel, VI, S. 358 f.

3) Jakob Salomo Bartholdy (1779—1825), Kunstfreund und Diplomat, der Oheim Felix Mendelssohns, war 1805 zum Protestantismus übergetreten und seit 1815 preußischer Generalkonsul in Rom.

Koreff über Johann Michael Sailer[1])

Der Staatskanzler hatte den Wunsch, Sailer und Schelling[2]) nach Bonn zu ziehen; Dorow erhielt den Privatauftrag, mit beiden zu unterhandeln. Sailer . . . sollte Bischof mit großen Einnahmen sein, er sollte gewonnen werden, coûte que coûte. Seine Forderungen waren groß und schienen Dorow, der ihn im Rheingau oft sprach, auch nicht aufrichtig; er . . . meinte auch, daß Preußen und Rom nicht gut ständen . . . Dorow teilte dies nach Aachen mit, doch erhielt er darauf die Antwort des Fürsten durch Koreff, welcher unter dem 30. Oktober 1818 folgendes schrieb:

„Mit Sailer irrst Du Dich. Ich habe ihn gesprochen. Er ist vorsichtig und klug wie ein alter Prälat und darin nicht zu tadeln. Mit Rom sind wir im besten Vernehmen. Keine Spur von Zwiespalt. Es ist ein Mißverständnis, wenn Du und Sailer das glauben. Übrigens machen wir uns jetzt nicht so viel aus ihm. Professor will er unter keiner Bedingung werden. Doch sei so gut und schaffe Schelling so schnell wie möglich für Bonn. Sage ihm, daß alles dazu auf das Beste eingeleitet sei . . . und daß der Fürst sowie der Minister [v. Altenstein] ihm sehr geneigt sind. Bitte ihn um der guten Sache willen, daß er die Bedingungen billig mache, so daß sie mit unsern Kräften vereinbar und daher annehmbar seien. Es wäre alles so eingeleitet, daß sein großer Name bloß auf dem Riesenfittich seines Genius die Universität ad astra heben solle, und daß ihm der Weg nach Berlin schon im voraus gebaut sei, wenn dies sein Wunsch sein sollte . . .

---

1) Dorow, Erlebtes usw., I, S. 184f. Johann Michael Sailer (1751—1832), seit 1770 Jesuit, katholischer Theologe und Schriftsteller, 1829 Bischof von Regensburg.

2) Friedrich Wilhelm Johann Schelling (1775—1854), 1808 geadelt und Generalsekretär der Akademie der Wissenschaften in München, 1820 Professor in Erlangen, kam erst 1841 nach Berlin.

* Koreff an den Minister v. Altenstein [1])

[Aachen, Herbst 1818.]

Ew. Exzellenz kann ich mich nicht enthalten, einige literarische und Tabaksblätter mitzuteilen. Die literarischen sind unerfreulich nüchtern, die andern hold berauschend gleich der Blume des Lotos und der herrlichen Nepenthe [2]). Der Engländer aus Berlin Barrendow hat uns gestern davon einen kleinen Lockenwulst zugesendet. Ich würde mich an der heiligen Nicotina zu versündigen und mich ihrer ferneren Gunst unwürdig zu machen glauben, wenn ich nicht diese Gottesgabe mit dem würdigsten Adepten teilte. Mögen diese Blätter Ew. Exzellenz so gut wie mir munden.

Wenn es Ihre Zeit und Geschäfte erlauben, so hole ich Ew. Exzellenz in einer Stunde zu einer Spazierfahrt ab — doch nur, wenn es Ihnen angenehm ist und Sie sich in der ambulatorischen Laune eben auch befinden.

Ich komme auf einer Droschke, über die ich einige Stunden disponieren kann.

* Koreff an den Minister v. Altenstein [3])

[Herbst 1818.]

Ew. Exzellenz bitte ich ganz ergebenst, mir nur durch ein Wörtchen mündlich sagen zu lassen, wie es heute mit Ihrer

---

1) Geh. Staatsarchiv, Berlin. Rep. 92, Altenstein, B 20. Nur die Jahreszahl 1818 ist mit Bleistift vermerkt. Es handelt sich offenbar um den Aufenthalt in Aachen während des Kongresses.

2) Nach Homers Odyssee: Die Lotosfrüchte, die die Lotophagen aßen, und das kummerverscheuchende Zaubermittel Nepenthes.

3) Geh. Staatsarchiv, Berlin. Rep. 92, Altenstein, B 20. Das mit Bleistift vermerkte Datum 1820 ist falsch, denn der Bezug auf den Staatsrat v. Jordan, der seit Januar 1819 Gesandter in Dresden war, verweist den Brief in die Zeit des Aachener Kongresses, wo die Regelung von Koreffs Dienstverhältnis stattfand. Vgl. die Kabinettsordre vom 15. November und das Schreiben Hardenbergs vom 25. November 1818.

Gesundheit steht. Die Nachrichten von gestern, die Se. Durchlaucht die Güte hatten mir mitzuteilen, haben mich sehr beunruhigt. Schonen Sie sich, ich beschwöre Sie darum. Wenn es Sie zu sehr anstrengt, so halten Sie heute nicht die Konferenz. Der Fürst wird gewiß gern jeden andern Moment dazu wählen. Ich sollte heute dabei sein. Es hat mir aber geschienen, daß Ew. Exzellenz ganz allein mit Sr. Durchlaucht wären, um Ihrem Gespräch die größte Unabhängigkeit zu geben . . . Nicht wahr, Sie billigen meine Absicht?

Sollte etwa die Rede auf die Ausfertigung meines Patentes kommen, so bitte ich Ihre Exzellenz, ganz nach Ihrer Weisheit zu verfahren und nur den Punkt nicht zu vergessen, auf den H. v. Jordan [1]) letzthin nach den Vorschriften des Rangreglements aufmerksam machte, daß die Vortragenden Räte im Büro des Staatskanzlers mit der zweiten Klasse der Räte im Ministerium auf gleicher Linie stehen, welches die Geh. Ober-Medizinalräte sind, während die Räte dritter Klasse nicht damit rangieren . . .

Ich würde Ew. Exzellenz nicht mit solchen Kleinigkeiten beschweren, wenn es nicht notwendig wäre, Kollisionen soviel wie möglich zu vermeiden und nur keinen disparaten Kontrast zwischen Amt und Titel entstehen zu lassen, wobei man so leicht vom übelwollenden Neid der Anmaßung beschuldigt wird. Ich sage mit Goethe, daß es das Leben doppelt leicht macht, sich in einem heitern, leicht gewordenen Verhältnis zu bewegen, wo keine Dissonanz eingewebt ist. Verzeihen Exzellenz diese Digression, die ich bloß bitte, ganz allein zu beherzigen und ihr Resultat zu bestimmen.

Erhören Sie meine Bitte, sich zu schonen.

Ew. Exzellenz treuergebener

Koreff.

---

1) Johann Ludwig v. Jordan (s. S. 134), Sektionschef im Ministerium des Auswärtigen, wurde im Januar 1819 als preußischer Gesandter nach Dresden geschickt.

Graf Pückler an seine Gattin Lucie[1])

[Aachen,] den 3. November [1818].

Ich muß Dir mitteilen, daß ich anfange, bei Deinem Vater in Gunst zu kommen. Ich werde sichtlich protegiert von Koreff, der mir in Taten und in Worten dauernd wirkliches Wohlwollen erweist, und so behandeln mich die Damen des Hauses jetzt wie einen der ihren, und Deines Vaters Kälte ist auf einmal geschmolzen . . . Gestern war großes Diner und der Saal voller Minister, trotzdem kam er gleich auf mich zu und empfing mich sehr herzlich. Bei großen Diners pflege ich mich sonst bescheidentlich neben Jordan oder Koreff zu setzen, aber gestern, als man in den Speisesaal ging, faßte mich jemand am Arm, und zu meinem nicht geringen Erstaunen erkannte ich Deinen Vater, der sehr huldvoll zu mir sagte: „Heute will ich mich einmal zu Ihnen setzen" . . . Dieser völlige Umschlag rührt daher, daß ich ihm durch Koreff einen Brief übergeben ließ, worin ich ihn um einen Gesandtschaftsposten bat. Dieser Brief wurde nicht nur sehr wohl aufgenommen, sondern es ist sogar die Rede davon, daß ich einen der ersten freiwerdenden Posten erhalten soll, und zwar den von Konstantinopel. Der Gedanke stammt von Koreff; ihm — das kann ich nicht verhehlen — verdanke ich alles, was ich bei Deinem Vater vorstelle. Man will mir vier Gelehrte zur Begleitung der Botschaft mitgeben und damit ein wissenschaftliches Ziel verknüpfen, dessen Ergebnisse, wenn sie erfolgreich sind, wahrlich zum Ruhme unseres Vaterlandes dienen könnten . . .

Ich kann mich dort zu Größerem ausbilden . . . und zugleich meinen Namen durch die Arbeiten meiner Gelehrten berühmt machen, während ich bei Deinem Vater in der Person Koreffs einen Freund zurückließe, der mir durch das Gute, das er mir selbst getan hat, sicher ist und der ebensoweit vorausrechnet wie ich, vielleicht gemeinschaftlich mit mir . . .

---

1) Briefwechsel usw., V, S. 187 ff., 195. Der erste Brief ist größtenteils französisch geschrieben.

Weiter schreibt Graf Pückler, er habe zunächst Jordan für seine Absicht günstig gestimmt und einen mit ihm vereinbarten Brief geschrieben. Jordan habe hinzugefügt: „Ich kann Ihnen zwar zu nichts verhelfen, denn ich werde nicht mehr gefragt, aber ich verspreche, Ihnen nicht entgegen zu sein[1]).“

Den andern Tag besuchte ich früh Koreff. Erst war bloß von Literatur die Rede, und während einer halben Stunde las er mir seine Gedichte vor, unter denen wirklich ganz herrliche Sachen sind, die ich ohne alle Schmeichelei bewundern konnte. Hierauf leitete ich das Gespräch auf m e i n e n Punkt, und seine erste Anwort war, er habe sich gewundert, daß ich nicht schon lange diese démarche gemacht habe, denn nichts passe besser für mich. Ich sollte dem Kanzler schreiben, und er chargiere sich, den Brief aufs Beste zu besorgen.

Sogleich schrieb ich den Brief Nr. 3 und schickte ihn Koreff zum Korrigieren mit einem scherzhaften und schmeichelhaften Billett, doch in der Tat herzlich ... Schreibe aber ja Deinem Vater einen kurzen und verbindlichen Brief darüber ... Auch etwas recht Artiges an die Fürstin, die Hähnel und Koreff ...

den 3. [November 1818], abends.

Bei Deinem Vater lernte ich heute [Alexander v.] Humboldt kennen, der zwar sehr klug ist, aber doch eigentlich eine Art Bouffon macht. Übrigens neigt sich auch dieser sowie Bernstorff[2]) und alle vor Koreff. Ich war mit diesem letzteren und Mamsell Hähnel in der Komödie ...

den 4. [November], früh.

Gestern fand ich bei Koreff den platpied Reibnitz, der nun den gemeinen Schmeichler bei mir macht und durch seine Zudringlichkeit Koreff so ennuyiert, daß er, wie er sagt, es bereut, ihn bei einer gefährlichen Krankheit, wo er sein Arzt war, nicht haben sterben zu lassen und den unausstehlichen Kerl sich vom Halse zu schaffen ...

---

1) Der Rest des Briefes ist deutsch geschrieben.

2) Christian Günther Graf v. Bernstorff (1769—1835), ein Neffe der beiden Grafen Stolberg, bisher in dänischen Diensten, war 1818—1831 preußischer Minister des Auswärtigen.

Wilhelm an Karoline v. Humboldt [1])

Aachen, 4. November 1818.

Der einzige, der ganz im Vertrauen des Kanzlers ist, ist der, der mit Dir und der Ramdohr [2]) in Wien war [Koreff]. Er ist auch der einzige, der meine Briefe an ihn, und zwar alle, gelesen hat. Die Briefe hat der gute alte Mann tragisch genommen. „Sehen Sie", hat er gesagt, „so werde ich auch von dem verkannt." Der andre sagt, ihm bewiesen zu haben, daß das nicht in den Briefen stehe. Wie dieser mir sagt, so ist es gerade, wie wir es uns immer gedacht haben. Der Kanzler, der immer mißtrauisch war, ist es durch das Alter doppelt geworden. Er fürchtet, mich an der Spitze einer Opposition stehen zu sehen, und scheint selbst zu besorgen, daß die anderen, die ihn noch jetzt umgeben, die aber alle mehr oder weniger mit ihm entzweit sind, mich gleichsam als ihr Werkzeug gebrauchen . . . Ich kann Dir auch jetzt . . . schon von einer Unterredung mit dem Staatskanzler sprechen . . . Er will schlechterdings, daß ich Anteil an der Verwaltung nehmen soll. Er hat mir bestimmt den Antrag gemacht, . . . dirigierender Minister der Rheinprovinzen in völliger Unabhängigkeit von den Ministerien zu werden. Du kannst denken, daß ich das gleich ausgeschlagen habe . . .

Graf Pückler an seine Gattin Lucie [3])

[Aachen,] den 5. [November 1818], früh.

Hier gehen die Intrigen nun los. Bernstorff ist gegen mich, Humboldt ist sehr gespannt gegen mich . . . Auch Jordan, der einen Augenblick für mich penchierte, will seine alten Protégés wieder anbringen, obgleich er sehr süß gegen mich ist. Nur Koreff ist ganz für mich. „Es sind alle

---

1) Briefwechsel, VI, S. 363 f. Da Privatbriefe während des Kongresses manchmal erbrochen wurden, gebraucht Humboldt für Koreff Decknamen.

2) S. Seite 105.

3) Briefwechsel usw., V, S. 196, 199, 205, 207, 209, 210 f., 279 f.

Nackers", sagt er in seiner Sprache, „und keiner ist Ihnen grün. Tun Sie, als wenn Sie nicht mehr daran dächten; ich werde die Sache leiten. Ehe Sie es sich versehen, ernennt Sie der Staatskanzler, und sie bleiben mit langer Nase stehen . . ."

Heute abend gebe ich Koreff ein Souper. Die Gäste sind von ihm selbst gewählt: Bartholdy[1]), der kaiserliche Leibarzt Rehmann, Schöll[2]), der Humboldts Werke herausgibt, aus Paris, und ein alter Schulfreund von mir, Rittmeister Caesar[3]).

den 6. [November], früh.

Das Souper gestern abend war sehr lustig. Besonders hat mich Koreff mit Lachen fast umgebracht, indem er Alexander Humboldt nachmacht und von der Wüste Popopeutiteculi usw. erzählt, auf die drolligste Art von der Welt. Ich hatte erst Migräne und empfing die Herren im Bett; dann magnetisierte mich aber Koreff und ich ward besser. Ich stand auf und machte den Wirt artig und fleißig bis 3 Uhr morgens.

den 9. [November], nachmittags.

Heute habe ich Pfuel[4]) kennen gelernt und ihn übermorgen nebst Koreff zum Souper eingeladen.

den 9. [November], abends 8 Uhr.

Ich komme von Deinem Vater, wo wir ganz en famille gegessen haben. Du würdest dich wundern zu sehen, auf welchem guten Fuße ich jetzt mit ihm stehe, sicherlich besser bei allem als Dein Bruder[5]), der ein verwundertes, zucker-

---

1) S. Seite 277.

2) Koreffs früherer Verleger aus Paris (1810), Maximilian Samson Friedrich Schöll (1766—1833), seit 1815 Geheimer Legationsrat an der preußischen Botschaft in Paris (s. Seite 232).

3) Pücklers Schulkamerad, wahrscheinlich der Bruder der Pauline Wiesel, der einstigen Geliebten des Prinzen Louis Ferdinand.

4) S. Seite 277.

5) Christian Graf v. Hardenberg-Reventlow.

süßes Gesicht dazu macht. Nach Tisch ging ich noch etwas zu Koreff hinunter, der wie gewöhnlich über ihn spöttelte und diesmal noch hinzufügte: „Er ist wütend, daß wir Sie alle so lieb haben."

den 11. [November], abends.

Morgen abend habe ich noch einmal Koreff zum Souper, mit Pfuel, Bartholdy, Caesar und Schöll. Dann wird eingepackt.

den 12. [November] 1818.

Wie sonderbar die Verhältnisse bei Deinem Vater sind, beweist unter anderem aus das. Ich besuchte heute früh Deinen Bruder. Er frug mich, ob ich bei seinem Vater heute zu Tisch gebeten sei. Ich erwiderte, daß ich einmal für allemal gebeten sei und absagen ließe, wenn ich nicht hinkäme. Darauf frug er, der Sohn vom Hause, mich um Rat, ob er wohl auch hingehen könne, da er nicht gebeten sei. Ich erwiderte, daß sich dies wohl von selbst verstünde, und er entschloß sich dazu. Übrigens ist er bei Deinem Vater so verhaßt, daß Koreff mir neulich sagte, wäre er nicht des Kanzlers Sohn, so hätte er sich längst mit ihm geschlagen. So wird er denn auch von allen sehr kalt behandelt [1]).

den 13. [November], mittags.

Koreff hat mir heute unter dem Siegel des Geheimnisses erzählt (also bitte ich auch um Verschwiegenheit), daß Christian [v. Hardenberg] um den Posten des dänischen Gesandten in Berlin angehalten habe, derselbe ihm aber rein abgeschlagen worden ist. Schladen hat aus Konstantinopel geschrieben, daß er nicht [Gesandter] bleiben könne, wenn man ihm nicht das Doppelte gäbe. Dies wird eine Gelegenheit, ihn loszuwerden, und unser Projekt rückt seiner Erfüllung näher.

den 14. [November], abends.

Heute habe ich auch die erste Konversation mit Koreff über Dein Mißverhältnis mit ihm gehabt, und ich werde

1) Die beiden letzten Sätze sind französisch geschrieben.

Dir mündlich darüber Rapport erstatten. Ich glaube wahrhaftig, daß er nicht so unrecht gehabt hat, als Du glaubst. Ich hoffe, Ihr sollt noch recht gute Freunde werden.

den 18. [November], abends.

Ich habe heute eine Audienz bei Deinem Vater gehabt, worin er mir . . . ziemlich positiv den Posten in Spanien angeboten. Ehe sechs Wochen vergehen, sagt Koreff, soll ich bestimmt wissen, woran ich bin. Dein Vater sagte: sowohl als Staatskanzler wie als Schwiegervater werde er sich bemühen, für mich zu handeln . . . Spanien und Konstantinopel — beide Posten sind sehr interessant. Nach Koreffs Idee soll ich Hoffmann[1]) und Bartholdy[2]) mitnehmen.

den 19., früh.

Diese Nacht bin ich so krank geworden, daß ich ein hitziges Fieber zu bekommen glaubte . . . . Koreff und kühlende Tränke löschen.

Wilhelm an Karoline v. Humboldt[3])

Aachen, 13. November 1818.

Gegen mich hat sich der Staatskanzler eine entsetzliche Blöße gegeben. Du erinnerst Dich, daß er mir nach London schrieb, er habe einen Plan, der alle meine Wünsche befriedige, über den er aber nur mit mir selbst reden könne. Er sagte mir, wie ich Dir im Vertrauen schrieb[4]), vom Minister der Rheinprovinzen. Als ich darauf zum kleinen Doktor [Koreff] ging, sagte mir dieser, daß diese Idee von ihm herrühre und im Staatskanzler ganz neu durch ihn entstanden sei. Vorgestern war ich wieder beim Staatskanzler und fragte ihn nun bestimmt, was denn das für ein Plan gewesen sei, und er erwiderte stehenden Fußes und ohne alle Verlegenheit: der mit den Rheinprovinzen.

---

1) S. Seite 155.
2) S. Seite 277, 284.
3) Briefwechsel, VI, S. 375 f., 389, 392, 395, 402.
4) S. den Brief vom 3. November.

Aachen, 24. November 1818.

Eben bekomme ich durch Bülow [1]) Deine zwei Briefe vom 29. und 31. Oktober. Du warst also wieder sehr leidend. Ich habe es Koreff mitgeteilt . . . Koreffs Stelle über mich ist göttlich . . . Seit einiger Zeit spricht er nicht mit nichts über mich, und ich fange auch nicht an. Vorher in einigen Gesprächen sagte er immer, es sei mir durch des Neuen [2]) Ernennung ein ungeheures Unrecht geschehen, das man gutmachen müsse; der, bei dem er ist [3]), sei aber (dies drückte er verdeckter aus) nicht schuld daran . . .; er sei ganz rein und treu in seiner Freundschaft gegen mich. Darauf habe ich natürlich geantwortet, daß ich mich gar nicht als einen ansähe, dem man Unrecht getan habe, und daß es mit der treuen Freundschaft bei diesem Stillschweigen viele Monate hindurch, diesem Inhalt aller Briefe, diesem nicht abzuleugnenden Mißtrauen ein wenig sonderbar stehe, daß mir der, von dem er rede [4]), leid tue, aber daß ich ihm nicht mehr zu helfen wisse. Und so ist es . . . Von meiner Seite kehrt das Vertrauen nie zurück.

* Fürst Hardenberg an Koreff [5])

Aachen, 25. November 1818.

Se. Majestät der König haben auf meinen Vortrag Ew. usw. zum Geh. Ober-Regierungsrat zu ernennen und in Absicht Ihres Diensteinkommens und Ihrer zukünftigen Verhältnisse diejenigen Bestimmungen zu treffen geruht, welche in der hier auszugsweise beigefügten, an den Herrn Frhr. v. Altenstein gerichteten Kabinettsordre vom 15. d. M. enthalten sind. Ich zweifle nicht, daß diese Bestimmungen zu Ihrer Zufriedenheit gereichen und Ihnen ein Beweis

---

1) Wohl der Finanzminister v. Bülow (1774—1825).
2) Des Ministers v. Altenstein (s. Seite 221).
3) Fürst Hardenberg.
4) Fürst Hardenberg.
5) Geh. Staatsarchiv, Berlin. Rep. 92, Hardenberg, K 50 (Abschrift).

meiner Ihnen stets gewidmeten aufrichtigen Teilnahme und Hochachtung gewähren werden. Für jetzt bleibt Ew. usw. Stellung bei mir, als vortragenden Rat für die Kunst- und wissenschaftlichen Gegenstände, unverändert. In der Folge aber, und wenn der Fall eintreten sollte, wird es ganz von Ihrer Neigung und Ihren Wünschen abhängen, ob Sie der Ihnen event. gegebenen Bestimmung bei dem kgl. Ministerium für den Kultus, den öffentlichen Unterricht und das Medizinalwesen folgen oder mit Rücksicht auf die Ihnen schon früher erteilte Zusicherung, unter Beibehaltung Ihres jetzigen Diensteinkommens von 3000 Rtlr. jährlich, die obere Leitung der Irrenanstalten der Monarchie, welchen in Zukunft auf jeden Fall eine größere Fürsorge und Aufmerksamkeit gewidmet werden muß, unter der unmittelbaren Aufsicht des Chefs des gedachten Ministerii oder die Führung eines Klinikums übernehmen wollen . . .

*** Auszug der Kabinettsordre an den Minister v. Altenstein**

[Aachen,] 15. November 1818.

Da übrigens die Absicht ist, daß der als Vortragender Rat für die Kunst- und wissenschaftlichen Gegenstände bei dem Staatskanzler angestellte p. Koreff, welchen Ich hiermit zum Geheimen Ober-Regierungsrat ernenne, in der Folge zu Ihrem Ministerium übergehen soll, so genehmige ich, daß seine Besoldung fortan auf Ihren Etat übernommen werde, mit der Maßgabe, daß von dem mit seiner Stelle bei dem Ministerium verbundenen Gehalt von 3000 Rtlr. für jetzt nur die ihm für die Bearbeitung jener Gegenstände auszusetzenden 1500 Rtlr. jährlich wirklich in Ausgabe kommen, die übrigen 1500 Rtlr. aber wie bisher und so lange aus dem Fonds der Berliner Universität erfolgen, als die Verhältnisse des p. Koreff bei dieser Anstalt fortdauern. Sollte derselbe in der Folge aus diesem Verhältnis ausscheiden, so zessiert auch die Zahlung der qu. 1500 Rtlr. aus dem Universitätsfonds, und der p. Koreff tritt alsdann in den Genuß seines vollen Gehaltes bei Ihrem Ministerium.

Wilhelm an Karoline v. Humboldt[1])

Aachen, 27. November 1818.

Der Staatskanzler hat mit [meinem Bruder] Alexander vor dieser Abreise[2]) noch eine sehr lange und sehr liebreiche Unterredung vorzüglich über mich gehabt. Er hat ihm gesagt, er könne noch einen großen Dienst leisten, indem er mich beredete, eine Stelle im Ministerium, und zwar die eines Ministers der Rheinprovinzen . . . anzunehmen. Wollte ich das nicht, so könnte ich vielleicht auch das Ministerium des Innern haben, doch sei das viel schwieriger. Er hat nicht aufgehört, von seiner Liebe zu mir zu sprechen, hat Alexandern umarmt usw. Hernach hat der, den Du in Wien kennen lerntest [Koreff], Alexandern in eben der Art gesprochen [und] gesagt, wenn ich nicht ins Ministerium käme, würde ich von den Unzufriedenen gebraucht werden; das würde der Staatskanzler nicht ertragen, er würde vor Schmerz darüber sterben. Bei so viel Sentimentalität hätte ich in Briefen und während meines Aufenthaltes in England ein freundschaftlicheres Betragen erwarten können . . .

Aachen, 1. Dezember 1818.

Der Kleine, den Du in Wien kennen lerntest, ist jetzt der einzige Vertraute [des Staatskanzlers], aber der Vertraute über alles. Nun kannst Du den Zusammenhang mit Bartholdy leicht begreifen[3]).

Coblenz, 3. Dezember 1818.

In Bonn besuchte ich gestern Schlegel, nämlich August Wilhelm, der dort Professor geworden ist. Ich fand ihn ganz,

---

1) Briefwechsel, VI, 392, 395, 402.

2) Der Kongreß war am 21. November geschlossen worden.

3) Jakob Salomo Bartholdy war, wie Humboldt schreibt, außer seiner Stellung als preußischer Generalkonsul mit beliebigem Wohnsitz in Italien, preußischer Geschäftsträger in Florenz geworden und der neue Minister des Auswärtigen (Graf Bernstorff) „hat keine Ahnung davon gehabt, war nur wütend darüber". — Bartholdy erhielt sein Kreditiv jedoch erst am 27. Juli 1821 nach Koreffs Sturz.

wie wir ihn zuletzt in Wien gesehen haben, immer und ewig mit sich beschäftigt und nur von sich und seinen Unternehmungen redend . . . Er bewohnt ein eigen gemietetes großes Haus, spricht von großen Gesellschaften, alles in der höchsten Grandeur. Wie sich das mit der gar nicht so großen Besoldung zusammen reimen wird, muß man auch abwarten. Ich war mit Koreff dort, der der Schöpfer aller dieser Größen ist und so verehrt wird. Ich für mich bin indes recht sehr mit Koreff zufrieden, ob er gleich in gewissen Dingen voll der göttlichsten Inkonsequenzen ist . . .

Karoline an Wilhelm v. Humboldt [1])

Rom, 5. Dezember 1818.

Friedrich Schlegel schreibt seiner Frau hierher sehr bitter über den, der jetzt alles vermag [Koreff], wie es scheint, und mit dem Du über mich gesprochen hast [2]). Er nennt ihn den ersten Pagliazzo der preußischen Monarchie [3]).

Koreff und Weitzel [4])

Nach Beendigung des Aachener Kongresses kam der Fürst Staatskanzler über Wiesbaden. In der Post richtete Dorow die Wohnung für ihn aus, bestellte das Mittagessen, und der Kanzler langte gegen 4 Uhr an. Der Mittag verging sehr heiter . . . Auch hier machte Dorow den Koreff abermals

1) Briefwechsel, VI, S. 403.

2) S. den Brief vom 24. November 1821.

3) Wahrscheinlich, weil Koreff nichts für ihn getan hatte (siehe S. 255).

4) Dorow, Erlebtes usw., I, S. 187 f. Joh. Ignaz Weizel (1771—1831), gab seit 1817 in Wiesbaden die „Rheinischen Blätter" heraus, in denen er aus Überzeugung die preußischen Staatsinteressen vertrat. Nach den Karlsbader Beschlüssen legte er die Redaktion nieder und gab „Vermischte Schriften" (3 Bde., Wiesbaden 1820—21), „Das Merkwürdigste aus meinem Leben" (2 Bde., Leipzig 1821—23) u. a. m. heraus. Ende 1820 wurde er zum Landesbibliothekar in Wiesbaden ernannt. Vgl. A. D. B., Bd. 41.

auf das versteckte Spiel der Dlle. H[ähnel] aufmerksam, welches sie gegen Koreff trieb und woraus die ganz gewöhnliche Intrigantin deutlich hervorging. Doch alle Bemerkungen blieben auch jetzt unbeachtet. Nach Tisch zog sich der Staatskanzler in sein Zimmer zurück . . . Dorow verfügte sich mit Koreff zu Weitzel, indem er die gemessensten Aufträge vom Fürsten empfangen, diesen trefflichen Mann mit seinen Rheinischen Blättern zum Überzug nach Bonn zu bewegen. Weitzel ging vollständig auf die gemachten Vorschläge ein, und wäre Geheimrat Schöll[1]) nicht später dazwischen gekommen, so würde Preußen diesen bedeutenden Mann den seinigen haben nennen können. — Doch Herr Schöll wollte selbst als großer Publizist gelten, fürchtete und scheute Weitzels Festigkeit und Charakterstärke, welche jenem dicken Mann selbst fehlten . . .

Die Verhältnisse hatten sich seitdem, besonders seit den Karlsbader Beschlüssen[2]) bedeutend verändert, Koreff das Referat verloren, und sein Nachfolger verwarf aus Haß und Neid, was jener eingeleitet . . . Das Resultat war des Fürsten Staatskanzlers Verfügung vom 7. Januar 1821 aus Wien, die wohl aus Schölls Feder geflossen ist.

Friedrich August v. Stägemann an Varnhagen v. Ense[3])

Berlin, den 12. Dezember 1818.

Koreff hat, wie mich dünkt, seinen Kulminationspunkt erreicht. Hr. v. Altenstein hat seinen Einfluß auf den Staatskanzler (eigentlich wohl nicht Einfluß, denn der sehr gescheute alte Mann läßt niemand auf sich influieren; es ist aber zu weitläufig, mich darüber zu erklären . . .) benutzt, um sich mit ihm zu verbinden, und zur schuldigen Danksagung hat er ihn in sein Ministerium genommen.

---

1) Über Schölls weitere Rolle s. den folgenden Abschnitt.

2) 20. September 1819.

3) Briefe von Stägemann usw., S. 74.

Schleiermacher an Ernst Moritz Arndt in Bonn [1])

Berlin, den 19. Dezember 1818.

Von Koreffs Allmacht spricht die ganze Welt; wenigstens ist unseres sonst guten Altensteins Unterwürfigkeit unter ihn sehr sichtbar. Ich für meine Person habe nichts Gutes davon zu erwarten, denn ich bin Koreff sehr derb entgegengetreten und sehe der Explosion von seiner Seite entgegen. Aber ich lasse alles ganz ruhig herankommen.

Karoline an Wilhelm v. Humboldt [2])

Rom, 31. Dezember 1818.

Sage mir doch, . . . was ist eigentlich Koreff, welchen Titel hat er und seit wann? Was ist außer seinen ärztlichen Bemühungen sein avouiertes öffentliches Geschäft beim Kanzler? Welches ist seine Stellung in Berlin? Es gehen darüber hier so verschieden lautende Gerüchte. Ich möchte gern die Wahrheit wissen . . .

---

1) Aus Schleiermachers Leben in Briefen, Berlin 1863, II, S. 354.

2) Briefwechsel, VI, S. 423.

3. Koreffs Allmacht und Sturz (1819—1822)

Chamisso an Louis de La Foye [1])

Berlin [19. Dezember 1818].

Koreff ist heute abend erst von Aachen angekommen und hat mich gleich aufgesucht, aber nicht gefunden.

Chamissos Wiedersehen mit Koreff im Spiegel der Satire [2])

... Es hieß, der Archiater des Herzogs sei vorgefahren und begehre mich zu sprechen. Ich hatte nicht Zeit erst zu fragen, wer dieser Herr sei und was er eigentlich von mir wolle. Er folgte dem Marqueur auf dem Fuße und drang ungestüm in mein Zimmer und zieht mich, sich auf mein Bett werfend, in seine Arme. — Erst wie er mich losließ, erkannt' ich in dem wohlgekleideten, mit zierlichen Orden behängten Manne meinen alten Freund. — „Archiater?" — „Geheimrat, Günstling der Herzogin und des Glückes! Nun sage noch, daß nichts aus mir werden könne!" — „Zuvörderst

---

1) Leben und Briefe, II, S. 113. Fürst Hardenberg war am 19. Dezember nach Berlin zurückgekehrt.

2) Aus Chamissos Entwurf zu dem „Roman des Freiherrn von Vieren", den er im Herbst 1818, nach der Rückkehr von seiner Weltreise, mit E. Th. A. Hoffmann, Fouqué und Contessa gemeinsam in Arbeit nahm, der aber nie vollendet wurde. Seine Bruchstücke sind erst 1926 von Dr. Hellmuth Rogge in „Der Doppelroman der Berliner Romantik" (Leipzig, Klinkhard und Biermann) II, 32 ff. veröffentlicht worden. Der „Archiater" (Oberarzt) des Herzogs ist das deutliche satirische Porträt Koreffs. Vgl. ebd. II, 249 ff.

— die Ereignisse der Zeit und sodann deine weiten Reisen haben dich mir eine lange Frist aus den Augen gerückt — zuvörderst habe ich dir meine Schuld abzutragen", er legte eine Rolle Geld auf den Tisch —, „dann wiederholt dich an mein Herz zu drücken und mich selbst und alles, was ich vermag, zu deiner Verfügung zu stellen." ...

„Ich habe zu lange gehungert und mich fiedeln lassen in der Welt. Ich will endlich nun aufrecht gehen unter den anderen und mich satt essen. Ich bin zu alt, zu verwöhnt, um noch ein ehrliches Handwerk zu erlernen. Nein, ich weiß nun, was die Menschen wollen, was sie bedürfen, und ich werde ihnen zu dienen wissen. Du sollst noch von mir hören." —

„Der du nie geglaubt hast, selbst auf dem festen Boden der Wissenschaft, der du der Heilkunde abtrünnig geworden, aus Verzweiflung an einer Heilkunde —"

„An den Glauben hab' ich stets geglaubt und darauf fuß' ich. Freilich, an Gott und Seele und Unsterblichkeit glauben nur noch wenige oder denken nie daran. Poch' aber bei ihnen an mit der Magie, mit dem Magnetismus, wie man es jetzt wissenschaftlich geistreich umgetauft, da wirst du den glaubensbedürftigen Menschen wiedersehen. — Ich werde sie glauben machen und ihnen helfen" [1]).

*Koreff an den Minister v. Altenstein[2])

[Berlin,] am Silvesterabend [1818].

Schon längst habe ich stets etwas gewünscht, was Ihre Exzellenz stets in Händen haben könnten, um sich stets meiner

1) Vierzehn Tage darauf erscheint der Archiater wieder, „blaß, abgerissen, abermals schiffbrüchig, hungrig und ohne Geld". Den Geheimrat hat er „abgestreift", seine Koffer sind ihm an der Grenze aufgeschnitten, der Beutel im Wirtshaus gestohlen worden. Er ist nur noch ein „gabelförmiges Tier". Chamisso fragt ihn verblüfft nach diesem jähen Glückswechsel. „Du schienst ein Stern vom Himmel; Sternschnuppe, rede!" — „Du warst zugegen, wie die Dame, die ich behandelte . . . [alles weitere fehlt].

2) Geh. Staatsarchiv, Berlin. Rep. 92, Altenstein, B 20. Die Jahreszahl ist mit Bleistift nachgetragen.

Liebe und tiefen Anhänglichkeit zu erinnern und recht oft mit Vergnügen an mich zu denken. Endlich ist es mir gelungen. In Leipzig fand ich in Gestalt einer Pfeife die Personifikation meines Ideals, und ich bin überglücklich, etwas gefunden zu haben, was bequem und zu jedem Momente da ist. Damit mich aber die Damen deshalb nicht schelten mögen, so lege ich sogleich in meiner Qualität als Arzt das Gegengift zum Gifte, das Fläschchen Eau de Cologne bei, und damit es dem Fläschchen nie an Nahrung fehle, füge ich echtes, aus der Agerippe (?) der Colonia agrippina geschöpftes Labsal hinzu. Damit nun auch der Geist der Naturgeschichte auf diesen Nikotin-Altar herablächle, füge ich als Pfeifenstopfer dies Miniaturpfötchen eines Miniatur-Rehs aus Kaschmir hinzu, das ein Reisender aus Indien vor dreißig Jahren gebracht.

So hoffe ich, werden alle Geister befriedigt sein. Der meine wird es nur sein, wenn diese Spielwerke Ihrer Exzellenz ein kleines Lächeln abgewinnen. Um aber auch meine Funktion als Arzt zu üben, lege ich Ipeccacuanha-Pastillen bei, um den bösen Husten stets im Keime zu bekämpfen.

Wenn ich nicht täglich zweimal zu Ihrer Exzellenz komme, so seien Sie überzeugt, daß nur die Achtung vor Ihrer Zeit und Diskretion mich davon abhält. Folgte ich meinem Herzen, so verließe ich Sie nie. — Empfangen Sie meinen herzlichsten Glückwunsch zum neuen Jahre, und bleiben Sie mein Freund und Gönner.

Ewig der Ihrige

Koreff.

Friedrich August v. Stägemann an Varnhagen v. Ense [1])

Berlin, den 2. Januar 1819.

Koreff behält als Geh. Ober-Regierungsrat im Ministerium des Kultus seine Professur [an der Universität] bei.

1) Briefe von Stägemann usw., S. 79.

Berlin, den 8. Januar 1819.

Wegen Uhland werde ich mir alle Mühe geben, ihn zu uns zu ziehen. Koreff würde es wohl unterstützen, indes scheint doch sein Einfluß weit geringer, als seine Gegner ihn in Anschlag bringen. Übrigens irrt er sich oft. So versicherte er mir vor 4 Wochen, der König habe Müllnern [1]) eine Pension bewilligt, und in einigen Wochen werde der Fürst ein gleiches für Tieck und Jean Paul [2]) bewirken, und es ist nicht ein wahres Wort daran.

* Koreff an den Minister v. Altenstein [3])

[Berlin,] 8. Januar 1819.

Ich erhalte soeben folgende Münzen von einem Bekannten aus Trier. Sie sind, wie mir nach oberflächlicher Ansicht scheint, richtig bezeichnet. Ich kann keinen besseren Gebrauch davon machen, als sie der Sammlung Ew. Exzellenz einzuverleiben. Verschmähen Sie sie nicht, ich bitte. — Ein Katarrhalfieber hat mich an das Bett gefesselt, sonst wäre ich längst bei Ihrer Exzellenz gewesen. Ich hoffe, es soll morgen besser gehen.

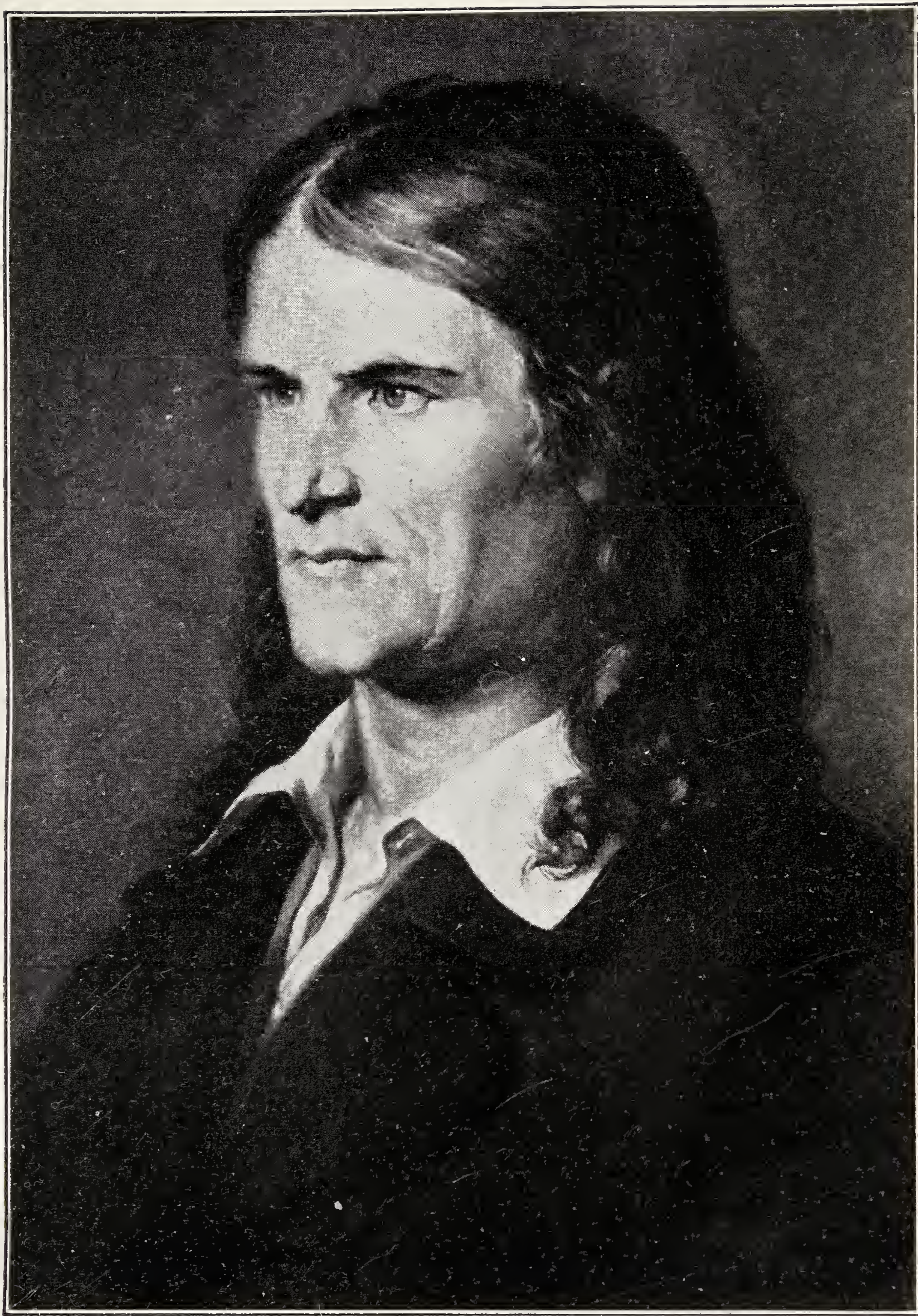
[Berlin,] 9. Januar [1819].

Ich bitte Ew. Exzellenz inständigst, sich ja nicht zu inkommodieren und Ihre kostbare Zeit noch mehr dadurch zu verkürzen. Es geht [mir] um vieles besser, und ich werde vielleicht schon gegen Mittag zum Fürsten fahren müssen.

1) Adolf Müllner (1774—1829), der Schicksalsdramatiker.

2) Daß Koreff die ernste Absicht gehabt hatte, Tieck eine Pension zu verschaffen, mußte Stägemann später (10. August 1820) zugeben. — Jean Paul Richter hatte preußischerseits mehrfach die Zusage einer Pension erhalten, die aber nie erfüllt wurde. Ende Dezember übernahm Bayern die früher vom Rheinbund gezahlte Pension, da J. P. Richter in Bayreuth lebte. S. sein Bittgesuch an Schuckmann vom 5. Dezember 1815 in „Denkwürdigkeiten aus dem Leben Jean Paul Richters“, München 1863, Bd. III, S. 278 f.

3) Geh. Staatsarchiv, Berlin. Rep. 92. Altenstein B. 20.



Adelbert v. Chamisso
Gemälde von C. Söger

Ich würde trostlos sein, Ihre Exzellenz zu verfehlen. Jetzt bin ich beschäftigt, ein kleines Werkchen über die Abartung der Tiere und Pflanzen für Sie zu exzerpieren. Es würde mir die Arbeit sehr erleichtern, wenn ich Ihr Manuskript konsultieren könnte, um nicht dasselbe, was Sie schon besitzen, noch einmal zu schreiben. Morgen nehme ich mir die Freiheit, Ew. Exzellenz zu besuchen.

* Koreff an den Minister v. Altenstein [1])

Sonntag, um 1 Uhr nachts [1819].

Vor einer Stunde habe ich den Fürsten verlassen. Die Gewalt der Krankheit schien mir durch eine starke Krise gebrochen zu sein. Das Übel hatte seine Ἀκμή erreicht, und Ruhe trat im Gefäß- und Nervensystem plötzlich ein. Ich hoffe, daß kein Rückfall jetzt kommen wird. Sowie ich morgen werde dort gewesen sein, werde ich Ihre Exzellenz sogleich von dem Befinden des Fürsten benachrichtigen ... Um Ihr Fieber zu kühlen, sende ich Ihnen Viscontis Ikonologie [2]) zum Durchblättern. Geistes- und Seelenverwandte zu sehen erfreut stets. Où peut-on être mieux qu'au sein de sa famille [3])?

* Koreff an den Minister v. Altenstein [4])

[Berlin,] 17. Januar [1819].

Der Fürst ist heute um vieles besser. Gestern waren Se. Durchlaucht bedeutend krank. Die alte Krankheit —

1) Ebd. Undatiert; Bleistiftvermerk: 1819. Der Brief ist wohl in den Januar des Jahres zu setzen.

2) Ennio Quirino Visconti (1751—1818), der berühmte Archäologe, seit 1803 Generaldirektor der Pariser Museen, schrieb eine „Iconographie grecque" (1811, 3 Bde.) und „Iconologie romaine" (1817—1829, 4 Bde.). Koreff meint vermutlich das letztere Werk, soweit es erschienen war.

3) Wo kann man sich wohler fühlen als im Schoße seiner Familie?

4) Geh. Staatsarchiv, Berlin. Rep. 92, Altenstein, B. 20. Die Jahreszahl ist mit Bleistift vermerkt.

Blennorhagie der Lungen mit einem Grade von Reizbarkeit aller Respirationsorgane, welche die tückische Larve der Entzündung annimmt — befiel ihn gestern mit ungewöhnlicher Wut. Ich hoffe, es soll bis morgen besser werden. Schon ist der tückische Husten gebändigt. Ich kenne das gefühlvolle Herz, das Sie im Busen tragen, und halte es daher für meine Pflicht, Ew. Exzellenz sogleich zu beruhigen.

Noch einmal bin ich so frei, Ew. Exzellenz ganz ergebenst zu bitten, mit der Charité-Sache alles recht reiflich zu überlegen und sich ja in keinem Falle von heimtückischer Chirurgenlist locken zu lassen. Ihr Ruhm, Ihr Ansehen, Ihre Ruhe und alles, was Sie betrifft, ist mir teurer als meine schönsten Lebensgüter. Die Zukunft wird es Ihnen zeigen, wie wahr ich spreche, und wie daher alles, was Ihre Exzellenz betrifft, mein ganzes Herz und Gemüt ergreift. Antworten Sie mir nicht, ich bitte sehr darum. Ihre Zeit ist zu beschränkt. Morgen hoffe ich die Ehre zu haben, Ew. Exzellenz zu sprechen.

* Koreff an den Minister v. Altenstein [1])

[Januar 1819.]

Der Fürst ist auf dem Wege der vollen Besserung, wiewohl er sich durch seine Schuld gestern einen kleinen Rückfall zugezogen hatte. Es ist alles wieder beseitigt. Kummer und Not habe ich wieder genug gehabt, mehr als ich ausdrücken will. Der Fürst arbeitet schon wieder fleißig, und in wenig Tagen wird er gewiß Ihre Exzellenz sprechen. Ich sehne mich herzlich, Sie zu sehen. Um Sie zu zerstreuen, sende ich Ihnen folgendes Werk zum Durchblättern. Schonen Sie sich, ich beschwöre Sie bei meiner innigsten Liebe. Gehen Sie täglich eine Stunde zu Fuß, so schwer es Ihnen auch fällt. Ewig Ihr treuer

Koreff.

---

1) Ebd. Undatiert. Bleistiftvermerk: 1819.

*Koreff an den Fürsten Hardenberg[1])

[Januar 1819.]

Erlauben mir Ihro Durchlaucht, daß ich, der Stimme meines Herzens gehorchend, noch einmal zu Ihnen schriftlich über die Charité spreche und Ihnen den Gesichtspunkt [darlege], der mir als der wahre seit zwei Monaten erschienen ist und noch erscheint. Mögen Ew. Durchlaucht mit Ihrem hellen Sinn unbefangen prüfen.

Warum wird mit der bloßen Versicherung des königl. Willens, daß etwas Gutes geschehen solle, nun schon seit drei Monaten gezögert?

Um die kleinliche, herrschsüchtige Eitelkeit eines Mannes[2]) zu schonen, dessen Fach es gar nicht berührt, damit er in einem Hause zu gebieten habe, wozu ihm die Statuten kein Recht geben, und um nur nicht den Schein zu haben, einen kleinen Zweig seiner Wirksamkeit verloren zu haben. Darum macht er Schwierigkeit auf Schwierigkeit, häuft die lächerlichsten Forderungen, die, wenn man sie öffentlich bekannt machte, seine Einsicht gewaltig kompromittieren würden, darum tyrannisiert er und zeigt die entschiedenste mauvaise foi ...

Und aus höflicher Rücksicht gegen diese Schwäche ..., aus Furcht, diese Herren könnten unzufrieden sein, aus Schonung gegen diese kindische Eitelkeit, ... opfert man das heiligste Interesse auf. Denn hier ist von keiner Gnade, sondern von der heiligsten, unerläßlichsten Pflicht die Rede, die man

1) Ebd. Rep. 92, Hardenberg, K 50. Undatiert. Der Bezug auf Hardenbergs eben überstandene schwere Krankheit und auf die königliche Kabinettsordre betr. der Charité verweist das Schreiben in den Januar 1819. Diese Kabinettsordre (vom 19. November 1818) hatte eine Reform der Charitéverwaltung befohlen und die Charité allein dem Minister v. Altenstein unterstellt. Doch sollte er für die Ausbildung der gleichen Zahl von Militärärzten wie bisher an der Charité Sorge tragen „und sich deshalb mit der Militärbehörde einigen", woraus neue Weiterungen entstanden waren.

2) Professor Horn (S. Seite 248, 254, 259).

seit hundert Jahren auf das strafwürdigste vernachlässigt hat …

Die Kabinettsordre ist ein heiliges, sanktioniertes Wort, das der König gewiß nicht brechen wird. Diese Kabinettsordre sagt ja dem Kriegsminister[1]) die Bildung seiner Chirurgen in derselben Zahl zu. Was will er also mehr? Verwirren und schikanieren. Dazu ist ja aber eben die Kabinettsordre erschienen, um dieser unseligen Verwirrung, die nun schon, zur Schande des preußischen Staates, seit 25 Jahren … dauert, ein Ende zu machen …

Alle rechtlichen Männer haben sich nun, von der Fruchtlosigkeit ihrer Bemühungen überzeugt, vom Kampfplatz zurückgezogen. Ich bin der einzige, der noch dasteht. Dies aber ist auch mein letzter Versuch. Man wird lahm und müde.

Seien Sie fest überzeugt, Durchlaucht, daß es auf dem Wege der Unterhandlungen, die man jetzt eingeschlagen hat, durchaus nicht gehen kann . . . Das elendeste Flick- und Stoppelwerk … wird nach jahrelanger Sisyphusarbeit aus dem Danaidenfaß dieser Unterhandlungen zum Vorschein kommen. Hier kann nur die Radikalkur helfen, und die ist: Befehl des Königs, absolutes Durchgreifen von seiten Ihrer Durchlaucht, bestimmt gesetzte Termine der Ausführung und drei sachverständigen gutgesinnten Männern die Ausführung mit unumschränkter Vollmacht übertragen. Sonst — ich prophezeie es wie Kassandra — stehen wir noch in 15 Jahren auf demselben Punkt und haben weiter nichts getan als geschrieben und geschrieben[2]).

Sie sind jetzt selbst gefährlich krank gewesen — nur Liebe und Pflege hat Sie gerettet. Werfen Sie doch einen Blick auf die Verschmachtenden da draußen, denen kein Labetrunk

---

1) Leopold Hermann v. Boyen (1771—1848), 1814 bis 1819 Kriegsminister.

2) Koreff hatte mit dieser Prophezeiung nicht ganz unrecht, wie der Jammerbrief des Generalchirurgus Rust vom 5. März 1821 zeigt.

in der Todesstunde gereicht wird, die von keinem sanften Worte bei den unsäglichsten Schmerzen getröstet werden, denen oft nicht die Wohltat der Wärme und des Lichtes wird.

Hören Sie auf die Stimme eines Arztes, eines Menschenfreundes, der ja nicht für sich, der nur für die Armen bittet, deren sich niemand, wenn Sie es nicht sind, annehmen wird. Bedenken Sie, wie heilig, wie unerläßlich diese Pflicht, wieviel Unwiderbringliches schon unersetzbar, unheilbar verloren ist ...

Handeln Sie rücksichtslos und energisch und zerstören Sie mit starker Hand das Kartenhaus der Selbstsucht und Eitelkeit. Setzen Sie diese neue Perle in die Krone Ihres Verdienstes, damit die armen Kranken für Sie beten und noch auf dem Sterbebette Sie segnen und damit die Nachwelt dankbar Ihren Namen nennt ... Nur Sie, nur Sie allein und kein anderer kann dies Wespennest zerstören und das Haus der christlichen Milde, wo die Caritas so mit Füßen getreten wurde, wieder zu Ehren bringen und Christo in pauperibus[1]) fromm wieder weihen.

Mit Tränen bitte ich um Gewährung meiner Bitten für die Schwachen und Armen.

*Koreff an den Minister v. Altenstein[2])

[Berlin,] 22. Januar [1819].

Horn hat heute im Klinikum erklärt, daß das Ministerium des Innern und des Krieges sich geeinigt hätten und daß ihm vier große Säle blieben, wozu er noch einige kleine Zimmer zu bekommen hofft. Ist dies mit Zustimmung Ihrer Exzellenz geschehen? Warum wurde Ihr Ministerium nicht genannt? So hat es mir ein Ohren- und Augenzeuge berichtet, und ich habe nicht verfehlen wollen, Sie in Kenntnis davon zu setzen. Soll etwa jetzt die Kabinettsordre erscheinen? Wenn dies wider Ihren Willen geschehen

---

1) Christus in den Armen.
2) Geh. Staatsarchiv, Berlin. Rep. 92, Altenstein, B 20.

ist, so wäre es doch wohl gut, daß Sie sich mit scharfen Worten beim Staatskanzler beklagten. Denn was soll daraus werden, wenn jede Subordination so verletzt wird? Ich hätte geglaubt, daß Horn wohl wie jeder klinische Lehrer mit zwei großen Sälen und zwei kleinen Nebenstuben sich begnügen könnte. Kann ich heute abend wohl die Ehre haben, Ihre Exzellenz auf fünf Minuten zu sprechen? . . . Gestern abend war der Fürst, wie ich ihn verließ, ganz wohl, nur noch etwas matt.

Wilhelm an Karoline v. Humboldt [1])

Frankfurt, 22. Januar 1819.

Gestern ist ein Brief des Staatskanzlers angekommen. Er hat jetzt die nicht ungescheidte Partie ergriffen, mich vom König geradezu nennen zu lassen [2]).

Ich habe seit Jahren kein Hehl daraus gemacht, daß ich unter ihm nie ein Ministerium annehmen könnte, und noch bei unserer neulichen Zusammenkunft habe ich seinem jetzt einzigen Vertrauten [Koreff] gesagt, daß jener sich in acht nehmen möge, mir ein Ministerium anzubieten, weil ich alsdann zu Erklärungen kommen müßte, die ihm nicht angenehm sein würden.

Frankfurt, 28. Januar 1819.

Du fragst mich, was Koreff jetzt ist. Als er, ich denke ungefähr vor einem Jahr, in das Büro des Kanzlers kam, hatte er gar keinen Titel. In Aachen ist er Geheimer Ober-Regierungsrat geworden [3]) ... Ich glaube nun auch, daß Koreff in dieser Eigenschaft in Altensteins Departement angestellt ist, da es scheint, daß der Kanzler sein Büro auflösen will. Ob dies aber schon geschehen ist, weiß ich nicht. Dies sind indes nur die äußeren Attributionen. Denn sonst

1) Briefwechsel VI, S. 439 f., 454.

2) Durch Kabinettsordre vom 13. Januar 1819 war Humboldt zum Staatsminister ernannt worden.

3) S. Seite 288.

sprach er, als ob er alles gründete, stiftete, verordnete und eigentlich der Minister wäre ...

* Koreff an den Minister v. Altenstein [1])

[Berlin,] 30. Januar 1819.

Es macht mich sehr glücklich, Ew. Exzellenz durch Duft von Rio Janeiro einige angenehme Minuten machen zu können. Sehr leid hat es mir getan, Sie gestern nicht mehr gesehen zu haben ... Wann kann mir wieder das Glück zuteil werden, Sie einen Augenblick zu unterhalten, ohne Sie zu inkommodieren?

Inständigst bitte ich Ew. Exzellenz, den Ruf nach München [2]) unverändert und schleunigst abgehen zu lassen. Der Fürst hat dem Großherzog sein Wort darüber gegeben, sowie auch dem H. v. Münchow durch den Generalleutnant v. Müffling [3]), und ich Armer werde täglich bestürmt.

Auch für Klaproth [4]) bitte ich Ew. Exzellenz inständigst. Er hat kein Geld und wartet daher mit Schmerzen auf sein Gehalt.

* Koreff an den Minister v. Altenstein [5])

[Berlin,] 4. Februar 1819.

Ew. Exzellenz habe ich die Ehre, ganz ergebenst zu bitten, Ihre Befehle zu geben, damit dem Professor Klaproth sein rückständiges Gehalt sogleich ausgezahlt werde. Er ist der langen Zögerung wegen in große Verlegenheit geraten. Ihre wohlwollende Gesinnung ist mir zu gut bekannt, um nicht gegen das unverschuldete Übel sogleich Hilfe von Ihrer wohltätigen Hand hoffen zu dürfen.

---

1) Geh. Staatsarchiv, Berlin. Rep. 92, Altenstein, B 20.
2) Wohl für Schelling. (S. Seite 278).
3) Karl Frhr. v. Müffling (1775—1851) wurde im folgenden Jahre Chef des Generalstabes der Armee.
4) Über Julius Klaproth s. Seite 175.
5) Geh. Staatsarchiv, l. c.

* Koreff an den Minister v. Altenstein [1])

[Berlin,] 13. Februar 1819.

... Ich weiß nicht, ob Ihre Exzellenz vielleicht schon den Orientalisten Freytag [2]) für die Professur in Bonn bestimmt haben oder nicht. Da jedoch, selbst wenn dies der Fall wäre, diese Professur nicht zu den notwendigsten Stellen gehört, so schlage ich Ew. Exzellenz ganz ergebenst vor, den Herrn Freytag noch einige Jahre in Paris zu lassen und ihm den förmlichen Auftrag zu geben, „Tausend und eine Nacht" aus dem Arabischen [3]) und „Tausend und einen Tag" aus dem Persischen in der Übersetzung zu vervollständigen. Aus ganz mißverstandener Dezenz und Skrupulosität sind diese beiden Romane nur zerstückelt da, während man alle anstößigen Stellen der Alten mit der größten Sorgsamkeit herausgegeben, kommentiert und übersetzt, ja sogar, wie Lichtenberg meint, in usum Delphini zusammengestellt hat. Von Silvestre de Sacy [4]) läßt sich ein solches Werk nicht erwarten, da er in den orientalischen Schriftstellern nur nach Sprüchen der Weisheit sucht, die im Schatten der strengen Fichte besser bei uns gedeihen. Freytag konsumiert seine Kräfte und Jahre in der Übersetzung einer Beschreibung von Bagdad, die sogleich wieder in den Staub der Bibliotheken zurücksinken wird, während die Ergänzung von „Tausend und eine Nacht" alle Gemüter ansprechen wird. Ew. Exzellenz würden durch diesen Auftrag sich des anerkennenden Dankes von ganz Europa versichern und recht klar durch dies schöne Werk der Welt zeigen, welche schönen

---

1) Geh. Staatsarchiv, Berlin. Rep. 92, Altenstein, B 20.

2) Georg Friedrich Wilhelm Freytag (1788—1861), Schüler de Sacys (s. u.), seit 1819 Professor der arabischen Sprache in Bonn.

3) Eine Textausgabe von Herbicht und Fleischer erschien erst 1825 bis 1843 in 12 Bänden, die bekannte Verdeutschung von Professor Gustav Weil in Heidelberg erst 1838 bis 1841 in Stuttgart (4 Bde.).

4) Der Orientalist Antoine Isaac Silvestre de Sacy (1758 bis 1838) gab viele orientalische Schriftsteller heraus.

Früchte Ihr edles Streben hervorzurufen vermag. Auch würden Sie alle Geschlechter der Menschen dadurch erfreuen. Ich habe die Ehre zu sein usw.

Rahel Varnhagen an den Marquis de Custine[1])

Karlsruhe, 17. Februar 1819.

Mein Rheumatism im Kreuz will keine Art von Anstrengung mehr erlauben ... Mein Arzt ist nicht schlecht, aber er übersieht mich nicht, folglich auch meine Übel nicht. Koreff weit weg! ... Fürst Hardenberg soll nach Italien gehen, sagt man. Ich habe Koreff gefragt, ob es wahr ist[2]). Mit einem Kurier.

Friedrich August v. Stägemann an Varnhagen v. Ense[3])

Berlin, den 24. Februar 1819.

Daß Herr Schöll[4]) nach Berlin kommen und die politischen Angelegenheiten im Büro des Herrn Staatskanzlers bearbeiten soll, höre ich, habe aber diesen Schöllmereien nicht weiter nachgefragt.

* Koreff an den Minister v. Altenstein[5])

[Berlin, Februar 1819.]

Um Ihre Exzellenz von der Tortur der Zivilisation, auf welcher Sie beständig jetzt liegen müssen, etwas zu zerstreuen, sende ich Ihnen Abbilder der Liebe und Unschuld — die sanften Blumen. Wie weh es mir getan hat, Sie diese Woche gar nicht gesehen zu haben, kann nur ich ermessen. Nur Diskretion und Schonung Ihrer Zeit kann dies Opfer mir erträglich machen. Doch künftige Woche bitte ich um die

---

1) Lettres au Marquis A. de Custine, S. 295 ff.

2) Von diesem Gerüchte spricht auch Karoline v. Humboldt in einem Brief an ihren Gatten vom 17. April (Briefwechsel VI, 524).

3) Briefe von Stägemann usw., S. 80.

4) S. Seite 284.

5) Geh. Staatsarchiv, Berlin. Rep. 92, Altenstein, B 20.

Erlaubnis — und wäre es auch nur ein Viertelstündchen —, mich entschädigen zu dürfen.

Erlauben Ew. Exzellenz mir nun eine kleine Bitte: das Patent des Professor v. John[1]) und eine kleine Bestimmung seiner Verhältnisse. Länger aufgeschoben und später wird diese Wohltat zu spät kommen. Ihr Herz ist zu liebevoll, zu wahrhaft menschenfreundlich, um nicht wenigstens diesen Versuch zu machen, diesen herrlichen Geist aus den Klauen des Wahnsinns zu retten. Wieder in der letzten Woche hat er herrliche Entdeckungen gemacht, aber auch in seinem Trübsinn macht er Fortschritte. In wenig Wochen verläßt er Berlin auf immer, und dann wird gewiß nichts mehr seine Melancholie und sein Mißtrauen zerstreuen können.

Alexander v. Humboldt schrieb mir noch vor einigen Tagen und frug mich, wie es möglich sei, daß man den Verfasser des chemischen Handwörterbuches[2]), das jetzt schon Franzosen und Engländer um die Wette übersetzen, könne Hungers sterben lassen? Er will ihn nach Paris zu ziehen suchen. Ich weiß darauf nichts zu antworten, als eine Darstellung seiner fixen Ideen zu geben, und daß ihm der Neid die wenigen Laboratorien, die wir besitzen, verschließt, und daß, während in Paris 6 Chemiker und über 24 Eleven in einem kleinen Laboratorium Platz finden, in Berlin man lieber das Klaprothsche[3]) ganz leer stehen läßt, weil sich zwei Chemiker darin nicht vertragen können. Ich bitte Ew. Exzellenz, den Wissenschaften und dem Vaterlande diesen ausgezeichneten Kopf zu erhalten. Der Fürst, der die Lage und Talente dieses Unglücklichen sehr genau kennt, ist bereit, Ihre Exzellenz in allen Ihren Vorschlägen über John durchgreifend zu unterstützen.

---

1) Johann Friedrich John (1782—1847), Chemiker in Berlin. Koreffs Fürsprache blieb erfolglos.

2) Handwörterbuch der allgemeinen Chemie, Leipzig 1817 bis 1819, 4 Bde.

3) Martin Heinrich Klaproth (s. Seite 184), der 1817 gestorben war.

Darf ich wohl an den Professor der Klinik und an Ennemoser[1]) erinnern? ... Ihr treuer Koreff.

*Koreff an den Minister v. Altenstein[2])

1. März 1819.

Ich bitte Ew. Exzellenz ganz ergebenst, Ihre Befehle für folgende Aktenstücke zu geben:

1. Klaproths Akten, wo die Kabinettsordre Sr. Majestät, die Herausgabe der orientalischen Werke des Professors Klaproth[3]) und die Antworten des Herrn Ministers v. Schuckmann darin sind.

2. Charité-Akten, wo man die verschiedenen Ressortverhältnisse, die Streitigkeiten von Horn und Kohlrausch[4]) und die letzten Dispute von Horn in der neuen Zeit inspizieren kann.

Ich hoffe, daß Ew. Exzellenz durch Ihre Inkubationskur besser sind. Ich erwarte in künftigen Tagen nur einen Wink von Ihnen, wann es mir vergönnt sein wird, Sie zu sehen.

*Koreff an den Minister v. Altenstein[5])

[1819.]

Ein alter Bekannter hat mir heute aus Hamburg eine hier ziemlich seltene Sache mitgebracht, die ich mir die Freiheit nehme, mit Ew. Exzellenz zu teilen, doch nicht als Leckerei, sondern als das heilsamste Stomachicum[6]). Es ist nämlich echt eingemachter Ingwer. Er brennt zwar etwas, ist aber ziemlich wirksam, vorzüglich gegen die Aria cattiva dieses Nebels, worin man ganz zum Nibelungen wird. Ich kann unmöglich etwas Gutes besitzen, ohne daß in mir der lebhafte Wunsch entsteht, es mit Ihnen zu teilen. Ver-

1) S. Seite 249, 254, 268.
2) Geh. Staatsarchiv, Berlin. Rep. 92, Altenstein, B 20.
3) Julius Klaproth.
4) S. Seite 164.
5) Geh. Staatsarchiv, l. c. (Undatiert. Bleistiftvermerk: 1819).
6) Magenmittel.

zeihen Sie der Lebhaftigkeit dieses Gefühls, wenn der Wunsch sich zur Tat verwandelt. Für die Zigarrenpfeife bin ich sehr dankbar und will nur in Versen danken.

Friedrich August v. Stägemann an Varnhagen v. Ense[1])

Berlin, den 6. März 1819.

Koreff spielt, wie es scheint, seine Rolle recht gut. Er lügt, was das Zeug hält. So versicherte er mir, als er aus Aachen zurückkam, der König habe Müllnern eine Pension bewilligt und Tieck und Jean Paul würden sie auch erhalten. Dem ersten hat sie der König aber geradezu abgeschlagen, und von den beiden anderen ist nie die Rede gewesen[2]). Daß er die Schrift quaest[ionis][3]) geschrieben, glaube ich doch annehmen zu müssen. Er vermeidet geflissentlich, mit mir darüber zu sprechen, und ist mir doch eine Antwort auf meine schriftliche Äußerung schuldig. Herr v. Altenstein schmeichelt ihm noch immer.

Graf Hermann v. Pückler an seine Gattin Lucie[4])

[Berlin] den 28. [Februar 1819],
mittags im Bette.

Dein Herr Vater hat mich gut aufgenommen und wieder täglich eingeladen. Koreff war sehr freundschaftlich, und Hoffmann ist, wie er mir erzählt hat, außer sich vor Freude über den Callot[5]). Er hat ihn, wie er sagt, zu der Sammlung von Rezensionen seiner Werke, als die schmeichelhafteste von allen, gelegt.

---

1) Briefe von Stägemann usw., S. 85.

2) S. Seite 296.

3) Die fragliche Schrift, jedenfalls die auf S. 273 genannte.

4) Briefwechsel und Tagebücher IV, 298 f.; V, 226, 232, 237 f., 245. Der erste Brief ist von der Herausgeberin (Ludmilla Assing) fälschlich ins Jahr 1817 datiert.

5) Graf Pückler hatte E. Th. A. Hoffmann als Gegengabe für sein Märchen „Klein Zaches, genannt Zinnober“ am 3. Februar 1819 eine Originalzeichnung von Jacques Callot geschenkt und ihn nach Muskau eingeladen.

[1. April] 1819, 6 Uhr abends.

Das Diner bei Deinem Vater war in mancher Hinsicht merkwürdig. Die Gäste bestanden aus der Familie, Wolfart, Koreff und Fürst Wittgenstein [1]) ... Fürst Wittgenstein machte der Fürstin mit allerlei Späßen nach Möglichkeit die Cour ... Alles trank ziemlich stark ... Fürst Wittgenstein trank Koreffs Gesundheit. Nach Tisch war alles so lustig, daß getanzt wurde. Ich führte Koreff als Dame. Mit einemmal wurde aber die Lustigkeit unterbrochen, indem die Fürstin sich plötzlich lahm fühlte und auf ein Sofa geführt werden mußte. Koreff entschied, sie habe sich eine Sehne zerrissen, und man brachte sie auf ihr Zimmer. Unterdessen hatte sich Dein Vater in der anderen Stube mit Wittgenstein an ein Fenster gestellt und sprach, vom Weine animiert, so laut, daß ich jedes Wort vernahm. Denke Dir, daß er sich bitter beschwerte, Schuckmann respektiere keinen seiner Befehle, und ein Rat aus Schuckmanns Ministerium habe ihm gestern eine impertinentes Billett geschrieben ... Wittgenstein suchte zu besänftigen, ... aber der Alte schmälte fort und beklagte sich, man achte auf nichts, was er anordne. Welche Schwäche! Und wie wird das enden! So bravieren die Minister den Staatskanzler, die Regierungen die Minister und die Untertanen die Minister. Alles muß sich endlich auflösen, da keine Hand von oben es mehr zusammenhält.

den 3. April [1819], abends.

Die Reise nach Glienicke [2]) wird nun wohl vor vierzehn Tagen nicht statthaben, da die Fürstin sich nicht rühren kann

1) Wilhelm Ludwig Georg Fürst zu Sayn-Wittgenstein (1770 bis 1851), anfangs im Hofdienst und im diplomatischen Dienst tätig, war 1810 entschieden für Hardenbergs Ernennung zum Staatskanzler eingetreten und hatte sich dadurch Hardenbergs und des Königs unerschütterliches Vertrauen erworben. 1814 bis 1819 war er Polizeiminister und Haupt der Reaktionspartei. Als Schuckmann 1819 sein Amt übernahm, wurde er zum Minister des königlichen Hauses ernannt und behielt als solcher großen politischen Einfluß.

2) Hardenbergs Villagiatur bei Potsdam.

und überall hingetragen werden muß. Wir aßen heute ganz en famille, niemand wie er und sie, die Hähnel, Koreff, Hermann[1]) und ich.

den 7. [April 1819], abends.

Von dem Patent habe ich mit Deinem Herrn Vater noch nicht gesprochen, ... fürchte aber auch hier wenig auszurichten, da der Kanzler völlig gleichgültig und Koreff nicht mehr so dienstfertig ist, wie er in Aachen war. Sehr höflich, aber einigermaßen verlegen und viel weniger herzlich.

den 15. [April 1819].

Mit der Fürstin und Koreff spiele ich jetzt alle Tage Billard, verliere aber par courtoisie, denn sonst sind die Gnädigste bitterböse.

Karoline an Wilhelm v. Humboldt[2])

Rom, 17. April 1819.

Du hast sein Herz aufs tiefste verwundet, schreibt Koreff. Ich verstehe das recht gut, auch bis zu einem gewissen Grade die Wahrheit, die solche Kränkung in ihm hat. Eine Art Sentimentalität wie in den Kotzebueschen Stücken.

Koreff an Dr. W. Dorow.

Berlin, Anfang Mai 1819.

Von Schelling[3]) sollst Du nächstens Bestimmtes wissen. Ihn zum Kanzler der Universität zu machen, geht nicht an. Den Roten Adlerorden kann man ihm auch nicht mit Bestimmtheit zusagen. Jedoch Titel, Rang und Gehalt soll

1) Hardenbergs Intendant.

2) Briefwechsel VI, S. 524.

3) Über die geplante Berufung Schellings nach Berlin s. Seite 278. „Die Unterhandlungen mit Schelling", schreibt Dorow („Erlebtes usw." I, 184), „verzogen sich leider gar sehr. Forderungen wurden von seiten des Philosophen gemacht, welche der Staatskanzler nicht bewilligen konnte." Hierauf gibt Dorow das obige Bruchstück aus Koreffs Brief wieder.

ihm gewiß werden. Doch muß er sich bestimmt aussprechen, wieviel er haben will, sonst ist das Negoziieren zu schwer und setzt mich in die größte Verlegenheit. Der Minister v. Altenstein hat immer große Lust, ihn nach Berlin zu nehmen. Laß ihn darüber doch auch sondieren. An unserer Langsamkeit muß er nicht irre werden. Das ist nun einmal unser Radikalfehler. Doch meinen wir es gut und sind wirklich ehrliche Leute.

* Koreff an Minister v. Altenstein[1])

Berlin, 17. Mai 1819.

Ew. Exzellenz gebe ich mir die Ehre, die Verfügung, den Professor John[2]) betreffend, beizuschließen. Haben Sie die Gnade, sie nach Ihren Befehlen abändern zu lassen ...

Ich bitte um Ihr Urteil über den Tabak. Da Tabak nicht ohne Kaffee schmeckt, so sende ich eine monographische Skizze dabei, die Sie vielleicht unterhält.

Soeben war der Professor Richter[3]) bei mir und läßt durch mich Ihre Exzellenz ganz ergebenst um eine bestimmte Antwort und eine definitive Entscheidung seines Schicksals bitten. Er liest über Kinderkrankheiten publice und hat 125 Zuhörer. Doch ein Privatkollegium konnte er nicht zustande bringen, weil alle gratis hören und nur bei denen bezahlen wollen, welche sie im Examen ängstigen und peinigen dürfen. — Das ist die Quelle des Übels, warum alle wahre Gelehrsamkeit, alles freie Studium verloren geht und nur elende Rezeptschmiererei und Nomenklatur das Resultat so vieler Präparationen ist. Hinc illae lacrimae! Alles ist nur auf Dressur und Fertigmachen abgesehen. Doch dies möge einer anderen Zeit überlassen bleiben. Richter ist schwer gekränkt, da er hört, daß junge Menschen ganz ohne Verdienst als Repetenten mit Gehalt sollen angestellt wer-

1) Geh. Staatsarchiv, l. c.
2) S. Seite 306.
3) S. Seite 249, 255.

den, und er selbst noch keinen blutigen Heller empfängt. Es ist auch wirklich sehr hart. Mögen Ew. Exzellenz nach Ihrer Weisheit darauf verfügen.

Wäre es nicht das beste, ihn nach Bonn als Lehrer der Klinik und Therapie zu setzen? Noch steht die Klinik dort leer. Er müßte sich in ihr und mit ihr binden und Le fils die ambulatorische Klinik mit ihm alle halben Jahre wechselnd?

Auch für Ennemoser bitte ich dringend um Ihre Entscheidung. Ich habe mich überzeugt, daß es ihm in seiner Lage unmöglich ist zu warten. Er hat kein Brot, und die Ungewißheit lähmt ihn, daß er nichts ergreifen kann. Wenn die Stimme meiner Überzeugung etwas gilt, so schicken Sie ihn als Privatdozenten nach Bonn. Er wird sich bald habilitieren. Die Universität und die dortigen Provinzen werden Ew. Exzellenz deshalb segnen. Nur um Entscheidung muß ich bitten. Er ist auf mein Auffordern hergekommen, und es ist meinem Herzen zu peinlich, einen edlen Menschen leiden zu sehen.

Schleiermacher an Ernst Moritz Arndt in Bonn [1])

Berlin, den 28. Juni 1819.

Altenstein ist überhaupt ein gar wunderlicher Mensch, von sehr gutem Willen in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes, aber er tut gern vielerlei, was er nicht will; denn er scheint sich in eine große Abhängigkeit gestellt zu haben von Wittgenstein [2]) auf der einen und von Koreff auf der anderen Seite ... Unser ganzes Verwaltungswesen wird überhaupt immer miserabler, und es will die höchste Zeit werden, daß etwas dazwischen fährt.

---

1) Schleiermachers Leben in Briefen, II, 361 f. — Ernst Moritz Arndt (1769—1860), Professor der Geschichte in Bonn, war seit 1817 mit Schleiermachers Halbschwester Nanny vermählt.

2) S. Seite 309.

* Koreff an den Minister v. Altenstein[1])

Glienicke, 3. August 1819.

Schon längst hätte ich mir die Freiheit genommen, mich dem Gedächtnis Ihrer Exzellenz mit einigen Worten zurückzurufen, wenn ich nicht sehr krank und in sehr trüber Stimmung gewesen wäre. Verzeihen Sie gnädigst, daß ich Ihre ländliche Ruhe, die mit belebendem Hauche das Gartenparadies Ihres Gemütes erquicken möge, durch die Reminiszenz eines kleinen Geschäftes zu stören wage... Es betrifft Ennemoser[2]).

Er hat vom Ministerium das Schreiben bekommen und ist sehr bestürzt in jeder Rücksicht, so schlecht gestellt zu sein, daß es ihm unmöglich wird, das Leben damit zu fristen und den Wissenschaften, zu denen er einen wirklichen Beruf hat, ohne zerstörende Nahrungssorgen zu leben. Seine Klagen und sein Bedenken sind fest gegründet, und ich bitte ganz ergebenst Ew. Exzellenz mit Ihrer Gerechtigkeit darauf zu reflektieren, und Sie werden gewiß die Güte haben, ihn zum Professor extraordinarius zu ernennen und ihm so viel noch zuzulegen, daß er, wenn auch nur ärmlich, bestehen könne, um den Zweck, für welchen er berufen und für dessen Erfüllung ich mit meinem Kopfe stehe, dort erreichen zu können. Dies ist auch völlig die Ansicht von Nees von Esenbeck[3]) ...

Ennemoser ist nicht ohne Verdienst um Deutschlands und Preußens Angelegenheit. Wie tapfer er als einer der Adjutanten [Andreas] Hofers in Tirol gefochten und gewirkt hat, ist weltbekannt. Weniger aber ist es Ew. Exzellenz zur Kunde gekommen, daß Ennemoser mit einem andern Tiroler nach England geschickt wurde, um wichtige Verbindungen anzuknüpfen, und daß er von Lord Castlereagh[4]) geschätzt,

---

1) Geh. Staatsarchiv, l. c.

2) S. Seite 249, 254, 268.

3) S. Seite 275.

4) Lord Castlereagh (1769—1822) war 1807 bis 1809 englischer Kriegsminister gewesen.

geehrt [wurde] und daß seinen treuen Händen die folgenreichsten Instruktionen und die Summen für die Tiroler anvertraut wurden. Das Wenige von den Subsidien, das auf seine Person kam, hat er, doppelt und dreifach großmütig, da er blutarm ist, den Preußen in der Stunde der Not, namentlich dem Lützowschen Korps, wo es völlig an Mitteln gebrach, hingegeben, so daß Friesen ins Hauptquartier geschickt werden konnte. Er hat nie eine Entschädigung dafür verlangt, nie eine nur höchst billige Remuneration erhalten. Er wurde dann Offizier im preußischen Heere, hat den Krieg mitgemacht und wurde seiner Tapferkeit und der großen Dienste wegen zur 5ten Nummer des Eisernen Kreuzes vorgeschlagen, wovon ich Ew. Exzellenz die Belege und Zeugnisse zu jeder Stunde übergeben kann...

Wäre er in irdischer Eitelkeit befangen, so würde er mit militärischen Orden bedeckt sein. Doch davon ist seine einfache stille Seele ganz entfernt und auf das Göttliche und Erhabene in der Menschheit gerichtet.

Möchten doch Ew. Exzellenz dies Vertrauen in meine Menschenkenntnis setzen, daß ich das echte Gold von Flitter zu unterscheiden weiß. Ich bin durch bittres Leid und harte Schicksalsprüfungen gegangen, und nicht ohne verzehrendes Feuer hat sich mein Herz geläutert. Mit meinem Kopfe kann ich es Ihnen verbürgen, daß aus diesem Keim ein herrlicher Baum sich entwickeln wird, unter dessen Laubdach das dortige Leben auf wunderbare Art gedeihen wird. In dieser festen Überzeugung habe ich [auf] speziellen Befehl des Staatskanzlers ihn veranlaßt, München zu verlassen und einer Stelle, die ihm 800 Gulden dort einbringen sollte, den Rücken zu kehren, um unter uns zu leben. Es wäre also beinahe unedel, ihn nach allen diesen Aufopferungen positiven Mangel leiden zu lassen und ihn so tief unter allen anderen hinabzustellen, denen er wahrlich an Gelehrsamkeit, Kenntnissen, Trefflichkeit, Reinheit des Charakters, Handlungen, Taten und Genialität gewiß gleich steht. Der Fürst wünscht lebhaft, daß dieser Ehrenmann zufrieden-

gestellt und ehrenvoll behandelt werde, und wird sehr gern die Hand zu allem bieten, was Exzellenz vorschlagen werden. . . .

Nur bitte ich ganz ergebenst noch um Beschleunigung, da Ennemoser in wenigen Tagen abzureisen gedenkt, um noch Tirol auf der Hinreise zu besuchen, um dort wichtige historische Dokumente zu einer historischen Arbeit und für unser Archiv zu sammeln und um noch eine Habilitationsarbeit zu komponieren . . . Ich erlaube mir, Ew. Exzellenz darauf aufmerksam zu machen, daß für das Irrenhaus in den Rheinprovinzen sich wohl in der Zukunft kein Besserer finden dürfte als eben Ennemoser. Reinheit der Sitten, eiserner Wille, Körperkraft, scharfes Urteil und Liebe des Gemüts finden sich in ihm vereinigt. Noch einmal bitte ich um Verzeihung und Nachsicht für diese Importunität. Ew. Exzellenz treuer Koreff.

Der Fürst kommt den 5. von Töplitz wieder.

Wilhelm an Karoline v. Humboldt [1])

Berlin, 4. August 1819.

Koreff war auch bei mir, sehr freundschaftlich wie Du Dir denken kannst, und ich sah auch nicht ab, warum ich anders mit ihm sein sollte, als ich zu sein gewohnt bin. Er ließ sich weitläufig von Deiner Gesundheit erzählen und empfiehlt sich Dir angelegentlichst . . . Des Staatskanzlers erwähnten wir nur obenhin und mit sehr wenigen Worten, was mir auch das Beste schien.

Berlin, 12. August 1819.

Er [2]) hatte alles, was er an Amabilität und Freundschaftlichkeit besitzt, arboriert . . . Nach den ersten Minuten sagte er mir gleich mit Händedrücken: „Lassen Sie uns nur

1) Briefwechsel, VI, S. 587 ff.

2) Fürst Hardenberg, den Humboldt in Glienicke aufgesucht hatte.

hübsch immer miteinander gehen und einig bleiben." Ich erwiderte etwas kalt: „Wenn es nur geht, so will ich es recht gern", und fing nun von den Sachen an zu reden. Nach einiger Zeit kam er auf dasselbe zurück . . . und fügte hinzu: „Und wir sind ja immer Freunde gewesen, warum sollten wir es jetzt nicht sein?" Ich antwortete ihm, daß ich das von seiner Seite in Frankfurt[1]) nicht empfunden habe; er habe mich dort nicht bloß unfreundschaftlich, sondern geradezu sehr unhöflich behandelt; denn die Kabinettsordres seien doch von keinem andern geschrieben als von ihm. Er gab das letzte gleich zu, wollte sich aber entschuldigen und meinte, ich hätte damals nicht einmal klug gehandelt. Wir wurden dann unterbrochen und waren hernach nicht wieder allein.

Hieran muß ich nun gleich anknüpfen, daß Koreff gestern früh bei mir war und mich nach meinem Besuch in Glienicke fragte. Ich erzählte ihm, was ich eben sagte, und erklärte ihm im Gespräch ganz frei, weil er es unstreitig wiedersagt, daß ich von meiner Seite gewiß nie ohne Not mich in Opposition mit dem Kanzler setzen würde, allein, daß ich es sehr wunderbar fände, daß er sich einbildet, daß alles in Frankfurt zwischen uns Vorgefallene dadurch aus sei, daß man jetzt wieder freundlich und freundschaftlich werde, daß ich keine Freundschaft zurückstieße, allein auf eine, die sich gerade in den wichtigsten Momenten dementierte, nichts halten könnte, daß es übrigens hier auf die Sachen und auf den Staat ankäme, daß meiner Meinung nach der Kanzler selbst in Hauptdingen zu sehr mit Rücksicht auf die Personen gehandelt habe, ... daß ich in meiner Lage nicht so, sondern nur offiziell handeln könne, daß ich nie intrigieren, aber auch meine Selbständigkeit immer behaupten würde.

Er gab mir scheinbar in allem recht. Er habe meine Vorstellungen aus Frankfurt gelesen, habe sie sehr schön gefunden und dem Kanzler vollkommen Unrecht gegeben, sich

1) S. Seite 166, Anm. 2.

mit ihm darüber gestritten; dann [sprach er] viel darüber, wie weh es ihm tun müsse, wenn wir beide, von denen er jedem gleich viel schuldig sei, in Spannung wären. Ich antwortete ihm, daß ich nicht glaubte, daß dies sein würde, daß er übrigens, was ihm in seiner Lage lieb sei, nur dem Kanzler allein verdanke, ich nur allenfalls darauf gewirkt hätte, daß er in dies Verhältnis mit ihm gekommen sei. Koreff meint es wirklich gut, ich kann das Mißtrauen nicht teilen [1]).

* Koreff an den Minister v. Altenstein [2])

Dienstag, 25. August [1819].

Empfangen Ew. Exzellenz mein herzlichstes Willkommen. Gern hätte ich selbst Ihnen schon mündlich dies Salve gebracht, doch bis gestern war ich so ungemein schwach und angegriffen, daß ich die leiseste Kopfanstrengung vermeiden mußte, um nicht das Fieber wieder zu erregen, das sogleich wie eine glühende Lava aus dem Kopfe schoß. Ich hoffe, es wird jetzt besser werden, und alles, was durch meine Krankheit retardiert worden ..., soll in einigen Tagen von Stapel laufen.

Hierbei ein Brief von Klaproth. Inständigist bitte ich Ihre Exzellenz, Ihr Ohr den Verleumdungen und Anschwärzungen [derer] zu verschließen, die nicht müde werden, ihr Schlangengift mit Wut gegen diesen armen Mann auszugeifern. Hat [er] früher gefehlt, so hat er sich nur selbst geschadet und hat schwer dafür gebüßt. Jetzt, da er in die

---

1) Weiter kommt Koreffs Name in dem Briefwechsel zwischen Wilhelm und Karoline v. Humboldt nicht mehr vor, denn Karoline kehrte aus Rom heim und Humboldt erhielt am 31. Dezember 1819 seine Entlassung und zog sich nach Tegel zurück.

2) Geh. Staatsarchiv, Berlin, l. c. Die Jahreszahl ist mit Bleistift vermerkt. Die zwei Briefe an einem Tage erklären sich daraus, daß Koreff den Minister bei seiner Rückkehr nach Berlin persönlich begrüßen wollte, aber zu krank war, und daß Altenstein ihn aufsuchen wollte was Koreff in dem zweiten Briefe rücksichtsvoll ablehnte.

Bahn der Ordnung wiedergekehrt [ist], scheint es mir nicht allein unchristlich, sondern wahrhaft teuflisch von seinen Verfolgern, ihn mit Gewalt wieder aus der Ruhe in den Trotz, aus dem Frieden in den Zank und aus dem Hafen in den Sturm hinaushetzen zu wollen. Ihr tief menschliches, edles Herz muß dies ja so lebendig fühlen. Darum bitte ich, verschließen Sie Ihr Ohr der ... Verleumdung, die nie müde wird, ihm in die Fersen zu stechen, und weisen Sie sie mit Ernst und Nachdruck ab. Sonst geht ja das Unkraut des Mißtrauens nie aus der Furche des Weizens [1]) ...

* Koreff an den Minister v. Altenstein [2])

25. August 1819.

Meinen herzlichsten Dank für das Anerbieten Ihrer liebenswürdigen Güte [3]). Gottlob, es geht besser, und ich darf es mir nicht zuschulden kommen lassen, soviel Zeit Ihrer Exzellenz zu rauben. Ich werde gewiß bald die Ehre haben, zu Ihnen zu kommen.

Was Ennemoser betrifft, so lege ich hier die Zeugnisse bei, welche die Wahrheit aller meiner früheren Aussagen bekräftigen mögen . . . Mit dem tiefsten Schmerze, gestehe ich Ew. Exzellenz, sehe ich ihn von Berlin sich entfernen, denn ein Blick in dies kristallreine, frische Gemüt und in diesen hellen Verstand stärkt wunderwürdig. Er ist wie die Felsenquellen, die von den Gipfeln der Berge seines Vaterlandes hinab in die Täler strömen. Solche Geistes- und Herzensgesundheit ist ein seltener Schatz in unserer verwelkten Zeit . . .

---

1) Weiter folgt die Bitte, den von W. v. Humboldt mit Klaproth geschlossenen Vertrag über die Herausgabe seiner Werke (s. Seite 150, 175) nicht der geplanten Revision zu unterziehen, sondern es bei dem einmal gegebenen Wort zu belassen „und keine neue hemmende Maßregel einzuführen, die ihn in seinen besten Kräften lähmen und die Sache ins Schleppen bringen muß".

2) Geh. Staatsarchiv, Berlin, l. c.

3) Offenbar wollte Altenstein Koreff aufsuchen.

Was Ew. Exzellenz für ihn tun wollen, möge bald geschehen. Er muß notwendig, ehe er nach Bonn geht, nach München und Tirol. Sein Werk[1]) hat einen solchen Sukzeß, daß es schon völlig vergriffen ist und er die Aufforderung zur zweiten Auflage erhalten hat. Alles drängt ihn zur Abreise.

Koreff an den Minister v. Altenstein[2])

[Glienicke, 12. Oktober 1819.]

Ihre Exzellenz werden sich vermutlich erinnern, wie oft in Gesprächen, welche den Magnetismus flüchtig berührten, ich den Wunsch aussprach, der auch Ihnen natürlich schien, daß Sie den Zustand des Hellsehens einmal durch eigne Anschauung möchten kennen lernen, weil doch nur das Selbstgesehene tiefen Eindruck auf den Geist und das Gemüt macht. Nun zeigt sich eine günstige Gelegenheit, die zugleich ein Phänomen zeigt, das unter ähnlichen Umständen vielleicht in Jahrhunderten nicht wiederkehrt — wo nämlich ein hoher Grad des Hellsehens, bei sonst vollkommener Gesundheit, durch eine chirurgische, mechanische Krankheit hervorgerufen wird. Ich spreche von der Krankheit der Mlle. Hähnel, wo alle diese Phänomene auf eine höchst deutliche Art für die Beobachtung hervortreten und so instruktiv sich aneinander ketten, daß dieser Fall zum Schlüssel für tausend andre subordinierte Fälle dienen kann, wo die Symptome, nicht so scharf geschieden, verworren ineinander eingreifen und den Kritiker oft einer unlösbaren Aufgabe gegenüberstellen. Diese Erscheinungen nehmen in der Entwicklung der Wissenschaft einen zu bedeutenden Platz ein und haben zu sehr und zu oft Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch genommen, um mich befürchten zu lassen, eine Indiskretion zu begehen. Ich bin

---

1) Gemeint ist wohl „Der Magnetismus nach der allseitigen Beziehung unseres Wesens", Leipzig 1819.

2) Geheimes Staatsarchiv, Berlin. Rep. 92. Altenstein, B 20, „als Einlage eines Briefes von Hardenberg vom 13. Oktober 1819". Abgedruckt von Max Lenz, IV, S. 317 f.

daher so frei, Ew. Exzellenz ganz ergebenst zu ersuchen, nähere Verabredung deshalb mit Sr. Durchlaucht zu treffen, welcher die Gnade gehabt hat, sich bereitwillig zu erklären, mitzuwirken, um Ihrer Exzellenz dieses merkwürdige Phänomen zu zeigen. In der Sache selbst, in dem Interesse, das sie für Ihre Exzellenz gewiß haben wird, und in meinem Eifer, die Wahrheit stets offenkundig darzutun, möge die Entschuldigung dieser Zeilen liegen.

* Koreff an Rahel Varnhagen [1])

Glienicke, 24. Oktober 1819.

Ihr Brief, verehrte Freundin, setzt mich ungemein in Angst. Wäre ich nicht hier durch einige sehr ernste Fälle gefesselt, so eilte ich sogleich zu Ihnen. Doch Donnerstag oder spätestens Freitag hoffe ich abzukommen. Bleiben Sie aber ja nicht ohne Hilfe in dieser Zeit. Es versteht sich von selbst, daß ich Sie mit Ernst und Folge und Sorgfalt behandeln will, doch für diese 3 Tage bitte ich Sie, den Prof. Wolfart rufen zu lassen und ihm zu sagen, daß ich ihn bitte, Sie zu behandeln, um wenigstens jede Gefahr abzuwenden. Er ist sanft, geistreich, zartfühlend. Lassen Sie sich ja keinen Bären wie Böhm oder einen medizinischen Renommisten wie Heim [2]) aufdrängen. Ihr Körper eignet sich [nicht] dazu, die Salti mortali experimentierende Ärzte auszuhalten, und in die zarten Saiten Ihres Organismus muß keine Bärentatze eingreifen, um dort den Generalbaß der Kunst zu studieren. Leben Sie wohl, folgen Sie meinem Rat, er ist gut und passend für Ihre Individualität gedacht und gefühlt. Ich hoffe, daß Sie unter meiner Pflege gedeihen sollen.

[Berlin,] 10. November 1819.

Hier, meine werte Freundin, sind Einlaßbilletts, wie Sie gewünscht haben. Auch ich habe eins und werde nicht ver-

---

1) Aus Varnhagens handschriftlichem Nachlaß.
2) Ernst Ludwig Heim (1747—1834), seit 1783 Arzt in Berlin, ein Original (S. Lilly Parthey, Berlin 1926, S. 324).



Varnhagen v. Ense
Zeichnung von S. Diez (1839)

fehlen, wenn auch etwas später, hinzukommen. Ich freue mich herzlich, etwas zu Ihrer Zerstreuung beitragen zu können.

Aus Varnhagens Tagesblättern [1])

den 4. Dezember 1819.

Koreff schildert den ganzen Zustand. [Der] Kanzler [ist] mit [Graf] Bernstorff [2]), dagegen feindliches Triumvirat von Humboldt, Beyme [3]), Boyen [4]); mit diesen keine Sühnung möglich. Der Kanzler will die Verfassung fördern, sei der liberalste ... Ministerialkrisis in wenigen Monaten; möglich, daß der Kanzler abtritt, welches ein ungeheures Ereignis wäre. Der König sehr schwierig. Alle Regierungen bewilligen, sagte Koreff, allenfalls noch die Sachen, aber die natürlichen Folgen derselben sollen dann bekämpft werden! Feinde und Gegner werden nur immer für dumm und schlecht erklärt. Koreff sehr befangen.

den 10. Dezember 1819.

Der Staatskanzler gestern krank geworden; Koreff gesucht; heute die Mittagstafel abgesagt. Der wahre Grund soll Verdruß sein, den er beim Könige gehabt; die Hindernisse sollen sich ihm jetzt häufen.

den 12. Dezember 1819.

Koreff in des Kanzlers Hause wieder zu Hause.

---

1) Blätter aus der Preußischen Geschichte, Leipzig 1868, Bd. I, S. 11—43. Varnhagen war im Herbst 1819 von seinem Posten als Geschäftsträger in Baden abberufen worden und sollte nach Washington gehen, nahm jedoch seinen Abschied und lebte seitdem in Berlin. Über seine zweideutige Tätigkeit am Badischen Hofe s. das vernichtende Urteil H. v. Treitschkes in „Deutsche Geschichte“ usw. II, 518 f.

2) S. Seite 282.

3) **Karl Friedrich v. Beyme** (1765—1838), 1817—1819 Justizminister, ein alter Gegner Hardenbergs.

4) S. Seite 300.

den 13. Dezember 1819.

Koreff sagt, der Staatskanzler sei von dem katarrhalischen Fieber, das ihn befallen, wiederhergestellt.

den 18. Dezember 1819.

Man spricht von Humboldts Austritt ... Humboldts Verhältnis zum Kanzler aufs äußerste gespannt, zum Reißen; ... Humboldt entschieden angreifend; der Kanzler heftig und will wenig anhören, was man ihm vorstellen möchte; sich an die Ultras[1]) anschließend und doch mit ihnen zerfallen; man findet allgemein, daß jetzt eine große Krisis ist.

den 20. Dezember 1819.

Herr v. Humboldt setzt sich allen schnöden Maßregeln entgegen; man lobt sein Benehmen außerordentlich ... Man nennt ihn und Boyen das edle Zweigespann der Wahrheit und des Rechtes, wobei Beyme als dritter auf der Wildbahn mitlaufe.

den 22. Dezember 1819.

Über des Grafen Flemming[2]) kaltes und abgebrochenes Benehmen zum Staatskanzler. Flemmings Erzählung von des Kanzlers liederlicher Wirtschaft, von Koreffs üblem Benehmen usw. an der Gräfin Custine in Fervaques; Brief der Gräfin an Koreff; Koreffs Abgabe desselben an den Kanzler; dieser zeigt ihn seiner Familie.

den 24. Dezember 1819.

Herr v. Humboldt und Herr v. Beyme werden in wenig Tagen den Abschied bekommen ... General Boyen zieht sich aufs Land zurück.

den 26. Dezember 1819.

Humboldt war gestern gegen Koreff ungemein zuvorkommend. Beyme schickte ihm ein Buch zurück mit einem verbindlichsten Schreiben. Bedeutet das etwas? ...

---

1) Die Konservativen.
2) S. Seite 160.

den 27. Dezember 1819.

Dr. Koreff gesprochen. Man will die Erziehung umgestalten, Adelsschulen errichten usw. Umriß seiner eigenen Ansicht und Bestimmung des Punktes, wo er seine Hand zurückzieht und lieber zurücktritt. Bartholdys Brief beklagt die verlorene Preßfreiheit.

den 31. Dezember 1819.

Koreffs gutes Wirken in betreff der [gelehrten] Anstalten und Sammlungen ...

den 1. Januar 1820.

Beyme und Humboldt erhielten gestern wirklich ihre Halbentlassung, nämlich bloß Dispensierung mit ganzem Gehalt, aber ohne Tafelgelder ... Daß Humboldt und Beyme auch vom Staatsrat dispensiert sind, also des Königs Vertrauen verloren haben, fällt am meisten auf.

den 4. Januar 1820.

Nees von Esenbeck[1]) und andere aus Bonn haben an Koreff geschrieben, die Studenten besuchten ihre Vorlesungen nicht, bloß weil sie, diese Professoren, für Begünstigte und Angestellte des Kanzlers und Koreffs gälten! Koreff hat diese Briefe dem Kanzler mitgeteilt, damit er glauben lerne, wieweit die Stimmung gehe ...

Man sagt die ärgsten Dinge. Humboldt besonders wird als Held der guten Sache verehrt; er zeigt sich gelassen und will in Berlin bleiben ... Gneisenau wird sehr getadelt, daß er sich habe verhören lassen[2]) und nicht lieber dem Könige seinen Kolberger Degen eingesandt.

Graf Pückler an seine Gattin Lucie[3])

[Berlin,] den 3. Januar 1820.

... übrigens ist es jetzt ganz sonderbar in Deines Vaters Hause. Mit der Fürstin ist er hell brouilliert. Koreff hat

1) S. Seite 275.
2) Anläßlich der Demagogenverfolgungen.
3) Briefwechsel und Tagebücher, V, S. 254.

viel, aber nicht alles von seinem Einfluß verloren ... Heute bin ich endlich beim König eingeladen ...

Der König annoncierte mir auch den Tod der guten Jeannette[1]), und Wittgenstein bat mich, den Kanzler darauf vorzubereiten. Ich kam bei diesem gerade rechtzeitig, um mich zum zweitenmal zu Tisch zu setzen, und sprach dann mit Koreff, wie ich ihm die Nachricht beibringen sollte. „Ach", erwiderte Koreff, „glauben Sie doch nicht, daß ein alter vornehmer Mann Herz hat. Das ist ihm ganz einerlei." Dies war denn auch in einem Grade der Fall, daß ich mich fast des Lachens nicht enthalten konnte, wie cavalièrement er die Sache aufnahm. „Offiziell", sagt Koreff, „wird aber morgen gewiß eine große Betrübnis erfolgen."

Aus Varnhagens Tagesblättern[2])

den 5. Januar 1820.

Mit Hofrat Weitzel[3]) war unterhandelt, er solle die Rheinischen Blätter in Bonn zensurfrei fortsetzen und dafür 1000 Taler Gehalt haben. Wegen Einführung der Zensur ist die Sache rückgängig, weil Weitzel diese veränderte Bedingung nicht annehmen wollte.

den 7. Januar 1820.

Haß der Leute gegen Koreff. Er könne noch einmal eine Katastrophe erleiden, wenn der König stürbe; warum, weiß man doch nicht recht zu sagen, aber Koreff sei so unbedacht und vorlaut! ... Koreff weiß, daß er sehr gehaßt ist. Gutes Werk wegen der öffentlichen und unentgeltlichen Benutzung der Anstalten und Museen. Nicht bewirkt — Kabinettsordre darüber vom Kanzler selbst verfaßt.

---

1) Eine Verwandte Hardenbergs. Näheres nicht nachweisbar.
2) Bd. I, S. 45.
3) S. Seite 290.

* Koreff an August Wilhelm v. Schlegel [1])

Berlin, 8. Januar [1820].

Mein lieber, hochgeehrter Freund,

Billigerweise sollte ich Ihnen wohl kein Wörtchen mehr schreiben, da ich volles Recht habe, mich tief verletzt zu halten. Seit länger als einem Jahr keine Silbe von Ihnen, alle Grüße, Bitten, Aufmunterungen, durch freundliche Boten an Sie bestellt, ohne Antwort. Von fremden Zeugen muß ich die sonderbarsten Gerüchte über Ihr Leben, Ihre Schicksale erfahren, muß mich durch Verleumdungen und Anklagen, die Sie treffen, gefoltert fühlen; — ohne eine Tatsache von Ihnen zu wissen, habe ich doch keinen Augenblick gezaudert, mich zu Ihrem Verteidiger laut und öffentlich aufzuwerfen und der Verleumdung die Waffen aus blutigen Händen zu reißen. Oft habe ich mich im stillen gefragt, womit ich nur dies herbe Los verdient habe. Ein ganzes Leben hindurch bin ich Ihnen so freundlich gewesen, habe Sie so lieb gehabt, und auf einmal stoßen Sie mich durch Ihr Schweigen in die Masse der Gleichgültigen, der Ihrem Herzen ganz fremden Menschen weit zurück. Wenn nicht mein Verhältnis zu Ihnen so klar, so sonnenhell vor aller Welt Augen läge, so möchte ich beinahe glauben, daß irgend jemand mir den Liebesdienst der Verleumdung bei Ihnen getan, wie das hier so oft geschieht. Kurz, ich marterte mich mit Vermutungen ab und konnte doch nichts erraten. Wenn Sie mir auch kein Recht auf die Kunde und Mitteilung Ihrer Freuden zugestehen wollten, so hat doch die Freundschaft geheiligte Ansprüche auf den Schmerz, und auch diese haben Sie mir gegenüber nicht wollen gelten lassen. Erklären Sie mir dies Mißverhältnis, ich bitte Sie darum. Es ist zu meiner Beruhigung nötig. Auch ich bin tief verletzt, von vielen Seiten schwer gekränkt, und die lieben Worte der Freundschaft sind mir Bedürfnis.

---

1) Landesbibliothek Dresden (s. S. 227). Teilweise veröffentlicht in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung (München), 9. Januar 1907.

Auch heute würde ich Ihnen nicht schreiben, wenn nicht das unglückselige Blatt vor mir läge, wo die Bitte Ihres Abschiedes[1]) mit unglückseligen Lettern darauf steht und uns mit dem schmerzlichsten Verluste bedroht. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie weh es mir tut, daß ich selbst, der Ihre Berufung geschrieben hat, nun mit derselben Hand Ihren Abschied niederschreiben soll. Dieser Schmerz, und der Wunsch, Sie zu behalten, der nicht bloß in meiner Brust, sondern auch in der des edlen Fürsten Staatskanzlers, der Sie so hoch schätzt, lebt, drängt mich gebieterisch, Ihnen zu schreiben und Sie mit freundlichen Worten im Namen der edelsten Männer, im Namen Deutschlands, im Namen der Freundschaft und Anhänglichkeit zu bitten, einen ruhigen Blick auf Ihre Verhältnisse zu werfen und sich nicht von der Stimme der Leidenschaften betäuben zu lassen. Schütten Sie mir Ihr ganzes Herz aus, sagen Sie mir offen, was Ihnen mißfällt, und überlegen Sie wohl, daß die allgemeinen, streng ausgesprochenen Maßregeln der Politik mit der größten Liberalität werden gehandhabt werden, und Sie, der Sie ein Freund des Rechten und der Ordnung sind, auf keine Art unangenehm berühren werden. Ich kann es mir denken, daß Sie vielleicht in einer Aufwallung von Unmut Ihr Wort gegeben haben, bei dem und dem eintretenden Falle Ihre Demission zu geben. Auch dies ist zu ändern, indem Sie in andere Verhältnisse übertreten können. Seien Sie doch fest überzeugt, daß die vornehmen Leute, denen Sie sich ängstlich und treu verpflichtet hatten, ihre Demission weder eingereicht haben noch einreichen werden und sich höchstens ins Fäustchen lachen, andere zum Opfer ihrer Existenz verleitet zu haben, und in behaglicher Ruhe dem Sturm und dem treibenden Wrack zusehen. Kennen Sie denn die Welt und die vornehme Welt so wenig, um sich ihr so rücksichtslos hinzugeben? Auch ich habe in ihr vielfach gelebt, lebe täglich in ihr und sehe zu klar, daß sie für diese Art Opfer nur einen Dank

1) Schlegel hatte wegen der reaktionären Maßregeln gegen die Universitäten seinen Abschied gefordert.

höchstens in Worten weiß. Ich kann es begreifen, daß aus tausend und abermal tausend Ursachen der Aufenthalt in Bonn Ihnen unangenehm ist und Sie Lust und Neigung haben, ihn unter plausiblem Vorwand zu verlassen. Dies kann aber ja auf andere Weise veranstaltet werden. Hier in Berlin stehen die Pforten der Akademie, der Universität und des Ministeriums Ihnen offen — mit Liebe und Wohlwollen werden Sie empfangen werden, und in der Nähe wird in gestaltlosen Nebel zerrinnen, was gleich einer Wolke aus der Ferne als riesenhaftes Ungetüm Ihnen erscheint. Warum Sie sich so vor Berlin scheuen, ist mir und allen Ihren Freunden und Verehrern höchst unbegreiflich. Sie sehen ja doch, daß die anderen, trotz ihres Schimpfens und Schmähens, sich recht wohl dort befinden und alle anderen Staaten immer verlassen, wenn sie hier nur ein Plätzchen erlangen können, und sich ernstlich hüten, es zu verlassen. Lieber, guter Schlegel, urteilen Sie doch nur mit eigenen Augen, mit eigenem Sinn und Takt, und lassen Sie sich doch nicht durch fremdes Urteil bestimmen und aufregen. Kommen Sie doch nur selbst her und urteilen Sie selber. Blicken Sie um sich, und alle die Mißverständnisse werden schwinden. Bleibt Ihr Mißfallen, nun, so steht es Ihnen ja immer frei, Ihren Abschied zu nehmen; ich will dann keine Viertelstunde zögern, ihn auszufertigen, so schwer es meinem Herzen auch fällt. Sie sind es sich, dem Vaterlande, den Wissenschaften und Ihren Freunden schuldig, diesen Schritt nicht so leichtsinnig in rascher Aufwallung zu tun. Ihr alter, geprüfter Freund spricht mit Ihnen, der die Verhältnisse in ihrem genauesten Zusammenhange und in allen sich durchkreuzenden Beziehungen genau kennt, und der zuviel Freundschaft für Sie und Ehrgefühl in der Brust trägt, um Ihnen einen Rat zu geben, dessen Befolgung Ihnen und Ihrer Ruhe und Ehre zunahe treten könnte.

Guter, trefflicher Freund, wollen Sie sich denn wiederum aus dem Vaterlande verbannen? Wollen Sie denn wieder das drückende Gefühl haben, ein Fremder sich zu fühlen und

mit fremder Zunge zu sprechen und kein Echo für das tiefgefühlte Wort, für den lebendigen Hauch der Poesie in der menschenvollen Öde zu finden? Wollen Sie denn wiederum Ihre Kraft in unfruchtbaren Disputationen über Klassisch und Romantisch und über die drei Einheiten [des Aristoteles] erschöpfen? Im Auslande bleibt ja doch alles ohne Wurzel, ohne fröhliche Blüte, ohne lebendige Verflechtung mit dem Leben der anderen. Bedenken Sie, daß ich auch das Gefühl aus Erfahrung kenne, was dem fremd sich Fühlenden Tränen des bitteren Heimwehs entpreßt. Bedenken Sie auch, daß Sie durch diesen Schritt den Staatskanzler empfindlich beleidigen, der Sie so liebreich, so wahrhaft väterlich aufgenommen hat, und dem es sehr unangenehm ist. Wohl verdient der Fürst, der Ihre Anstellung bei Sr. Majestät bewirkt hat, große Rücksicht bei dieser eklatanten Maßregel. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie der preußische Staat für das Gedeihen der Wissenschaft und Kunst stets väterlich und liberaler wie jeder andere Staat sorgt, und daß wohl nirgends so viel Gründliches für die Entwicklung geistiger Kräfte geschieht, und daß selbst die Strenge, die jetzt herrscht, keineswegs gegen den Stamm und die Wurzel geistiger Bildung, sondern einzig und allein gegen die geilen Auswüchse und Schößlinge gerichtet ist, und daß Ihr Wirken und Leben vor jeder unfreundlichen Berührung heilig und geschützt dasteht von einer Ägide, die kein Pfeil durchbohrt. Sie werden leicht selbst ermessen, daß, haben Sie einmal Ihren Abschied erhalten, es in der Zukunft fast unmöglich sein dürfte, wiederzukehren, und früher oder später erwacht doch im Auslande die Sehnsucht zur Heimat und zu einer ins wirkliche Leben unmittelbar eingreifenden Wirksamkeit. Ich weiß nicht, was ich noch hinzusetzen soll, um Sie zu bestimmen, selbst herzukommen, selbst sich zu überzeugen, selbst zu erwägen, selbst mit dem Fürsten und dem Minister von Altenstein und mit den anderen bedeutenden Männern zu sprechen und danach selbst diesen höchst wichtigen Schritt zu bestimmen, der für Ihr ganzes Leben so entscheidend ist.

Verkennen Sie die Stimme Ihres alten Freundes nicht, der Ihnen stets bewiesen, wie ehrlich er es mit Ihnen meint, und der wohl verdient hätte, nicht so sehr von Ihnen vernachlässigt zu werden. Leben Sie wohl, erwägen Sie mild und ernstlich meine Worte, und erfreuen Sie mich bald mit einer entscheidenden Antwort.

Aus Varnhagens Tagesblättern [1])

den 10. Januar 1820.

Koreff lobt den Fürsten Wittgenstein [2]), den Grafen Bernstorff [3]), Herrn v. Ancillon [4]). Ersterer sei sehr gutmütig und habe noch niemandem geschadet, sei aber der schlaueste und versteckteste Mensch unter der Sonne. Graf Bernstorff wolle sich mit gescheuten Leuten umgeben; Ancillon sei schon einer davon. Koreff hat an Wilhelm Schlegel mahnend geschrieben, noch zu guter Zeit einzulenken und sein Abschiedsgesuch ignorieren zu lassen. [5])

den 13. Januar 1820.

Man schimpft entsetzlich auf Koreff. Der „Jude beim Kanzler" sei an den letzten Sachen meistens schuld!

den 15. Januar 1820.

Abends bei Graf Pückler, wo Pitt Arnim [6]) vorliest. Koreff, Hoffmann, Schinkel [7]), Graf Putbus, Graf Nostiz [8]), Dr. Muhr dort.

---

1) Bd. I, S. 49—62.

2) S. Seite 309.

3) S. Seite 282.

4) Joh. Friedrich Ancillon (1767—1837), Erzieher des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, seit 1814 Geheimer Legationsrat.

5) S. Seite 325 ff.

6) Der Obermundschenk Karl Otto Ludwig v. Arnim.

7) Karl Friedrich Schinkel (1781—1841), der berühmte Berliner Baumeister.

8) Der frühere Adjutant Blüchers.

den 23. Januar 1820.

Herr v. Humboldt äußerte sich gegen Koreff, er habe ja eigentlich gar keine feindliche Berührung mit dem Kanzler gehabt und nichts gegen denselben unternommen.

*August Wilhelm v. Schlegel an Koreff [1])

[Bonn,] 19. Januar 1820.

Ihren Brief vom 8. Januar erhielt ich vor einigen Tagen, mein teurer und hochverehrter Freund, und eile zuvörderst, Ihren freundschaftlichen Vorwürfen zu begegnen. Meine Gesinnungen gegen Sie können sich nie ändern. Ich werde Ihnen zeitlebens dankbar sein für die freundschaftliche Wärme, womit Sie zu meiner Hilfe herbeigeeilt sind, als ich in Auxerre krank lag: ich erzähle es gern, daß Sie mich damals den Klauen ungeschickter Ärzte, oder was einerlei ist, dem Tode entrissen haben. Aber ich fand nicht bloß eine Befriedigung des Herzens in Ihrem Wohlwollen, Ihr Umgang gewährte mir den lebhaftesten Genuß, und die Tage, die ich mit Ihnen in Paris, auf dem Lande, in der Schweiz [2]), oder wo es sein mochte, zugebracht, gehören zu meinen angenehmsten Erinnerungen.

Immer freute ich mich, in Ihnen den witzigen Gesellschafter, den geistreichen Beobachter der Welt, den ideenreichen Forscher wiederzufinden und meinen Geist durch Ihre Mitteilungen anzuregen. Als ich im Jahre 1817 einen unersetzlichen Verlust erlitten hatte [3]), als die Auflösung eines Verhältnisses ohnegleichen durch den Tod mir eine unerwünschte Freiheit wiedergab, habe ich in Ihren Einladungen zur Rückkehr nach Deutschland aufs neue Ihren freundschaftlichen Eifer erkannt. Bei unserem Zusammentreffen in Koblenz und in Bonn glaubte ich von Ihrer Seite einige Zurück-

---

1) Landesbibliothek Dresden (s. Seite 227, Anm. 3). Nur auszugsweise veröffentlicht in Beilage zur Allgemeinen Zeitung (München), 9. Januar 1907.

2) In Genf 1811 bei Frau v. Staël (s. Seite 77).

3) S. Seite 226.

haltung zu bemerken und vermied es, diese Grenze zu durchbrechen. Seitdem ist, soviel ich weiß, keine Botschaft von Ihnen zu mir gelangt, sonst wäre sie nicht unerwidert geblieben. Sie kennen meine alte Nachlässigkeit im Briefschreiben: es ist ein Familienfehler, den sogar mein Bruder mir zugute halten muß, so wie ich ihm. Überdies, was hätte ich Ihnen, der Sie in mannigfaltigen und bedeutenden Weltverhältnissen leben, aus meiner wissenschaftlichen Eingezogenheit Unterhaltendes melden können? Dazu kam, daß ich seit meiner Ankunft in Bonn sehr häufig verstimmt war, und zwar durch einen Verdruß der Art, wovon man nicht gern redet [1]). Dies führt mich auf die Verleumdungen, deren Sie erwähnen. Sie können, mein teurer Freund, keine sehr schweren Kämpfe zu bestehen gehabt haben, denn die lügenhafte Abgeschmacktheit dieser Verleumdungen mußte jedem Unbefangenen in die Augen springen. Vergebens habe ich die Urheber durch die geringschätzigste Zurückweisung ihrer Zumutungen aufgefordert, ans Licht hervorzutreten, um mir alsdann volle Genugtuung zu schaffen. Sie haben sich wohl davor gehütet. Sie hatten mit bleiernen Pfeilen auf eine stählerne Rüstung geschossen. Das flüchtige Aufsehen ist längst in tiefe Vergessenheit begraben, ich genieße aus der Ferne und Nähe der gewohnten Achtung. Übrigens waren in Berlin zwei verehrte Freunde von mir, der General v. Müffling [2]) und der Staatsrat Hufeland, näher von der Sache unterrichtet und werden wohl gelegentlich das Nötige gesagt haben. Wenn es Sie interessieren kann, will ich Sie ein andermal davon unterhalten: mir ist es nun schon gleichgültig geworden, aber es bleibt immer eine seltsam merkwürdige Geschichte.

---

1) Wegen des Mißverhältnisses mit seiner Gattin. Schlegel hatte im Sommer 1818 eine zweite Ehe mit Sophie Paulus, der Tochter des Heidelberger Professors H. E. G. Paulus, geschlossen, die ihm aber nicht nach Bonn gefolgt war.

2) Karl Frhr. v. Müffling (1775—1851), seit 1820 Chef des Generalstabes der Armee.

Sie sehen, daß ich das Bedürfnis habe, zu Ihnen im vollen Vertrauen der Freundschaft zu reden. Aber kommen wir nach dieser schon allzu langen Vorrede auf die Hauptsache. Auch hier muß ich zuvörderst einige irrige Annahmen aus dem Wege räumen, die ich in Ihrem Briefe bemerke.

Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich den getanen Schritt mit niemandem verabredet, noch viel weniger mich dazu verbindlich gemacht [habe]. Der Entschluß ist ganz aus mir selbst hervorgegangen. Sollte in einer Stelle Ihres Briefes, was ich kaum glauben kann, unser allgemein geliebter und verehrter, leider ehemaliger Kurator[1]) gemeint sein, so kann ich versichern, daß er, wiewohl es ihn geschmerzt hat, sich für jetzt von der Universität zu trennen, den aufrichtigsten Anteil an ihrem fortwährenden Gedeihen nimmt, und daß er, in der Voraussetzung, ich könnte im Sinne haben, mich von dem Lehramte zurückzuziehen, mir die dringendsten Gründe entgegengestellt hat. Ich habe die Sache ganz als meine Privatangelegenheit behandelt, ich habe mich nur wenigen Freunden im engsten Vertrauen eröffnet, ich habe fortgefahren, meine Vorlesungen mit dem gewohnten Fleiße zu geben, und das hiesige Publikum hat erst aus dem Berlinischen Zeitungsartikel etwas erfahren. Aber auch jetzt weiche ich den deshalb an mich geschehenden Anfragen durch unbestimmte Äußerungen aus.

Ferner muß ich erklären, daß der Aufenthalt in Bonn mir keineswegs mißfällt, sondern daß ich vielmehr eine große Neigung dazu gefaßt habe. Die heitere Gegend, das milde Klima, die bequeme Lage zu kleinen und großen Reisen, das freundschaftliche Verhältnis mit meinen Amtsgenossen, die gesellige Ungezwungenheit, selbst Beschränktheit einer kleinen Stadt sagten mir zu. Dazu kommt nun, daß ich meine ge-

1) Philipp Joseph v. Rehfues (1779—1843), bekannt durch seinen Roman „Scipio Cicala“ (1832). Anfang 1820 war die Ernennung von Regierungskommissarien zur Überwachung der Universitäten verfügt worden, wodurch die bisherigen Kuratoren ausgeschaltet wurden.

lehrten Vorräte nicht ohne Mühe und Kosten um mich her versammelt und mich angenehm eingerichtet habe. Ich hatte es recht eigentlich darauf angelegt, in meinem Hause einen literarischen Zirkel zu bilden. Ich hege keine Abneigung gegen Berlin, das ich ja von alter Zeit kenne. Nur scheute ich das rauhere Klima und die weite Entfernung von meinen Freunden in Frankreich. Auch glaubte ich den geselligen Anforderungen dort nicht ausweichen zu können, und meine Gesundheit sowohl als meine weit aussehenden Forschungen fordern eine von den Zerstreuungen der großen Welt ungestörte Ruhe.

Ich habe ja selbst um die Verlängerung meines hiesigen Aufenthalts bis zum nächsten Herbst angehalten, und das Ministerium hat die Gnade gehabt, mein Gesuch zu bewilligen. Ich hoffte in der Folge, vielleicht mit dem Vorbehalt, eine Reihe von Vorlesungen in Berlin zu geben, meine definitive Bestimmung für Bonn auszuwirken. Hier fand ich eine besonders erfreuliche Sphäre gelehrter Tätigkeit, wo man die Früchte seines Fleißes gleichsam vor seinen Augen wachsen und reifen sehen konnte. Es war ein herrlicher Gedanke, hier am Rheine gründliche deutsche Bildung und Liebe dazu zu verbreiten. Sie haben recht, teuerster Freund, die kgl. preußische Regierung hat unendlich viel für Kunst und Wissenschaft getan, und die Stiftung von Bonn war ein echt vaterländisches Ereignis. Die Wahl des Ortes war die glücklichste: die königliche Freigebigkeit des Monarchen, die weise Sorgfalt des Ministeriums können nicht genug gepriesen werden. Ich war stolz darauf, Fremden, die mich besuchten, dem Grafen Montlosier, dem Herzog von Richelieu, dem Grafen Reinhard, den großen Umfang und die Vortrefflichkeit der neuen Anstalt darlegen zu können. Ich brachte sie zu dem Geständnis, daß es in Frankreich, wenigstens außer Paris, nichts Ähnliches gebe. Ich lege Ihnen einen Brief des Herzogs von Richelieu bei, den er mir kurz nach seinem Besuche schrieb.

Wenn viel für uns geschehen war, so haben wir uns auch

unsererseits wacker gerührt. Vierhundert Studierende, darunter eine große Anzahl schon gebildeter junger Männer aus allen Gegenden Deutschlands, im ersten Jahre nach der Stiftung: das ist in den Annalen der Universitäten unerhört. Ich gebe diesen Winter eine öffentliche Vorlesung vor zweihundert Zuhörern. — Wenn es ungestört so fortgegangen wäre, so hätten wir in einigen Jahren an Frequenz und Ruhm auch im Auslande, mit Göttingen wetteifern mögen.

Freilich, es ist ein Großes, wenn der Staat Aufwand für wissenschaftliche Anstalten macht, den Gelehrten ihre Existenz reichlich sichert. Aber diese Wohltaten verlieren ihre Kraft, wenn nicht noch eine, die höchste hinzukommt: ehrenvolle Auszeichnungen, aufmunternde Beweise des Wohlwollens von seiten der Regierung. Der akademische Lehrer insbesondere kann das Zutrauen nicht entbehren. Und dieses Zutrauen haben wir nun durch eine unglückliche Konstellation verwirkt, ich weiß nicht wie; wenigstens scheinen mir die Anlässe in gar keinem Verhältnisse mit den Folgen zu stehen. Von einem großen Staatenverein ist das Anathema ausgesprochen worden [1]). Der Widerhall davon ist durch Europa erschollen, und wir mögen nun bald in amerikanischen Zeitungsblättern lesen, daß wir, sämtlich oder großenteils, Verführer der Jugend sind. Doch ich will auf das, was die deutschen Universitäten im allgemeinen seit der Schrift von Stourdza [2]) betroffen hat, nicht eingehen. Mein Brief würde zum Buche werden, Sie würden meiner Ansicht Ihre Gründe entgegenstellen, und am Ende würde vielleicht keiner den anderen überzeugen. Ich beschränke mich auf meine eigene Angelegenheit. Zu dem getanen Schritte hat mich nichts anderes bewogen als die Überzeugung, wovon ich auch jetzt nicht weichen

1) Die Karlsbader Beschlüsse der Heiligen Allianz.

2) Der rumänische Publizist Alexander Stourdza (1791 bis 1854) hatte 1818 auf dem Kongreß zu Aachen im Auftrage der russischen Regierung ein „Mémoire sur l'état actuel de l'Allemagne" verfaßt, worin er die deutschen Hochschulen als Brutstätten des revolutionären Geistes verdächtigte.

kann, daß das Amt, wozu ich vor anderthalb Jahren so ehrenvoll berufen wurde, nicht mehr dasselbe ist, daß es durch die neuen Einrichtungen seine wesentlichsten Vorrechte, seine Annehmlichkeit und seine Würde verloren hat.

Sie erlassen mir wohl den Beweis, sonst bin ich erbötig, ihn nachdrücklich zu führen.

Aber Sie sagen mir, die notwendig befundenen Vorkehrungsmaßregeln seien nicht gegen Gelehrte von meinem Charakter gemeint. Es ist wahr, ich habe nie den Ehrgeiz gehabt, eine politische Rolle zu spielen, weder als Schriftsteller, noch auf andere Art: sonst hätte ich nicht so manche günstige Gelegenheit vorbeigehen lassen. Ein einziges Mal habe ich meinen Namen eingezeichnet, das war in der allgemeinen Sache des Vaterlandes, in dem europäischen Kampfe für die Selbständigkeit der Staaten. Ich bin es seit langen Jahren gewohnt, in der Mitte politischer Gärungen als ruhiger Zuschauer zu stehen, nur eine mäßigende und vermittelnde Stimme hören zu lassen und mit Menschen von allen Parteien in freundlichem Verhältnisse zu bleiben. Noch am Tage meiner Abreise von Paris schrieb mir Herr von Chateaubriand, ich sei dazu berufen, die Geschichte Frankreichs im Mittelalter zu schreiben. Allein das in Deutschland erwachte Mißtrauen gegen die Gelehrten und Schriftsteller überhaupt liegt am Tage; und ein solches Mißtrauen ist nicht wie eine gewöhnliche Flamme, welche erlischt, wenn der Nahrungsstoff erschöpft ist: es phosphoresziert nur um so heller in luftleerem Raume. Wenn der Verdacht sich auf Meinungen, auch auf nicht ausgesprochene, richtet, kann ich sicher sein, daß die Meinungen des Verfassers der Schrift „**Sur le système continental**“ und einiger anderer politischer Schriften im Jahre 1813, des vieljährigen Freundes der Frau von Staël, des Mitherausgebers ihres nachgelassenen Werkes [1]) (ich will Sie geflissentlich an alles erinnern), immer unverdächtig scheinen werden?

1) S. Seite 226.

Mit dem besten Willen kam ich nach Deutschland. Meine Freunde in Frankreich ließen mich ungern von sich und würden mich mit offenen Armen wieder aufnehmen. Sie wissen, daß ich dort sehr angenehme Verhältnisse habe, und wenn ich bloß meine Neigung befragt hätte, so wäre ich wohl immer da geblieben. Aber es schien mir vielleicht rühmlicher, gewiß verdienstlicher und berufsgemäßer, meine Kräfte zum Nutzen des Vaterlandes zu verwenden. Ich fand alles in scheinbar tiefer Ruhe. Plötzlich ist ein Ungewitter aufgezogen, aus einem Wölkchen, wie das war, welches der Prophet Elias am Horizont erblickte. Mein erster Gedanke war, ein Obdach zu suchen. Glauben Sie mir, ich bilde mir nicht ein, zu irgend etwas notwendig zu sein: meine Entfernung vom öffentlichen Unterricht würde keine merkliche Lücke verursachen. Mein Fach gehört zu den entbehrlichen, für die nur dann Begünstigung zu hoffen ist, wenn bei vollkommen heiterer Stimmung auch an äußere Verzierung gedacht wird. Der Inhalt Ihres Briefes war mir daher etwas ganz Unerwartetes.

Sie bezeugen mir die unendlich ehrenvolle Hochschätzung des Fürsten Staatskanzlers: ich bitte Sie, den Ausdruck meiner ehrerbietigsten Gesinnungen und meiner Dankbarkeit vor Se. Durchlaucht zu bringen. Wenn ich die schmeichelhafte Überzeugung hegen darf, daß der Staatskanzler, daß der Minister von Altenstein, dessen Briefe ich als kostbare Beweise der Anerkennung aufbewahre, auf die Fortsetzung meiner wissenschaftlichen Tätigkeit im Dienste des Staats einigen Wert legen, so wirft das freilich ein bedeutendes Gewicht in die andere Wagschale.

Lassen Sie uns also miteinander überlegen, ob sich irgendein Ausweg finden läßt. Sie sagen mir, „die getroffenen Maßregeln werden mich auf keine Art unangenehm berühren, mein Leben und Wirken stehe da, vor jeder unfreundlichen Berührung geschützt, wie von einer Ägide, die kein Pfeil durchbohrt." Könnten Sie mir darüber eine



August Wilhelm v. Schlegel
Gemälde von Hohneck

amtliche Versicherung schaffen? Brief und Siegel? Das wäre ja gewissermaßen

„Ein eisern Privilegium,
Zu hexen frank und frei herum.“

Aber im Ernst, kann irgendein Einzelner billigerweise verlangen, daß zu seinen Gunsten eine Ausnahme gemacht werde von einer allgemeinen Maßregel, die so viele würdige Männer trifft? Sonst standen zwischen den Professoren und dem Ministerium nur die Kuratoren, Männer von erlauchter Geburt und in hohen Staatsämtern, deren Namen schon den Universitäten zur Zierde gereichte; und ihre Wirksamkeit war durchaus nicht hemmend, sondern eine fördernde und aufmunternde Fürsorge. Von spezieller Aufsicht war gar nicht die Rede; sie schien um so weniger nötig, da die Grundsätze der Lehrer vor ihrer Anstellung meist durch ihre Schriften bekannt waren. In dem unerhörten Fall, daß ein Lehrer sein Amt zu übeln Zwecken gemißbraucht hätte, kam es zunächst dem akademischen Senate zu, für die Ehre und Unbescholtenheit der Universität zu sorgen. Jetzt sind Aufseher in der Nähe hingestellt mit einer unbedingten und bisher beispiellosen Vollmacht. Wie ist einem solchen Verhältnis auszuweichen? Ich sehe nur ein einziges Mittel. Die Maßregel ist nur als transitorisch, das Verhältnis der Universitäten zu den Kuratoren nur als suspendiert angekündigt worden. Es käme also darauf an, einen speziellen wissenschaftlichen Auftrag auszumitteln, dessen Ausführung mich während dieser Zeit hinlänglich beschäftigte, auch wenn ich einstweilen der gewöhnlichen Geschäfte eines akademischen Lehrers überhoben würde.

Einen solchen Auftrag wüßte ich wohl. Sogleich bei meiner Rückkehr in Deutschland habe ich mein Augenmerk darauf gerichtet; aber ich hegte nicht mehr die Hoffnung, jetzt, da die Bewegungen des Augenblicks die Gemüter ganz in Anspruch nehmen, Begünstigung dafür zu finden. Sie erregen diese Hoffnung von neuem, indem Sie mir sagen, der preußische Staat werde auch jetzt fortfahren, väterlich

und liberaler als jeder andre für das Gedeihen der Wissenschaft und Kunst zu sorgen.

Mein Wunsch wäre nämlich, das Studium des Sanskrit und der indischen Literatur [1]) überhaupt in Deutschland auf eine gründliche Art einheimisch zu machen. Das große gelehrte Interesse der Sache brauche ich Ihnen nicht auseinanderzusetzen: Sie sind im Besitz aller darauf bezüglichen Ideen. Ich lege einen Aufsatz bei, wodurch ich die Gönner der Wissenschaften in Berlin aufmerksam zu machen gesucht habe, er ist den Bonnischen Jahrbüchern eingerückt worden.

Noch will ich erinnern, daß nicht nur in Paris ein eigner Lehrstuhl für das Sanskrit errichtet ist, sondern daß ein deutscher Gelehrter, Fr. Bopp [2]), mit Unterstützung der bayerischen Regierung, und, auf meine Empfehlung, insbesondere des Kronprinzen von Bayern [3]), seit einer Anzahl von Jahren in Paris, jetzt in London, einzig zu diesem Zwecke studiert und das Versprechen einer Professur in Würzburg erhalten hat. Er hat jetzt einen indischen Text in London sehr lobenswert herausgegeben, worüber ich nächstens eine Beurteilung drucken lassen werde. In Göttingen ist noch nichts geschehen, doch steht es über kurz oder lang zu erwarten, da die Verhältnisse mit England es dort besonders erleichtern.

Wenn man also, wie billig, bei keiner Erweiterung der Wissenschaft zurückbleiben will, so wäre es nötig, auf irgendeiner der preußischen Universitäten etwas für das Studium der indischen Literatur zu tun. Ich glaube, es würde für Bonn keine gleichgültige Auszeichnung sein, wenn man hier die Hilfsmittel des Sanskrit, die ich schon großenteils besitze, beisammen fände; wenn man in der Folge auch Elementar-

---

1) Schlegel hatte sich 1816/17 in Paris unter Anleitung de Chézys (s. Seite 52) in die indische Literatur vertieft.

2) Franz Bopp (1791—1867), der Begründer der vergleichenden Sprachforschung.

3) Ludwig (1786—1868), seit 1825 König Ludwig I.

bücher und indische Texte drucken könnte. Die Lage ist besonders günstig wegen der Nähe von London und Paris, wo allein indische Manuskripte sind. Einige außerordentliche Unterstützung wäre erforderlich, aber sie würde nicht unerschwinglich sein, keineswegs außer Verhältnis mit dem, was das hohe Ministerium für andre auch nicht ganz notwendige Studien so freigebig bewilligt hat.

Diesen Lieblingsplan hatte ich nun schon völlig aufgegeben, als ich vor sechs Wochen nach Berlin schrieb. Ich überlasse es Ihnen, mein teuerster Freund, ob Sie den Versuch wagen wollen, der Sache Eingang zu verschaffen. Auf erhaltenen Befehl würde ich sogleich dem Minister des öffentlichen Unterrichts einen ins einzelne gehenden Plan vorlegen.

Ich weiß wohl, daß die Ausführung mir eine Menge mühseliger und trockener Arbeiten auferlegen und daß ich einige Jahre hindurch alle Hände voll zu tun haben würde, statt daß ich, bei individueller Fortsetzung des Studiums, nur die Blüte davon pflücken und sie zu welthistorischen, philosophischen, dichterischen Zwecken benutzen könnte. Aber die Liebe zur Sache würde mir die Schwierigkeiten überwinden helfen.

Ich hoffe, Sie werden in diesen Äußerungen die Bereitwilligkeit erkennen, den Eröffnungen, die Sie mir von seiten eines erlauchten Gönners gemacht haben, entgegenzukommen. Eine Reise nach Berlin halte ich in dem gegenwärtigen Augenblick durchaus nicht für zweckmäßig.

Leben Sie recht wohl, mein teurer Freund, und erfreuen Sie mich bald mit einer Antwort. Denn nach dem getanen Schritte bin ich in der Lage jenes alten Ritters in einer spanischen Romanze:

„Schon den einen Fuß im Bügel."

Und um einen neuen Lebensplan auszuführen, müssen doch mancherlei Anstalten getroffen werden.

Die Marquise de Custine an Rahel Varnhagen [1])

Paris, 20. Januar 1820.

. . . Es freut mich, daß Koreff noch immer Ihr Freund ist, daß Sie ihn noch besser beurteilen und für noch wertvoller halten als früher. Die Zeit ist eine große Herrscherin, bisweilen etwas streng, bisweilen auch heilsam. Anscheinend haben ihre Lehren unserm Freunde genützt, und die ernsten Lebensjahre werden ihn bereit finden, ihre Härte zu ertragen und dem neuen Unglück eine starke und edle Seele entgegenzustellen! Er ist des Glückes wert, aber ich fürchte, er findet es nicht; er macht zu hohe Einsätze. Könnten wir doch alle mal zusammentreffen! Wie gern sähe ich Sie mit ihm wieder! . . .

Ich studiere immerfort Deutsch. Mein einziges Vergnügen ist, hübsche Erzählungen von La Motte-Fouqué zu übersetzen. Koreff hat mir „Neue kleine Romane, Mährchen und Erzählungen von Friedrich de La Motte-Fouqué“ [2]) gesandt, aber ich habe nur die ersten drei Bände. Es werden gewiß noch viele andre nachfolgen. Veranlassen Sie doch Koreff, daß er sie mir schickt und auch etwas von Tieck beifügt. Ich liebe die übersetzten Erzählungen von La Motte-Fouqué, sie haben hierzulande den größten Erfolg. Ich habe übersetzt: „Die vierzehn glücklichen Tage“, den „Bösen Geist im Walde“, den „Siegeskranz“, den „unbekannten Kranken“ usw. und viele andre. Es ist sehr spaßhaft und mein einziges Vergnügen.

Graf Hermann v. Pückler an seine Gemahlin Lucie [3])

[Berlin,] den 11. [Januar 1820].

. . . Koreff sehe ich nie mehr beim Staatskanzler, und es ist wohl kein Zweifel, daß die Epoche seiner hohen Gunst vorüber ist.

---

1) „Lettres du Marquis A. de Custine etc.“, S. 309.

2) Berlin 1814—1819), 4 Bde. Friedrich Baron de la Motte Fouqué (1774—1853) hatte bereits zum Kreise der Grünen Almanache gehört.

3) Briefwechsel und Tagebücher, V, S. 256—262.

den 19. [Januar], abends.

Koreff scheint sich mit Deinem Vater wieder ganz gut zu stehen, aber nicht mehr mit der alten Vertraulichkeit [1]).

den 20. [Januar 1820], abends.

Heute war wieder ein großes Ministerdiner bei deinem Vater. Nach Tisch kam er zu Mamsel Hähnel, bei der ich war, und die mir sehr wohl will, und die auch wirklich eine recht ehrliche, gute Seele ist. Er setzte sich zu uns und blieb eine Viertelstunde bei uns. Eine merkwürdige Erscheinung war es mir aber, wie der Fürst Wittgenstein mit der Fürstin umging. Er kniff ihr in die Backen, küßte sie, hielt sie eine Minute lang bei den Ohren, drückte sie an sich, . . . zur sichtlichen Verlegenheit der armen Fürstin. Nie habe ich das früher gesehen, und wenn er nicht zu viel getrunken hat, so muß dies Betragen etwas anderes zu bedeuten haben.

Joh. Gottfried Langermann an Jean Paul Richter [2])

Berlin, den 23. Januar 1820.

. . . Noch einen unsauberen Winkel von Berlin muß ich erwähnen, dessen sich alle hellen Köpfe herzlich schämen und sich ärgern, daß mächtige Köpfe ihre Freude dort finden. Es sind unsere Baquets [3]) und die Magnetiseurs Wolfart, Koreff, Schweitzer, Andresse [4]). Von des ersteren Schandgeschichte brauche ich nichts zu sagen. Ihre liebe Frau wird darüber genug gehört haben und auch wissen, wie sich Wolfart nicht scheut, täglich auf neuen Lügen ertappt zu werden . . . Bisher habe ich selbst Wolfart, sogar gegen manchen drin-

1) Dieser Satz ist in der Vorlage französisch.

2) Jean Pauls Denkwürdigkeiten, München 1863, Bd. III, S. 369 f. — Über Langermann s. Seite 269.

3) Über das Baquet s. Seite 167.

4) Über Schweitzer s. Seite 188. Peter Wilhelm Ludwig Andresse (1789—1865), Arzt der Berliner französischen Kolonie (vgl. W. Erman, Der tierische Magnetismus usw., S. 110).

genden Verdacht, daß er nicht betrogen, sondern Betrüger sei, verteidigt. Jetzt kann ich das nicht mehr mit Ehren und gutem Gewissen. An Koreff merke ich, daß er den ersten Vorwand benutzen wird, um den Kram aufzugeben, wenn er nur sicher ist, daß ihm die bisher damit erschlichenen Vorteile nicht entgehen. Er und alle Genossen kommen immer mehr in Verlegenheit bei ihren hohen Protektoren...

Koreffs Geburtstagsgeschenk an E. Th. A. Hoffmann [1])
(24. Januar 1820.)

Zu seinem Geburtstage in diesem Jahre hatte ihm Koreff ein Heft mit echten Callotschen Blättern geschenkt. Diese gaben ihm die Idee zu der Prinzessin Brambilla, die im nächstfolgenden (1821) erschien, und zu der er mehrere jener Blätter mit Gegenständen, die in den Gang der Handlung eingreifen, abbilden ließ . . . Er glaubte das Werk gelungen und übergab es wie seine früheren seinem Freunde Hitzig, dessen Urteil darüber fordernd. Dieser . . . verhehlte ihm nicht, daß er ihn hier auf einem . . . Abwege zu erblicken glaube, nämlich dem des Nebelns und Schwebelns mit leeren Schatten, auf einem Schauplatz ohne Boden und Hintergrund, und empfahl ihm, . . . etwas von Walter Scott zu lesen, — unmaßgeblich den Astrologen. Schon am nächsten Morgen erhielt er folgende Antwort, die eine merkwürdige Selbstanschauung enthält:

„Gestern abend war Koreff bei mir und hatte die Güte, mir auf mein Bitten noch ganz spät den Astrolog zu schicken, den ich nächstens lesen werde, da ich ihn in diesem Augenblick — verschlinge. Ein ganz treffliches — treffliches Buch, in der größten Einfachheit reges lebendiges Leben und kräftige Wahrheit! Aber fern von mir liegt dieser Geist, und ich würde sehr übel tun, eine Ruhe erkünsteln zu wollen, die mir, wenigstens zur Zeit, noch durchaus gar nicht gegeben ist ...“

---

1) Leben und Briefe, S. 146 f.

Graf Hermann v. Pückler an seine Gattin Lucie [1])

[Berlin,] den 29. [Januar 1820].

... Von Deinem Herrn Vater haben infame Äußerungen in dem englischen Courier gestanden. „Der preußische Staatskanzler hat einen Juden zum Leibarzt, der ihn schon mehrmals magnetisiert hat. Es soll bedeutende Wirkung gehabt haben, zur Clairvoyance hat er es aber noch nicht bringen können." Seitdem scheint in der Tat eine Spannung zwischen ihm und Koreff eingetreten, der gar nicht mehr zu Tische hinkommt. Gerade deshalb werde ich aber gewiß gegen Koreff freundlicher als je sein. Man hält es für gewiß, daß Dein Vater sich mit einemmal ganz in die Arme der Ultras geworfen hat ...

nachts 3 Uhr.

Nach Tische ging ich zu Deinem Vater, wo heute Koreff und Wolfart gegessen hatten. Koreff ist ganz zärtlich für mich und gewiß aufrichtig. Auch Dein Vater war sehr freundlich ... Die arme, ganz lahme Hähnel besuchte ich dann noch und ging nachher in die Assemblee zu Lottum [2]). Koreff sagte, Lottum sei der beste Finanzminister, da er im Ablativ Lotto heiße. Ein sehr gutes Bonmot.

* Koreff an August Wilhelm v. Schlegel [3])

Berlin, 5. Februar 1820.

Geliebter, hochgeehrter Freund! Nur Krankheit hat mich abhalten können, Ihren liebevollen Brief [4]) auf der Stelle zu beantworten. Wenn von Dank und Verpflichtung die Rede ist, so kann ich nur als der tief Verschuldete erscheinen, der nie die Schuld abzutragen vermag. Ihnen verdanke ich

---

1) Briefwechsel und Tagebücher, V, S. 267.

2) Karl Friedrich Heinrich Graf zu Wylich u. Lottum (1767 bis 1841), General der Infanterie, seit 1817 Schatzminister.

3) Landesbibliothek Dresden (s. Seite 227). Auszugsweise veröffentlicht in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung (München), 9. Januar 1907.

4) Vom 19. Januar.

ja die besten, die fruchtbarsten Anregungen, und Ihr Name lebt stets hochgefeiert in meiner Brust. Deutsche Vaterlandsliebe und innige Freundschaft zu Ihnen, wahrhafte kindliche Anhänglichkeit machen mir die Idee der Trennung unerträglich. Herz und Geist wurden dadurch verwundet. Soviel ist auf Ihre Kraft, Ihre Einsicht, Ihre echt europäische Bildung, Ihr Mitwirken, Ihren Takt, Ihren Rat und Ihr Eingreifen von uns allen gerechnet worden. Sie sollten dem Studium der Philologie und der Kunst hier in diesen Landen eine andere, eine produktivere Richtung geben; Sie sollten neue Lebensquellen graben helfen und neue Wurzeln mit den alten Felsenadern fest und traut zusammenflechten, auf daß der Baum neuen Lebens Blüten und Zweige triebe. Das war der Lieblingstraum des Ministers von Altenstein. Das war der Wunsch des edlen Fürsten, den ich Sie ja bitte, nicht zu verkennen, dessen Bestrebungen bald mitzuteilende Aktenstücke[1]) in das hellste Sonnenlicht setzen werden, der nur nach voller Überzeugung handelt und der auch dann, wenn er streng zu handeln scheint, als ein großer Staatsmann ein ganzes Volk, die folgenden Geschlechter bedenkt und die Wolke nur im voraus entwaffnet, die wirklich zündende Blitze trägt, welche in Pulvertürme fallen sollten, die Schuldige und Unschuldige mit ihren Trümmern bedeckt hätten. Könnten Sie sich nur entschließen, auf einige Wochen nach Berlin zu kommen, Sie würden dann am besten mit eigenen Augen sehen, mit eigenem Sinne urteilen und würden dann wohl gestehen müssen, daß so manche Erscheinung isoliert, aus dem Zusammenhang herausgerissen, hart und zu rätselhaft erscheint, aber in ihrer Verkettung studiert, in die Reihe der Notwendigkeit zurücktritt. Das politische Leben des Fürsten ist wahrlich in zu großem Stile gebaut, als daß es ihm nötig wäre, seine Rechtfertigung im Geheimnis zu suchen. Der Fürst wird Ihnen, den er so ungemein schätzt, gewiß gern alles mit-

1) Wohl die am 2. Oktober 1820 genannte Schrift von Benzenberg.

teilen, und Sie, der Sie gewohnt sind, ex ungue leonem zu erkennen, Sie hochbegabter Kritiker und Forscher, Sie werden es gewiß klar erkennen, daß nur unausweichbare Notwendigkeit diesen geprüften Staatsmann und Menschenfreund zu diesen Schritten, die mit Unrecht als Rückschritte erscheinen, hingedrängt haben. Werfen Sie doch nur, geliebter Freund, einen einzigen ernsten Blick auf das Leben des Fürsten und gestehen Sie, daß es in Europa keinen Staatsmann gibt, unter dessen Schild echte Liberalität so fröhlich emporgekeimt hat als unter seinem. Denken Sie an Franken [1]) und die dortigen Kämpfe mit den eingewurzelten Vorurteilen des verjährten Feudalismus. Erinnern Sie sich doch, wer den Bauer in preußischen Staaten wirklich frei gemacht und dadurch ein ganzes neues Leben, ein neues Element in den europäischen Staatenbund friedlich eingeführt hat. Wem verdankt man die Landwehr, die Volksbewaffnung, den Aufruf an das Volk vor der Lützener Schlacht? Wer erkannte Scharnhorst und die anderen Helden des Volkes? Wem verdankt Bonn seine Existenz? Nur seinem Schutz, seinem Willen und seiner wahren Begeisterung für das Göttliche, Hohe und wahrhaft Beseligende in der Menschheit. Wollte ich alle die einzelnen Punkte anführen, wo dieser Mann, dem aller Kastengeist fremd ist, mit dem Vorurteil für die heiligen Rechte der Menschheit gekämpft hat und noch jetzt stündlich kämpft, um dem Volk eine Verfassung, die einzig und allein von seinem Vorschlag herrührt und nur seiner Autorität bewilligt worden ist und nur seiner Arbeit die Ausführung verdanken wird, zu sichern, wollte ich dies alles durchgehen und mit Beweisen unterstützen, so müßte ich eine Biographie schreiben, die freilich not täte, um falsche Ansichten zu berichtigen und Neid und Undank siegreich zu entwaffnen.

Verzeihen Sie, geliebter Freund, diese Episode der Aufregung meines Gefühls für Wahrheit und Recht. Sie steht

1) Hardenberg war 1791 bis 1800 preußischer Minister mit weitgehender Machtbefugnis in Ansbach und Bayreuth gewesen.

in natürlicher Verbindung mit dem Wunsch, Sie für uns zu erhalten. Jeder Weg, der dazu führt, ist wünschenswert, und daher wird auch, was Sie früher schon beabsichtigten und was nur durch Ihre Heirat gekreuzt wurde, Ihnen gern bewilligt werden. Der Fürst ist geneigt, Ihnen ein oder auch anderthalb Jahre Urlaub zu bewilligen, es auch nicht an Unterstützung fehlen zu lassen, um Sie instand zu setzen, nach London und Paris zu gehen, dort alles, was Ihnen nötig scheinen wird, behufs der Transponierung der Kenntnisse Indiens und seiner alten heiligen Sprache, auf preußischem Boden zu organisieren. Sind Sie damit zufrieden? Zeigt Ihnen dies deutlich genug, daß man keineswegs die Absicht hat, mit Omars Flamme gegen heilige Wissenschaft zu wüten? Das Treffliche wird gewiß nirgends mehr erkannt und gewürdigt und geehrt als vom Fürsten-Staatskanzler. Schreiben Sie nur an ihn selbst. Kommen Sie selbst, das ist noch besser. Im Zentrum ist die Bewegung kleiner, die Umsicht leichter als an der Peripherie, wo die im Mittelpunkte kaum fühlbare Schwingung zum reißenden Strudel wird. Glauben Sie es mir, ich bin nicht befangen, ich bin nicht parteiisch, ich habe kein persönliches Interesse und beobachte kalt und ruhig wie ein Arzt. Sie und vielleicht alle machen sich falsche Vorstellungen von dem, was hier vorgeht, und die aufgeregte Einbildungskraft übersetzt einfache Erscheinungen in Gespensterriesen.

Leben Sie wohl, antworten Sie bald und behalten Sie mich lieb. Ich bleibe in allen Lagen des Lebens Ihr treuer Freund.

Aus Varnhagens Tagesblättern[1]

den 9. Februar 1820.

Wilhelm v. Schlegel besteht darauf, Bonn und Preußen zu verlassen. Der Staatskanzler möchte ihn halten und hat Koreff die ausgedehnteste Vollmacht dazu erteilt ...

1) Bd. I, S. 75—97.

den 20. Februar 1820.

Der Regierungsbevollmächtigte zu Bonn, Herr Refues [1]), hat an den Geh. Rat Koreff geschrieben, der Staatskanzler möchte persönlich auf seiner Hut sein, damit ihm nichts widerfahre. Koreff hat den Brief dem Kanzler mitgeteilt ... Beckedorffs Erziehungsplan ist schon dem Könige vorgelegt; Koreff arbeitet an einem Gegenplan.[2])

den 21. Februar 1820.

W. v. Schlegels Brief an Koreff ist vom 19. Januar und sehr guten Inhalts[3]).

den 23. Februar 1820.

An alle preußischen Zeitungsschreiber und Zeitungszensoren des preußischen Staates ist eine von Herrn Schöll verfaßte geheime Instruktion ergangen, in welcher ausführlich und für jeden Staat und jede Richtung vorgeschrieben ist, was mitgeteilt werden soll und was nicht ... über Herrn Schöll spricht man entschieden als „schlechten Kerl". Man gibt ihm vielerlei Schuld; man tadelt den Geh. Rat Koreff, daß er sich von jenem oft bestimmen und ungewiß machen lasse.

---

1) S. Seite 332. Vgl. dazu Klose, Leben Hardenbergs, S. 499: „Es war wohl kein leeres Gerücht, welches bald nach der Ermordung des Herzogs von Berry [13. Februar 1820 durch den politischen Fanatiker Louvel] an den Fürsten [Hardenberg] durch einen höheren Beamten von Rheinpreußen eine Warnung vor drohendem ähnlichen Schicksal ergehen ließ." Übrigens machte Hardenberg sich nichts daraus.

2) Infolge der Karlsbader Beschlüsse (20. September 1819), die am 18. Oktober, dem Jahrestage der Schlacht bei Leipzig, in Preußen veröffentlicht und am 18. November durch eine Instruktion für die außerordentlichen Regierungskommissare und ein Reglement für die Handhabung der Disziplin und Polizeigewalt bei den Universitäten vervollständigt worden waren, hatte der Geheimrat Beckedorff für den Fürsten Wittgenstein, das Haupt der Reaktion, eine Denkschrift über die Reform des ganzen Unterrichtswesens ausgearbeitet und sollte das Dezernat für die höheren Schulen im Kultusministerium erhalten (E. Müsebeck, S. 224 ff.).

3) S. Seite 330.

den 29. Februar 1820.

Schlimme Lage des Kanzlers. Er hat im Augenblick des höchsten Ruhmes abzutreten versäumt; er hat [eine] Konstitution verheißen und neue Erwartungen erregt, die Dinge schritten schneller als seine Meinung war; er ist durch den Geist und das Bedürfnis der Zeit überflügelt, ... und er kann nicht mehr, was er früher gekonnt und gewollt. Abtreten jetzt in der größten Verwirrung ist unmöglich; zu einem Ruhe- und Wendepunkt muß er die Dinge nun weiter bringen, also um jeden Preis jetzt nur vor der Hand seinen Posten behaupten, deshalb nachgeben und sich Richtungen aufdrängen lassen, die nicht die seinigen sind!

Koreff an den Minister v. Altenstein[1])

[Ende Februar 1820.]

Wenn ich die Ehre hätte, von Ew. Exzellenz gekannt zu sein, so würden Sie gewiß fühlen, wie viel es mir kostet, Sie mit meiner Persönlichkeit zu langweilen. Ich bitte Ew. Exzellenz inständigst, einen Blick auf beiliegendes Votum von Herrn Geh. [Rat] Rudolphi[2]) zu werfen und die Gefälligkeit zu haben, es mir noch vor 11 Uhr zurückzuschicken, da ich es wiedergeben muß.

Gestehen Ew. Exzellenz, daß es nicht wohl möglich ist, unverschämter und unsinniger zu sein und mehr sein Amt und seinen Standpunkt zu verkennen.

Da Ihre Exzellenz die Art dieses Mannes kennen, wie war es auch möglich — verzeihen Sie mir diese Frage — ihn und die Fakultät um Diskussion über eine Sache aufzufordern, die sich von selbst versteht, die ganz aus der Natur der Dinge resultiert und wo Ihre Befehle, wie auch der

---

1) Geh. Staatsarchiv, Berlin, l. c. Bleistiftvermerk: 1819. Abgedruckt von Max Lenz, IV, S. 318 f. Es handelt sich um das Wintersemester 1819/20.

2) S. Seite 254. Er hatte Koreff die Benutzung der anatomischen Sammlungen der Universität verweigert.

Staatskanzler Sie deshalb ersuchte, das Verhältnis stellen mußte[n].

Wäre Rudolphi ein Mann wie Lichtenstein[1]), so hätte ich diese ganze Mühe erspart. Ein Mann aber, der gegen mich stets alle Formen der Höflichkeit verletzt, der mich auf die illegalste Art verfolgt, die Studenten gegen mich aufgewiegelt hat, der noch vor einigen Monaten, als ich die Physiologie publice begann, die pöbelhaftesten Ausdrücke gegen mich sich erlaubte und den ich bloß bis jetzt aus Delikatesse für den Fürsten und Ew. Exzellenz und aus Achtung für die öffentliche Meinung, um keinen Skandal zu geben, geschont habe, — zu einem solchen Manne, der durch die Ausbrüche seiner Brutalität weder den Staatskanzler noch Sie selbst, wie dies allen bekannt ist, geschont hat — konnte ich unmöglich gehen, um Präparate demütig bitten, von seinen Launen abhängen, seiner Superiorität mich gewissermaßen als dependent hinstellen und mich seinen Grobheiten aussetzen. Um dies zu vermeiden, habe ich drei Jahre alles entbehrt und endlich den Fürsten ersucht, es auf diese glimpfliche Art einzuleiten, um mit diesem brutalen Manne, der, ich berufe mich auf Lichtensteins Zeugnis, alle, die mit ihm zu tun haben, gröblich beleidigt, in keine unmittelbare Berührung zu kommen, da ich unmöglich supponieren konnte, daß Ew. Exzellenz, anstatt, wie der Fürst Sie doch gebeten hatte, ihm Ihre Befehle zukommen zu lassen, ihn um seine erlaubende Zustimmung und die Fakultät, der über königliche Sammlungen kein Recht zusteht, um ihren Beschluß und Beifall zu fragen. Ich wollte jede Reibung vermeiden, um Ihnen keinen Verdruß zu machen. Sein Votum spreche nun selbst. Dies verrät seine Gesinnung mehr wie alles.

Ich habe dem Fürsten und dem Staatsrat Schultz[2]) dies Votum gezeigt. Der Fürst ist empört über diese Frechheit

---

1) Martin Lichtenstein (1780—1857), Naturforscher und Reisender, Direktor der Zoologischen Sammlungen und Begründer des Zoologischen Gartens in Berlin.

2) S. Seite 223.

und läßt Ew. Exzellenz bitten, was Se. Durchlaucht Ihnen mündlich wiederholen werden, mit dem größten Nachdruck zu handeln, unter keiner Bedingung nachzugeben, um das Prinzip des Monopols der Sammlungen mit der Wurzel auszurotten und den Mann beim Worte zu nehmen, sein Direktorat niederzulegen.

Ich bitte inständigst um Entschuldigung für diese mir notwendig scheinende Auseinandersetzung.

Koreff an den Minister v. Altenstein[1])

[Anfang März 1820.]

Das gütige Anerbieten Ew. Exzellenz, mit Ihnen selbst über eine Angelegenheit, die wahrlich keiner Auseinandersetzung bedarf, [mich] unterhalten zu dürfen, habe ich aus reiner Diskretion und Schonung für Ihre Zeit bis jetzt nicht benutzt. Heute bin ich gezwungen, nach Glienicke zu gehen. Donnerstag früh kehre ich wieder. Inständigst bitte ich Ihre Exzellenz, Ihre Befehle zu geben, da das Semester in drei Wochen schon vorüber ist und ich notwendig mehrere Präparate zu zeigen schuldig bin, auf die ich mich schon berufen habe. Die Gründe, die ich Ew. Exzellenz bereits schriftlich und dem Staatsrat Schultz mündlich exponiert habe, sind zu überwiegend und gerecht, um nicht Gehör bei Ihnen zu finden. Nicht meine Schuld ist es, sondern die Folge der Grobheiten und kränkenden Unhöflichkeit des Herrn Geh. [Rat] Rudolphi, daß ich es nicht mir vergeben könnte, wenn ich mit ergebenster Supplik mich an ihn wenden müßte, um von seiner neidischen Gnade die Brosamen zu erhalten, die ihm belieben würden, mir zukommen zu lassen. Ich habe dies auch Sr. Durchlaucht zu erklären die Ehre gehabt. Ein Mann, der sich stets jede Grobheit, jede Verletzung des

1) Geh. Staatsarchiv, Berlin, l. c. Bleistiftvermerk: 1819. Abgedruckt von Max Lenz, IV, 319 f. Erst am 25. Mai 1820 (s. dort) gab Hardenberg dem Minister gemessenen Befehl, zu veranlassen, daß Koreff die Sammlungen benutzen dürfe.

heiligsten Rechtes erlaubt, kann keine Ansprüche mehr auf solche Verhältnisse machen, die sich bei jedem andern von selbst verstehen, und wo ich nicht genötigt gewesen wäre, diesen Umweg zu nehmen, um Ihre Exzellenz zu bitten, das zu befehlen, was von Rechts wegen sich versteht. Er hat im Anfange die Studenten gegen mich heimlich aufgewiegelt, er hat noch vor mehreren Monaten die beschimpfendsten Ausdrücke sich über mich erlaubt — das alles ist ungerügt hingegangen —, und man fordert von mir, daß ich mit einem solchen Manne in persönliche Berührung kommen soll. Das werde ich nimmermehr tun, und sollte ich auch gezwungen sein, meine Beschwerden und den Beweis, wie ich gekränkt worden bin, vor die Stufen des Throns zu bringen. Ihre Exzellenz sind zu gerecht und delikat, um nicht einzusehen, daß ich eben deswegen den Weg einer Mittelsperson einschlug, um nicht mit dieser verwöhnten Brutalität in feindliche Berührung zu kommen, welche der Ruhe und Ehre der Universität schaden würde. Inständigst wiederhole ich meine Bitte. Es ist die klare Absicht dieses Herren, die Sache in die Länge zu ziehen, damit das Semester vorbeigehe und ich mein Wort gegen meine Zuhörer nicht gelöst habe. Diese Manöver sind mir völlig bekannt. Wenn Sie nun in meine Seele blicken könnten und wollten, so würden Sie sehen, wie fremd und wie widerwärtig mir dies alles ist, und wie lange ich dulde und schweige, aus Schonung für Ew. Exzellenz und den edlen Fürsten, und wieviel Grund ich haben muß, ehe ich meine Klage erhebe.

Ich bitte Ew. Exzellenz, mich nicht in die traurige Notwendigkeit zu versetzen, mein Wort gegen meine Zuhörer nicht halten zu können. Man sollte sich doch wohl eher freuen und mich kräftig unterstützen, da man diesen Eifer für die Belehrung in mir sieht, anstatt mich zu lähmen und meinen Todfeind und Brotneider, den nur Eigennutz über einige Honorare, die ich nicht ihm wegnehme, da ich publice lese, [treibt,] noch in seiner Tücke und Verstocktheit zu bestärken. Voll Vertrauen auf Ihre Gerechtigkeit Koreff.

* Koreff an den Fürsten Hardenberg[1])

30. März [1820].

Durchlauchtigster Fürst,

Jetzt, bei dem Beginn der Universitätsferien und der Regulierung der Etats, nehme ich mir die Freiheit, an die wohlwollende Güte Ew. Durchlaucht eine bescheidene Bitte zu richten, welche darin besteht, mich in den ökonomischen Verhältnissen ... meinen übrigen Herren Kollegen gleichzustellen. Bis jetzt ist, wie Ihre Durchlaucht sich vielleicht entsinnen werden, mein Gehalt bei der Universität von dem mit meiner Stelle verbundenen abgezogen worden. Es sei die einfache Bemerkung mir erlaubt, ... daß ich der einzige bin, bei welchem dies geschieht und daß weder bei Hufeland[2]), noch Gräfe[3]), noch Rust[4]), ... noch bei allen anderen, die mit ihrer Professur noch andere Funktionen verbinden, ein ähnlicher Abzug des Gehaltes der einen Stelle von dem der anderen eintritt ...

Da mir unendlich viel daran liegt, daß Ihre Durchlaucht mich weder zu den Ungenügsamen noch Eigennützigen rechnen möchte, so bitte ich Sie ganz ergebenst, ... einen prüfenden freundlichen Blick auf meine Lage zu werfen.

Bei der Universität bin ich aller der Vorteile beraubt, die die meisten meiner Kollegen haben, da ich kein Votum decisivum im Fakultätsexamen, auch in keiner Prüfungskommission, wie fast alle anderen, Sitz und Stimme habe.

Das von Sr. Majestät und Ihrer Durchlaucht Gnade mir in der Kabinettsordre meiner Berufung[5]) ausdrücklich zugesagte Klinikum ist mir bis zu dieser Stunde nicht geworden. Auch hat niemand darauf im geringsten nur reflek-

---

1) Geh. Staatsarchiv, Berlin. Rep. 92, Hardenberg, K 50. Die Jahreszahl ist mit Blei vermerkt. Das oben gekürzte Schreiben hat 24 engbeschriebene Seiten.

2) S. Seite 40.

3) S. Seite 243.

4) S. Seite 147.

5) S. Seite 169.

tiert, aber Neumann[1]) ist berufen und für Rust ein ganz neues mit vielen Kosten gestiftet worden. Ich stand in dem Irrtum zu glauben, daß meine Bescheidenheit und mein Eifer für das Wohl des Ganzen, mit dem ich jedes Verdienst aufsuche und in sein volles Licht stelle, wie ich dies an dem Beispiel von Rust zeigen kann, auf den nur ich allein in Wien Ihre Durchlaucht aufmerksam gemacht, endlich würden anerkannt werden. Viele meiner Kollegen, wie Berends[2]), Hufeland, Kluge[3]), Siebold[4]), Rust, Gräfe, Rudolphi[5]), haben alle Kliniken oder doch solche praktischen Anstalten, daß alle Studierende bei ihnen hören müssen, wodurch die meisten jährlich an 1000 Louisdors[6]) gewinnen. Ich lese über die schwierigsten Partien der Wissenschaft und teils aus Grundsatz, teils aus mir angeborener Unmöglichkeit, mit der Wissenschaft zu wuchern, sowie aus dem tiefgefühlten Beruf, mit gutem Beispiel voranzugehen, sowie auch aus der unvorteilhaften Stellung, die mir gegeben worden und in der ich rücksichtslos erhalten werde, halte ich alle meine Kollegia, die sich großen Beifalls zu erfreuen haben, gratis.

Da es nun die höchsten Aufgaben der Wissenschaft sind, von denen ich handle, da ich den Geist der jungen Männer über den Bedarf des gewöhnlichen Brotstudiums hinaus an-

1) Karl Georg Neumann (1772—1850 aus Gera, sächsischer Militärarzt, war 1814 in preußische Dienste getreten und 1818 dirigierender Arzt der Charité, 1819 Professor der Klinik und Mitglied der medizinischen Prüfungskommission geworden. 1828 trat er in den Ruhestand. (ADB 23, S. 527 f.).

2) Karl August Wilhelm Berends, Professor der Medizin an der Universität Berlin, Geh. Medizinalrat im Kultusministerium und Direktor der Medizinal-Deputation.

3) S. Seite 156.

4) Elias v. Siebold (1775—1828), Frauenarzt, Professor in Würzburg, wo er die neue Entbindungsanstalt begründet hatte, war 1817 an die Universität Berlin berufen, wo er 1818 die Universitäts-Frauenklinik eröffnet hatte. Er war gleichfalls Geheimer Medizinalrat im Kultusministerium.

5) S. Seite 254.

6) 5000 Taler.

zuregen, zum Selbstdenken zu beleben und echte Wissenschaftlichkeit, die auf der Berliner Universität sehr gesunken ist, bei ihnen zu verbreiten suche, so fordert dies ein großes Selbststudium, fortwährende geistige Anstrengung und eine ununterbrochene Bekanntschaft mit den Arbeiten und Untersuchungen bei allen gebildeten Nationen in diesen Fächern der Medizin und Naturforschung. Bei dem elenden Zustand unserer Bibliothek für diese Zweige der Gelehrsamkeit, bei der Unvollkommenheit und Illiberalität unserer öffentlichen Einrichtungen, bei der bis jetzt eingerissenen totalen Vernachlässigung dieser Studien hier, bin ich genötigt gewesen, mir alle Hilfsmittel dazu in Zeichnungen, Umrissen, Abgüssen und Büchern auf eigene Kosten anzuschaffen, was mir jährlich, wie ich aus bezahlten Rechnungen dartun kann, für Werke der Naturforschung und Medizin allein 800 Taler kostet, ohne die übrigen Fächer zu berechnen.

So großmütig auch Ihrer Durchlaucht schöne Mitwirkung mich für Chemie und Physik, sowie für Experimente der empirischen Physiologie zu unterstützen [1]) bis jetzt geruht haben, so bin ich doch stets genötigt gewesen, jährlich noch über 100 Louisdors [2]) zuzuschießen, wie ich denn allein durch Herrn Alexander v. Humboldt an Chronometern und anderen genauen Instrumenten höherer Analytik über 2800 Taler schon bezahlt und bereits noch für 2000 Taler in Bestellung bei ihm habe, wie denn auch oft eine mißglückte Maschine, ein verunglücktes Experiment oder die so nötige, oft zu dreißig Malen anzustellende Wiederholung von Versuchen sehr bedeutende Kosten macht.

So kommt es denn, daß ich, wie Ew. Durchlaucht leicht ermessen können, alle Lasten in den Universitätsverhältnissen trage, ohne daß ich irgendeinen daraus entspringenden Vorteil genösse, der den anderen Herren in so reichem Maße durch ihre Stellung, Vorrechte, verjährte Mißbräuche und

---

1) S. Seite 212.

2) 500 Thaler.

Eigennutz wird, und mein ganzes Universitätsgehalt konsumiert sich lediglich für wissenschaftliche Zwecke und die mit dieser Stelle so vielfach verbundenen Kosten.

Was die von Ihrer Durchlaucht ... mir anvertraute ehrenvolle Stellung im Staatsdienst anbetrifft, so brauche ich wahrlich dem mit dem Gange jeder Wissenschaft vertrauten, ... von ihrem hohen Werte durchdrungenen großen Staatsmann nicht erst weitläuftig zu entwickeln, wie nötig es ist, mich in der historischen Kenntnis aller wissenschaftlichen Bestrebungen fortwährend zu erhalten, ... mit den höchsten Resultaten ihrer Entwicklungen innig vertraut zu sein und eine lebendige Einsicht in den großen Zusammenhang der Wissenschaften stets zu gewinnen, um der wahren Bestimmung meiner Stelle zu entsprechen und das Vertrauen Ew. Durchlaucht sowohl zu verdienen, als auch im Angesicht der ganzen gebildeten Welt ... zu rechtfertigen. Bei Ihren vielumfassenden Kenntnissen wäre es wohl so töricht als überflüssig darzustellen, welch ein angestrengtes, vielumfassendes Studium dazu nötig ist, um den Überblick bei der reißenden Schnelligkeit der Fortschritte, die jetzt alle Wissenschaften ... machen, zu gewinnen, die Fäden nie zu verlieren, ... und wie es mir vorzüglich an denjenigen Punkten, wo die Wissenschaft ins Leben eingreifen soll, ganz unerläßlich wird, das lebende Prinzip, den Standpunkt, den historischen Entwicklungsgang jeder Wissenschaft mit Präzision aufgefaßt und ihre Übergänge in allen Details der Empirie genau studiert zu haben.

Dieser Geist, dieser Gang der Untersuchung, dieses Auffassen des Höchsten in der Entwicklung der europäischen Zivilisation, wie es sich als Wissenschaft und Kunst offenbart, dieser Überblick über das Ganze, diese Anwendung des Allgemeinen auf die spezielle Aufgabe der Geistesbildung im preußischen Staat und die stete, aus diesen höheren Gesichtspunkten hervorgehende Anregung des stockenden Lebens, um es durch den Hauch der Wissenschaft zu beflügeln, dies alles war der hohe Beruf, die ernste Pflicht und das wichtige

Geschäft, wozu ein so großer Staatsmann wie Ew. Durchlaucht mich schwaches Werkzeug ausersehen haben. Was an Talent, Kenntnissen und geistiger Kraft mir abging, habe ich durch redlichen Willen und Eifer zu ersetzen gesucht. Ich habe mir bis jetzt alle Mühe gegeben, um diese Pflicht und diesen Beruf in der ganzen allumfassenden Bedeutung zu erfüllen, habe redlich dahin gestrebt, damit nicht der Geist und das wirkliche Leben im hohlen Mechanismus der Formen untergehe ...

Um diesem Ideal mich aber auch nur entfernt nahen zu können, darf ich weder Kraft noch Anstrengung noch Kosten sparen, um mir die Mittel zur Ausbildung und behufs des überblickes fortwährend zu verschaffen, und [ich] habe auch wahrlich nicht damit gegeizt. Leider aber fängt diese fortwährende Anstrengung an, meine ökonomischen Kräfte zu übersteigen ... Mir stehen selbst nicht für einzelne Fächer die Hilfsmittel zu Gebot, welche die Herren im Ministerium des Kultus haben, die für ihre literarischen Arbeiten eine zweckmäßige Bibliothek benutzen können, während ich genötigt bin, mir alle Bücher auf meine Kosten zu kaufen.

Ihre Durchlaucht wissen zu gut aus eigener Erfahrung, was eine Bibliothek kostet, um nicht sogleich selbst einen Maßstab für die Größe meiner Ausgaben zu finden. übrigens würde ein einziger Blick Ihrer Durchlaucht auf meine Bibliothek und die Art ihrer Zusammensetzung und Vermehrung, die nur nach der Verpflichtung meines Amtes und nicht etwa nach einer Lieblingsneigung organisiert ist, deutlicher als alle meine Worte sprechen.

Möchten doch Ew. Durchlaucht nur gnädigst in Erwägung ziehen, daß mein Verhältnis und die Aufgabe, die ich zu leisten habe, ganz verschieden von der Position meiner Herren Kollegen ist, welche nur aus Akten urteilen können und daher auch nur Akten nötig haben. Ich hingegen kann ja nicht, um Ihr schönes Vertrauen vor Ihnen und vor der Welt zu rechtfertigen, bloß aus toten Akten, sondern muß ja aus der lebendigen Welt der Naturanschauungen und aus der

stummen Bücherwelt Ansichten und Kenntnisse schöpfen, um mit lebendigem Geiste in das Leben einzugreifen und unter Ihren Auspizien das Ungewöhnliche leisten zu können. Auch sind ja meine Arbeiten von solcher Natur, daß ich nicht, wie meine anderen Herren Kollegen, auf die Hilfe und Mitwirkung eines Expedienten (den ich übrigens auch für untergeordnete Arbeiten schmerzlich entbehre und [weshalb ich] jetzt Ihre Durchlaucht um einen gebildeten Mann für diesen Zweck bitten muß) rechnen darf und daher alles allein expedieren muß, was mir unendlich viel Zeit kostet.

Die Notwendigkeit, öffentliche, weit entlegene Anstalten zu besuchen und mit eigenen Augen zu sehen, jede Woche wenigstens 4 Hospitäler zu besuchen, ein paarmal in der Charité und in den verschiedenen Kliniken, medizinischen und chirurgischen und Veterinärinstituten zu sein (da Langermann[1]) und ich fast nur die einzigen sind, die sich darum bekümmern), und um die Übung, Kranke zu sehen und zu beobachten, Operationen beizuwohnen, den praktischen Takt nicht zu verlieren, sowie meine übrigen Verhältnisse, die Ew. Durchlaucht ja bekannt sind und deren Auseinandersetzung zu langweilig wäre, machen es mir leider notwendig, Pferde und Wagen zu halten, was mit desto größeren Kosten für mich verknüpft ist, da ich keine Erleichterung in keiner Art wie so viele meiner anderen Kollegen genießen, wie z. B. Rust, Gräfe, Hufeland u. a.

Erlauben Ew. Durchlaucht mir nachsichtsvoll, zu berühren, warum es mir nicht möglich ist, mich medizinischer Praxis zu widmen.

Zuvörderst erlaubt es der Mangel an Zeit nicht, die kaum für die notwendigen Berufsgeschäfte und stets fortdauernde Studien hinreicht. Staatsrat Langermann und ich sind leider nur noch die einzigen vom ganzen Ministerium der Medizinalangelegenheiten, die sich aus innerem Beruf, für das Allgemeine der Wissenschaft und die mit ihr verbundenen

---

1) S. Seite 269.

Staatsanstalten tätig zu wirken, von der medizinischen Praxis ferngehalten und daher Zeit und Möglichkeit gewonnen haben, mit der Wissenschaft fortzuschreiten und über Bildungsanstalten sowie über zu treffende Einrichtungen zu denken und das Bedachte auszuführen. Alle andern Mitglieder des Ministeriums üben den ganzen Tag medizinische Praxis und widmen nur einige Momente der Wissenschaft und dem Administrationsgeschäft. Die Folgen . . . liegen leider nur zu sehr am Tage. Denn daher vorzüglich kommt es, daß die Maschine fast still steht oder sich nur mit abgedrungener Schneckenlangsamkeit bewegt. Daher herrscht eine so allgemeine Unbekanntschaft mit allen neuen Entdeckungen, darum dauert es stets Jahre bei uns, ehe eine nützliche Verbesserung eingeführt wird, darum schleppt sich das meiste bloß in hohlen Formen herum, darum wird alles entweder übereilt oder bleibt völlig liegen, darum stehen wir mit unserer Medizinalpolizei so weit hinter Österreich, Bayern und Frankreich, darum finden sich alle Anstalten so schlecht organisiert, darum rückt die Wissenschaft bei uns so unendlich langsam vorwärts, und darum muß man oft jahrelang auf eine Antwort harren, und um die einfachste Einrichtung ins Werk zu setzen, Folianten schreiben, und darum muß man immer den rechten Moment ungenutzt vorübergehen sehen. Denn niemand hat Zeit und Muße, um sich mit den Aufgaben der Wissenschaft und der nach ihr zu treffenden Gestaltung des Lebens zu beschäftigen . . .

So hat, um Beispiele aufzuführen, der Staatsrat Langermann ohne alle Hilfe die Tierarzneischule bis zu den rohsten Elementen hinunter organisieren müssen; so haben Langermann und ich die kolossale Arbeit über die Organisation der Irrenhäuser in einem Jahre gemacht, wozu wir in den Akten [1]) seit 20 Jahren nicht d r e i brauchbare, durchgreifende Fragmente vorgefunden haben. Und so geschieht das wenige Neue nur noch durch diejenigen, deren Tätigkeit nicht durch

1) S. Seite 262, 264.

medizinische Praxis absorbiert wird. So wird ein beträchtlicher Teil der Summe von 6000 Talern, die der Staatsrat Hufeland jetzt erhält, ihm ursprünglich als Entschädigung für seine Praxis gezahlt, und dennoch praktiziert er immer fort[1]). Das Ministerium kann aber im Lauf mehrerer Jahre nicht drei Arbeiten von diesem Manne aufweisen, noch sich einer geregelten Tätigkeit in den seiner sogenannten Aufsicht anvertrauten Fächern rühmen. Man hat also Grund sich zu freuen, wenn Männer sich mit Hospitalpraxis begnügen und nicht zur gewöhnlichen einträglichen Praxis sich hinneigen wollen ... Auch erlaube ich mir das aufrichtige Geständnis, daß es in der Stellung . . . bei Ihnen ... mir keineswegs würdig und angemessen erscheint, in so abhängigen Verhältnissen, wie sie den praktischen Arzt ja doch bald mehr, bald weniger berühren, mit dem größeren Publiko [in Beziehung] zu treten.

Freiheit des Geistes und Charakters, Überblick und innere sowie äußere Unabhängigkeit scheinen mir die Grundelemente zu sein, aus welchen die wissenschaftliche Stellung, die Ihre Durchlaucht mir verliehen haben, komponiert sein muß und durch welche allein sie Zutrauen und allgemeine Achtung einzuflößen vermag. Ich will gar nicht erwähnen, daß das Leben eines praktischen Arztes mit meinen anderen Verhältnissen durchaus schon der Reisen und Abwesenheiten wegen nicht zu vereinigen wäre, aber ich kann mich nicht enthalten, Ihre Durchlaucht . . . zu bitten, daß Sie doch geneigtest sich erinnern mögen, daß es sowohl in Wien als auch nachher in Paris bei den Anerbietungen aus andern Ländern, die dort an mich ergingen, als die Grundbedingung meiner künftigen Verhältnisse im preußischen Staatsdienst wechselseitig anerkannt, festgesetzt und von Ew. Durchlaucht zu wiederholten Malen mir zugesagt worden, daß ich nur

---

1) Hier hat Fürst Hardenberg zwei große Fragezeichen mit Rotstift gemacht. Aus der von ihm befohlenen Erhebung ergab sich, daß Hufeland im Staatsdienst insgesamt nur 4090 Taler bezog.

eine der Wissenschaft und dem Geschäftsleben konsekrierte Existenz haben, niemals aber zu Zivilpraxis nötig haben sollte zurückzugehen, und daß ich, um mein Talent als praktischer Arzt nicht zu verlieren, sofort ein Klinikum erhalten sollte (wie dies auch später in der Königl. Kabinettsordre aufgenommen und ausdrücklich bemerkt wurde).

Sollten jedoch diese Umstände vielleicht Ew. Durchlaucht Gedächtnis entfallen sein, wie bei der damaligen Flut von Geschäften in Wien und Paris es so leicht möglich ist, so bin ich, gewarnt durch das unverschuldete Mißtrauen in Hinsicht meiner Papiere, das mir jahrelang so sehr geschadet hat, erbötig, die Kabinettsordre vorzulegen und sogleich nach Paris zu schreiben, um die Zeugnisse der Personen, die damals mit Ew. Durchlaucht über mich sprachen, einzuholen und vorzulegen. Auch wird Herr v. Jordan[1]), wenn er anders nur will, sich aller dieser Verhältnisse und dieser für die neapolitanischen, russischen und französischen damaligen Anerbietungen an mich ergangene Entschädigungszusage wohl zu erinnern wissen und damit den Fehler und die Sünde wieder gutmachen, die er durch jahrelanges Verschweigen der von ihm selbst ausgefertigten Papiere und des in seine Hände abgelegten Amtseides an mir begangen hat. Ich bitte Ihre Durchlaucht nur zu befehlen, damit ich alles, was zu meiner Legitimation nötig sein dürfte, sogleich herbeischaffe. Meine ängstliche Empfindlichkeit ist jetzt sehr natürlich und sehr zu entschuldigen, da ich so hart meine Bescheidenheit, meine Anstellungspapiere nicht vorzuweisen, durch jahrelanges schmachvolles Verkennen, selbst von seiten Ew. Durchlaucht, wie Sie sich wohl dessen erinnern werden, gebüßt habe.

Hätte ich übrigens den Beruf gefühlt, das Leben eines praktischen Arztes fortzusetzen, so hätte ich, wie Ew. Durchlaucht wohl ermessen werden, vorgezogen, in Paris oder in Wien zu bleiben, wo mein Ruf schon sattsam gegründet, wo

1) S. Seite 134.

ich der Arzt fast aller Gesandten war und ohne große Anstrengung auf eine Einnahme von 30 000 Franken sicher rechnen konnte. Doch mein Geist hat sich nie zum Gemeinen geneigt, sondern strebt zum höheren Ziele der Wissenschaft und eines edleren umfassenderen Wirkens als das der Hilfe, die dem einzelnen gebracht wird, gewähren kann, die ich, wie Ew. Exzellenz selbst aus unzähligen Fällen selbst wissen, wohl auch zu leisten verstehe, dem armen Hilfsbedürftigen nie verweigern und für die gedrückte Menschheit im Hospitaldienst und durch Bereicherung der Wissenschaft selbst auch künftighin zu gewähren denke. Denn wer nur ein einziges Naturgesetz der menschlichen Organisation entdeckt und in die Wissenschaft eingeführt hat, der wirkt wohltätiger als wer 10 000 geheilt hat.

Die Bestimmungen und die Talente des Menschen sind nun zum Glück sehr verschieden, und so leidenschaftlich ich auch die Medizin liebe, so unerträglich ist es meinem Geist und Gefühl, mein Ziel im Wagen und auf der Straße zu erreichen und von Haus zu Haus zu wandern, während ich sehr gern zwei- bis dreihundert Kranke in einem Hospital zu heilen mir Mühe geben würde. Über dies Verhältnis ... hatte ich die Ehre, an Ihre Durchlaucht schon in Paris einen großen Brief zu schreiben [1]), worin ich diese individuelle Ansicht . . . auseinandersetzte. Damals wurde mir das unschätzbare Glück, den Beifall Ew. Durchlaucht damit zu gewinnen und das Versprechen zu wiederholten Malen zu erhalten, daß ich diese Neigung auf die würdigste Art zu befriedigen Gelegenheit im preußischen [Staatsdienste] durch Ihre großmütige Vermittlung erhalten würde und daß ich daher nur die anderen Anerbietungen dreist ausschlagen sollte. Noch heutigentages hoffe ich desselben Beifalls von Ew. Durchlaucht und derselben Zustimmung zu meinen damals ausgesprochenen Ansichten . . . . . mich erfreuen zu können.

---

1) S. Seite 140 ff.

Verzeihen Sie, daß ich Ihre Geduld darüber ermüde. Ich habe über diesen Punkt ausführlich sein müssen, um ihn . . . einmal für allemal abzusprechen, um Gedanken, Winken und Andeutungen für immer zu begegnen, welche in dieser an Gram und unseligen Mißverständnissen so fruchtbaren Zeit oft . . . bei Ihrer Durchlaucht entstanden sind und die darauf hinzuzielen scheinen, als wenn ich neben meinen Berufs- und wissenschaftlichen Arbeiten noch medizinische Praxis treiben sollte, was aber wirklich meiner Zeit, meiner Neigung, meiner Kraft, meiner durch Nervenfieber und Leberverhärtung zerrütteten Gesundheit und der Konvention meiner Dienstaufnahme, worauf sich mein Lebensplan basiert, völlig widerspricht, weshalb ich Ew. Durchlaucht ganz ergebenst bitte, in der Zukunft von dieser Idee gänzlich zu abstrahieren, und wenn Sie einst gesonnen sein sollten, etwas Wohlwollendes zur Verbesserung meiner Umstände zu tun, meine Tätigkeit nicht auf diesen Erwerbszweig hinzuweisen. Von der Gnade Ihrer Durchlaucht hoffe ich übrigens mit Zuversicht, daß das Versprechen in der Königl. Kabinettsordre in Hinsicht des Klinikums in Erfüllung gehen werde . . .

Dies ist ein kleiner Abriß meiner Lage und eine Darlegung der Motive, die mich zu meiner im Anfang dieser Vorstellung ausgesprochenen Bitte ... bestimmt haben, soviel es meinem Gemüte auch kostet, um etwas zu bitten.

Bis jetzt habe ich mit Freuden das Fehlende von meinem kleinen ererbten Vermögen zugeschossen. Auf diese Art verarme ich jedoch zusehends, und so wenig zahlreich auch die Jahre meines Lebens sein mögen, . . . so leichtsinnig und unverzeihlich wäre es bei der jetzt so schwankenden Lage aller menschlichen Schicksale, mich von allen Mitteln zu entblößen und mich für die Zukunft, vielleicht im Alter, der Armut und Not des Darbens auszusetzen. Ihre Durchlaucht und die ganze Stadt sind Zeugen, wie mäßig, wie anspruchslos ich lebe und wie ich alles, was ich besitze, zum Besten der Wissenschaft und zur Hilfe der leidenden Menschheit ver-

wende. Ihre Durchlaucht wissen ja auch zu gut, daß es in dem Kreise, den Ihre Huld meiner Tätigkeit angewiesen hat, keine Gelegenheit zur Erwerbung von Glücksgütern, wie in den Sphären der Diplomatie und der Finanzen gibt, wo die Göttin Fortuna auf ihre Lieblinge goldene Regenströme herabrieseln läßt, während in meiner Sphäre nur die strenge Minerva waltet, die ihren Schützlingen und Priestern nicht Geld, nicht Glanz schenkt, sondern nur Furchen in die sinnende Stirn gräbt und Löcher in den Philosophenmantel macht.

Ich hege das feste Vertrauen zum Herzen Ihrer Durchlaucht, . . . daß Sie in Ihrer bekannten Gerechtigkeit fühlen werden, daß ich wahrlich nichts Ungerechtes und Unbescheidenes fordere, wenn ich ergebenst bitte, für zwei so schwere Ämter in meinem Gehalte wenigstens nicht noch verkürzt zu werden und allen anderen sowohl bei Ihrer Durchlaucht als auf der Universität nachzustehen, und . . . in ökonomischer Hinsicht meinen später eingetretenen Kollegen Schöll[1]) und Beckedorff[2]) wenigstens doch gleichgestellt zu werden. Befehlen Ew. Durchlaucht jedoch, daß ich meine Stelle als Professor niederlegen und nach den in meinem Patent ausgesprochenen Verhältnissen das volle Gehalt beziehen soll, so bin ich gern bereit, Ihren hohen Befehl . . . auch für diese Anordnung zu befolgen.

Nur erlaube ich mir die Bemerkung, daß diese Anordnung keine Ersparung für den Staat hervorbringen dürfte, da die mir anvertraute Professur sogleich wieder besetzt werden müßte und niemand wohl mit so viel Uneigennützigkeit, Anstrengung und Selbstaufopferung als ich die höhere Naturgeschichte des Menschen, die Physiologie, die Lehre der Epidemien und Kontagien sowie der Geistes- und Gemütskrankheiten nebst der medizinischen Psychologie vortragen würde.

---

1) S. Seite 305.

2) Georg Philipp Ludolph Beckedorff (1778—1858), Arzt und Publizist, 1820 zum Geh. Oberregierungsrat, 1821 zum Vortragenden Rat im Kultusministerium ernannt, wo er das Volksschulwesen leitete. S. ADB., II, S. 219 f.

Ich habe das Glück gehabt, durch den Inhalt und Charakter meiner Vorträge den Neid, die Mißgunst, Verleumdung und die Aufwiegelung der frechsten Kabale zu überwinden, unter die Studierenden nicht ohne Mühe meinen wissenschaftlichen Geist einzuführen, sie für etwas Höheres, als das bloße Rezeptschreiben ist, zu erwecken, und [ich] schmeichle mir, daß mein Abtreten nicht ohne Schmerz und ohne das Gefühl einer Lücke dürfte empfunden werden. Schade wäre es auch, wenn dies gegen den Eigennutz und die empirische Routine der anderen Professoren so heilsame Gegengewicht nach den kaum begonnenen Einwirkungen schon verschwände und alles wieder in den ungestörten Schlendrian zurücksänke. Ich gestehe es sogar, daß es mir vollkommen würdig, angemessen und auch klug erscheint, daß der Mann, der die Ehre hat, bei Ihrer Durchlaucht die Wissenschaften zu repräsentieren, selbst auf der Bank der Gelehrten sitze, daß er durch Wort und Tat zeige, wie er, was er bei Ihrer Durchlaucht vorzutragen berufen ist, praktisch auszuüben verstehe. Dies flößt dann natürlich mehr Achtung und Vertrauen ein, wie überall das mitwirkende Beispiel am lebendigsten seine Kraft auf die Gemüter ausübt.

Als Probe meiner Anstrengung und meines Fleißes erlaube ich mir, einige Fragmente der in ganz neuer Bearbeitung über mehrere Gegenstände gehaltenen Vorlesungen gehorsamst vorzulegen. Erschrecken Sie ja nicht über die Masse. Nur einen flüchtigen Blick bitte ich den vielbeschäftigten Staatsmann auf diese Hefte zu werfen. Jeder auch einzeln aus ihnen herausgehobene Punkt wird als Bürge von dem inneren Zusammenhang des Ganzen und von der treuen wissenschaftlichen Sorgfalt zeugen, die ich restlos darauf verwendet habe und noch täglich unausgesetzt darauf verwende, um mit dem Gange der Wissenschaft gleichen Schritt zu halten. Ich erlaube mir ferner, Ew. Durchlaucht den .. Vorschlag zu tun, nur mit einer Hälfte mich auf den Etat Ihrer Durchlaucht anzusetzen und die andere Hälfte wie bisher beim Ministerium zu belassen, um nicht Ihren Etat

zu sehr zu belasten und das Ganze dadurch leichter zu bewerkstelligen . . .

Ihrer Durchlaucht väterlicher Gewogenheit wie immer mit Pietät vertrauend, nenne ich mich Ew. Durchlaucht ganz treu ergebenen Koreff.

* Fürst Hardenberg an Koreff [1])

Berlin, den 3. April 1820.

Ich bin mit Lesung und genauer Erwägung Ihres Aufsatzes beschäftigt und zur Hälfte fertig. Er hat bis dahin meinen vollkommensten Beifall; über einige Punkte werde ich mit Ihnen noch weiter reden.

Darüber ist schon jetzt eine Entscheidung wohl gar nicht zweifelhaft, daß Sie, wenigstens vorerst noch, auch bei der Universität bleiben müssen. Die Mittel werden sich finden, Ihre Verhältnisse zu ordnen und dabei auf Ihre Wünsche und Bedürfnisse Rücksicht zu nehmen.

Ganz der Ihrige
Hardenberg.

* Koreff an den Fürsten Hardenberg [2])

[Anfang April 1820.]

Durchlauchtigster Fürst!

Das Fieber, an dem ich schon seit einigen Tagen leide, hat so sehr zugenommen, daß ich mich habe zu Bett legen müssen. Ich hoffe, daß es auf die Höhe gekommen ist und sich nun bald brechen wird.

Sehr ungern belästige ich Ihre Durchlaucht, und dennoch bin ich leider gezwungen, Sie ganz ergebenst zu bitten, noch einmal auf meinen Brief von letzthin einen wohlwollenden Blick zu werfen und die Bestimmung des dort angeregten

---

1) Geh. Staatsarchiv, Berlin, l. c.

2) Geh. Staatsarchiv, Berlin, l. c. Das undatierte Schreiben ist dem Auszug aus Koreffs Brief vom 30. März beigeheftet, den Fürst Hardenberg sich gemacht hatte.

Verhältnisses sowie die Gewährung meiner Bitte nicht von den allgemeinen Veränderungen und Anordnungen abhängen zu lassen, die damit gar nichts zu tun haben. Ich muß spätestens Dienstag oder Mittwoch meine Vorlesungen ans schwarze Brett schlagen und wünsche daher sehnlichst, Ihre wohlwollende Zustimmung darüber bis zu diesem Momente zu erhalten, um danach meine Einrichtungen zu treffen, da, wenn die Gewährung meiner dort ausgesprochenen Bitte Bedenken und Schwierigkeit erleiden sollte, ich von der mir erteilten Erlaubnis, die Professur niederzulegen und nur mein Amt zu verwalten, mit Ew. Durchlaucht gnädiger Zustimmung Gebrauch machen werde, da diese große fortwährende Anstrengung, von der durch einen einzigen Blick schon auf meine Manuskripte Ew. Durchlaucht sich zu überzeugen geruhen mögen, über meine durch Krankheit und manchen bittern Gram zerrütteten Kräfte geht.

Zu dem, was in meinem Briefe an Ihr edles Herz gelegt, weiß ich nichts hinzuzufügen. Nur auf meine dortige Auseinandersetzung und auf Ihr verdientes Wohlwollen sowie auf billige Gerechtigkeit und auf das wohlerworbene Recht, andern nicht zu meiner Kränkung nachgesetzt zu werden, kann ich mich berufen. Möchte doch durch fünfjährige Erfahrung in Ihrer Durchlaucht Herzen die Überzeugung entstanden sein, daß nur die Notwendigkeit mich zum Bitten bestimmen kann und daß ich wahrlich lieber helfe, gewähre und gebe als für mich beschwerlich falle. Deswegen bin ich auch ganz ruhig und bitte nur, wegen jener Verhältnisse, die mich selbst bedrängen, um Beschleunigung, die Ihre Güte kein Motiv finden wird mir zu versagen.

* Koreff an den Fürsten Hardenberg[1])

[4. April 1820.]

Herzlich danke ich Ihro Durchlaucht für Ihre gütige Zusage von gestern und noch mehr für die dabei ausgesprochene

1) Geh. Staatsarchiv, Berlin, l. c. Das Datum ist mit Blei vermerkt.

liebevolle Gesinnung, welche mir werter ist als alles irdische Gut.

In einem Moment freier Muße bitte ich inständigst Ihre Durchlaucht, einen Blick auf die beiden Konvolute von Manuskripten zu werfen, die ich letzthin in Ihr Zimmer gelegt (es steht mein Name darauf), um sich durch eigene Prüfung von dem Umfang und der Schwierigkeit der Komposition meiner Vorlesungen selbst zu überzeugen.

Die Eine Bitte sei mir nur noch vergönnt und gewährt: meine in meinem Briefe berührten Privatverhältnisse nicht von der Regulierung der allgemeinen Verhältnisse abhängen zu lassen.

Den 15. April beginnen die Vorlesungen, und bis dahin wünschte ich, dieser Bestimmung mich erfreuen zu können, und zu wissen, ob ich von der Universität abgehen soll oder wie ich meine Vorlesungen einrichten muß, da meine Gesundheit so außerordentlich zerrüttet ist, daß ich notwendig sechs Wochen diesen Sommer in ein Schwefelbad wandern und daher meine Vorlesungen früher beginnen muß, um sie früher enden zu können.

In der Bestimmung dieses Verhältnisses liegt auch gar keine Schwierigkeit, wie mich dünkt, da ich nur den Wunsch hege . . ., dem eben erst eintretenden Geh. [Rat] Beckedorff wenigstens nicht nachgestellt zu werden . . . Ihre Durchlaucht können gewiß nicht die Absicht hegen, mich nach fünfjähriger Anstrengung und bewiesener Treue denen, welche erst ihre Laufbahn beginnen und ihr Talent beweisen sollen, nachzusetzen. Dafür sei mir Ihre wohlwollende Gesinnung . . . eine heilige Bürgschaft . . .

* Koreff an den Minister v. Altenstein[1])

[April 1820?]

Ich werde die Ehre haben, die gütige Einladung Ihrer Exzellenz anzunehmen. Es geht mir zwar wie Basile im

1) Geh. Staatsarchiv, Berlin. Rep. 92, Altenstein B 20. Undatiert. Bleistiftvermerk: 1820. Vermutlich in der Krankheit im April geschrieben.

Barbier de Seville, wo es heißt: Ah, qu'il sent la fièvre. Denn seit gestern habe ich einen starken Fieberanfall. Zu schätzbar sind mir die Momente, wo mir das Glück, Ew. Exzellenz zu sehen, zuteil wird, um mir vom Neid des Schicksals diese holde Gabe entreißen zu lassen. Empfangen Exzellenz meinen Dank für Ihre liebreichen Gesinnungen. Ich werde sie stets zu verdienen suchen.

* Koreff an Rahel Varnhagen [1])

Gute liebe herzliche Freundin,

Ich bin seit vielen Tagen so unwohl, so mit Arbeiten, die blühende Gesundheit nur schaffen kann, überschüttet, daß ich in die übelste Laune geraten bin, wo ich denn alles fliehe. Dabei mußte ich stets auf den Beinen sein, was das Übel vermehrte, noch dazu, da mein Arm durch ein Vesicatorium [2]) so gereizt war, daß er aufgeschwollen war. Heute abend werde ich nicht kommen. Ich bedarf Ruhe, Wärme und Zeit zum Arbeiten. Morgen sehe ich Sie bestimmt, wenn ich nicht gar zu unwohl bin. Ihr treuer

Koreff.

* Koreff an Rahel Varnhagen

Sie sind sehr gut und liebenswert, sich nach einem kranken Einsiedler zu erkundigen. Ich war heute recht krank, es geht jetzt aber etwas besser, und ich hoffe Sie morgen zu sehen. Leben Sie wohl, meine Gute.

* Fürst Hardenberg an Koreff [3])

[Berlin,] 11. April [1820].

Ich glaube Ihnen in meinem Billet vom 3. d. [M.] und durch meine mündlichen Äußerungen alles gesagt zu haben,

---

1) Zwei Billets aus Varnhagens handschriftlichem Nachlaß, vielleicht in den April 1820 zu setzen.

2) Blasenpflaster.

3) Geh. Staatsarchiv, Berlin, l. c.

was zu Ihrer Beruhigung gereichen und Sie instand setzen kann, sich wegen Ihres Verbleibens bei der Universität zu entscheiden. Die Erfüllung Ihrer Wünsche hängt mit dem ganzen Plan so zusammen, daß ich sie nicht davon zu trennen vermag. Einstweilen habe ich das anliegende Tableau von der G[eneral]-C[ontrolle] aufstellen lassen [1]). Es enthält die genauesten Details aller Einnahmen der darin benannten Personen vom Staat und weshalb und woher sie solche beziehen. Nur der einzige, Wiebel [2]), hat durch neuere Zulage mehr, und es fehlt, was Sie aus meiner Bürokasse beziehen. Schöll ist mit 3000 Talern angestellt, Beckedorff mit Vorbehalt, ihm einen Wirkungskreis noch anzuweisen, nach Michaelis (?), ebenfalls mit 3000 Talern. Ich bitte Ihre zum Teil irrigen Notionen nach diesem Tableau zu berichtigen. Dann wollen wir mündlich weitersprechen, sobald ich das Vergnügen haben werde, Sie bei mir zu sehen. Ich hoffe, daß Sie besser sind.

Deutscher Idealismus und französischer Materialismus [3]) (1820)

Der Deutsche hat in den neueren Zeiten die Frage über das Absolute, die Uranschauung, das Selbstbewußtsein am

1) „Nachweisung des Diensteinkommens einiger darin aufgeführten Offizianten“ vom 10. April 1820, bei den Akten.

2) Joh. Wilhelm Wiebel (1767—1847) aus Berlin, war 1807 Generalchirurg, 1814 königl. Leibarzt, 1815 Geheimer Medizinalrat geworden. 1822 wurde er zum Ersten Generalstabsarzt und zum Chef der Militär-Medizinalverwaltung befördert, 1827 geadelt und 1836 an Hufelands Stelle zum ersten Leibarzt des Königs ernannt. Er erwarb sich Verdienste um die Heilmittelwirtschaft der Armee und um die Ausbildung der Militärärzte. Als Generalchirurgus bezog er nach der „Nachweisung“ 4300 Taler Einkommen.

3) Schlußworte von Koreffs Schrift „Über die Erscheinungen des Lebens und über die Gesetze, nach denen es im menschlichen Organismus sich offenbart. Eine Skizze als Einleitung zu den Vorlesungen über die Physiologie des Menschen“, Berlin (G. Reimer), 1820 (28 Seiten). (Sonderdruck aus Rusts Magazin.)

schärfsten aufgestellt, ihre Lösung am beharrlichsten verfolgt und am besten gegeben, wie die Untersuchung, unermüdlich von Leibniz bis zu Kant, Fichte, Schelling und Hegel fortstrebend, offenbar bekundet, und so hat er auch gleichzeitig die Idee des Lebens erfaßt, hat sie als eine unmittelbare ergriffen, hat mit dieser am Lichte der Philosophie angezündeten Fackel die Bildungen der Natur beleuchtet und hat auf diese Art gesucht, aus dem dunklen Labyrinth der Gestalten, von der Magnetnadel der Polarität geleitet, sich zur Tageshelle der Idee herauszufinden, beide wieder zu verknüpfen und in beiden den Abglanz der Uridee, der Einheit, wieder zur Erkenntnis zu bringen.

Ein Gegenbild zu diesen Bestrebungen zeigt uns die französische Bildung. Mit vornehm tuender Klugheit hat sie früh der metaphysischen Spekulation den Rücken gekehrt, hat die Verlassene seit Cartesius nie mehr verstanden, gelästert, und hat die große Frage der absoluten Uranschauung und des unmittelbaren Selbstbewußtseins so wenig begriffen, daß nicht einmal ein Wort dafür in ihrer Sprache lebt, hat das Skelett Logik für Philosophie genommen, hat die Intelligenz aus den Erfahrungen, aus der Sinnenwelt ableiten und hat den Geist durch analytische Kombinationen begreifen und erklären wollen.

Wie abgespiegelt von diesem Bestreben in der Philosophie hat sich auch ihre Wissenschaft des organischen Lebens nach dieser Methode gebildet.

Von dem Stoffe, von der Materie haben sie sich nicht losreißen können, haben nur die Atome und Moleküle gezählt und sind endlich natürlich von der Konsequenz als echte Materialisten gezwungen worden, das Leben als Resultat dieser Stoffe zu betrachten. Die medizinischen Disziplinen eines jeden Volkes sprechen sehr bald aus, was in dem innersten Heiligtum der Naturwissenschaften vorgeht, und so wurde die Medizin der Franzosen zwar eine treffliche Naturbeschreibung nach äußeren Kennzeichen, eine angewandte Chirurgie, ein Empirismus auf der niedrigsten Stufe, und

ihre Physiologie ist weiter nichts als eine etwas feinere Anatomie, in welcher die Anerkennung jener höheren Aufgabe sowie das Bedürfnis dazu schon gänzlich mangelt. Jede dieser Behandlungsarten müßte natürlich auf Abwege führen.

Wenn der Franzose, der Repräsentant der atomistischen Ansicht, und die ihm ähnlichen Geistesverwandten sich oft von mathematischen Ansichten verlocken lassen, das Leben zu berechnen und zu materiell zu behandeln, so ist der Deutsche hinwiederum spekulativ irre gegangen und hat oft vernachlässigt, wir wollen es nicht leugnen, die Natur der Stoffe zu befragen und so das Gleichgewicht zwischen den beiden Reichen herzustellen.

Bei der Bearbeitung der Physiologie soll es also unser Streben sein, beiden Sphären ihr volles Recht zu gewähren, soweit es der jetzige Stand der Wissenschaft und unsere sehr beschränkte, ungeübte Kraft erlaubt, um so die Doppelnatur unseres Gegenstandes getreu abzuspiegeln. Denn das organische Leben, vorzüglich das des Menschen, schwebt auf der Grenze zweier Reiche, des geistigen und des körperlichen, empfängt von allen beiden, in sich durchdringender Einheit, seine Gesetze, oszilliert mit lebendigem Pulsschlag zwischen beiden in ununterbrochener Tätigkeit, verlöscht sein ruhendes Sein in jedem Augenblick, um es ins tätige Werden aufzulösen, und hemmt wiederum sein eigenes Werden, um es als Sein zu fesseln. Und so soll denn auch die Untersuchung einherschreiten, von beiden Sphären das ihr Nötige borgen, ihre Tätigkeiten ineinander zu weben und so das Bild des Lebens in sich selbst fesselndem Sein und sich selbst beflügelnder Tätigkeit lebendig vor unseren Augen hervorzurufen.

Aus Varnhagens Tagesblättern [1])

[Berlin,] den 19. April 1820.

Herr v. Humboldt sucht durch Geh. Rat Koreff noch einige Fäden mit dem Kanzler zu erhalten. Er spricht gut von

1) Bd. I, S. 124—135.

diesem und gibt zu, daß Herr v. Beyme mit zu großer Feindschaft verfahren habe.

den 4. Mai 1820.

Man sagt, Herr Geh. Rat Koreff soll wieder an Einfluß gewonnen haben.

den 16. Mai 1820.

Der Kanzler war gestern sehr krank. Er hatte seinen Husten, der die Lunge lähmt; er konnte weder lesen noch schreiben … Koreff sagte gestern, der Zufall sei wieder gehoben; er dürfe aber nicht öfters wiederkehren, sonst sei es auf einmal plötzlich zu Ende.

Das Nordlicht[1])

Sonett von J. F. Koreff

Des Nordens stiller Erdenpol, von Strahlen
Der Sonne lang verwaist, sehnt sich und träumet
Von seiner Glutenbraut, die lang, ach, säumet,
Sein Schatten-Angesicht mit Glanz zu malen.

Aus dunklem Schoße seiner Sehnsuchtsqualen
Ein Meer von glutgehauchter Flut aufschäumet,
Das seine Stirn mit Morgenpurpur säumet,
Um Träume seines Schlummers Wunsch zu zahlen.

Hell wallt's im luftgewebten Flammenschleier,
Sternbilder lodern auf und flammen nieder,
In Ahnung und in Traum spielt's Erdenfeuer.

Weh! Meine Sonne, mir kaum aufgegangen,
Sinkt untergehend unaufhaltsam nieder,
Läßt mir nur Nordlichttraum für all mein Bangen!

---

1) Berlinischer Taschenkalender auf das Schaltjahr 1820, S. 219 f.

Frühlingsphantasie[1])

Von J. F. Koreff

... Lebt wohl, ihr düstre Mauern,
Wo bleiche Menschen trauern
Mit gramerfüllter Brust!
Hinaus zur Frühlingsfeier,
Im Arm die traute Leier,
Zieh' ich mit Götterlust.

So fliegt mit leichten Schwingen,
Ein freies Lied zu singen,
Der Vogel zu der Flur.
Er läßt die goldnen Wände,
Der Körner volle Spende,
Er war doch Sklave nur.

Seid mir gegrüßt, Naturen,
Gegrüßt auf diesen Fluren,
Verjüngter Wesen Chor!
Die Geister zu verstehen,
Die waltend mich umwehen,
Lauscht fromm mein Dichterohr ...

Hervor aus euren Grüften,
Geweckt von Frühlingsdüften,
Steigt Blumen an das Licht.
Der Winter schmilzt zerronnen,
Nun leuchten Frühlingssonnen,
So fürchtet euch denn nicht.

Die Mutter, euch zu schirmen
Vor rauhen Winterstürmen,
Barg euch bis jetzt im Schoß;
Nun muß sie euch entsenden,
Doch wird sie Nahrung spenden,
Nie läßt von euch sie los.

---

1) Berlinischer Taschenkalender auf das Schaltjahr 1820, S. 169—200. Die obigen Verse stehen am Anfang und Schluß des sehr langen Gedichtes.

Ich hör's, wie hold mit Flüstern
Ihr sprecht zu den Geschwistern
Mit süßer Kelche Mund:
‚Laßt unser kindlich Sehnen
Im Perlentau der Tränen
Der Mutter geben kund …

Die Farben laßt uns tauchen
In Düfte, daß sie hauchen
Berauschend ein Arom;
Im Atemzug der Lüfte
Schlürft dann die Mutter Düfte
Mit reinem Ätherstrom …

Schnell soll der Duft entweichen,
Der Farbe Glanz soll bleichen,
Des Kelches Geist entfliehn;
So wollen treu wir enden
Und welk aus Räuberhänden
Zum Mutterschoße ziehn …

So laßt von allen Enden
Uns schnelle Boten senden
Hin über Berg und Fluß;
Die werden uns verkünden,
Wo Schwestern wir uns finden,
Mit süßem Liebesgruß.

Drum steigt, ihr Schmetterlinge,
Mit schneller Botenschwinge
Aus eurer Schlummergruft;
Leiht uns den luft'gen Flügel,
Von Hügel schwebt zu Hügel
Auf Wogen lauer Luft.‘ …

Verzeiht mir, zarte Schönen,
Daß mit so rauhen Tönen,
Mit Menschenwort und Klang,
Nicht eurer Sprache Meister,
Von euch, ihr Blumengeister,
Den Ätherhauch ich sang.

Fahr' ich zum Heiligtume
Der Erde wie die Blume
Einst aus der Sonne Land,
Dann wohnen wir zusammen,
Woher wir beide stammen,
Wie Kinder eng verwandt …

Doch jetzt kann ich nur ahnen,
Denn Pilgrim seiner Bahnen
Hält mich noch Erdenraum;
In meiner Seele streiten
Der Vorwelt blasse Zeiten
Noch mit der Zukunft Traum.

Drum laßt in tausend Spuren
Noch forschend der Naturen
Geheimnis mich erspähn;
Die Flut will ich befragen,
Der Stern soll Kunde sagen,
Der Sturm prophetisch wehn …

‚Drum, trauter Sänger, gehe
Zur luft'gen Bergeshöhe,
Dort, wo die Traube schwillt.
Mit ihrem Nektar schaume,
Hoch in dem freien Raume,
Den Goldpokal gefüllt.

Siehst du die Blätter fallen,
Dann magst du heimwärts wallen
Hinunter in das Tal;
Zum Mund den Becher führend,
Die Leier sanft berührend,
Tritt in des Königs Saal.

Gib dann von allem Kunde
Mit liederreichem Munde,
Mit goldnem Saitenklang.
Froh horchen alle Gäste
Beim trauten Winterfeste
Dem rauschenden Gesang.‘

* Fürst Hardenberg an den Minister v. Altenstein [1])

Berlin, 25. Mai 1820.

Ich ersuche Ew. Exzellenz ganz ergebenst, die Gefälligkeit zu haben, Ihre Befehle zu geben, daß der Professor Koreff die königlichen anatomischen und zootomischen Kabinette der Universität behufs seiner Vorlesungen ohne alle Schwierigkeit sowohl zu eigenen Untersuchungen als auch zur Demonstration in und außer dem Kabinette frei benutzen könne. Bei den wohlwollenden Gesinnungen Ew. Exzellenz gegen den Professor Koreff, bei dem Anteil, den Sie stets an der Verbreitung und Anregung wissenschaftlicher Bestrebungen nehmen, und bei dem lebhaften Wunsch, den Ew. Exzellenz mit mir teilen, die Sammlungen, welche die königliche Munifizenz den Studien konsakriert hat, so gemeinnützig wie nur irgend möglich ist, zu machen und hierin hinter keiner Nation zurückzubleiben, sondern allen mit würdigem Beispiel voranzugehen, zweifle ich keinen Augenblick an der Erfüllung dieses gerechten Wunsches, der seiner Natur nach sich schon von selbst versteht. Ich bitte auch Ew. Exzellenz bei dieser Gelegenheit, dem dirigierenden Arzte der Charité die Anweisung zu erteilen, dem Professor Koreff behufs des Unterrichtes seiner Zuhörer in der pathologischen Physiologie die Erlaubnis zu geben, Krankheitsfälle dort vorzuzeigen; eine Erlaubnis, welche der Professor Koreff gewiß nur mit einer Diskretion, welche die Ordnung des Hauses nicht stören wird, zu benutzen gesonnen ist.

Aus Varnhagens Tagesblättern [2])

den 10. Juni 1820.

Geh. Rat Koreff: „Nun, in Paris hat es tüchtige Püffe in den Straßen gegeben. Es waren einige Unruhestifter, das

---

1) Geheimes Staatsarchiv. Rep. 74, Z V, Vol. II. Kurmark Brandenburg. Konzept von Koreffs Hand. — Vgl. hierzu Koreffs Schreiben an Altenstein auf S. 377.

2) Bd. I, S. 147.

Volk aber hielt sich ruhig; die Kerls sind gut abgeschmiert worden" ... Also die Royalisten waren die Unruhestifter? Ich dachte die Liberalen? „Nein, die Royalisten haben die anderen prächtig durchgeprügelt, und sie mußten jämmerlich die Flucht nehmen. Und wie hat man es ihnen in der Kammer gesagt, was sie für Lumpenpack wären, die nur selber Herzöge und Grafen von Constant, von Lafitte [1]) usw. werden wollten! Sie sind gut abgeführt worden." Alles dies lachend, höhnisch, vornehm vorgetragen, der reine Abdruck der Gespräche im Umkreise des Kanzlers, denn Koreff denkt nicht so!

* Koreff an den Minister v. Altenstein [2])

Glienicke, 13. Junius [1820].

Ew. Exzellenz bin ich verhindert gewesen, meine Aufwartung, wie ich mir vorgenommen hatte, zu machen, weil ich fortwährend an Augenentzündung gelitten. Es geht besser, und ich werde vielleicht schon heute oder morgen in die Stadt kommen und sogleich die Ehre haben, mich bei Ihro Exzellenz zu melden und die Reise nach Neuhardenberg [3]) zu verabreden. Ich glaube, daß wir gut daran tun werden, sie noch etwas aufzuschieben, weil alles dort so gedrängt voll ist, daß wohl kein Unterkommen möglich sein würde, und achtzehn Meilen jetzt in der Hitze zu machen, ohne Ruhe, ist nicht allzu reizend, noch dazu, wenn kein wichtiges Geschäft drängt und keine Arbeit aus Mangel an Muße dort wird abzumachen sein. Ich schreibe deswegen heute Sr. Durchlaucht, um dies womöglich besser zu arrangieren, und hoffe, daß dies auch Ihro Exzellenz angenehm sein dürfte.

Lassen Sie mich Ihnen mit ernstem, tiefem Gefühle

---

1) Benjamin Constant (s. Seite 68) setzte seine liberale Opposition auch unter den Bourbonen fort. — Jacques Laffitte (1767 bis 1844) war liberales Mitglied der Kammer; nach der Julirevolution wurde er für kurze Zeit Minister.

2) Geh. Staatsarchiv, Berlin. Rep. 92, Altenstein, B 20.

3) Landgut des Staatskanzlers.

sagen, wie glücklich es mich macht, endlich auf meiner Lebensbahn einen Knoten mit den Bahnen anderer Sterne bilden zu können, wo ich mit dem großartigen, hochgesinnten Wirken eines so edlen Mannes, den ich stets geliebt, in jeder Lage geachtet und bewundert habe, zusammentreffe. Wenn irgend etwas ein Herz noch erfreuen kann, das vom Schicksal und vom Studium der Geschichte oft und tief verwundet, manchmal verzweifeln möchte, so ist es dieser helle, freundliche Sonnenblick, der durch düsteres Gewölk, das seine Schatten auf mich wirft, siegend bricht. Lassen Sie mir Zeit und Gelegenheit, auf daß nicht bloß Worte, sondern Taten von meiner Liebe und Anhänglichkeit zu Ihnen sprechen mögen. Möchte es mir doch bald vergönnt sein, Ihnen die ganze Fülle meines Herzens auszuschütten. Ew. Exzellenz treu ergebener Koreff.

PS. Hat der Fürst Ew. Exzellenz schon Schlegels Vokation [1]) zugesendet? Er wollte es sogleich tun.

E. Th. A. Hoffmann an Theodor v. Hippel [2])

[Berlin,] 24. Juni 1820.

... Koreff sehe ich beinahe gar nicht. Der Staatskanzler, der mir übrigens [früher] die Ehre angetan, mich zu seiner Familientafel zu laden, ist ganz umlagert von besonderen Leuten, und ich weiß nicht, welcher Wind jetzt noch weht.

Aus Varnhagens Tagesblättern [3])

[Berlin,] den 30. Juni 1820.

Geh. Rat Koreff steht schlecht beim Kanzler, will nicht mit nach Pyrmont, sondern mit der Fürstin nach Warmbrunn.

---

1) Gemeint ist der Studienauftrag, von dem auf S. 346 die Rede war.

2) Hans v. Müller, E. Th. A. Hoffmann im persönlichen und brieflichen Verkehr, Bd. I, Berlin 1912, S. 271.

3) Bd. I, S. 150.

*Koreff an den Minister v. Altenstein [1])

[Berlin,] 4. Julius 1820.

Ich möchte mir wirklich zürnen, wenn ich den Mondscheinreflex schöner Damen von Ihrem Horizonte entfernen wollte. Gott behüte mich vor solcher Sünde. Wie gern möchte ich jede Wolke, die in Ihrer Atmosphäre treibt, durch heitere Sonnenstrahlen verscheuchen. Eine meiner größten Freuden ist es und wird es stets bleiben, Ew. Exzellenz Freude zu machen und durch alles, was ich kann, weiß, vermag und besitze, meine innige Liebe, Neigung, Verehrung und tiefgefühlte Dankbarkeit an den Tag zu legen. Ew. Exzellenz treu ergebener

Koreff.

Koreff an den Minister v. Altenstein [2])

[Juli 1820.]

Hochgebietender Herr Staatsminister!

Den 2. Julius habe ich inliegendes, schon den 16. Junius vollzogenes verehrliches Dekret erhalten. Ich bitte Ew. Exzellenz um die gütige Erfüllung meines nur zum Heile der Wissenschaft und zur Erweckung des Sinnes der Studierenden durch Anschauung abzweckenden Wunsches und bitte ebenfalls, mich von der Vorlegung eines Planes zu dispensieren, da die Sache ganz ungemein einfach ist. Meine ganze Absicht geht lediglich dahin, da ich in meinen Vorlesungen den Plan verfolge, aus den pathologischen Entwicklungen die physiologischen Grund- und Bildungsgesetze darzutun, meine Zuhörer durch Vorzeigung wirklicher Fälle früh zu gewöhnen,

---

1) Geh. Staatsarchiv, Rep. 92, Altenstein, B 20.

2) Ebd. Abgedruckt von Max Lenz, IV, 320 ff., dort mit Recht in das Jahr 1820 gesetzt, obwohl der Bleistiftvermerk 1819 darauf steht. Das Schreiben steht offenbar in Zusammenhang mit dem auf S. 376, und die Angelegenheit von Gans weist in den Juli 1820.

den physiologischen Gesichtspunkt, das eigentlich Wissenschaftliche, nie aus den Augen zu verlieren und dadurch wissenschaftliche Forscher und nicht bloß Rezeptenschreiber aus ihnen zu bilden. Ich bezahle gewöhnlich alle Kranken, die etwas Merkwürdiges haben, die ich in der Stadt finde, um sie vorzeigen zu können; doch da dies nicht hinreicht, so wünsche ich sie manchmal in die Charité herauszuführen und dort ihnen Fälle vorzuzeigen, die sich, wie Ew. Exzellenz leicht ermessen können, größtenteils auf organische Krankheiten beziehen, wie z. B. Krebs, Herzkrankheiten, Aneurysmen, blaue Krankheit usw. ... Es wird ... höchstens einmal in der Woche geschehen, und fast immer in einem Nebensaal, um die Kranken einzeln vorzuzeigen ... Ew. Exzellenz können sich völlig auf mich verlassen, daß keine Störung in der Ordnung des Hauses durch mich komme und daß durch diese Lehrmethode der Physiologie die Wissenschaft an Lebendigkeit und richtiger Beobachtung, sowie auch die Universität vielleicht an Ruf gewinnen wird ... Es ist dies der einzige Weg, ein wahrer Arzt zu werden; ich darf also wohl eher Aufmunterung als Hemmung für dies mutvolle Bestreben erwarten.

Möge es mir auch erlaubt sein, einige kleine Ansprüche in Erinnerung zu bringen. Se. Majestät der König haben mir positiv in der allerhöchsten Kabinettsordre vom [8.] Junius 1816 ein Klinikum zugesagt. Dies war in Paris eine der positiv stipulierten Entschädigungsbedingungen, die mich veranlassen sollten, die reichen Anerbietungen von Rußland, Belgien, Neapel und Frankreich auszuschlagen und von denen keine einzige in Erfüllung gegangen ist ... Ich habe ein Einkommen von 30 000 Franken mit Freuden hingegeben, um nur der Wissenschaft zu leben, und habe gesucht, durch die höchste Uneigennützigkeit meine Gesinnung zu dokumentieren ... Auch hat bei der Gründung des Klinikums des Herrn Prof. Rust [1]) der Herr Staatskanzler es mündlich dem

1) S. Seite 147.

Herrn Prof. Rust zur Bedingung gemacht, in seinem Klinikо meinen physiologischen Untersuchungen Bahn zu lassen.

Ew. Exzellenz wird es nicht unbekannt sein, wie ich von allen Vorteilen, die meinen Herren Kollegen gestattet sind, bis jetzt völlig ausgeschlossen bin, und Sie werden gewiß dafür Sorge zu tragen die Güte und Gerechtigkeit haben, daß dies nicht fürder geschehe. Nicht unbekannt ist es Ihnen gewiß geblieben, daß bis jetzt mein Gehalt als Professor mir von meinem anderen Gehalt [1]) abgezogen wird, und daß ich dennoch stets gratis lese.

Ich bitte also Ew. Exzellenz ganz ergebenst, mir brevi manu die erbetene Erlaubnis zu erteilen und Ihre Befehle zu geben, daß mir auch mitgeteilt werde, ob die Direktoren des anatomischen Museums wegen der mir zustehenden Benutzung des Museums die nötige Anweisung erhalten haben. Ich befinde mich in der größten Verlegenheit, da der Kursus zu Ende eilt und ich noch nichts habe vorzeigen können. Inständig und dringend bitte ich Ew. Exzellenz, Ihre gemessenen Befehle zu geben, da es ganz sichtbar ist, daß man dies Geschäft bloß aus persönlichen Rücksichten retardiert. Es ist das Recht des Professors der Physiologie, die königlichen Sammlungen zu benutzen. So gut wie dies in Bonn geschieht, kann es doch wahrlich auch in Berlin geschehen ...

Se. Durchlaucht haben mir aufgetragen, Ew. Exzellenz ganz ergebenst zu ersuchen, die Anstellungsfrage des Dr. Gans [2]) gefälligst bald vollziehen zu wollen. Die Uni-

---

1) Als Geheimer Ober-Regierungsrat in der Staatskanzlei.

2) Eduard Gans (1798—1839), der Sohn eines jüdischen Bankiers aus Berlin, hatte 1819 in Heidelberg als Jurist summa cum laude promoviert, aber als Jude verschlossene Türen bei der Universität gefunden. Der Staatskanzler verfügte nunmehr, daß der Minister v. Altenstein für Gans eine außerordentliche Professur in Breslau mit 400 Taler Gehalt schaffen solle. Die weiteren Wendungen dieser Angelegenheit und Altensteins Verschleppungskünste s. bei Max Lenz, II, S. 216 ff. Gans erhielt erst

mosität der Herren der Fakultät ist Se. Durchlaucht ebenso-wenig unbekannt geblieben, als sie ihn befremdet hat. Sie ist ihm ein neuer Grund, das Los dieses gelehrten jungen Mannes zu begründen, für dessen Vater schon der Fürst so viele Gnade hatte, die der Fürst dem Sohne, da er sie verdient, nicht entziehen will. Ich vereinige meine ergebene Bitte ...

In tiefster Ehrfurcht Koreff.

Aus Varnhagens Tagesblättern[1])

[Berlin,] den 20. Juli 1820.

Der Staatskanzler fuhr gestern im Tiergarten, und Herr Geh. Rat Schöll saß neben ihm; im Publikum spricht man sehr stark verachtend von solcher Begleitung.

den 31. Juli 1820.

Herr Geh. Rat Koreff scheint in seinem Einflusse gänzlich gelähmt. Er äußert sich übel über Geh. Rat Schöll, und Geh. Rat Rother spricht wiederum ungünstig von Koreff.

den 8. August 1820.

Herr Geh. Rat Koreff begleitet den Kanzler nicht [nach Pyrmont], aber Herr Geh. Rat Schöll; der Kanzler, obwohl sonst nicht krank, soll bedeutend abnehmen.

1823, ein Jahr nach Koreffs Sturz, ein Reisestipendium von 500 Talern für zwei Jahre. Seitdem wurde Altenstein sein Freund und Gönner. Gans ließ sich taufen, und 1826, nach der Heimkehr, wurde er außerordentlicher, 1828 ordentlicher Professor an der Universität Berlin, wo er als Schüler Hegels mit Erfolg die geschichtsphilosophische Richtung der Rechtswissenschaft vertrat.

1) Bd. I, S. 170, 176, 180.

Friedrich August v. Stägemann an Ludwig Tieck [1])

Berlin, den 10. August 1820.

Hochverehrter Freund,

Es war eins meiner ersten Geschäfte bei meiner Zurückkunft, von der Lage Ihrer Angelegenheit vollständige Kenntnis zu nehmen ... Es ist unstreitig Koreff ein Ernst gewesen, Ihnen hier eine angemessene Stellung zu verschaffen, und sein Augenmerk war, wie Sie wissen, auf die Akademie der Künste gerichtet. Die Schwierigkeit, die sich hierin hervorgetan ..., scheint Koreffs Plan, Ihnen vorläufig ein Wartegeld auszuwirken, um Ihnen einen festen Standpunkt zu sichern, hervorgebracht zu haben. Hier kann ich aber nur sagen, es scheint, weil darüber keine Verhandlungen bei den Akten sind und sich alles in seiner Verwahrung befindet, und seinen Reden nicht immer Glauben geschenkt werden kann. Bevor er aber diesen Plan vollführen konnte, ... traten neue Finanzdiskussionen ein, die ihn befürchten ließen, daß sein Plan gar keinen Eingang finden werde. Er glaubte daher, die sich ihm bietende Gelegenheit, Ihnen das Gehalt der Professur des seligen Solger [2]) zu verschaffen, ergreifen zu müssen, wobei er voraussetzte, daß Sie die Pflichten dieser Professur durch einige Vorlesungen in der Woche, über Gegenstände der Wissenschaft und Kunst nach eigener Wahl, ohne Beschwerde würden erfüllen können ...

Ich habe mir dieser Tage die Sache nur aus den Gesprächen mit Koreff, auf dessen Reden an sich, rücksichtlich der Wahrheit, nicht viel zu geben ist, und mit Nicolovius [3]) abstrahiert. Koreff fügte hinzu, daß, da Sie auf den Antrag gar nicht geantwortet hätten, er die Sache als abgetan habe ansehen müssen. Nach Nicolovius ist inzwischen zwar über

---

1) Briefe an Ludwig Tieck, herausgegeben von Karl v. Holtei, Breslau 1864, Bd. IV, 50 ff.

2) Karl Wilhelm Ferdinand Solger (1780—1819), der Ästhetiker der romantischen Schule.

3) S. Seite 176.

Solgers Gehalt, nicht aber über die Professur verfügt, so daß Sie noch immer würden eintreten können, wenn die Rücksichten, die Sie mir mündlich mitteilten, nicht dagegen entschieden ...

Aus Dorow, „Erlebtes" usw.[1])

Durch Erlaß vom 4. Januar 1820 hatte der Fürst [Hardenberg] den Oberpräsidenten in Münster, Koblenz und Köln eine Verfügung gesandt, worin er Dorow zum Dirigenten eines Antikenkabinetts in Bonn bestimmte und ihm weitgehende Vollmachten für Ausgrabung, Konservierung, Veröffentlichung und Sammlung gab ...

Schon im August 1820 waren Refues[2]) und Dorow zu der Überzeugung gelangt, daß die Anstalt nur gedeihlichen Fortgang haben könne, wenn sie nach Köln versetzt, dem Bereiche, dem Einflusse der gelehrten Professoren entrückt würde ... Diese Ansichten entwickelten Refues und Dorow schon schriftlich dem Staatskanzler, und als D. am 26. August in Pyrmont ankam, ward vorzüglich dieser Punkt ausführlich besprochen ... Der Staatskanzler war gänzlich für die Aufstellung in Köln gestimmt und begehrte von D. den Entwurf eines Etats für die ganze Verwaltung [der rheinischen Altertümer]. D. teilte diesen Entwurf sogleich an Refues mit, welcher auch sehr bald ein Brouillon dazu einsendete. Das Ganze betrug die Summe von 4420 Talern. Der Fürst gab den Entwurf von Refues mit der Ordre zurück, ihn an Koreff mitzuteilen, nebst den Ansichten, wie die Translozierung [der Altertümer von Bonn] nach Köln zu bewerkstelligen sein möchte. Schöll, der sich auch zuweilen in das Gespräch mischte, schrie nur immer: „Das Geld dazu ist nicht aufzutreiben." Bald kam von Koreff Antwort. Er schrieb:

---

1) Bd. III, S. 228 ff., 236—241.

2) S. Seite 332.

„Dein Plan ist trefflich. Du forderst nur zu viel Geld. Der Fürst hat es bei Gott nicht. Er gäbe es ja so gern, er, der so großen Sinn für alles Große und Gute hat. Aber leider ist er der Einzige. Du kannst es mir, dem Beobachter, glauben, nur Er hat Genie, Geist, Verstand, Großherzigkeit und echten Sinn für Kunst, Wissenschaft, höhere Politik, höhere Administration und Gesetzgebung, — die Anderen sind alle charakterlose, engherzige Schreiber, die nur seinen großen Plänen zu widerstreben wissen. Mache es dem Trefflichen daher doch nicht zu schwer durch zu große Forderungen. Suche das Geld doch durch die Provinzen selbst aufzubringen. Es ist ja eine Kleinigkeit, wenn jede Kommune etwas beisteuert. Suche nur die Proklamation des Indigenats der Altertümer [1]) zu erhalten. Bitte nur um die Autorisation dazu; ich will sie sogleich aufsetzen. Mache es doch, daß man aus den Rheinlanden dem König und dem Fürsten dafür öffentlich danke und den Fürsten zum Protektor wähle. Schulze [2]) ist der, welcher Dein Werk bei Altenstein untergräbt, denn er hat den Vortrag über Bonn; ich weiß, wie böse er gesinnt ist. Suche ja Deine Sachen auf die Kommunen zu bringen. So wie Du es mit den Altertümern machen sollst, so will ich die Irrenhäuser auf Kommunalfonds begründen."

Der Staatskanzler las diesen Brief mit wahrem Interesse und meinte: „Koreff hat sehr recht. Es bleibt dabei, wie es besprochen ist, und ich erwarte sehr bald die Anträge über Ihre Anstalt nach Berlin." Der Fürst sprach gern über diese Angelegenheit und stimmte durchaus der Ansicht bei, daß, da eine vaterländische Altertümersammlung, die sich auf Land und Volk, auf Geschichte, patriotischen Geist und Sinn beziehen soll, nicht als Gegenstand und Mittel des Lehrunterrichtes auf Hochschulen angesehen werden kann, so

1) D. h. die Erklärung ihres Verbleibs im Ursprungsgebiet, den örtlichen Denkmalsschutz.
2) S. Seite 264.

kann auch irgendeines Lehrzwecks wegen die rheinisch-westfälische Altertümersammlung sich nicht wesentlich auf die Bonner Universität als solche, sondern, dem Geiste dieses Instituts gemäß, sich nur auf die Rheinlande und Westfalen und den Geist deren Bewohner in patriotischer Hinsicht im allgemeinen beziehen ...

Das Leben in Pyrmont — Dorow blieb bis zum 19. September daselbst — war höchst interessant und vielgestaltig; der Staatskanzler war von ausgezeichnet heiterer Stimmung. Statt Koreff, den D. schmerzlich vermißte, figurierte Herr Schöll, der Geheimer Regierungsrat geworden und dem Staatskanzleramt ohne des Fürsten Zutun zugeteilt war. Welch eine große Veränderung war in der Unterhaltung an der Tafel des Staatskanzlers vorgegangen! Der sprudelnde Witz eines Jordan, Stägemann und anderer war verschwunden, und der dicke, wohlgenährte Schöll unterhielt nur von Essen und Trinken, von Austern und Pasteten und deren Zubereitung. Dem Fürsten war diese Unterhaltung nicht angenehm. Schöll bekam, wo es sich nur tun ließ, Spitzen und Anzüglichkeiten über seine Gourmandise zu hören, ja der Staatskanzler konnte förmlich etwas boshaft werden ...

Rehfues wollte durchaus von Bonn fort und einen Gesandtschaftsposten in Neapel oder Rom haben. Er hoffte die Realisierung dieses Wunsches besonders durch Koreff zu erlangen, weshalb er diesem seine Schriften über Italien für den Fürsten sendete. Da beim Staatskanzler der gerade Weg stets der zweckdienlichste ist, so erbrach D. das ihm für Koreff gesendete Päckchen nebst Brief, da dieser nicht in Pyrmont war, und übergab Brief und Buch dem Staatskanzler, der jedoch auf Rehfues' Ideen durchaus nicht eingehen wollte.

---

1) Rehfues hat viel über Italien geschrieben: Italienische Miscellen, Tübingen 1805, 3 Bde., Briefe aus Italien während der Jahre 1801/05, Zürich 1809, 4 Bde., Zustand der Insel Sizilien, Tübingen 1807, Gemälde von Neapel und seinen Umgebungen, Zürich 1808 usw.

Philipp Josef v. Refues an Dr. Wilhelm Dorow in Detmold [1])

Bonn, den 26. August 1820.

Ich benutze Ihre gütige Erlaubnis, mein schätzbarster Freund, Ihnen einen Brief an Koreff nachzusenden. Aus dem Brief ist aber ein Päckchen geworden, indem ich ein Buch für den Fürsten Hardenberg beigelegt habe, das ihn vielleicht in diesem Augenblick interessieren wird [2]) . . . Leben Sie recht wohl und vergnügt. Finden Sie den Fürsten gesund und heiter und Ihren Freund Koreff munter!

An denselben in Pyrmont

Bonn, den 4. September 1820.

Wenn ich es als sehr glückliches Zeichen für des Fürsten Gesundheit ansehen darf, daß Koreff nicht mit ihm ist, so tut es mir auf der anderen Seite denn doch leid, besonders da seine Anwesenheit Ihre Geschäfte gefördert haben würde, was ohne ihn schwerlich so der Fall sein wird . . . Ich habe Ihnen am 26. v. M. ein Päckchen nach Detmold geschickt, das nun ohne Zweifel in Ihren Händen sein wird. Lassen Sie die Inlage gefälligst an Koreff nach Berlin gehen. Es ist gewiß nützlich, daß Koreff es bald erhält, indem es auch manches über Sie enthält und er auch von Berlin aus nützlich sein kann.

Bonn, den 20. September 1820.

Haben Sie herzlichen Dank für Ihr Verfahren mit dem Brief an Koreff. Die Sache ist dadurch vielleicht um hundert Schritt weiter gerückt, als sonst geschehen wäre.

* Koreff an Rahel Varnhagen [3])

Glienicke, 15. September 1820.

Ich höre so gar nichts von Ihnen, innig geliebte Freundin, das macht mich recht traurig. Da das Wetter wieder so

1) Wilhelm Dorow, „Erlebtes usw.", IV, 225 ff.
2) Jedenfalls Benzenbergs auf S. 390 genannte Schrift.
3) Aus Varnhagens handschriftlichem Nachlaß.

schön wird, so muß ich Ihnen schreiben, um Ihnen guten medizinischen Rat zu geben, nämlich den Kreuzbrunnen zu trinken. Ich habe es jetzt selbst an mir probiert und bin überzeugt, daß er Ihrer Organisation trefflich bekommen wird. Früh, nüchtern, im Anfang nur zwei Gläser mit Intervallen, sehr viel gehen, spät frühstücken und wieder gehen. Keine Saucen, kein Obst, nicht erkälten und unendlich viel gehen. Er führt stark ab, so wie Karlsbad, und löst wunderbar auf. Sie werden es mir Dank wissen und einen guten Winter haben. Tun Sie es ja, meine vortreffliche Freundin. Nur den Kopf lassen Sie ja ruhen — den darf nur der Brunnengeist einnehmen. Der Geist des Menschen muß den Platz räumen. Ich habe eine wahre Sehnsucht, Sie wiederzusehen. Die arme Fürstin war krank und ist es noch, ganz alleine, konnte nicht die Bewegung des Fahrens aushalten. Deswegen bleib' ich hier, daß sie nicht ganz in Melancholie verfalle, und gab lieber alles auf, was meiner Gesundheit und trüben Gemütstimmung an Zerstreuung nötig war. Kreuzbrunnen und Botanisieren ist das einzige, was ich für mich tun konnte. Sie erkennen meine Art und Weise darin! Wie schön sind die Gärten hier! Wie wünschte ich Sie nach Potsdam! Haben Sie je einen Monat hier zugebracht? Es verlohnt sich wahrlich der Mühe. Sagen Sie mir doch, ob Töplitz noch im Spätherbst wie jetzt gut bewohnbar ist? Vielleicht kann die Fürstin noch hin. Sie kennen ja das Tal.

Können Sie mir wohl La Vie de Fénelon[1]) und die Guyon[2]) verschaffen, so werden Sie mich verpflichten. Geben

---

1) François de la Motte-Fénelon (1651—1715), Erzieher des Herzogs von Burgund, für den er seinen berühmten Erziehungsroman „Télémaque“ (1699) schrieb. Über ihn gibt es zahlreiche Werke, u. a. das des Kardinals de Bausset, „Histoire de Fénélon“, 4 Bde., 1808/09.

2) Jeanne Marie Bouvier de la Motte-Guyon (1648—1717), religiöse Schwärmerin, als Verbreiterin der Lehre vom Quietismus eingekerkert, hinterließ zahlreiche Schriften (40 Bände) und eine Autobiographie (1820), die oben gemeint ist.

Sie sie dann nur an den Dr. Muhr[1]) sowie auch den Schlegel (Urgeschichte), wenn Sie ihn, das versteht sich von selbst, gelesen haben. Besitzen Sie vielleicht die Concordia von Friedrich Schlegel[2]), eine neue Zeitschrift? Ich wünschte einen Blick hineinzuwerfen, um zu sehen, wie er die Freiheit seines Geistes sich selbst rettet oder entschuldigt.

Grüßen Sie Varnhagen herzlich. Bald komme ich in die Stadt und dann gleich zu Ihnen. Leben Sie wohl und folgen Sie. Ihre Gesundheit lag mir stets am Herzen. Leben Sie wohl, Gute, Treffliche, Treue, Wahre, Verstehende, Echte, Aufrichtige. So spricht der orphische Hymnus von den Göttern. Er nennt sie, und sie sind gelobt, und der Sterbliche hat gebetet.

* Koreff an Rahel Varnhagen[3])

[1820.]

Wann, meine verehrte Freundin, ist es Ihnen wohl gelegen, daß ich Ihnen Spontini[4]) und seine Frau vorstelle, und zwar heute und nicht zu spät, weil ich Konferenzen habe. Wollten Sie wohl die Gefälligkeit haben, und Varnhagen um die Bücher bitten, die ich ihm vor einiger Zeit gegeben habe. Man quält mich des Fiévée[5]) wegen. Hat Varnhagen von mir den I. Teil des Précis de l'Histoire de la Révolution de France par Papon[6])? Er fehlt mir, und Muhr glaubt, daß Varnhagen ihn bekommen hat. Ich bin von Arbeiten so belastet, daß mir manchmal kein Viertelstündchen

---

1) Wohl Dr. med. Adolf Muhr (1780—1836), mit dem Varnhagen in Briefwechsel stand.

2) Concordia, eine Zeitschrift von Friedrich Schlegel, 6 Hefte, Wien 1820/23.

3) Aus Varnhagens handschriftlichem Nachlaß.

4) Gasparo Spontini (s. Seite 53 f., 68) war im Sommer 1820 als Generalmusikdirektor nach Berlin gekommen.

5) D. h. wegen eines Buches des französischen Schriftstellers J. Fiévée (1767—1839).

6) Dies Buch von Jean Pierre Papon war 1815 in Paris (6 Bde.) erschienen.

der Muße bleibt, und dabei den Kopf so eingenommen und nicht etwa von Gedanken, sondern von Rheumatismus, daß ich wirklich zu beklagen bin. Ihr treuergebener Koreff.

Aus Varnhagens Tagesblättern[1])

den 2. Oktober 1820.

Schrift des Herrn Prof. Benzenberg über des Kanzlers Staatsverwaltung[2]); die Schrift ist diesem vielleicht nachteilig.

den 5. Oktober 1820.

Herr v. Schöll ist ungemein keck und anmaßend. Er nimmt einen hohen Ton gegen Jordan, gegen Altenstein usw. Seine Ruhmredigkeit beleidigt alle ... Herr Geh. Rat Koreff schimpft gegen Schöll und Jordan. Letzterer werde von jenem ganz gering behandelt und fortgestoßen. Das geschehe ihm ganz recht; er habe nie einen ordentlichen Menschen an den Kanzler herankommen lassen; jetzt sei jener seine Strafe.

den 12. Oktober 1820.

Steigender Lärm wegen Herrn Professor Benzenbergs Schrift[3]).

den 15. Oktober 1820.

Herr v. Schöll rühmt sich, er halte dem Kanzler jetzt die meisten Leute ab, die ihn sonst überliefen und immer nur störten. Es ist wahr, daß es jetzt schwer hält, den Kanzler zu sprechen und Schöll statt seiner fast alle Leute empfängt.

---

1) Bd. I, S. 210—216.

2) Die Verwaltung des Staatskanzlers Fürsten v. Hardenberg von Joh. Friedrich Benzenberg, Leipzig 1820. Joh. Friedrich Benzenberg (1777—1846) war Professor für Physik und Astronomie in Düsseldorf.

3) Das Buch erlebte sofort eine zweite Auflage und zeitigte eine Gegenschrift „Anti-B-z-b-g oder Beurteilung der Schrift ‚Die Verwaltung des Staatskanzlers Fürsten v. Hardenberg'", Jena 1820.

* Koreff an Gräfin Pückler [1])

Berlin, 13. November [1820].

Der phantastische Roman van Worden wird hoffentlich, verehrte Frau Gräfin, jetzt in Ihren Händen schon sein und Ihnen vielleicht mit stärkerer Deutung gezeigt haben, wie gern ich wünschte, auf den grauen Wolken Ihres nordischen Himmels die Farbenphantasmagorie der Fata Morgana der Poesie hinzuzaubern, und wie mir selbst das Wort von den dunklen Gewalten, die den Menschen stets in das Leben herabziehen, gebunden ist. So geht es mir auch heute. Ich wollte Ihnen recht lebendig über so manches schreiben, Ihnen so manche Stimmung erklären, manche Hieroglyphe enträtseln und manches Sternbild in seinem Laufe deuten — aber es will sich nicht fügen. Diese holde Muße ist mir nicht gegönnt, wie Brinkmann [2]) ein ganzes Weltepos zu entrollen. Ich bin verdammt, nur Fragmente aus einem Herzen voll liebender Anhänglichkeit und aus einem Geiste voll Tumult und chaotischer Bewegung in die Welt und an die Freunde zu senden. So hat das Schicksal mich stets geneckt, mich stets aus dem Schoß der Kontemplation trügerisch herausgelockt, um mich zum Handeln, zum Eingreifen, zum Kämpfen zu zwingen. Wie sehr sehne ich mich, daß Sie, werteste Frau Gräfin, zurückkehren mögen [3]), damit ich den schweren Bann der Brust mit dem goldenen Worte des Vertrauens lösen könne. Hier ist alles so düster — wie graue Wolken mit verschlossenem Schoß streifen die Gemüter aneinander vor-

---

1) Aus der Radowitzschen Autographensammlung der Berliner Staatsbiliothek. Das Jahr ergibt sich aus der nächstfolgenden Aufzeichnung von Varnhagen. Empfängerin war vermutlich Hardenbergs Tochter, Gräfin Lucie v. Pückler (s. Seite 272).

2) Wohl Karl Gustav v. Brinkmann (1764—1847), schwedischer Diplomat und deutscher Dichter, ein Studiengenosse Schleiermachers und alter Freund von Rahel, der drei Gedichtsammlungen (1789, 1799, 1804) und philosophische Ansichten (1806) veröffentlicht hatte.

3) Gräfin Pückler war Mitte März für kurze Zeit in Berlin gewesen, dann aber nach Schloß Muskau in Schlesien zurückgekehrt.

über, und fährt ein seltener Sonnenstrahl zwischen sie hindurch, so erhellt er nicht, so malt er nur auf den dunklen Stirnen die rote Glut des Zornes. Alles ist trübe hier und unbestimmt. Betend strecke ich oft die Hände zum Himmel empor, auf daß nur Klarheit, Bestimmtheit, Vertrauen und goldene Liebe hinabsteige und die verworrenen Gemüter erlöse.

Seit 14 Tagen bin ich in der Stadt, gehe nur Sonnabends nach Glienicke, lebe einsam, halte fleißig Vorlesungen über die Naturgeschichte des Menschen und verzehre mir wie Odysseus das Herz in dunklem Gram.

Der politische Himmel ist umwölkt; die magnetische Sonne hat Flecken bekommen, die ein Jahrzehnt nicht auslöscht. Gemeinheit und Bosheit triumphieren und glauben recht zu haben und erheben ihre widrigen Stimmen.

Was die Fischer [1]), was ich dabei fühlen, das können nur Sie ahnen und verstehen. O daß dem Teufel wieder dies Bubenstück gelungen ist! Ich möchte wahnsinnig werden. Und da gebunden gefesselt zu stehen und nicht die Hände erheben zu können — o das ist hart.

Die kleine Fischer liebt Sie und betet Sie an. Wir sprechen, wenn wir uns sehen, stets von Ihnen.

Ich schicke Ihnen heute Mad. d'Epinay [2]) und Görres [3]). Ich bitte aber letzteren nicht mitzuteilen, sonst habe ich Verdruß. Wenn Sie ihn schon besitzen, so senden Sie ihn mir gefälligst wieder. Wann werden wir Sie wiedersehen? Sonst beneidete ich Böotien bloß um Pindar und Epaminondas, jetzt auch um eine holde Frau [4]). Herzliche Grüße an Gemahl und Kinder und das holde Fräulein [5]).

1) Wohl Hardenbergs Hausdame.

2) Frau v. Epinay (1726—1783), Rousseaus Beschützerin, Verfasserin der „Conversations d'Emile" (1774).

3) Wohl die Schrift „Deutschland und die Revolution" (1819), von Joh. Joseph von Görres (1776—1848), derentwegen er aus Koblenz nach der Schweiz fliehen mußte. (Vgl. Seite 273, Anm. 2.)

4) Anspielung auf Muskau.

5) D. h. Tochter und Schwiegersohn. Gräfin Pückler hatte nur eine Tochter aus erster Ehe namens Adelheid, die 1817 den

* Kabinettsordre an den Fürsten Hardenberg [1])

Troppau, den 20. November 1820.

Ihnen ist schon längst die Notwendigkeit bekannt, in Absicht auf das gesamte Unterrichts- und Schulwesen eine gründliche Reform eintreten zu lassen, die nicht bloß die Lehrmethode, sondern vorzüglich das Persönliche, besonders die Grundsätze und das Betragen der Lehrer und die Disziplin, umfasse. Ich trage Ihnen daher auf, diesen höchst wichtigen Gegenstand sofort mit dem Staatsminister Frhrn. v. Altenstein einer gründlichen Beratung zu unterwerfen und die Staatsminister v. Schuckmann und Fürst Wittgenstein, sowie den Bischof Eylert [2]) daran teilnehmen zu lassen. ... Sie werden dafür sorgen, daß ein allgemeiner Plan über das ganze Unterrichtswesen ausgearbeitet und mir vorgelegt werde, insonderheit aber, daß die Behörden, Konsistorien, Universitäten und Schulen von gefährlichen Irrlehrern, Verführern oder Verführten gereinigt werden und daß Mir, wo es die Verfassung erheischt, Vorschläge zu ihrer Entfernung oder Versetzung auf andere Posten gemacht werden. Damit aber eine gründliche Kenntnis der Sachen und Personen vorhergehe, so will ich, daß einsichtsvolle und unparteiische Männer, auf deren Gesinnungen man sich verlassen kann, erwählt werden, um sich diese Kenntnis an Ort und

---

Fürsten zu Carolath-Beuthen geheiratet hatte, sowie eine bildschöne Pflegetochter („das holde Fräulein"), Wilhelmine (Helmine) Lanzendorf, die aber vermutlich ihr eignes Kind aus ihrem Liebesverhältnis mit Bernadotte, dem Kronprinzen von Schweden, war und sowohl ihren Stiefvater Pückler wie den alternden König Friedrich Wilhelm III. aufs stärkste gefesselt hatte. Auch E. Th. A. Hoffmann hatte sie es angetan und ihm entscheidende Züge zu seiner Erzählung „Das öde Haus" geliefert, in der auch Graf P[ückler] und der Arzt Dr. K[oreff] vorkommen. Näheres bei Hans v. Müller, E. Th. A. Hoffmann im persönlichen und brieflichen Verkehr, Berlin 1912, II, 3, S. 603 ff., sowie in der Einleitung dieses Werkes.

1) Geh. Staatsarchiv, Berlin. Rep. 92, Hardenberg, 12½.

2) Friedrich Eylert (1770—1852).

Stelle zu erwerben. Ich bestimme hierzu den Geh. Oberregierungsrat Dr. Koreff, den Geh. Oberregierungsrat Beckedorff[1]), beide zu Berlin, und den Konsistorialrat Augusti[2]) zu Bonn. Unter diesen sollen Sie die Provinzen der Monarchie dergestalt verteilen, daß ein jeder mehrere derselben sofort bereise und nach vollendeter Bereisung oder während derselben an Sie und die anderen drei Minister[3]) berichte. Sie können auch nach Beendigung ihres Auftrags mündliche Vorträge bei Ihnen machen. Sie mögen sie zu gemeinschaftlichen Konferenzen auffordern, sowie ich Ihnen ferner überlasse, auch andere Personen nach Beschaffenheit der Umstände dazu zuzuziehen, es sei vom Militär oder Zivil, vom Gelehrten- oder Künstlerstande, von geistlichen oder anderen weltlichen Ständen.

Übrigens sollen die Geheimen Oberregierungsräte Koreff und Beckedorff sogleich mit ihren Besoldungen zu dem Departement des Staatsministers Freiherrn von Altenstein übergehen, damit sie dadurch in nahe Verbindung mit diesem Departement kommen. Der p. Koreff soll außerdem bei der Universität bleiben und seine Besoldung als Professor fortbeziehen. Hiernach übertrage ich Ihnen die nähere baldmöglichste Einleitung dieser wichtigen Angelegenheit.

Friedrich Wilhelm.

* Koreff an den Minister v. Altenstein[4])

[Berlin,] 29. November 1820.

Ich war gestern bei Ew. Exzellenz, um ... mich mit Ihnen über eine Kabinettsordre zu unterhalten, die mir gestern

---

1) S. Seite 363.

2) Joh. Christian Wilhelm Augusti (1771—1841), protestantischer Theologe, Enkel des 1722 getauften Rabbiners Herschel (Fr. Albert Augusti), war 1800 a. o. Professor der Philosophie, 1803 o. Professor der orientalischen Sprachen in Jena und 1819 Professor der Theologie in Bonn geworden. Um die christliche Archäologie hat er sich bleibende Verdienste erworben. Näheres s. ADB I, S. 680 f.

3) S. Seite 393.

4) Geh. Staatsarchiv, Berlin. Rep. 92, Altenstein, B 20.

zugekommen ist und die mich ebensosehr unerwartet überrascht als auch erfreut hat. Lassen Ew. Exzellenz mir die süße, wohlverdiente Hoffnung, daß meine Freude nicht bloß einseitig sei, sondern daß ich bei dieser sonderbaren Wendung der Verhältnisse auch auf Ihre Zufriedenheit rechnen dürfe. Ich erwarte Ew. Exzellenz Befehle und wünsche jedoch mich erst privatim mit Ihnen mündlich darüber zu unterhalten.

Aus Varnhagens Tagesblättern [1])

den 28. November 1820.

Der Kanzler entfernt Herrn Geh. Rat Koreff von seiner Person und weist ihn wie auch Herrn Geh. Rat Beckedorff in das Kultusministerium. Äußerungen Koreffs.

den 6. Dezember 1820.

Beim Geh. Rat Crelinger großes Diner, wobei die Fürstin v. Hardenberg, Geh. Rat Koreff usw.

den 11. Dezember 1820.

Der Kanzler will sich von seiner Gemahlin völlig trennen. Mlle. Hähnle soll dann in Schölls Familie aufgenommen oder diese in des Kanzlers Haus eingesetzt werden. Guten Lärm wird das geben!

Koreff und Schöll [2])

Da Weitzel [3]) als Publizist und belletristischer Schriftsteller stets eine sehr bedeutende Stellung einnehmen wird und sich seine wahre Gesinnung, sein fester, trefflicher Charakter wohl nirgends klarer aussprachen als bei seiner Unterhandlung, um nach Preußen überzusiedeln, so wird die nachfolgende Korrespondenz [4]) sicher ein allgemeines Inter-

1) Bd. I, S. 233—240.
2) Wilhelm Dorow, Erlebtes usw., II, 107 f.
3) S. Seite 290.
4) Der von Dorow l. c. abgedruckte umfangreiche Schriftwechsel ist oben fortgelassen.

esse erregen, leider aber auch zugleich zeigen, welchen verderblichen Einfluß der nach Preußen gewanderte französische Buchhändler Schöll — nachheriger Geh. Regierungsrat — überall ausübte, wo er vom Fürsten-Staatskanzler gefragt und gebraucht wurde. Besonders traurig sind diese Verhältnisse, da Fürst Hardenberg sich sehr ungern entschloß, diesen Mann in sein Büro aufzunehmen, nachdem man ihn in seinen früheren Verhältnissen — als französischer Konzipient im königlichen Kabinett — nicht mehr beschäftigte ...

Was Kunst und Wissenschaft gewann, als Dr. Koreff diese Partie im Büro des Staatskanzlers allein bearbeitete, werden die wissenschaftlichen Anstalten — namentlich die Universität Bonn — und die Gelehrten am besten bekunden können, Anstalten, welche durch seine Vorschläge und Bearbeitungen gestiftet, und Gelehrte, die nach Preußen berufen worden sind. Auch Weitzel wäre der Unsrige geworden, wenn nicht Schöll zum Teil Koreffs Referat erhalten hätte[1]). Koreff schrieb deshalb folgendes an Dorow, als dieser nochmals Weitzels Angelegenheit besprach, das Unrecht darstellte, was diesem geschähe, und verlangte, daß an Weitzel direkt geschrieben werden möchte:

„Was soll, was kann ich Weitzel schreiben und antworten? Meiner Hochachtung, meines redlichen Eifers, kurz, meiner Gesinnung sollte er doch durch Dich und das, was ich getan, überzeugt sein. Das andere hing nicht von mir ab. Das ist er ja so weise selbst einzusehen. Jetzt hängt gar nichts von mir ab, und durch Schölls dicken Wanst geht kein Zartgefühl durch. Was kann sich wohl durch dieses Fleischbollwerk durchfressen? Ich habe redlich für Weitzels Vorteil gekämpft. Er hätte aber auch wohl ein klein wenig nachgeben können. Der Fürst konnte jedoch, nachdem nun einmal die allgemeinen Beschlüsse gefaßt waren, keine offenbare Ausnahme machen. Gern will ich ihm schreiben — doch was kann, was soll ich? Oberflächlich schreibe ich nur ungern. Setze ihm doch alles auseinander."

1) S. Seite 382.

Koreff an Dr. Wilhelm Dorow in Bonn[1])

Berlin, den 20. Dezember 1820.

Ich schrieb Dir nicht, geliebter Freund, um Dich nicht zu betrüben. Ich hatte nichts Erfreuliches zu melden. Sollte ich Dir den Sieg der Bosheit, der Kabale, des Undanks und der Verleumdung über Redlichkeit, Liebe und Treue erzählen? Das ist nichts Neues. Die Weltgeschichte wimmelt davon. Wie alles dies zusammenhängt, weiß ich selbst größtenteils nicht, — kennt der Unschuldige die Schlangen, die ihn in die Ferse stechen? Teils läßt es sich auch keinem Briefe anvertrauen. Mein einziger Schmerz ist, daß ich vielleicht nichts mehr für Deine Anstalt tun kann. Ich glaubte alles so sicher, so gut für das teure Haupt des Freundes organisiert zu haben; — aber wer kann dafür, wenn die positivsten Befehle nicht respektiert werden, und wenn derjenige, der sich höchlichst darüber beleidigt finden sollte, und der die Macht zu strafen in Händen hat, es mit Gleichgültigkeit ansieht! Ob ich noch in der Zukunft etwas für das Institut werde tun können, weiß ich nicht, das hängt von den Göttern ab. Dies aber ist mein einziger Schmerz. Sonst bin ich außerordentlich mit der Wendung meines Schicksals zufrieden.

Ich bin durch Kabinettsordre in das Ministerium des Kultus[2]) versetzt, wodurch meine Lage an Solidität ungemein gewinnt und ich der Unruhe für meine Zukunft gänzlich enthoben bin. Ob ich den Vortrag beim Staatskanzler verloren habe, weiß ich zur Stunde noch nicht. Ich habe den Staatskanzler gebeten, mich in die Medizinalsektion zu versetzen, weil es unmöglich ist, in beiden Sektionen zugleich zu arbeiten, weil ich m e i n e r Wissenschaft nicht den Rücken zukehren will und weil ich endlich nicht in unnützem, fruchtlosem Kampf meine Kräfte zu konsumieren gesonnen sein kann. Noch habe ich keine Antwort. Irre Dich

1) Dorow, Erlebtes usw., Bd. IV, Leipzig 1845, S. 243 ff.
2) S. Seite 393 f.

nicht, mich etwa zu bedauern. Gratulieren mußt Du mir. Wenn ich Dich und Dein so schön begonnenes Werk in Bonn erst sicher sähe: dies ist mein einziger übrig bleibender Kummer. Die Andern sind mir alle gleichgültig. Durch diese Schöpfung des Fürsten glaubte auch ich auf den Dank der Rheinländer Anspruch zu haben. Ich habe hier nur Undankbare gemacht. Gottlob, ich habe nie auf Dank von den Menschen gerechnet. Meine Motive sind immer edler. Viel Gutes habe ich gewollt — einiges bewirkt. Herzlich müde bin ich, denn Du hast keinen Begriff — oder vielmehr, Du kannst ihn Dir jetzt aus Deinen eigenen Angelegenheiten entnehmen, welch furchtbare Anstrengung dazu gehört, um irgend etwas ins Werk zu setzen. Wo der Fehler liegt, weiß ich recht gut, doch wo wird je guter Rat beizeiten gehört? Die Milde und Güte des herrlichen Fürsten müßte sich in donnernde Strenge — auch gegen die höchsten Behörden — verwandeln! Ich bin der Sisyphusarbeit müde, — jetzt gewinne ich Zeit und kann in der Wissenschaft und Kunst vielleicht etwas Tüchtiges leisten.

In der Professur bin ich bestätigt. Meine Vorlesungen haben großen Sukzeß. Der König hat für Augusti, Beckedorff und mich einen Auftrag bestimmt[1]). Von welcher Natur, weiß ich noch nicht. Auch arbeite ich jetzt eine große Oper für Spontini[2]) und werde mich, wenn die Wunden des Herzens vernarbt sein werden, recht glücklich fühlen.

Diese Wunden heilen langsam, denn Undank tut weh, das Laster, die Bosheit triumphieren und die Unschuld unterliegt, und noch dazu sich verkannt zu sehen, das tut fürchterlich weh. Gott behüte Dich vor solcher Erfahrung. Ich habe dem Fürsten das ganze Gewebe offen dargelegt, doch er glaubt es nicht, seine edle Natur kann es sich nicht denken! Dieses Verkanntsein schmerzt. Sonst nichts. Im Gegenteil, ich habe viele Elemente, aus denen sich das Glück

---

1) S. Seite 394.
2) S. Seite 389.

— und ich bin bescheiden — konstruieren läßt. Ich bekomme meine Freiheit wieder, kann jedes Jahr wieder allein reisen und meiner Einbildungskraft ungestört mich hingeben und so das innere Wesen wecken und bilden, was doch die Hauptsache bleibt. Teile von diesem Briefe an Refues mit, was Dir gut dünkt. Nie zu viel. Bekümmere Dich ja nicht um das alberne Schwatzen der Leute. Wer Gott im Herzen, ein reines Gewissen, etwas im Kopfe und das Gefühl seiner Unschuld und Rechtlichkeit hat, der geht durch die Labyrinthe des Lebens von unsichtbaren Engelschildern geschirmt. Traure ja nicht, sondern freue Dich mit Deinem Freunde. Lebewohl und sei mir so treu wie ich Dir.

Dein Ferdinand Koreff.

Aus Varnhagens Tagesblättern [1])

den 24. Dezember 1820.

Die Absicht des Kanzlers, sich von seiner Gemahlin zu trennen, macht unendliches Gerede ... Man schimpft auf Schöll; auch der König soll auf diesen schlecht zu sprechen sein.

den 29. Dezember 1820.

Herr v. Schöll hat den Kanzler binnen Jahresfrist aus seinem alten Bücherlager für 10 000 Rtlr. Bücher nach Neuhardenberg anschaffen lassen.

* Koreff an Rahel Varnhagen [2])

[Ende 1820.]

Frau v. Montinglant kann nichts tun als zum Minister Altenstein gehn, ihm vorher einen schönen Brief schreiben voll Maß und Takt, den Fürsten so wenig [wie möglich], mich garnicht darin nennen, ihm eine Skizze ihres Lebens mitteilen, ihn um Audienz bitten, hingehen, ihm nicht die

1) Bd. I, S. 246, 249.
2) Aus Varnhagens handschriftlichem Nachlaß.

Ohren vollweinen, mit edler würdiger Fassung sprechen, keine Hoffmannstropfen vorher nehmen und mit Wärme für ihren Sohn reden. Ich habe dies alles längst gewußt. An den Folgen meiner Ungnade muß nun diese arme Familie laborieren. Wenn ein Stein mitten ins Wasser fällt, so berührt der Wellenkreis das fernste Ufer und taucht das Gras unter, das sich sicher glaubt. Solange ich noch etwas zu sagen hatte, wurde die Gabe edel und frei gegeben und nicht erst die Tortur vorher appliziert. Nun, ich wasche meine Hände in Unschuld. Wie geht es Ihnen? Bald komme ich und hole mir Nachricht. Wie wirken die Pillen? Ich hoffe gut. Haben Sie einen Blick auf meine kleine Schrift[1]) geworfen? Gefällt sie Ihnen? Ich fürchte — nein, denn Sie sagen mir ja keinen Laut darüber. Ihr Freund Koreff.

*Undatierte Briefe Koreffs an Rahel Varnhagen[2])
(1819—1821.)

Sonntag nacht.

Meine liebe Freundin! Heute hat mir Dehn[3]) gesagt, daß Ihre Dore noch krank und Sie sich über mich beklagt hätten. Ist das wahr? Warum lassen Sie mir nicht ein Wörtchen sagen? Ich hielt Dore für gesund — so sagte es mir mein Bedienter —, so hatte ich es selbst einen Tag vorher gesehen. Sie wissen ja, wie gern ich allem, was Ihnen angehört, auf die Beine helfe.

Montag um 2 Uhr.

Von vorigem Montag her erinnere ich mich, daß heute ein Geburtstag soll gefeiert werden. Bleibt es noch dabei? Darf ein Fremder wohl auf eine Viertelstunde kommen und Glück wünschen? Ich bin in dieser Zeit herzlich krank gewesen. Stark drohende Entzündung im Kopfe haben (!)

1) „Über die bösen Luftregionen Italiens" (1821). (S. Seite 213.)

2) Aus Varnhagens handschriftlichem Nachlaß.

3) Sigismund v. Dehn, schwedischer Generalkonsul in Berlin.



Rahel Varnhagen
Zeichnung von Wilhelm Hensel

mich gezwungen, 12 Schröpfköpfe und jeden fünfmal aufsetzen zu lassen — was ein vollkommenes Äquivalent von Spießrutenlaufen ist. Noch bin ich nicht im Gleichgewicht. Entzündung wütet noch im Innern des Ohres und betäubt mich und macht mich dumm. Das Wetter war schlecht, der Kopf dumm — deswegen habe ich mit Ihnen noch nicht das Laubhüttenfest gefeiert. Ich bitte Varnhagen um Müllers Briefe über Rom, wenn Sie sie gelesen haben, — sonst nicht. Leben Sie wohl. Mündlich sehr viel.

[1821.]

Was macht Varnhagen? Ich bin sehr elend, habe eine große spanische Fliege hinter dem Ohre, sonst wäre ich schon gekommen. Das soll Sie aber nicht hindern, mir die Wahrheit zu sagen. Unruhe schadet mir mehr als Ausfahren. Ich fordere es, erwarte es. Ist das Geringste nur da, was Sie beunruhigt, so bin ich abends bei Ihnen ... Können Sie mir nicht die Böhmischen Volksmärchen, die alten und die neuen, der Woltmann[1]) [ver]schaffen? Sie würden mich erfreuen, wenn es ohne viele Mühe geschehen könnte. Lappenberg[2]), der lappländische Legationssekretär, hat sie mir wieder genommen — die neuen.

[1821.]

Chère Rivarolle! Ich habe heute ein paar Dutzend Austern erhalten. Es ist mir nicht möglich, sie wie ein Gastronom allein zu verzehren. Darf ich sie wohl zu Ihnen um 3 Uhr schicken und selbst nachkommen? Ihr Rivarol[3]) aus dem feurigen Busch.

---

1) Volkssagen der Böhmen (2 Bde., Prag 1815) und „Neue Volkssagen der Böhmen“ (Halberstadt 1821) von Karoline v. Woltmann (1782—1847).

2) Johann Martin Lappenberg (1794—1805) aus Hamburg, der bekannte Geschichtsforscher, war 1815 bis 1823 hamburgischer Geschäftsträger in Berlin.

3) Antoine Rivarol (1753—1801), ein geistvoller politischer Schriftsteller, der wegen seiner antirevolutionären Gesinnung aus Frankreich hatte fliehen müssen und teils in Berlin gelebt hatte.

* Koreff an den Minister v. Altenstein [1])

[Berlin,] 1. Januar 1821.

Der schönen Gewohnheit, Ew. Exzellenz an diesem Tage eine kleine Freude zu machen, kann mein Herz nicht entsagen. Erlauben Sie mir gütigst, sie auch dieses Jahr üben zu dürfen. Meinem Herzen ist es Bedürfnis, Ihnen Freude zu machen. Manchmal ist es mir gelungen. Die Zukunft wird wohl auch nicht strenger sein als die Vergangenheit.

* Minister v. Altenstein an Koreff [2])

[1. Januar 1821.]

Herzlich danke ich Ihnen, mein Wertester, für Ihren mir bei dem Wechsel des Jahres so schön betätigten Wunsch, mir Freude zu machen. Die mir überschickte kleine Gemme ist allerliebst, der Gegenstand interessant und für mich in dieser Form wenigstens ganz neu. Sie haben Ihren Zweck erreicht, und so, wie Sie mich kennen, wird Ihnen ein solches nie mißlingen …

Aus Varnhagens Tagesblättern [3])

[Berlin,] den 6. Januar 1821.

Der Justizkommissarius Helwig hat dem Kanzler wegen seiner Scheidungssache dringende Vorstellungen freimütig geschrieben.

Philipp Josef v. Rehfues an Dr. Wilhelm Dorow in Köln [4])

Bonn, den 9. Januar 1821.

Koreff deutet mir allerlei Rätsel an und verweist mich auf Sie, der sie lösen werde.

---

1) Geh. Staatsarchiv, Berlin. Rep. 92, Altenstein, B 20.
2) Ebd.
3) Bd. I, S. 252.
4) Dorow, Denkwürdigkeiten, IV, S. 229.

Aus Varnhagens Tagesblättern [1])

[Berlin,] den 17. Januar 1821.

Fräulein Hähnle ist mit Jahns Mutter erzogen. Sie besucht dessen Mutter und verschafft ihr vom Kanzler ansehnliche Unterstützung [2]), von verbindlichen Schreiben begleitet. Sie sagt, der Kanzler wisse recht gut, daß er seine ärgsten Feinde im Adel habe.

* Koreff an den Fürsten Hardenberg [3])

Berlin, 23. Januar 1821.

Durchlauchtigster Fürst!

Die mir von Ew. Durchlaucht zugekommenen Mitteilungen erfüllen mich mit dem größten Dank und haben in mir das eifrigste Bestreben erweckt, dem in ihnen ausgesprochenen Zwecke nach meinen besten Kräften zu genügen. Für die Zurückkunft Ew. Durchlaucht behalte ich es mir vor, meine Meinung mündlich und schriftlich über die Realisation dieser dort ausgesprochenen Absicht zu entwickeln, damit diese Reform wirklich ins Leben treten könne, was auf dem Wege einer Kommission, wenn sie sich nicht in so viele Unterabteilungen, als Gegenstände der Verhandlungen sind, koexistent und gleichzeitig, nach Anerkennung der Prinzipien wirkend, konstituiert, absolut unmöglich erscheint. Meine Gründe, hoffe ich, sollen Ew. Durchlaucht Beifall sich zu erobern wissen.

Höchst Ihren Befehlen zufolge bin ich vorige Woche in die Medizinal-Sektion eingetreten. Vollauf werde ich dort zu arbeiten haben, da Langermann [4]) nun seinen Entschluß

1) Bd. I, S. 254.

2) Der Turnvater Friedrich Ludwig Jahn (1778—1852) war 1819 als Demagoge verhaftet und 1820 mit seiner Familie in der Festung Kolberg interniert worden. Er wurde 1824 zu zweijähriger Festungsstrafe verurteilt, 1825 freigesprochen.

3) Geh. Staatsarchiv, Berlin. Rep. 92, Hardenberg, K 50.

4) S. Seite 269.

unabänderlich gefaßt hat, auszutreten und die Direktion eines Irrenhauses zu übernehmen, wo dann die ganze Last der höheren wissenschaftlichen Arbeiten auf mich notwendig fallen muß, da alle die anderen Herren viel zu sehr mit der aurea praxis beschäftigt sind, um fortstudieren zu können und echt wissenschaftliche, gereifte Untersuchungen zum Vorteile und Fortschritte des Staates in das Leben einzuführen und über ihre Erhaltung zu wachen, welches doch der Zweck dieser Sektion ist. Denn ich gestehe aufrichtig, und Ew. Durchlaucht werden mir diese Freimütigkeit nicht übel deuten, um die bloß gewöhnlichen Geschäfte abzumachen paßt ein expedierender Sekretär weit besser, um nach dem Buchstaben des Gesetzes zu handeln, als ein noch in der Wissenschaft etwas leistender fortschreitender Mann. Dieser Grund ist es denn auch vorzüglich, der Langermann bestimmt hat auszuscheiden. Er fühlt, daß in hohlen Formen und in Kleinigkeiten seine Kraft zersplittert untergeht und daß, trotz seiner anhaltendsten und aufrichtigsten Anstrengung, doch nichts ins Leben hervortreten will. Meine Unruhe, daß dasselbe Schicksal auch mich erwartet, wird durch das Vertrauen zu dem hohen Geiste Ew. Durchlaucht, der es gewiß nicht zugeben wird, Mauersteine mit zerstoßenen Diamanten zu kitten, wie ein portugiesisches Sprichwort sagt, und durch das Vertrauen zu der Güte des Herrn Ministers[1]) einstweilen beruhigt, bis die Erfahrung mich eines anderen belehrt, wo mir ja dann noch das mir gegebene Versprechen von Ew. Durchlaucht den Weg in die Wissenschaft ohne Beziehung auf das Staatsleben einzuschlagen freiläßt.

In die Unterrichtssektion kann ich aus Mangel an Zeit nicht treten, weil sonst schon zwei volle Tage aus der Woche ausfallen würden, wodurch die Universität, meine Studien und alle Arbeiten leiden müßten. Auch würde ja auf diese Weise keineswegs der von Ew. Durchlaucht ausgesprochene Zweck erreicht. Ich würde dann ja bloß die kurrenten Ge-

1) v. Altenstein.

schäfte kennen lernen, keineswegs aber die leitenden Prinzipien, und auch keine Übersicht gewinnen. Um einen Strom zu beurteilen, wenn man seinen Lauf abändern will, ist es besser, ihn von der Höhe zu überblicken, als in seinen Wellen zu schwimmen.

In der Absicht und Hoffnung, in Ihrem Sinne zu handeln, habe ich mit Sr. Exzellenz [1]) die Verabredung getroffen, von den einzelnen Herren Räten durch seine Vermittlung von allen Punkten, die ich zur Übersicht brauche, mich in Kenntnis setzen zu lassen und deshalb freundschaftlichst mit ihnen zu kommunizieren, um eine vollständige Übersicht zu gewinnen und Ew. Durchlaucht etwas Ihrem Geiste Würdiges, Klares in den Zentralideen und Umfassendes in den Details vortragen zu können. Dies aber in der vollen Kraft zu vermögen, wird bei dem großen Mangel an echter Urbanität unmöglich sein, und ich würde mich bald in die Notwendigkeit versetzt sehen, jedes Detail zu erbetteln, würde bald Zeit und Mühe und Lust verlieren und nur Unvollständiges dartun können, wenn nicht eine Vollmacht Ew. Durchlaucht, worin dies klar und trocken ausgesprochen werde, damit ich darauf fußen und im Notfall mich ernst darauf berufen könne, mich zu diesen Konferenzen, vertraulichen und amtlichen Mitteilungen autorisiere und in den Stand setze, den bösen Willen oder die Trägheit zu überwältigen.

Ew. Durchlaucht, der Sie die Menschen und die Geschäfte so tief kennen, werden sich bald überzeugen, daß dies die beste, wo nicht die einzige Art ist, den Zweck zu erreichen. Ob diese Vollmacht durch den Herrn Minister zu erteilen oder direkt an mich zu richten sei, oder in ostensiblen Schreiben an uns beide ginge, überlasse ich Ihrer hohen Entscheidung. Nur muß ich ergebenst bitten, mich so schnell wie möglich instand zu setzen, diese Arbeiten zu beginnen, da ihr Umfang so groß ist, und mich auch mit einem ähnlichen

---

1) Dem Minister v. Altenstein.

Schreiben an den Herrn Kriegsminister, aber auch dies mit der größten Bestimmtheit, zu versehen, um über das dortige Medizinal-Unterrichtswesen sichere Notizen zu gewinnen und durch den Herrn Kriegsminister direkt oder den General v. Pirch die Organisation der Kriegsschulen genau kennen zu lernen. So war es auch schon in meinem großen Memoire auseinandergesetzt und von Ew. Durchlaucht gebilligt.

So ausgerüstet, wird es mir möglich sein, Ihren Absichten auf eine würdige Art zu entsprechen. Sonst scheint es mir nicht möglich, etwas zu erreichen.

[Folgt die Bitte um Gehaltsregelung.]

Die hier beigefügte Schrift [1]) bitte ich eines Blickes zu würdigen. Rasch habe ich sie deutsch abdrucken lassen, weil der Krieg, das Heer wenigstens, sich nach Italien zieht [2]) und nun hundertfach Gelegenheit sein wird, dies Phänomen näher und mit mehr Muße, als dem Reisenden gegönnt ist, zu untersuchen. Im Namen der Wissenschaft bitte ich Ew. Durchlaucht, mein Gesuch bei dem Fürsten v. Metternich zu unterstützen, daß diese Schrift abgedruckt und an die Ärzte der österreichischen Armee amtlich verteilt werde, um diese Untersuchung vielseitig und groß zu treiben und auch über Dalmatien und Illyrien Aufschlüsse zu bekommen, so wie ich aus Griechenland jetzt Nachrichten erhalte. Die Fortsetzung dieser Arbeit ist nur noch durch das Nivellement der Pontinischen Sümpfe [3]) am Erscheinen gehindert, doch hoffe ich, diese Schwierigkeit in wenig Wochen besiegt zu haben.

---

1) Koreffs Schrift „Über die bösen Luftregionen Italiens", Berlin 1821. (S. Seite 213, 400.)

2) Anfang Januar 1821 hatte aus Anlaß der revolutionären Erhebungen in Italien der Kongreß zu Laibach begonnen, auf dem die bewaffnete Intervention Österreichs beschlossen wurde, die alsbald zur Durchführung kam.

3) Papst Pius VII. (s. Seite 82) hatte durch Erneuerung des antiken Abzugskanals, die sog. Linea Pio, die Pontinischen Sümpfe, einen Brutherd der Malaria, zu entwässern versucht.

Sollte der Krieg ausbrechen, so bitte ich Ew. Durchlaucht, mir zu erlauben, mich behufs dieser Untersuchungen an die Armee anschließen zu dürfen, um die Zweifel, die mir in dieser Zeit aufgestoßen sind, lösen zu können.

So wäre es denn auch höchst nötig, jemanden nach Spanien zu schicken, um dort die Quellen für die Geschichte des Mittelalters aus den jetzt zerstörten [1]) Klosterbibliotheken und Gemälde, die zu einem Spottpreis verschleudert werden, für unsere Museen und Bibliotheken käuflich an sich zu bringen. Diese Gelegenheit kehrt nie wieder. Refues [2]) und ich, die wir beide gut Spanisch sprechen, könnten dies Abenteuer, wenn es Ew. Durchlaucht genehm ist, wohl bestehen. Auch in anderer Hinsicht könnten wir von großem Nutzen sein. Ich will nur die Reisekosten haben. Ich bitte Ew. Durchlaucht, diesem Vorschlag einen Augenblick Erwägung zu schenken.

Darf ich wohl noch an Nager und an das von Ew. Durchlaucht so warm ergriffene Projekt der Kopien des Blumenbachschen Kabinetts [3]) erinnern? Was ist denn Unglückseliges der Ausführung dieser Idee entgegengetreten? Ich begreife es nicht. Die ganze Universität war über das Gelingen dieser Unterhandlung, die so viele bis jetzt mit Blumenbach vergebens versucht hatten, entzückt, und nun, da er endlich nachgegeben hat, da ein Maler dazu gebildet worden, da Ew. Durchlaucht selbst Hand ans Werk gelegt, bleibt Ihre Bewilligung aus. Wir alle fühlen den höchsten Schmerz. Es ist *ein nie zu ersetzender Verlust für die Wissenschaft.* Nach Blumenbachs Tode fällt das Kabinett der [hannoverschen] Regierung anheim, und das Kuratorium der Universität erlaubt nur eine Kopie.

---

1) Wohl infolge der 1820 ausgebrochenen Militärrevolution.

2) S. Seite 332.

3) Der Naturforscher Joh. Friedrich Blumenbach (1752—1840), Professor der Medizin in Göttingen, besaß eine große zoologische und anatomische Sammlung.

Im Namen der Wissenschaft erhebe ich noch einmal meine Stimme, um Ew. Durchlaucht ergebenst zu bitten, dies doch zu vollziehen, was so unendlichen Nutzen haben wird. Sie haben sich ja selbst so lebhaft dafür interessiert.

Der arme Maler Nager hat den ganzen Winter hier von Posttag zu Posttag auf Ihre Bewilligung und den Brief an Blumenbach gewartet. In der Hoffnung, der Wissenschaft diesen großen Dienst erweisen zu können, habe ich diesen Mann die ganze Zeit auf meine Kosten erhalten. Ich kann es jetzt nicht mehr, auch will er nun fort; er ist gänzlich in Verzweiflung und ich habe nur noch ihn bewogen, die Antwort auf diesen Brief abzuwarten. Haben Ew. Durchlaucht die Gnade, mir deshalb zu antworten . . .

Auf das, was Ew. Durchlaucht mir am Schluß Ihres Briefes sagen, kann ich nur mit weinendem Auge und zerrissenem Herzen antworten. Ich bin es mir bewußt, Ihre Liebe sowie Ihre Achtung verdient zu haben. Der Richter im Verborgenen, der die Gedanken und Taten des Menschen wägt, wird einst im Sonnenspiegel der Wahrheit Ihnen mein Herz zeigen, und Sie werden erkennen, wie es nur ein Altar der Liebe und Hochachtung für Sie stets war und stets sein wird. Ich habe nichts getan, das mich Ihrer freundlichen Gesinnung unwert gemacht hätte; ich habe ein heiliges Recht auf Ihre Achtung, mein Fürst. Stets werde ich Ihrer würdig handeln, stets werde ich Ihr Andenken hoch und heilig halten. Es wird eine bessere Zeit kommen, wo Sie mich wiedererkennen werden. Nicht der Arzt, nein, der fühlende Freund hat an Ihrem Bette gewacht und geweint und jedes Stöhnen durch seine Brust schneiden gefühlt. Der Arzt tat nur seine Pflicht. Dem Freunde brach das Herz, als der Tod Ihnen nahte. Wenn Sie mich jetzt auch verkennen, so kann ich nichts mehr tun als dulden, schweigend und still weinen. Ich habe ein besseres Los verdient — dies werden Sie einst, mein Fürst, hier oder dort erkennen. Doch ich schweige.

Bacchus und Ariadne auf Naxos [1])

Gemälde auf dem Proszenium des Theaters von W. Schadow

Von J. F. Koreff

Ariadne

Nein, kein sterblicher Mann, selbst nicht der gewaltige Theseus,
Dem Minotaurus besiegt sank in dem Truglabyrinth,
Der ach! mich Bräutliche ließ im Verrat hier auf felsigem Eiland,
Der in der Jungfrau Brust schlummernde Liebe geweckt,
Konnte den Traum mir erfüllen der ätherumspannenden Sehnsucht,
Wie sie mit wallender Flut, wie um dies Eiland das Meer,
Auf und ab mir im Busen gewogt, empor zu den Sternen
Aufschwoll, weinend hinabsank in den flutenden Schoß,
Konnte die Fülle der Liebe verstehn, die mir wohnt in dem Herzen,
Welche die Wurzeln schlägt tief in den sprossenden Grund,
Die mit dem blühenden Wipfel bewegt fernleuchtende Sterne,
Die dem Geliebten aufs Haupt Blüten geregnet und Frucht.
Sterblicher Busen nicht hegt für so unendliche Liebe
Raum. Ach! des Meers Reichtum fassen nicht Ufer des Stroms.
Wahr ist geworden mein Traum, nicht log die unendliche Sehnsucht,
Unverstanden nicht mehr wallet die liebende Brust
In die Leere des Äthers hinaus; Antwort und nicht Echos
Gaukelnd nachhallender Hall spricht zu dem sehnenden Ruf.
Lieb' auf atmender Brust anschmiegen wie rankender Efeu,
Bacchus, dem blühenden Gott, darf ich mich Sterbliche treu.

---

1) Berlinischer Taschenkalender auf das Gemeinjahr 1821, S. 16 ff. (Gekürzt.) Dem Kalender sind Kupferstiche der Gemälde von Wilhelm Schadow (1789—1862), dem Sohne des Baumeisters Gottfried Schadow, beigefügt, die Koreff durch den nachfolgenden Aufsatz „Begleitende Worte zur Erklärung der Kupfer" erläutert hat.

Hell im unsterblichen Blick verklärt sich die ahnende Sehnsucht,
So wie das Nebelgewölk küssend die Sonne verzehrt.

Bacchus

Löst vom rebenbekränzten Geschirr, vom fesselnden Halsjoch,
Faunen, mit hurtiger Hand ab nun mein Pantergespann.
Eros ja wiegt sich und singt auf dem farbig gesprenkelten Waldtier,
Und in besänftigter Brust schweigt ihm des Mordes Begier.
Flattre nun frei durch den Raum, du weltdurchhauchende Sehnsucht;
Sinne, ich lös' euch das Band; schwärmt nun befreit und verklärt.
Was ich gesucht im Schoß der Natur, glutträumend, der Rebe,
Was ich mit Wollusthauch strömt' in den goldenen Schoß,
Was mich von des Indus Gebirg zum goldflutrollenden Ganges,
Weinbau lehrend, ein Wohltäter des Menschengeschlechts,
Führt' im Zug des Triumphs, umjauchzt vom Chor der Mänaden,
Lieb entgegnende Glut in dem Abgrund der Natur,
Hab' ich nun endlich gefunden im Sehnsuchtblick Ariadnes,
Ach, und in Seligkeit schwelgt endlich die göttliche Brust! ...
Hochauf jubelt, Mänaden, durchströmt, Glutwogen der Rebe,
Menschenbusen, durchbrecht hemmender Dämme Gewalt.
Daß hochrauschende Lust aufbrauf' aus schwellendem Strombett,
Daß sich die Träume der Brust wagen zum Äther hinauf ...
Strahlen, gefangen im Leib allahnenden Menschengebildes,
Brecht aus dem Kerker berfeit, flieht zum erzeugenden Schoß;
Schwärmt dann wie Bienen belastet mit Honigseim auf dem Fittich,
Aus der Heimat zurück wieder zur sinnenden Brust.

Selbst du, greisiges Alter, bekränzt mit duftendem Weinlaub,
Nur auf den Thyrsus getrost stütze den schwankenden Schritt, . . .
Selber erstaunt, wie die Weisheit entflieht mosttauender Lippe,
Wie du Mysterienspruch mischest zum Töchtergejauchz . . .
Rüstige Faunen, herbei, stützt helfend den taumelnden Zecher,
Horcht! wie des Gottes voll über ihm strömet der Mund!
Vom lichtströmenden Schoß, von weltenerzeugender Urkraft,
Wie einst Eros berührt ordnend des Chaos Gewühl.
Weltengeheimnisse tönt entsiegelt bewußtlos die Lippe;
Auf der berauschenden Flut schwimmet zum Äther sein Geist . . .
Spotte drum, Satyr, mir nicht; herzuspringt, helft ihm, ihr Faunen,
Auf sein Tier; nur zu bald rollt er doch wieder herab. —
Naxos verödeter Fels, wirf um dich den blühenden Teppich,
Üppig aus wallendem Gras, schwellend aus Moosen gewebt.
Blumen, von Duft umhaucht, Nachtkühlung strömende Bäume,
Zweigumarmend Gebüsch, sproßt aus dem Felsengeripp . . .
Faun, hochauf in die Luft, in sausendem Schwung durch die Blätter
Schaukle das Paar. Wie du nach lüstern dem Fliegenden siehst!
Streck im voraus, sie zurückerwartend, die Arme gespannt aus,
Fange sie auf und empor treib sie noch höher ins Blau,
Bis sie, geängstet vom schwindelndem Flug, viel Küsse versprochen,
Los sich zu kaufen von dir und ach! dann doch dir entfliehn . . .
Quellen enttaucht, Najaden, entsteigt, Dryaden, den Bäumen;
Mit Gottheiten des Waldes flechtet die Hände zum Tanz!
Fittiche schenke dem Fuß, du, Doppelflöte des Hirten!
Cymbeln und Pauke, nun ruft Echo, die Schwätzerin, wach,

Und ihr, Sänger des Hains, stimmt an die Lieder der Sehnsucht,
Philomele, beginn flötend den Wehmutgesang! . . .
Hörst, Ariadne, den flötenden Sang Philomelas im Hain du?
Hörst du das plätschernde Spiel felsenumarmender Flut? . . .
Fühlst auf den träumenden Wald Monddämmerungshauch du hinabtaun?
Horch, wie der Freude Gewühl leiser und leiser verhallt,
In sehnsüchtigem Laut hinstirbt wie Quellengeriesel;
Horch, wie in Schlummer gelullt, Echo einsilbiger schon
Nur noch spricht aus dem Schlaf, nachlispelnd fremdes Geflüster!
Laß uns dem winkenden Gott folgen zum Grottengeklüft!

Begleitende Worte zur Erklärung der Kupfer

Von J. F. Koreff

Reich ausgestattet durch die wahrhaft königliche Freigebigkeit Sr. Majestät, unter dessen Szepter jede edle menschliche Kraft nicht nur nach ihrem inneren eingeborenen Triebe frei emporblühen darf, sondern auch durch erkennende Huld sich angeregt und durch kräftige Hilfe in ihrer Entfaltung gestützt, sich mächtig gefördert fühlt; unter den wohltätigen Auspizien des großen Staatskanzlers, dessen reichem Sinne das Leben der Kunst und der Wissenschaft sowie das des Staates gleich befreundet sind, in dessen gerechter Würdigung diese Kräfte eine ihrer inneren Natur und äußeren Bestimmung entsprechende Anerkennung und eine nicht mit ängstlichem Zug umschriebene Bahn der Wirksamkeit finden, erhebt sich auf der Brandstätte des alten Theaters [1]), rasch vor unseren Augen emporsteigend, dem

1) Das Berliner Schauspielhaus war am 29. Juli 1817 abgebrannt. Der Schinkelsche Neubau wurde mit Goethes „Prolog zur Eröffnung des Berliner Theaters“ am 26. Mai 1821 eingeweiht.

Phönix in seiner Verjüngung und Verschönerung ähnlich, der Bau des neuen, mit Werken der Kunst prangenden Schauspielhauses. Der Meister dieses mächtigen Baues, welchem der Ruhm des Plans und der Anordnung einzig und allein gebührt, welchem auch die Leitung des Ganzen übertragen ist, ein Mann, auf dessen Haupt die unversiegende Fülle des erfindungsreichen, allumfassenden Michelangelo Buonarotti, die tiefe Sinnigkeit Leonardos da Vinci, die Phantasie Erwins, des Erbauers des Straßburger Münsters, und der fromme, liebevolle Sinn der Meister unserer altdeutschen Kunst mit allen Segnungen des Genius ruht, den Claude Lorrain und Bramante als Genossen begrüßen, dem die Künste wetteifernd ihre unsterblichen Kränze reichen, der Stolz und die Freude seiner Zeitgenossen, dieser Meister — bedarf es noch den Namen Schinkel[1]) auszusprechen? — hat in diese Räume, die er nun beherrscht, die anderen Künstler eingeladen, um die ernste, einfache Architektur mit ihren Gaben zu schmücken, damit jeglicher Raum eine Bedeutung und eigne Anmut habe, damit jegliche Leere mit Ideen bevölkert, damit das Gefühl der Kunst bei jedem Schritte angeregt, in seinem Genusse nie gestört und so, durch den Eindruck eines jeden einzelnen Teiles, eine harmonische Stimmung für das Ganze in leicht umfassender Überschaulichkeit würdig hervorgerufen werde.

Höchst erfreulich war es bei dieser Gelegenheit zu sagen, wie durch diesen glücklichen Gedanken des umsichtigen Meisters überall in unserer Kunstsphäre Talente angeregt, schlummernde Erfindungskraft und heitre Lebensfülle erweckt wurden. Dem Kunstverächter der neuen Zeit stellte sich auf diese Art sichtbar ein Beweis hin, daß es den jetzigen Tagen wohl weniger an Talenten als an würdigen Gelegenheiten, sie in rühmlichem Wettstreit öffentlich zu zeigen, fehle . . . Man war freudig erstaunt, eine solche kaum

---

1) S. Seite 253.

geahnte Fülle von Talenten, an reiner Erfindungskraft, ausgezeichnet durch Reinheit des Stils, durch Tiefe des Gedankens, durch beziehungsreiche Verkettungen, durch Natürlichkeit, durch liebliche Anmut, durch Auffassen fremdmythologischer Gestaltungen und durch biegsames Anschmiegen an fremde Nationalität und Sinnesart auf das Wort des Meisters rings herum sich erheben zu sehen . . .

Einem anderen großen Werke, dessen Kupferplatten schon gestochen werden[1]), muß es überlassen bleiben, in gemessener Folge darzutun, wie geistreich die Aufgaben des verständigen Meisters an die treuen Kunstgenossen eingerichtet waren, die alle doppelt freudig Hand ans Werk legten, da sie ihn ebensosehr lieben als bewundern, und die alle, indem sie sein Meisterstück gern verherrlichen, zugleich für den Nationalruhm Preußens mit der edelsten Uneigennützigkeit . . . . . sich würdig anstrengen. Dies eben schon angeführte, mit Zeichnungen reich ausgestattete, von kunstverständigem Kommentar begleitete größere Werk wird umständlich auseinandersetzen, wie entsprechend die Gemälde von dem Baumeister im allgemeinen für ihre Plätze bestimmt, wie geistreich sie von den einzelnen Künstlern individuell gewählt . . . wurden, welche Darstellungen den heiteren Halbzirkel des Theaters, die festliche Halle des Konzertsaales, die bequemen Räume der breiten Treppen, die geselligen Versammlungssäle, die hochschwebenden luftigen Tribünen, die für große Feste bestimmte Reihe von Zimmern und Sälen . . . in beziehungsreicher Verknüpfung, oft symbolisch, ohne je in frostige Allegorie . . . zu verfallen, immer den Geist und das Gemüt für den Ort, wo der Beschauer eben verweilt, allmählich stimmend, harmonisch ausschmückten.

Dies Werk wird den Liebhaber der bildenden Künste

1) Gemeint ist wohl Karl Friedrich Schinkels „Sammlung architektonischer Entwürfe", Berlin 1819—1840, worin auch die Innenräume des Berliner Schauspielhauses (Bl. 13—18) abgebildet sind.

von der riesenmäßigen, breitruhenden, majestätischen Aufgangstreppe, von ihren kolossalen Statuen zu beiden Seiten beschützt, auf welcher der himmelanstrebende Bau der Säulenhalle des Haupteinganges sich stolz erhebt, hinauf bis zu den luftigen Fontons begleiten, auf welchen die Schutzgottheiten dieses Hauses, Apollon und die Musen, die Stadt überschauend, ruhig stehen und zu dem Tempel der Kunst den Bürger aus der Enge des Lebens mit freundlich-ernstem Winke laden . . .

Dies Werk wird denn auch die in mehreren Sälen aufgestellten Büsten der edlen Künstler, den Stolz, die Zierde des deutschen Volkes, welche durch Wort, Ton und Spiel der Gebärde die Zaubereien der Kunst uns darstellten, beschreiben und erklären, wie die dankbare Nachwelt und der oft zu spät anerkennende Sinn der Deutschen die teuren, Leben atmenden Züge, von den Meißeln eines Rauch, eines Schadow, eines Tieck und eines Wichmann[1]) der Vergessenheit entrungen, dem Andenken späterer Geschlechter geweiht hat. Diese Abbildungen werden durch Umrisse dem entfernten Kunstfreund klar vor die Augen stellen, wie die geistvollen Künstler Dähling, Hensel, Höcker, v. Klöber, Kolbe, Wilhelm Schadow, Schumann, Stürmer, Völker, Wach, Zimmermann und mehrere andere die ihnen gewordenen Aufgaben aus der antiken und romantischen Welt gelöst, wie sinnig sie die bedeutendsten Momente, welche auf die Entwicklung der dramatischen Kunst und den Genius der deutschen Muse den meisten Einfluß ausgeübt, herausgehoben haben . . .

Dies belehrende Werk möge uns auf den luftig durchbrochenen, brückengleich schwebenden Treppen, von denen man den überraschenden, imposanten Anblick der hinauf und hinab wogenden Menge . . . haben wird, Schritt vor Schritt durch die klar geordneten Gänge, Korridors, Räume,

---

1) Christian Daniel Rauch (1777—1857), Joh. Gottfried Schadow (1764—1850), Friedrich Tieck (1776—1851), Ludwig Tiecks Bruder, Ludwig Wichmann (1784—1859).

Zimmer, Vorhallen bis auf den großen, noch über der Bühne schwebenden, lichtdurchströmten, auf byzantinischen Pilastern getragenen Saal und von da aus noch höher, auf die höchste Zinne, wo der Genius des ganzen Hauses, ein die Lyra berührender Apollon mit einem Gespann von Greifen . . . hoch über den Wohnungen der Menschen mit faltenreichem, vom Sturm gehobenen Gewand dahinschwebt, hinaufbegleiten, um von dieser luftigen Zinne den Blick über die Häuser hinüber durch die verschlungenen Reihen der Straßen frei schweifen, in dem Mittelpunkt der Stadt auf den herrlichen Kunstwerken älterer Zeit, auf den kolossalen Bauwerken des unsterblichen Schlüter, auf dem hochprangenden Denkmal des Großen Kurfürsten, auf dem in seiner Ruhe drohenden Arsenal, auf dem heitern griechischen Bau des Opernhauses, den Friedrich der Große hervorrief, auf den Schöpfungen der neueren Zeit, auf dem in einem schattenden Hain ruhenden Wachthause in dorischem Stil[1]) und, zum Saum des Horizontes hingezogen, auf dem Siegesdenkmal des Tempelhofer Berges[2]) ruhen zu lassen und endlich, in die Zukunft mit prophetischem Blicke schauend, die ihrer Vollendung schon nahen Riesenbilder der Helden Blücher, Bülow und Scharnhorst, auf Friedrich Wilhelms Gebot durch Rauchs unsterblichen Phidiasmeißel der Nachwelt dankbar hingestellt, über die sich, stets noch schmerzlich vermißt, immer sehnsüchtiger verlangt, gewiß einst Friedrichs des Großen Denkmal[3]), allen Helden erst rechte Bedeutung gebend und ihnen zum Mittelpunkt werdend, hoch erheben wird und die noch zu erbauende Brücke des Sieges[4]), welche zu den Monumenten des Nachruhms führen soll, im Geiste zu begrüßen ...

1) Schinkels „Neue Wache“ (1818).

2) Das Kriegerdenkmal für 1813 auf dem Kreuzberg.

3) Rauchs Denkmal Friedrichs des Großen wurde erst am 31. Mai 1851, wenige Tage nach Koreffs Tode, enthüllt.

4) Schinkels Neubau der alten „Hundebrücke“, der jetzigen Schloßbrücke, begann erst 1822. Er wurde am 28. November 1823 beim Einzug der Kronprinzessin Elisabeth eingeweiht, noch ohne die Figuren.

Uns mag es hier in beschränktem Maße nur vergönnt sein, auf das herrliche Werk mit Bewunderung, auf die hohen Beschützer mit gebührendem Dank, auf den Eifer sowohl als auf das Verdienst der vaterländischen Künstler mit freudigem Patriotismus, auf den Lenker des Ganzen mit hoher Achtung, auf die Richtung der Kunstwerke mit deutendem Wink, auf den Geist, der sie beseelt, mit Anerkennung, und auf die schönen Hoffnungen für die Zukunft unserer Kunst, die sich aus solchen Knospen zu entfalten versprechen, mit froher Aussicht hingewiesen zu haben ... In diesen Absichten möge die Entschuldigung eines so skizzenhaften Unternehmens liegen, von einer so reichen Flora nur einige getrocknete Kräuter vorzuzeigen oder von einer vollstimmig rauschenden Musik nur einige abgerissene, von allem Schmuck entkleidete Melodien wiedergegeben zu haben [1]) . . .

Überblickt man den Reichtum und die Fülle der Bildungen, achtet man auf die so viel versprechende Entwicklung der Kräfte, welche die Veranlassung dieses Prachtbaues hervorgerufen und zu einem Kranze vereinigt hat, so kann man sich nicht enthalten, den Wunsch zu äußern, daß die Zeitgenossen diese teils aufblühenden, teils schon ihrer Vollendung näheren Talente recht anerkennen, ... und vorzüglich ihnen würdige Beschäftigungen schenken mögen, . . . damit ein großes Abbild der Schöpferkraft der jetzt blühenden Künstlerwelt und der edlen Sinnesart ihrer Zeitgenossen... vor das Auge der Nachwelt hintreten und Zeugnis von unserer Kraft und unserer Lust, gleich den Monumenten des Altertums und des Mittelalters, in erhabner Einfachheit so gebe, daß ein fernes Geschlecht über das jetzt lebende einst ausrufen könne: Te saxa loquuntur!

Möge Deutschlands guter Genius der Kunst endlich erwachen und das so oft undankbare Vaterland seine Söhne endlich erkennen lehren! Möge der Genius nicht vergebens

1) Hier folgt die Beschreibung der Gemälde von Wilhelm Schadow, Karl Wilhelm Wach (1787—1845) und Wilhelm Hensel (1794—1861).

fürder die Zeitgenossen bitten, ihm nur Stoff zu geben, um sein unsterbliches Siegel ihm auf die Stirn zu drücken, und möge doch nimmer so edle, so seltene Kraft wieder verdammt sein, brach zu liegen und auf einem Gefilde nur einzelne Blumen hervorzubringen, die wiederum nur ein einziger sinniger Wanderer erkennt und pflückt, wo ein heiliger Hain voll Tempel und Eichenkränze, den Stürmen Trotz bietend, sich erheben könnte.

Was wäre wohl aber dieser wiedergeborenen Zeit und ihres inneren und äußeren Auferstehungsfestes würdiger, als einen dieser Wiedergeburt würdigen Kirchenbau zu erheben, durch welchen die Bestrebungen der Künste, aufs neue konsakriert und geläutert, erst den wahren Mittelpunkt, die Andacht wiederfänden, um welchen sie stets sich sammeln sollten und von dem sie sich nur zu ihrem innersten Schaden in den Zeiten des Abfalls, sich selbst in ihren edelsten Wirkungen alsdann selbst vernichtend, immer es schwer büßend, entfernt haben. Und auch zu solch einem Riesenbau, der die Westminsterabtei an innerer Einheit und Harmonie übertreffen, welcher an den Stufen seiner Altäre die Andacht und in seinen Hallen den Ruhm des Volks in Monumenten sammeln, durch den die gesamte Kunst geweckt und gereinigt, mit dessen emporstrebenden Pfeilern sie mit den Generationen aufwachsen, der wie ein Felsen im Sturm der Zeiten stehen und von unseren Gräbern umlagert, rühmliches Zeugnis von uns einst geben würde, hat der Mann, auf dessen Haupt der Geist Erwins und Bramantes ruht, nicht bloß etwa die Idee im allgemeinen gefaßt, sondern sie so begründet, entwickelt und in den herrlichsten Plänen so vorbereitend, bald jedem Blicke offenkundig dargestellt, daß nichts die Ausführung hindern würde[1]) ... Möge diesem

---

1) Das Innere des unter Friedrich dem Großen erbauten Domes hatte Schinkel schon 1817 umgebaut, während er das Äußere 1820 bis 1822 so gut wie möglich in klassizistischen Formen auszugestalten suchte. „Der Gedanke, in der Hauptstadt Preußens ein dem Kölner Dom in monumentaler und künstlerischer Wir-

würdigen Nachfolger Buonarottis und uns Zeitgenossen das Glück werden, in unseren Marken den Riesendom seiner Kathedrale emporsteigen zu sehen.

* Generalchirurgus Rust an Koreff [1])

Berlin, den 5. März 1821.

Mein teurer Freund!

Es geschehen sonderbare Dinge unter dem Monde. Alles scheint seine natürlichen Grenzen überschreiten, aus seinen gesetzlichen und herkömmlichen Normen weichen zu wollen. Wiebel [2]), der arme Wiebel, ist Medizinal-Referent im Kriegsministerium geworden. Der Kriegsminister läßt medizinische Versuche anstellen. Wiebel und der General-Chirurgus Storcke, die das ganze Jahr hindurch kaum einen Kranken zu sehen, viel weniger zu behandeln bekommen und von dem Wert oder Unwert eines medizinischen Systems ebensoviel verstehen wie ich vom Kontrabaß, sind zu Schiedsrichtern und Berichterstattern über diese homöopathischen Versuche aufgestellt worden. Hahnemann [3]) selbst, dessen Heilmethode in Österreich streng verboten [ist] und dem endlich auch die Sachsen das Handwerk gelegt haben, will sich nun, um sein Unwesen fortzutreiben, im preußischen Staate niederlassen und wendet sich deshalb — an den Minister des Innern? Gott bewahre! Also an den Minister der Medizinal-Angelegenheiten? Auch nicht — sondern an den Kriegs-

---

fung entsprechendes protestantisches Gotteshaus entstehen zu lassen, kam seitdem nicht zur Ruhe. Wesentliche Förderung erfuhr er durch den Kronprinzen Friedrich Wilhelm, der im Zusammenarbeiten mit Schinkel . . . die Verwirklichung der monumental-religiösen Idee immer wieder ins Auge faßte." (B. Krieger, „Berlin im Wandel der Zeiten", Berlin 1926, S. 36.)

1) Geh. Staatsarchiv, Berlin. Rep. 92, Hardenberg, K 50. — Über Rust s. Seite 147.

2) S. Seite 369.

3) Samuel Christian Friedrich Hahnemann (1755—1843), der Begründer der Homöopathie, seit 1820 Arzt in Cöthen, seit 1835 in Paris.

minister, und zwar sehr natürlich, weil dieser die homöopathische Lehre in Schutz genommen hat ...

Eine dieser Tage herabgelangte königliche Kabinettsordre genehmigt, daß fortan der Professor Kluge[1]) sein Gehalt als zweiter dirigierender Wundarzt der Charité aus der General-Kriegskasse beziehen könne, und befiehlt zugleich, daß dieser charitéärztliche Posten künftighin immer mit einem Militärarzt, folglich vom Kriegsministerium aus, besetzt werden soll. Hat man irgendwo in der Welt tolleres Zeug erlebt, als in unserm aufgeklärt sein sollenden Berlin, in diesem deutschen Athen, wirklich vorgeht?

Sie, mein Freund, können freilich, wie jeder Weise, darüber lachen, aber ich, ich möchte lieber weinen und mich zu Tode darüber ärgern. Einmal der guten Sache wegen, die so schändlich hierbei zu Grabe getragen wird, und zweitens, weil niemand mehr als meine Person selbst dabei beeinträchtigt wird. Nur dem offenen Bekenntnis, daß ich ein Feind alles Kastenwesens bin, daß ich nur eine Wissenschaft, eine Heilkunde und folglich nur einen Arzt und eine medizinische Oberbehörde im Staate anerkenne, ... habe ich es zuzuschreiben, daß man mich von jeder direkten Einwirkung in die Militär-Medizinalverwaltung fernzuhalten sucht und mich sogar um meine Anciennität auf die kränkendste Weise vor der Welt betrogen hat ... [Folgen Beschwerden über Zurücksetzung.]

Raten Sie mir nun, Freund, was zu tun ist. Wann kommt der Fürst[2]), meine einzige Stütze, auf die [ich] hoffe und vertraue? Mein Entschluß ist fest. Erniedrigungen dulde ich ebensowenig, als ich Lust habe, noch sechs Jahre leeres Stroh zu dreschen. Will man mich bei Altenstein, der mich gern zu haben scheint, nicht anstellen, so nehme ich

---

1) S. Seite 156.

2) Fürst Hardenberg hatte schon vor dem Schluß des Laibacher Kongresses (26. Februar) eine Erholungsreise nach Italien angetreten.

meinen Abschied ... Viel hätte ich Ihnen noch zu sagen, darum bitte ich Sie, morgen mittag eine Suppe bei mir einzunehmen, damit ich Ihnen mein Herz ganz aufschließen kann.

*Koreff an den Fürsten Hardenberg[1])

[Berlin, Anfang März 1821.]

Durchlauchtigster Fürst! Es sei mir erlaubt, beifolgenden Brief zur Kenntnis Ew. Durchlaucht bringen zu dürfen, mit der ergebensten Bitte, des Wohles der Wissenschaften und der ersten Krankenanstalt der Monarchie wegen diesem mit jedem Tage steigenden Unwesen ein Ende durch eine ernste Erklärung zu machen. Ein Kriegsminister nach dem andern nimmt von der königl. Kabinettsordre in Aachen[2]) in Hinsicht der Charité nicht die geringste Notiz, der Minister der Medizinalangelegenheiten setzt sich den Eingriffen nicht entgegen und geht auch nicht an die Organisation der Anstalt. Jede Vorstellung ist vergebens. Drei Jahre sind nun seit Aachen verstrichen. Man teilt dem Minister v. Altenstein nicht einmal die Verfügungen mit, welche die Charité betreffen. Dieser Brief von Rust malt die Konfusion und dies Chaos am treffendsten.

Ich halte es für meine Pflicht zu reden, sonst wird es nie mehr möglich sein, aus diesem Labyrinth von kontradiktorischen Befehlen, Kabinettsordren, die sich schnurstracks entgegenlaufen, Ministerial- und Regierungsbehörden, die alle über eine Anstalt, die immer nur schlechter wird, sprechen und herrschen wollen, je sich herauszufinden. Ein durchgreifender Befehl muß von seiten Ew. Durchlaucht ergehen, sonst ist mit Beratungen und Diskussionen diesem fressenden Krebse nicht Einhalt zu tun. Ich habe die volle Überzeugung gewonnen, daß auf dem Wege der Güte in allen unseren Anstalten nichts hervorgebracht [wird] als chaotische Ver-

1) Begleitschreiben zum vorigen Briefe.
2) S. Seite 299.

wirrung und Auflösung. Verzeihen Ew. Durchlaucht diese Importunität meinem Eifer für die gute Sache.

*Koreff an August Wilhelm v. Schlegel[1])

Glienicke, 27. März [1821].

Nur ein einziger Moment ist mir heute gegönnt, geliebter Freund, um Ihnen zu sagen, daß ich längst schon Ihre lieben Briefe beantwortet habe und daß ich mir nun heilig vornehme, nichts mehr mit Gelegenheit zu schreiben. Ihre freundliche Dedikation wird dem Fürsten sehr angenehm sein. Der edle Mann liebt Sie ungemein. Sie haben seinem Herzen durch Ihr Bleiben große Freude gemacht. Die Früchte wird Ihnen die Zukunft bringen. Erzählen Sie mir recht viel von Ihren Ansichten und Arbeiten. Ich bin sehr begierig. Auch ich bin sehr fleißig. Nächstens werden Sie manches von mir zu lesen bekommen. Von verschiedenen Punkten kommend, treffen wir uns in der Nähe des Zentrums. Ich hoffe die Gunst vom Schicksal zu erhalten, einen Monat in Ihrer Nähe, in Ihrem Paradiese mit Ihnen zubringen zu dürfen. Herzlich und inständigst bitte ich Sie, sich mit Freundschaft und Wohlwollen meines Freundes Dorow anzunehmen und ihn kräftig auf jede Art und Weise zu unterstützen. Sie werden den Fürsten-Staatskanzler dadurch ungemein verbinden, der den Hofrat Dorow sehr hochschätzt und ihm sehr wohl will. Auch meine Bitte mögen Sie nicht unberücksichtigt lassen. So wünsche ich auch, daß Sie sich eines jungen Mannes mit Namen Schulz aus Berlin, eines Theologen, der beim Staatsrat Rosenstiel[2]) war, kräftigst annehmen mögen. Haben Sie die Gefälligkeit, ihn rufen zu lassen, ihm einige freundliche Worte zu sagen und ihn in die Zahl Ihrer indischen Schüler aufzu-

---

1) Landesbibliothek Dresden (s. Seite 227). Unveröffentlicht.

2) Friedrich Rosenstiel, Direktor der Berliner Porzellanmanufaktur, Schwiegervater W. Schadows.

nehmen, damit er das Licht des Orients, das von Ihnen Deutschland verkündet wird, fortpflanzen möge. Es ist ein trefflicher junger Mann, der Ihrer Güte wert ist. Ich bitte Sie, unterstützen Sie mit Ihrem Rate und Ihrem Namen, der so guten Klang im Lande hat, Dorows Unternehmen [1]). Sagen Sie ihm Gutes und Liebes in Ihrem und meinem Namen. Sagen Sie ihm, daß er nächstens Antwort auf alles und Befriedigung über jeden Punkt erhalten werde. Er soll sich ja kein grau Härchen wachsen lassen, sondern frisch und rührig angreifen. Setzen Sie sich doch, geliebter Freund, mit Klaproth in Paris in Korrespondenz [2]). Er ist sehr gut in der Imprimerie Royale bewandert.

*August Wilhelm v. Schlegel an Koreff [3])

Ich habe mich von ganzem Herzen gefreut, mein teuerster Freund, so bald wieder einen Brief von Ihnen und einen so freundschaftlichen zu empfangen. Lassen Sie uns den so glücklich zu beiderseitiger Befriedigung angeknüpften Briefwechsel nicht wieder unterbrechen. Wenn die persönliche Angelegenkeit beseitigt ist, wollen wir zur Entwicklung von Gedanken und Entwürfen übergehen, denn ich hoffe, Ihre Geschäfte und Verhältnisse werden Sie nicht ganz der schriftstellerischen Laufbahn entziehen, und ich gestehe es, ich mache in dieser Hinsicht große Anforderungen an Sie.

Sie werden wenig Mühe haben, mich von allem, was Sie jetzt so beredt zum Ruhme des Fürsten-Staatskanzlers sagen, zu überzeugen. Ich habe nur selten das Glück gehabt, ihn zu sehen und zu sprechen, aber die milde Würde, die über sein ganzes Wesen ausgebreitet ist, muß auf den ersten Blick mit Verehrung vor ihm erfüllen. Seine Vaterstadt ist

---

1) S. Seite 384. Schlegel war Vorstand des Altertumsmuseums in Bonn.

2) Wegen des Druckes indischer Bücher.

3) Landesbibliothek Dresden. Undatierter Entwurf.

auch die meinige[1]). Ich weiß mich gar wohl aus meinen Knabenjahren zu erinnern, daß man schon in seiner Jugend, ehe er seinen Namen in die Geschichte eingezeichnet hatte, die größten Erwartungen von ihm hegte, und daß mein Vater[2]) oft in diesem Sinne von ihm sprach als von einem Manne, den seine persönlichen Eigenschaften noch höher stellten als seine Geburt.

Überdies, teuerster Freund, maße ich es mir nicht an, verwickelte Verhältnisse zu beurteilen, wo ich die näheren Umstände gar nicht kenne. Dazu kommt, daß ich ein Fremder bin, daß mir das Bürgerrecht im Preußischen Staate nur durch meine Berufung erteilt worden ist und daß ich es erst durch geleistete Dienste verdient haben müßte, ehe ich mich für berechtigt halten dürfte, über die öffentlichen Angelegenheiten meine Stimme vernehmen zu lassen. Ich beschränke mich daher bloß auf meine eigenen Amtsverhältnisse.

Daß auf sie die Beschlüsse des Bundestages[3]) störend eingewirkt haben, erlaube ich mir zu sagen. Jeder Universitätslehrer ist m. E. in seinem Gewissen verpflichtet, es zu bezeugen und die Herstellung des guten alten Zustandes als ein dringendes Bedürfnis zu schildern. Österreich hätte dabei gar keine Stimme haben sollen; es hatte nichts zu verlieren; denn die österreichischen Universitäten sind halt noch auf demselben Fuß wie im 15. Jahrhundert. Gewisse Staaten mögen durch die Dummheit und Unwissenheit ihrer Bewohner so leidlich gedeihen, Preußen aber kann es gewiß nur durch Verstand und geistige Bildung.

Sie geben mir die Hoffnung, daß man auf meinen Vorschlag, mir einen speziellen wissenschaftlichen Auftrag zu geben, eingehen werde. Ich will Ihnen meine Wünsche darüber vorlegen; sie sind gewissermaßen beschränkter als das, was Sie im allgemeinen andeuten.

---

1) Hannover.

2) Joh. Adolf Schlegel.

3) S. Seite 347.

Ich wünsche den Sommer hier zu bleiben (das war von unserm Ministerium schon zugestanden), aber mit der Erlaubnis, weniger Vorlesungen zu halten als gewöhnlich, etwa nur die öffentlichen. Diese Muße möchte ich dazu benutzen, meine Synopsis etymologica linguarum zu vollenden, wodurch ich mich sowohl bei den indischen Philologen wie bei den Kennern der klassischen Sprachen zu legitimieren hoffe.

Alsdann wünsche ich einen halbjährlichen Urlaub, um in Paris teils die Manuskripte zu benutzen, teils die indischen Typen schneiden zu lassen. Für mich verlange ich nichts und bin gern bereit, die Reise und den dortigen Aufenthalt mit meinem gewöhnlichen Gehalt zu bestreiten ...[1])

Ich käme dann im Frühling nächsten Jahres nach Bonn zurück und ließe da meine Synopsis und Elementarbücher und indischen Texte drucken[2]). Dazu wären freilich Auslagen erforderlich, aber ich denke, die Kosten würden durch die Subskription der öffentlichen Bibliotheken und durch den Absatz allmählich gedeckt werden.

Ich glaube, es würde ferner sehr wichtig für den Ruhm von Bonn als einer europäischen Anstalt sein, wenn hier zuerst Indisch gedruckt würde. Solche Dinge gehören in Deutschland zum Luxus der Gelehrsamkeit, aber sie machen im In- und Auslande Eindruck.

Die Stempel könnten nachher der Berliner Universität oder der Akademie übermacht werden, denn ich sage es mit Gewißheit voraus, wenn die Sache einmal im Gange ist, wird man sehr viel Indisches in Deutschland drucken lassen.

Suchen Sie nur zu bewirken, daß ich recht bald hier etwas in offizieller Form erhalte, fürs erste den Befehl vom

---

1) Schlegel erhielt 1821 einen längeren Urlaub nach Paris, 1823 nach London.

2) 1823 bis 1830 veröffentlichte er „Indische Bibliothek, eine Zeitschrift" (Bonn, 3 Bde.), 1823 eine kritische Ausgabe der Bhagavad Gita, der noch andere indische Texte folgten.

Ministerium des öffentlichen Unterrichts, einen Bericht über die gründliche Einführung der indischen Studien in Deutschland und über die Erfordernisse dazu einzuliefern.

Vor allem aber, wenn Sie mich lieb haben, dringen Sie nicht darauf, daß ich jetzt nach Berlin kommen soll. Um mühselige und weitläuftige Arbeiten unter der Unruhe des Umziehens und einer neuen Einrichtung, unter den Zerstreuungen und gesellschaftlichen Anforderungen einer großen Stadt zu vollenden, würden meine Kräfte nicht hinreichen. Ich bedarf dazu der Ruhe und Einsamkeit. Ich will gern in der Folge in Berlin mit Vorlesungen auftreten[1]), aber jetzt ist nicht der Zeitpunkt dazu. Wenn die Gemüter ganz in den Berechnungen des Augenblicks befangen sind, so wird Literatur, Kunst und Forschung wie eine laue Wassersuppe kaum mit den Lippen berührt.

Eine Reise nach England könnte für einen späteren Zeitpunkt verschoben bleiben. Also würde ich für jetzt nur ein halbes Jahr Urlaub nötig haben, weniger als wozu Sie mir Hoffnung geben. Habe ich erst die gehörigen Proben geliefert, so wäre das Wünschenswerteste für mich, ausdrücklich zum Lehrer der indischen Sprache ernannt zu werden.

Neben den Arbeiten für die Gelehrten hoffe ich bald auch indische Dichtungen zu liefern, um das größere Publikum in das Interesse zu ziehen[2]). Es ist nun schon in Deutschland Mode geworden, über die indischen Altertümer mitzusprechen, aber sie tun es wie der Blinde von der Farbe, aus lauter unrichtigen Quellen. So ist es z. B. in Ritters „Vorhalle“ geschehen.

Leben Sie tausendmal wohl, teuerster Freund, und lassen Sie sich meine Angelegenheit bestens empfohlen sein. Und ich bitte, recht bald etwas Amtliches, worauf ich fußen und wonach ich Hand an das Werk legen kann.

---

1) Erst im Sommer 1827 kam dieser Plan zur Ausführung.

2) Dies geschah in der „Indischen Bibliothek“.

Aus Varnhagens Tagesblättern[1])

[Berlin,] den 14. April 1821.

Benzenbergs Schrift[2]) ist in Paris französisch erschienen, mit dem auffallend schreienden Titel: Du triomphe inévitable et prochain des principes constitutionnels en Prusse, par Mr. Koreff, Conseiller intime etc., mit Noten von Benjamin Constant[3]). Sie war schnell vergriffen.

Öffentliche Erklärung Koreffs[4])

Es hat Herrn Benjamin Constant gefallen, mich für den Verfasser der in den „Zeitgenossen" erschienenen Schrift „Die Verwaltung des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg" zu halten und in dieser irrigen Voraussetzung meinen Namen dem von ihm veranstalteten Auszuge dieses Werkes, welcher unter dem Titel „Triomphe prochain et inévitable" usw. in Paris ausgegeben wird, vorzudrucken. Ich beeile mich, diesen Irrtum zu berichtigen, da ich bekanntlich nicht der Verfasser dieser Schrift bin.

Berlin, den 16. April 1821.

Koreff, Geh. Ob.-Reg.-Rat.

---

1) Bd. I, S. 285.

2) S. Seite 390.

3) Der genaue Titel lautet: Du triomphe inévitable etc. . . . des principes constitutionnels en Prusse d'après un ouvrage imprimé traduit de l'allemand de Mr. Koreff, Conseiller intime de régence avec un avant-propos et des notes de Mr. Benjamin Constant, Député de la Sarthe, Mars 1821.

4) Die Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 5. Mai 1821 brachte eine heftige Ablehnung dieser „liberalen Taschenspielerei". „Die Schrift ist ein verstümmelter, verfälschter, doch in seinen Bruchstücken unverkennbarer Auszug eines gegen Ende des vorigen Sommers unter dem Titel ‚Die Staatsverwaltung des Fürsten v. Hardenberg' in Deutschland gedruckten Buches, welches allgemein dem Professor Benzenberg zugeschrieben ward."

Aus Varnhagens Tagesblättern [1])

den 17. April 1821.

Herrn Geh. Rat Koreffs Erklärung in den Zeitungen, daß er nicht Verfasser jener Schrift sei. Zu dem Irrtum glaubt man jedoch, in ihm den ersten Anlaß voraussetzen zu müssen.

den 18. April 1821.

Es wird sehr über Koreff hergezogen. „Also mit Constant", sagen sie, „ist er in Verbindung? Schön! Da können wir ja auch einmal wissen, woher so mancher bösartige Artikel über Preußen von den Liberalen geschöpft ist!" So spricht man; die Diplomaten lassen es an Aufhebens nicht fehlen.

den 23. April 1821.

Herr Benjamin Constant hat bereits von freien Stücken im Constitutionnel, ehe er die Koreffsche Erklärung hatte, die Möglichkeit eines Irrtums in betreff der demselben zugeschriebenen Schrift zugegeben.

den 24. April 1821.

Herrn Geh. Rat Koreffs Angelegenheit wegen der Schrift wird wohl glimpflich ablaufen.

* Koreff an den Fürsten Hardenberg [2])

Berlin, 22. April 1821.

Durchlauchtigster Fürst!

Es sei mir vergönnt, Ew. Durchlaucht für Ihren letzten Brief meinen Dank auszusprechen. Es sei mir erlaubt, dies schriftlich zu tun, da ich nicht das Glück haben kann, Sie zu sehen. Ein Geschäft für meinen kranken Schwager zwingt mich, um meiner Schwester einen wesentlichen Dienst zu tun, schleunigst nach Dresden zu reisen. Ich werde meinen dortigen Aufenthalt benutzen, um die Irrenhäuser von Wald-

---

1) Bd. I, S. 285—292.
2) Geh. Staatsarchiv, Berlin. Rep. 92, Hardenberg, K 50.

heim und von Pirna genau kennen zu lernen, was zu meinem Generalbericht ohnehin unumgänglich notwendig ist, da dies die einzige gute Anstalt in Deutschland ist. Auch ist mir eine kleine Erholung nötig, da meine Gesundheit ungemein zerrüttet ist. Daher nehme ich mir auch die Freiheit, schon im voraus Ew. Durchlaucht ganz ergebenst um die Erlaubnis zu bitten, diesen Sommer nach Karlsbad gehen zu dürfen, da voriges Jahr mein Vorhaben scheiterte und das Übel der Leber so bedeutend gesteigert ist, daß weder Rust noch meine anderen Kollegen mich von dem Gebrauch dieses Heilquells freisprechen wollen. Ich fühle auch, daß es mir unerläßlich notwendig ist, um von dieser Qual befreit zu werden und mit freiem Kopfe arbeiten zu können. Ich bevorworte dies bei Ew. Durchlaucht Gnade, um Hochdero Dispositionen nicht zu stören in Hinsicht meiner Arbeiten und der von Ew. Durchlaucht mir zu erteilenden Aufträge. Was diese letzteren anbetrifft, so habe ich die Überzeugung durch eine nähere Beachtung des Geschäftsganges des Ministeriums gewonnen, daß eine Reise vor der definitiven Organisation des gesamten Unterrichtswesens [1]) völlig ihren Zweck verfehlen würde. Ich behalte mir vor, das Nähere darüber Ew. Durchlaucht vorzulegen, wenn es mir anders erlaubt ist. Das Wesentlichste erscheint mir, erst die allgemeinen Prinzipien festzustellen und dann erst, bevor man zur Ausführung schreitet, die Lokalitäten und die Personen mit ihren Verhältnissen individuell aufzufassen. Dann nur kann etwas Reifes geschehen und etwas Festes aufgebaut werden.

Empfangen Ew. Durchlaucht nochmals meinen herzlichsten Dank für die Milderung Ihres harten, wahrlich ganz unverdienten Ausspruches [2]) gegen mich. Ich wußte wohl, daß er nicht aus Ihrem Herzen kam. Erlauben Sie mir gnädigst, daß ich Ew. Durchlaucht nicht mit meiner Person lästig falle. Ich bitte um die einzige Gunst, dies natürliche

1) S. Seite 393.
2) S. Seite 408.

Gefühl nicht als Trotz auszudeuten. Wenn einst wieder eine Stimme in Ihrem Herzen für mich sprechen sollte — dann ist es an der Zeit! Mein Herz bleibt voll reiner Anhänglichkeit und Treue — auch fern!

Aus Varnhagens Tagesblättern [1])

[Berlin,] den 26. April 1821.

Herr Geh. Rat Koreff vorgestern plötzlich abgereist, nach Pirna, das dortige Irrenhaus zu besehen, wozu er längst Auftrag hatte. Da er gerade den Augenblick vor der Ankunft des Kanzlers zur Abreise wählte, so nennt man es eine Flucht.

den 28. April 1821.

Herr Geh. Rat Koreff soll so gut wie exiliert sein, durch eine Art Lettre de cachet des Kanzlers; daher seine schnelle Abreise, da er Ursache haben muß, solcher Weisung nicht zu widersprechen. In dem zweiten Hefte der Histoire de la fille d'un roi (der Charte) wird Koreffs wiederum als eines Hauptliberalen, der den Kanzler von der ministeriellen Krankheit der amour du pouvoir absolu zu kurieren hat, gedacht, nicht zum Vorteil seiner Sache. Der Kanzler m u ß ihn von sich entfernen. — Der Kanzler ist mit seiner Gemahlin ausgesöhnt; Fräulein Hähnle wird einen Offizier heiraten.

den 2. Mai 1821.

Die neue Oper Spontinis, Olympia, wird gegen 20 000 Taler kosten, so klagt Graf v. Brühl [2]).

---

1) Bd. I, S. 293—303.

2) Der Intendant der Königlichen Theater Karl Graf Brühl (1772—1832). Gasparo Spontini (s. Seite 389) war 1820 als Generalmusikdirektor an die Berliner Hofoper berufen worden. E. Th. A. Hoffmann hatte die deutsche Bearbeitung des französischen Operntextes „mit der größten Lust" übernommen und wußte seinen Freunden von der Schönheit und Wirkung dieser Musik nicht genug zu rühmen. (Hitzig, Hoffmanns Leben und Werke, IV, 143 f.)

den 3. Mai 1821.

Der König besucht fleißig die Proben der Oper Olympia.

den 6. Mai 1821.

Aus Neuhardenberg sind zwei Schreiben, an Herrn Geh. Rat Koreff und an Herrn Prof. Benzenberg, eingetroffen, die wahrscheinlich in genauem Bezuge stehen. Das Schreiben an den ersteren ist ihm aufs ungewisse nach Dresden nachgeschickt worden. Das an letzteren enthielt von Herrn Geh. Rat Schöll im Namen des Kanzlers die Anfrage, ob Herr B. nähere Auskunft geben könne, wie es zugegangen sei, daß Herr Benjamin Constant die bekannte Schrift dem Geh. Rat Koreff beilege? Herr Benzenberg hat sogleich ausführlich geantwortet, daß er dem Herrn Koreff ein Exemplar zur Sendung an Constant zugestellt usw. Sein Brief ist so eingerichtet, daß der Kanzler ihn dem König allenfalls zeigen kann. Man glaubt, der Anstoß zu dem Schritte des Kanzlers rühre höheren Ortes her ...

Der Kanzler sagte zum Herrn Präsidenten Rother auf dessen Frage wegen Koreffs Abreise, „er wundere sich, daß derselbe gerade in jener Zeit so schnell abgereist, und habe selber keinen Anlaß dazu gegeben“.

den 8. Mai 1821.

Österreichischer Beobachter zieht fürchterlich gegen die Liberalen los, bei Anlaß Constants und Koreffs; erklärt ersteren für einen Lügner usw. Die Sache selbst werde sich noch aufklären.

den 10. Mai 1821.

Herr Geh. Rat Koreff gestern unerwartet wieder hier erschienen; abends gleich öffentlich im Konzert, sehr guter Dinge ...

Koreff rühmt die Benzenbergschen Schriften über alle Maßen und erweckt bei Unkundigen sogar die Vermutung, daß ihm allein Anteil an ihrer Abfassung gebühre.

Graf Pückler an seine Gattin Lucie [1])

den 10. Mai [1821].

Den 3. Juni ist die Hochzeit von Mamsell Hähnel in Neuhardenberg. Ich habe mich dazu eingeladen, und der Papa hat es sehr gut aufgenommen. Mit der Hähnel habe ich aber abgeredet, daß du auch mitkommen und ihn überraschen sollst, car on désire votre réconciliation entière [2]) . . . Koreff ist gänzlich aus dem Sattel gehoben, und man hört jetzt am Tische nur über Juden schmähen und witzeln.

Aus Varnhagens Tagesblättern [3])

den 11. Mai 1821.

Es heißt, der Kanzler sei völlig ausgesöhnt mit seiner Gemahlin, aber unter der Bedingung, daß sie den Geh. Rat Koreff nicht wieder ins Haus kommen läßt. Verlobung der Mlle. Hähnle [4]).

den 15. Mai 1821.

Großer Beifall des Königs und des Hofes in der gestrigen Oper, Spontini hervorgerufen und bekränzt . . .

Der Kanzler war gestern mit seiner Gemahlin und Herrn Schöll in der Oper, und in größtem Staate . . .

Es wird gesagt, Herr Benzenberg habe von Berlin weggewiesen werden sollen, allein man habe es nur des Aufsehens wegen nicht getan.

den 18. Mai 1821.

Mlle. Hähnle ist noch sehr mit Madame Schöll befreundet; sie war die Haupttriebfeder des Schöllschen Emporkommens. Koreff führte sie beim Kanzler ein, heißt es, und lehrte sie mit Hilfe des Magnetismus dahin wirken, daß Jordan [5]) und Rother [6]) vom Kanzler, oder wenigstens aus seiner

---

1) Briefwechsel und Tagebücher, V, S. 300.

2) Denn man wünscht Eure völlige Aussöhnung.

3) Bd. I, S. 303—312.

4) Mit Herrn v. Kimsky.

5) Jordan war seit 1819 preußischer Gesandter in Dresden geworden.

6) S. Seite 198.

Intimität, entfernt wurden und Schöll dagegen berufen. Die Fürstin war anfangs einverstanden und bot die Hände; als aber Schöll da war und warm [geworden war], verstand er sich mit der Hähnle, und beide bestritten nun die Fürstin und entfernten Koreff.

den 19. Mai 1821.

Der Fürst von Putbus, der übrigens nicht persönlich, sondern nur als Bild seiner Klasse dabei anzusehen ist, verkündigte hocherfreut, daß Koreff „gehaßt" sei!! Er hat nichts gegen letzteren, er meint nichts Besonderes, aber — ab uno disce omnes[1]).

den 24. Mai 1821.

Es wird versichert, der König habe durch Kabinettsbefehl verbieten lassen, in die hiesigen Zeitungen tadelnde Rezensionen von Spontinis Olympia aufzunehmen. Das Publikum ist noch immer sehr geteilt über dies Werk.

* Koreff an den Minister v. Altenstein[2])

[Berlin,] 25. Mai 1821.

. . . Heute habe ich dem Bedienten eine Zeichnung gegeben, die ich mit mehreren anderen aus Italien erhalten. Sie scheint mir gelungen. Der Genuß dieser Nachbildungen würde mir sehr geschmälert werden, wenn es mir nicht vergönnt sein sollte, ein Blatt davon der Sammlung Ew. Exzellenz einverleiben zu dürfen. Sie wissen es zu gut, daß meine größte Freude stets darin bestand, Ihnen welche zu machen. Leider bot sich mir so selten Gelegenheit dazu. Vielleicht wird die Zukunft darin mir günstiger sein.

Es sei mir erlaubt, Ew. Exzellenz eine kleine Bitte vorzutragen. Mit Dank erkenne ich es [an], daß Ihre Güte mir die nötige Zeit hat gönnen wollen, um mich in den Gang einer mir neuen Geschäftsführung hineinzuarbeiten. Ich glaube jetzt die Hauptlineamente erkannt und den Sinn

1) Von einem kann man auf alle schließen.
2) Geh. Staatsarchiv, Berlin. Rep. 92, Altenstein, B 20.

und Geist, der nach Ew. Exzellenz Ansichten diese Sphäre beleben sollte, erfaßt zu haben, und bin nun bereit, mich den Arbeiten zu unterziehen, die Hochdieselben mir anvertrauen wollen ... Ich werde zu dieser Bitte, die ich mir längst vornahm, ... vorzüglich veranlaßt, da ich diese ganze Woche nichts erhalten habe und Langermann[1]) unter der Last der Arbeiten seufzt. Dies muß mich natürlich schmerzen, neben seinen Klagen über Last und Überhäufung müßig dazustehen. Ich bin zwar rastlos jetzt mit der Redaktion über die Irrenanstalten und mit einem Plan über medizinische Geographie beschäftigt und kann bei der Herausgabe so mancher Werke, meinen Studien und Vorlesungen keineswegs über Mangel an Beschäftigung klagen. Sie werden aber dennoch meinen Wunsch natürlich finden, an den kurrenten Arbeiten durch eigne Mitwirkung teilzunehmen und Kenntnis von den Arbeiten der andern zu bekommen, um den Überblick über das Bestehende und sich künftig Entfaltende nicht zu verlieren. Ich kenne Ihre Güte und Nachsicht.

Aus Varnhagens Tagesblättern[2])

den 29. Mai 1821.

Die Spenersche Zeitung enthält heute einen feurigen Artikel über die Eröffnung des neuen Schauspielhauses[3]) und die dabei stattgehabten Vorgänge. Unschuldige Augenzeugen versichern dagegen, es sei alles sehr kühl ausgefallen und der Jubel in allem Bezuge sehr mäßig gewesen.

den 30. Mai 1821.

Der Kanzler feiert seinen Geburtstag[4]) ganz in der Stille zu Neuhardenberg; niemand darf ihm dorthin nach-

1) S. Seite 269 und Seite 403 f.
2) Bd. I, S. 315 f.
3) Am 26. Mai 1821.
4) 31. Mai.

kommen ... Zugleich[1]) ist dort die Hochzeit der Mlle. Hähnle mit Herrn v. Kimsky.

Philipp Josef v. Rehfues an Wilhelm Dorow in Köln[2])

Bonn, den 30. Mai 1821.

Ich hoffe, daß sich Koreffs Verhältnisse wieder zurechtgesetzt haben ... Grüßen Sie ihn herzlich von mir, wenn Sie ihm schreiben, und sagen Sie ihm, er könne sich nun darauf gefaßt machen, mich als einen Feind des Katholizismus verschrien zu sehen. Vor zwei Monaten wurde ich für das Gegenteil erklärt!

Aus Varnhagens Tagesblättern[3])

[Berlin,] den 1. Juni 1821.

Der Kanzler äußert sich über Herrn Prof. Benzenberg so, daß man sieht, er sei ganz mit demselben zufrieden und wünsche ihm Gefälligkeiten erweisen zu können. Er nimmt sich der Benzenbergschen Sollizitation um ein Professorat in Bonn und um Anstellung bei dem Kataster lebhaft an, schiebt den zu machenden Antrag jedoch dem Minister v. Altenstein zu.

den 7. Juni 1821.

Der Kanzler ... hat mit Herrn v. Schöll, der übrigens sein Leben redigiert, schon nicht mehr das vorige gute Vernehmen, ist auf Herrn Koreff, der ihm trotzend und prahlend sentimental geschrieben hat, sehr aufgebracht.

*Koreff an den Minister v. Altenstein[4])

13. Junius 1821.

Da mir aus früheren Zeiten bekannt ist, wie sehr Ew. Exzellenz für Musik sich interessieren, so nehme ich mir

1) Die Hochzeit fand am 3. Juni statt.
2) Dorow, „Erlebtes usw.“, Bd. IV, S. 230 f.
3) Bd. I, S. 317, 321.
4) Geh. Staatsarchiv, Berlin. Rep. 92, Altenstein, K 50.

die Freiheit, da es zu unwichtig ist, um Ihnen aufzufallen, Ihnen beiliegendes Blatt zu übersenden, wo ich versucht habe, eine Analyse des Spontinischen Stils aus seiner Genesis zu deduzieren, und bitte ganz gehorsamst um die Erlaubnis, auch die folgenden Blätter senden zu dürfen, wenn das erste Fragment nicht Ungunst in Ihren Augen findet . . .

* Koreff an Rahel Varnhagen [1])

[Berlin, Mitte Juni 1821.]

Interessiert es Sie vielleicht, meine Gedanken über musikalische Kompositionen kennenzulernen, nicht, weil ich sie für etwas Außerordentliches, sondern nur von einer neuen Seite aufgegriffen finde, so sende ich Ihnen den Anfang und wenn es Sie nicht langweilt, wohl auch die Folge.

Spontinis Olympia [2])

Von Koreff

So nachteilig es fast immer dem bloß untergeordneten Talente wird, wenn es aus seiner abgeschlossenen Einseitig-

1) Aus Varnhagens handschriftlichem Nachlaß. Ebenda befinden sich vier Nummern der nachfolgenden anonymen Aufsatzreihe über Spontinis „Olympia“. Als Verfasser ist Koreff handschriftlich bezeichnet. (Vgl. Seite 389 u. 430 ff.)

2) Vossische Zeitung vom 12. Juni 1821 (stark gekürzt). Die Fortsetzung zieht sich durch die Nummern vom 14., 19., 21., 26. und 30. Juni fort und bricht dann ab. Die Nummer vom 21. bringt zugleich E. Th. A. Hoffmanns „Vorläufigen Bericht über Maria v. Webers Freischütz“, die vom 26. die erste Hälfte von Hoffmanns endgültigem Bericht, der am 28. beendet wird. Offenbar zwang der Riesenerfolg des Freischütz zum Abbrechen der Aufsatzreihe über „Olympia“, denn am 7. Juli findet sich eine Notiz, die gleichfalls E. Th. A. Hoffmann zugeschrieben wird: „Am 4. Juli: Der Freischütz. Immer ansprechender treten die Melodien, immer ergreifender die Harmonien in dem herrlichen Werke hervor, je mehr man es hört, und die Teilnahme des Publikums wächst auch deshalb mit jeder neuen Vorstellung, wie es die vierte heutige aufs neue bewies.“ Und nach kurzer Würdigung einiger Einzel-

keit herausschreitet, um andere Kunstsphären zu berühren und sich in ihren Formen zu bewegen, weil gewöhnlich die kleine Kraft, die nur gesammelt im Brennpunkt zünden könnte, ohnmächtig in die Breite zerflattert, so vorteilhaft war es stets dem wahren Genius der Kunst, seine Individualität mit fremden Entwicklungen in Berührung zu bringen und so an ihnen sich zu entzünden, zu entfalten und an ihrem Lichte zu reifen. Ein tieferes Eingehen in den Geist der musikalischen Komposition Olympias hat uns diese Beobachtung . . . wieder vollkommen bewährt. Dem Genuß, dem es nicht bloß darum zu tun ist, auf der Oberfläche augenblicklich herumzuflattern, ist es ein Bedürfnis, in die Tiefe zu gehen, ein Kunstwerk wie eine Naturbildung in seine Urelemente in Gedanken aufzulösen, die Glieder einzeln kennenzulernen, um dann, mit dieser Mannigfaltigkeit der Kenntnisse einzelner Momente ausgestattet, wieder dem Totaleindruck sich bewußtvoll hinzugeben. Und ist bei einem Kunstwerke nicht die innere Geschichte seines Urhebers der Hauptquell, aus dem alles Leben entspringt, dessen Wellen sich dann nur in ein tausendfaches Netz ausbreiten? Nur in der Entwicklungsgeschichte des Künstlers selbst lassen sich die Elemente des Kunstwerkes wiederfinden, besonders wenn es die Fülle und Gediegenheit einer O l y m p i a hat . . . Dies wird vorzüglich auf ein Werk anzuwenden sein, welches, wie diese wahrhaft bewunderungswürdige Olympia, alle früheren geistigen Strahlen dieses Künstlerlebens aufnimmt, sie in einem Brennpunkt zusammen bricht, die einzelnen dadurch in ihren Kräften verstärkt, sie wechselseitig durch einander reinigt und harmonisch durchsichtig verklärt. . .

heiten: „Und so weiter! Denn ein z w e i t e r Bericht, der bei größerer Ausführlichkeit entstehen dürfte, ist — gegen die Verabredung in diesen Blättern!" Hoffmann hat sich jedoch sehr ausführlich in „Nachträge und Bemerkungen über Spontinis Oper Olympia" (mit einer langen, allgemeinen musikgeschichtlichen Einleitung) in der „Zeitung für Theater und Musik" (Nr. 23—38) vom 9. Juli bis 11. September 1821 geäußert, doch auch diese Artikelreihe bricht unvollendet ab.

In den strengen einfachen Formen italienischer Kirchenmusik . . . erzogen . . ., früh mit allen Wendungen der mystischen Sprache der Musik so vertraut gemacht, daß ihre Zeichen ihm bald wie ein natürliches Organ der Rede wurden, hatte sich der junge Meister in südlicher und jugendlicher Lebhaftigkeit zeitig von den ernsten Kirchenhallen abgewendet, um auf dem buntbewegten Platz des wirklichen Lebens die innere Fülle und südliche Fröhlichkeit auszuhauchen. Ein anderes Organ bot sich damals nicht an, um dies geistige Bedürfnis zu befriedigen und sich frei zu bewegen, als die Opera buffa, und so, schon im 15. Jahre selbständig, gab er in Rom seine erste mit Beifall aufgenommene Oper . . .

Die Bekanntschaft mit den Meisterwerken des Deutschen Ritters Gluck war der Wendepunkt des musikalischen Lebens des Italieners. Ein inneres Licht ging ihm auf — seine wahre Bestimmung wurde ihm klar, und die noch in ihm ungewiß streifenden Nebel bildeten sich zu festen Gestalten um. An Gluck lernte er die Möglichkeit, nicht bloß Empfindungen abgerissen anzuregen, mit der Phantasie in einer Bilderjagd wie im Traum zu spielen, sondern mit Tönen, wie der Architekt mit Steinen, einen Palast aufzubauen, in welchen die menschliche Seele wie in ein altes Heimatland einzieht . . . Dieser Feenpalast Glucks stellte die Lösung des Rätsels, das der Jünger so lange in sich getragen, vor sein geistiges Auge hin, und rastlos legte er nun selbst Hand ans Werk, um, ohne ihn jedoch nachzuahmen, einen ähnlichen amphionischen Palast für seinen inneren Traumgott aufzuführen.

Aus Varnhagens Tagesblättern[1])

den 18. Juni 1821.

Der Freischütz, Oper von Maria v. Weber, heute zum erstenmal hier gegeben und mit größtem Jubel aufgenom-

1) Bd. I, S. 327.

men, der Komponist hervorgerufen, Blumen und Gedichte usw. Die sichtbarste Opposition gegen Spontini und gegen die ihm gewogene Hofpartei.

* Koreff an den Fürsten Hardenberg [1])

Berlin, 22. Junius 1821.

Durchlauchtigster Fürst!

. . . So unendlich leid es mir tut, Ew. Durchlaucht belästigen zu müssen, so bin ich leider doch dazu gezwungen. Ich will hoffen, daß Hochdieselben mich mit gewohnter Nachsicht entschuldigen werden. Hochdieselben hatten die Gnade, mir von Troppau aus zu schreiben, daß bei Ew. Durchlaucht Zurückkunft der Herr Minister v. Altenstein würde benachrichtigt werden über die Verlegung eines Teiles meines Gehaltes, welches ich bisher aus der Bürokasse Sr. Durchlaucht bezogen habe. Es ist dies bereits (!) noch nicht geschehen, und sowohl den 1. Januar 1821 als den 1. April 1821 hatte die Kasse noch keine Anweisung erhalten, und Herr v. Wenckstern hatte die Gefälligkeit, diese Zahlungen mir noch zu leisten. Der erste Julius naht, und ich wage daher, Ew. Durchlaucht ganz ergebenst zu bitten, die deshalb nötigen Instruktionen ergehen zu lassen, wie Hochdieselben die Gnade hatten, mir eigenhändig zu schreiben. Ich lege deshalb die sich darauf beziehenden Papiere gehorsamst bei und bitte, dieselben nach genommener Einsicht mir wieder zukommen zu lassen [2]).

Empfangen Hochdieselben meinen innigsten Dank im Namen der Wissenschaft, die ich auf der hiesigen Universität,

---

1) Geh. Staatsarchiv, Berlin. Rep. 92, Hardenberg, K 50.

2) Nach Koreffs vorletztem Brief an Graf Pückler vom Ende 1821 zu schließen, wurde Koreffs Gehalt auch weiterhin von der Bürokasse des Staatskanzlers gezahlt.

wie ich hoffe, nicht ganz ohne Wert und Einfluß vertrete, für die mir bis jetzt großmütig bewilligte Unterstützung für physiologische Untersuchungen [1]), wozu sowie zur Konstruierung von Maschinen ich sie redlich verwendet habe. Öffentlich in meiner großen Physiologie, deren Druck bald beginnen wird [2]), werde ich es sagen, wie nur durch Ihre Güte diese Wissenschaft von mir so gefördert werden konnte, und daß nur Ihnen die Früchte, welche diese Entwicklung für den Gang der Disziplinen dieser Wissenschaft früher oder später haben muß, zu verdanken sind.

Es ist meinem Herzen ein Bedürfnis, diesen Dank für diese durch mehrere Jahre mir gewordene Unterstützung behufs dieser in Deutschland so sehr vernachlässigten Wissenschaft hier schon auszusprechen, bevor ich es, wie es sich gebührt, vor der Welt laut tun werde. Wenn auch diese außerordentliche Bewilligung jetzt aufgehört hat, so bitte ich doch Ew. Durchlaucht, sich überzeugt zu halten, daß ich mit demselben rastlosen Streben meine Versuche und Beobachtungen und Sammlungen, so kostbar sie auch sein mögen, fortsetzen und nie ein Werk vernachlässigen werde, welches unter Ihren Auspizien begonnen hat und welches in seinen Resultaten vielleicht die jetzige Spanne Zeit überleben wird. Verzeihen Ew. Durchlaucht diese Mitteilung. Sie war meiner Dankbarkeit in meinem und der Wissenschaft Namen ein unabweisbares Bedürfnis.

Aus Varnhagens Tagesblättern [3])

den 30. Juni 1821.

Manche Leute erwarten auf den 3. August [4]) eine Verordnung über Provinzialstände. Jemand sagte dagegen, er

1) S. Seite 212.

2) Dies Buch ist nie erschienen, da Koreff Berlin im folgenden Frühjahr endgültig verließ.

3) Bd. I, S. 331—338.

4) Geburtstag des Königs.

erwarte auf jenen Tag die Aufführung von Koreffs Oper „Aucassin und Nicolette", die allerdings gegeben werden soll.

den 2. Juli 1821.

Herrn v. Schölls Gunst beim Kanzler soll wirklich in Abnahme sein. Er stützt sich, wird versichert, nur noch auf die Frau v. Kimsky . . . Schöll ist schlechthin allen verhaßt, den Ultras wie den Liberalen und den Parteilosen.

den 4. Juli 1821.

Der Kanzler geht morgen in Begleitung der Schöllschen und Kimskyschen Familie auf zehn Tage nach Muskau zu dem Grafen Pückler, seinem Schwiegersohn.

den 12. Juli 1821.

Der Kanzler hat dem Herrn Geh. Rat Koreff auf seinen Brief geantwortet, es sei unter seiner Würde, dergleichen zu beachten. Im übrigen verweise er ihn auf die Subordinationsverhältnisse, die von ihm zu seinem Vorgesetzten beständen[1]).

*Koreff an den Fürsten Hardenberg[2])

Berlin, 10. August 1821.

Den hohen Befehlen Ew. Durchlaucht zufolge habe ich heute dem Herrn Hofrat Bever die Papiere, die ich noch besaß[3]), zugestellt. Bei einigen habe ich Bemerkungen in Bleistift zugeschrieben, welche das Motiv ihrer Verzögerung enthalten, und habe den Herrn Hofrat Bever ersucht, dieselben Ew. Durchlaucht zur Ansicht vorzulegen. Haben Sie

---

1) Vergleicht man Ton und Inhalt des Briefes vom 22. Juni mit dieser Aufzeichnung, so wird klar, wie sehr auch Varnhagens Angaben mit Vorsicht zu bewerten sind.

2) Geh. Staatsarchiv, Berlin, l. c.

3) Diese Abforderung aller Dienstakten zeigte bereits die Absicht an, Koreff völlig zu entfernen.

die Gnade, sie eines flüchtigen Blickes zu würdigen, um mich mit Hochdero gewohnter Nachsicht zu entschuldigen. Das meiste war mündlich abgemacht. Einiges andres sollte ausgesetzt bleiben, bis zur allgemeinen Organisation der Wissenschaften und Künste, wo Ew. Durchlaucht mir einst die Ehre erwiesen, meine Vorschläge Ihrer weisen Prüfung würdigen zu wollen.

Vielleicht wird mir einst wieder das Glück zuteil, diese mit so vieler Liebe und angestrengtem Nachdenken in die Furche der Zeit niedergelegten Keime unter Ihren Auspizien entwickeln zu dürfen und nicht den Schmerz zu haben, das, was sich Ihres Beifalls freute, was von Ihrer glücklichen Hand berührt war, was künftige Geschlechter beglücken und in ihrem geistigen Innern mächtig fördern sollte, was bestimmt war, die Spanne Zeit des Menschenlebens zu überdauern, — von roher Ferse zertreten zu sehen. Ein großer Mann wie Sie, mein hoher Fürst, versteht den edlen Schmerz, der die Brust durchglüht, einen für das Heiligtum der Menschheit begonnenen Tempelbau unvollendet verlassen zu müssen, und wird den Ausdruck dieses Gefühles großenteils verzeihen.

Mein Stolz und meine Freude wird es mein ganzes Leben hindurch bleiben, einen Augenblick gewürdigt worden zu sein, unter den Auspizien eines so großen Mannes in dem Innern der Stiftshütte der Menschheit an dem Altar der Wissenschaft und Kunst mit solch einem Meister haben arbeiten zu dürfen. Von dem Erhabenen und Heiligen kann ich nur groß und würdig denken und seine wichtige Bestimmung denkend anerkennen. Möge der große Geist Ew. Durchlaucht wenigstens für das hohe Werk der Geistesentwicklung eines so edlen Volkes ein wenigstens ebenso williges Werkzeug finden, welches die Hand des Meisters so kennt und ehrt!

Beiliegend einige Papiere, die Ew. Durchlaucht mir privatim anvertrauten. In einigen Tagen gehe ich nach Karlsbad und bitte Ew. Durchlaucht, mich mit Ihren Auf-

trägen nach Töplitz[1]) zu beehren. Möge Glück und Gesundheit jede Minute Ihres Lebens erfreuen.

Graf Pückler an seine Gattin Lucie[2])

[Berlin, 20. September 1821.]

Jetzt laß mich nun erst ein Geschäft vollenden, Gott gebe, glücklich! Bei des guten Vaters Abneigung gegen alle entscheidenden Schritte ist das Gelingen mit einer Person wie die Fürstin gewiß äußerst schwierig, indessen habe ich noch gute Hoffnung . . . Ich habe nie in eigner Angelegenheit soviel Vorsicht und Sorgfalt angewendet . . .

Der guten Kimsky und ihrem Manne empfiehl mich bestens. Ich hoffe, daß Ihr alle in den ersten Tagen des Oktober in Berlin etabliert sein werdet. Sollte dies versäumt werden, so kehrt gewiß die Fürstin bald als Herrin und Meisterin zurück, nimmt Besitz von ihrem Haus und quält den armen Vater langsam zu Tode. Wie ist doch das Treiben dieser Frau so unerklärlich! . . . Du wirst aus meinem Briefe an den Vater einen Teil ihrer Äußerungen hören; viel gehässiger erscheinen sie noch durch die Art, wie sie vorgebracht werden. Welcher Traum, daß diese beiden Menschen je wieder glücklich miteinander leben können!

den 21. [September 1821].

. . . Ich besitze in diesem Augenblick das Vertrauen Deines Vaters mehr als irgend jemand, die Kimsky nicht ausgenommen. Ich habe alles, was vorgegangen ist, ohne Ausnahme erfahren, jeden Brief gelesen und in dieser kurzen Zeit viel bewirkt. Unumgänglich nötig ist es, daß Du so schleunig als möglich herkömmst. Es ist der Wunsch Deines Vaters, daß Du hier im Hause Dich etablierst, und ich rate Dir, die Gelegenheit nicht leichtsinnig vorbeigehen zu lassen. . . . Morgen soll ich mit Wittgenstein sprechen, bei dem Papa

---

1) Wo sich die Fürstin Hardenberg befand, die Koreff bei der Hin- und Rückreise nach Karlsbad aufsuchen wollte.

2) Briefwechsel und Tagebücher, Bd. V, S. 355 ff.

mich völlig akkreditiert hat. Koreffs Versetzung wird, glaube ich, morgen unterschrieben.

Eben ließ mich Papa rufen und befiehlt Dir, spätestens den 29. in Neuhardenberg einzutreffen[1]) ... und den 3. mit ihm nach Berlin zu gehen, um seine Hausfrau zu machen. Nun sei auch nicht zu blöde und handle mit der Kimsky einverstanden ... Übrigens rate ich Dir, eine große Freundschaft und Dankbarkeit in publico für die Kimsky, der Pflege Deines Vaters wegen, zu zeigen; denn je mehr Du sie vorbringst und ehrst, je mehr wird alles Geschwätz getötet ... Ich muß schon übermorgen nach Teplitz, welches eben nicht angenehm ist ...

Berlin, den 23. September [1821].

... Ich habe gestern eine Unterredung mit Wittgenstein gehabt ... Seine Meinung ging augenblicklich dahin, mit der Fürstin nicht soviel Komplimente zu machen, sondern ihr, ohne den Kanzler hinein zu melieren, par autorité sagen zu lassen, daß, wenn sie sich unterstände, dem Staatskanzler das Leben schwer zu machen, sie unerläßlich die Pension verlieren würde, die der König ihr nur aus Achtung für den Staatskanzler gäbe[2]), und ihr anzubefehlen, sich vorderhand wo anders aufzuhalten und nicht nach Berlin zurückzukehren. Aber Dein Vater selbst ist zu diesem Schritte nicht zu bewegen und will durchaus erst noch einmal in Güte versuchen, mit ihr freundlich zu leben oder ihr die Bedingungen der Trennung zu machen. ...

Du mußt nämlich wissen, daß auf den dummen Rat von Hellwig und Schöll er sich eigentlich förmlich mit ihr versöhnt hat, was wir gar nicht, selbst die Kimsky nicht, wußten, und sie bereits so gut wie alles nachgegeben hatte, jedoch

1) Lucie gehorchte prompt, denn am 1. Oktober schreibt die Kimsky aus Neuhardenberg an Pückler: „Die teure liebe engelsgleiche Gräfin ist seit gestern hier. Ihre Ankunft war recht nötig.“ (Briefwechsel usw., V, 90 f.).

2) Der König hatte ihr nach Varnhagen (I, 46) 1818 ein Witwengehalt von 6000 Talern ausgesetzt.

sich die Beibehaltung Koreffs bedungen! Nur meine Aussage über die gegen mich ausgestoßenen Schmähungen der Fürstin und Koreffs Versetzung gaben einen neuen Anlaß zur Wiederanknüpfung der Feindseligkeiten, und Du glaubst nicht, wie behutsam man mit dem Vater umgehen muß, der teils noch viel Neigung für die Fürstin zu haben scheint, teils eine unglaubliche Furcht vor jedem eklatanten Schritt in dieser Sache hat. Indessen hoffe ich das Beste, sobald Du nur mit der Kimsky im Hause etabliert bist, und er den Unterschied sieht zwischen liebenden Kindern, die ihm jeden Wunsch an den Augen absehen, und einer Megäre, die Gemeinheit, Wut und Hohn auf die grausamste Weise über den alten Mann ausschüttet . . .

Ich reise übermorgen nach Teplitz ab. Gott gebe seinen Segen. Koreffs Versetzung nach Bonn wird noch vor meiner Abreise unterschrieben.

Fürst Hardenberg an seine Gattin Charlotte[1])

Glienicke, 26. September 1821.

. . . Du bist leider in den letzten Jahren der Spielball und das Opfer fremden Einflusses gewesen. Ich war selbst unschuldigerweise zum Teil mit Veranlassung dazu, indem ich dir den Magnetismus empfohlen habe, weil ich Deine Heilung davon erhoffte. Man ist ihm aber viel zu weit gefolgt, und er ist sehr gemißbraucht worden. Aber wer war's, der ihn predigte und laut pries? . . . Es ist meine höchste Pflicht, alles zu entfernen, was Deine und meine Geistesruhe künftig zu stören vermag, soweit meine Überzeugung und die anderer Unparteiischer es als wirklich nachteilig für dieselbe anerkennen. Über das, was man im Publikum von uns und unseren Verhältnissen, auch von der Hähnel und von Koreff, urteilt und geurteilt hat, habe ich

---

1) Ebd. Bd. VII, S. 78—84. Das Obenstehende ist nur ein Auszug des sehr langen Briefes.

mich genau erkundigt. Ich stelle Dir anheim, selbst einmal darnach zu forschen, aber zuverlässige Quellen zu suchen . . . Man urteilt sehr nachteilig über Dich. Sei es mit Recht oder Unrecht, das ist immer schlimm, und dem muß man entgegenwirken.

Es ist unvermeidlich und für Dich selbst wünschenswert, daß Koreff jetzt aus Berlin entfernt werde. Altenstein wünscht dies selbst aus manchen Gründen; ich werde dahin wirken, daß es auf eine gute Art und ohne Schaden für Koreff geschieht. Er soll keine gegründete Ursache haben, über mich zu klagen ...

Es ist noch Zeit, alles Geschehene ganz vergessen zu machen. Unser Alter wird dann ruhig und gesegnet sein ... Solltest Du aber wider Verhoffen gar keine Liebe, gar kein Vertrauen ... mehr für mich finden, so bin ich es Deiner und meiner Ruhe, bin es dem König und dem Staate ... schuldig ..., eine Trennung mit Dir einzugehen, die immerhin ohne Aufsehen und Eklat stattfinden müßte ...

Graf Pückler an den Fürsten Hardenberg [1])

Teplitz, den 29. September 1821.

Ich glaube ... mit der Übergabe meines Briefes [2]) noch einige Tage warten zu müssen, um so mehr, da Koreff nicht hier ist, auch, wie es scheint, nicht sobald erwartet wird, und die Fürstin noch vierzehn Tage hier zu bleiben gedenkt, wo ich vielleicht eine günstigere Stimmung für Deine Wünsche, liebster Vater, abwarten kann. ... Koreff betreffend habe ich nichts anderes erfahren können, als daß derselbe bei seiner Hinreise nach Karlsbad mehrere Tage hier verweilt hat und wahrscheinlich die Fürstin hier auch seine Rückkunft erwarten will. Sie selbst hat seiner noch nicht erwähnt ...

---

1) Ebd. Bd. VII, S. 85.
2) Gemeint ist der vorstehende Brief.

Graf Pückler an den Fürsten Hardenberg [1])

Teplitz, den 5. Oktober 1821.

Geliebtester Vater,

Ich habe gestern einen harten Stand gehabt und viele Rückfälle ertragen, vielen Unsinn tausendmal wiederholt geduldig anhören müssen, ohne zum Zweck zu kommen. Indessen mußten meine Bemühungen in der Nacht, vielleicht dämonisch, nachgewirkt haben, denn früh war ich nicht wenig erstaunt, Frau Fürstin und Koreff an meinem Bette erscheinen zu sehen, wo die Unterhandlungen von neuem begannen. Koreff war von der Idee seiner Versetzung so gerührt, daß er weinte wie ein kleines Kind, und ich kann nicht leugnen, daß ich einen schwachen Triumph fühlte, zu den Füßen meines Bettes die Frau Fürstin so geschmeidig und den unschuldigen Koreff schluchzend zu sehen. Dem ohngeachtet hatte man noch seine liebe Not, und alles, was ich erlangen konnte, besagen die beiden Beilagen: . . . Einwilligung in eine stillschweigende Trennung und Abstrahierung von einem Aufenthalte in Berlin ... Sollte Dir ... ihr Aufenthalt in Potsdam noch zu nahe sein, so bestehe fest und bestimmt auf Dresden . . . Daß ich in der Haupterklärung der Fürstin. . . als Zeuge mit Herrn Koreff figuriere, hätte ich mir zwar lieber erspart, die Fürstin ist aber so ganz von ihm abhängig, ja ihm untertänig, daß sie es wünschte und ich es demnach auch für gut hielt. Ich muß auch ganz aufrichtig gestehen, daß, wenn Koreff nicht gewollt hätte, alle meine Mühe gänzlich fruchtlos gewesen wäre. Da er aber sich zum Lohn dieser Nachgiebigkeit gewissermaßen tacite die Beibehaltung seiner jetzigen Stellung bedungen hat, so wünschte ich wohl um so mehr, da der Grund seiner Entfernung nun wegfällt, daß man ihn, wenigstens vorderhand, unangefochten ließe, um sich nicht unnützerweise einen bitteren Feind auf den Hals zu ziehen.

Auf jeden Fall werde ich mir von Dir, lieber Vater, eine

1) Ebd. Bd. VII, S. 93 ff.

ostensible Antwort auf diesen Brief zur Kommunikation an die Fürstin ausbitten, worin ... vielleicht auch etwas Beruhigendes für Koreff enthalten sein kann, dessen Schreiben an mich ich gleichfalls beilege. Du wirst daraus ersehen, daß er gern in eine zweijährige Entfernung willigt und am Ende wohl auch mit einer Summe Geldes ganz weggeht, auf jeden Fall aber Deinen Wünschen in nichts mehr im Wege steht. ...

PS. ... Daß meine Briefe außer der Frau v. Kimsky niemand zu sehen bekommt, erwarte und erbitte ich mir inständigst.

Anlage.

Die Frau Fürstin erklärte als Antwort auf den von mir überbrachten Brief, daß sie nie einwilligen könne, mit Frau v. Kimsky unter einem Dache zu wohnen, weil sie einsehe, daß ein solches Verhältnis nur zu ihrem und ihres Mannes Unglück ausschlagen könne. Sie fühle, daß hier ein Opfer fallen müsse, und als harte Dulderin geprüft, erbiete sie sich freiwillig, dieses Opfer zu sein und eine stillschweigende Trennung stattfinden zu lassen. Ihr inniger Wunsch bleibe es, ihre Wohnung in Berlin aufschlagen zu dürfen; da ihr dies jedoch bestimmt verweigert würde, so weiche sie der Notwendigkeit und nehme ein Haus mit der nötigen Einrichtung in Potsdam und nur höchst ungern in Dresden an, worüber nebst einigen anderen Bedingungen, welche sie zu machen für nötig erachte, die beiliegende offizielle Erklärung, welche später gerichtlich zu sanktionieren sei, das Nähere besage ...

Dies ist auf mein Geheiß geschrieben.

Charlotte, Fürstin v. Hardenberg.

Koreff an Graf Pückler [1]

Mein wertester Herr Graf,

Erlauben Sie mir nachsichtsvoll, Ihnen einige Augenblicke zu rauben und Sie mit einer Angelegenheit, die mich

1) Beilage zu dem vorstehenden Brief, ebd. S. 98 ff.

betrifft, zu unterhalten. Aus Ihren und der Frau Fürstin Äußerungen habe ich wohl gesehen, daß man damit umgeht, mich aus Berlin zu entfernen. Warum dies geschehen soll, frage ich vergebens mein Gewissen und mein Erstaunen. Ich habe durchaus nichts getan, was solcher Ungnade und Ungunst mich würdig machte. Meine Pflicht habe ich mit der größten Freudigkeit erfüllt — mehr tat ich stets, als die bloße dürre Pflicht fordert, denn ich handelte auch als Staatsbeamter stets mit einer Liebe und Begeisterung, die, ich darf es wohl sagen, die Grundzüge meiner Seele bilden. Warum sollte ich meiner Stelle im Ministerium entsetzt und in eine Provinzialstadt versetzt werden? Alle meine Rechte sprechen dagegen. Rust und ich haben in Wien im Jahre 1815 das Wort des Fürsten-Staatskanzlers erhalten, nirgends anders als in der Hauptstadt angestellt zu werden. Mir wurde dies Versprechen in Paris im Jahre 1815, da andere Anträge an mich ergingen, und Herr v. Jordan den Vorschlag in Anregung brachte, mich in den Rheinprovinzen zu beschäftigen, feierlichst von dem Fürsten-Staatskanzler wiederholt. Als Zeuge kann ich unter anderem die Gräfin Custine anführen, welcher der Fürst die Gnade hatte, dasselbe zu wiederholen und ihr zu versprechen, mich in seinen besonderen Schutz zu nehmen.

Ich werde mir nie erlauben, weder dem Fürsten von Hardenberg noch dem Staatskanzler das Unrecht anzutun, an der Heiligkeit seines Wortes zu zweifeln. Ausdrücklich steht es ferner in meinem Reskript aus Wien 1815 vermerkt, daß es einzig von meiner freien Wahl abhängen soll, welche Laufbahn ich verfolgen will. Gern würde ich mich sogleich selbst an den Fürsten wenden. Er ist aber leider gegen mich eingenommen. Ich werde von meinen Feinden — Menschen, denen ich stets mit der größten Selbstaufopferung nur Gutes, nie das geringste Böse tat — verleumdet und angeschwärzt, und man hört mich nicht. Ich muß unverteidigt alles über mich ergehen lassen und — so wahr einst Gott, der unbestechliche Richter, mich erlösen möge! — ich bin

unschuldig und ein Opfer der gräßlichsten Verleumdung. Ich werde gewiß einst noch gerechtfertigt werden. Seien Sie denn mein Vertreter, damit doch eine Stimme für den Unterdrückten sich ergebe. Bringen Sie diese meine Worte zur Kenntnis des Fürsten. Er ist zu edel gesinnt, um ihren Sinn und mein Recht zu verkennen. Erinnern Sie den Fürsten an das Wort, das er mir gab, als das Mißverständnis mit meinen Papieren, wodurch ich jahrelang litt, sich aufklärte[1]), daß er zehnfach mich entschädigen wolle für alle mir geschehene Unbill. Ich habe seinem Worte vertraut, erkenne dankbar das Viele an, das er für mich getan, werde es durch keinen Schmerz und kein Unrecht getrübt je verkennen, werde es aber nimmermehr glauben, daß ein so edler Mann mit der einen Hand nehmen wolle, was er mit der andern gegeben. Erinnern Sie den Fürsten an Pyrmont, wie eines Morgens in der Allee er mit Tränen mich umarmte und, nur dem Beweggrund seines Herzens frei folgend mir zusagte, daß sein Herz nie das, was ich für ihn getan, und meine Zärtlichkeit vergessen wolle! Ich tat noch nie Unrechtes — auch der Fürst wird gewiß seines Wortes eingedenk sein und wird den Mann, dem er es gab, der nichts verbrochen hat, nicht vor der ganzen Welt beschimpfen, degradieren und aus seiner ganzen Existenz, der geistigen und zivilen, auf grausame Art werfen und zur Verzweiflung bringen wollen. Erinnern Sie, mein hochgeehrter Fürsprecher, den Fürsten an die mir schriftlich gegebenen, mit seinem geehrten Namen unterzeichneten Reskripte, die mein Patent begleiteten, wo es nur mir und meiner Wahl anheimgegeben wird, ob ich meine bisherige Stellung verlassen und die Direktion der gesamten Irrenanstalten übernehmen will. So feierlich Zugesagtes, so oft Bekräftigtes und Wiederholtes, solche Belohnung vergangener Dienste und Bemühungen kann der geehrte Staatskanzler nicht annullieren und zurücknehmen wollen — dazu ist er zu gerecht — zu billig — zu liebevoll, und achtet zu sehr die heiligen Ge-

1) S. Seite 360.

setze, deren Schöpfer und Organ er ist und unter deren Ägide der Staatsbürger so ruhig wie sicher lebt. Ein Fürstenwort ist Granitfels, auf welchem jeder seine Hütte baut. Ein solcher Grund kann nicht wanken.

Sagen Sie, mein teilnehmender Schützer, dem Fürsten, daß alle meine Studien, meine Kenntnisse, meine Bemühungen, kurz mein ganzer Lebensplan, nur auf die Hilfsquellen berechnet sind, die nur die Hauptstadt für Wissenschaften und Künste mir bieten kann, daß ich mein ganzes Leben dazu organisiert habe, daß man im vierzigsten Jahre mit wankender, halb zerstörter Gesundheit nicht eine neue Laufbahn beginnen kann, daß man endlich Wurzeln getrieben hat, die, wenn man sie ausreißt, das Leben verbluten, und den Trieb, neue zu bilden, unmöglich machen. Stellen Sie dem Fürsten vor, daß es jedoch im Preußischen nie geschieht, selbst den geringsten Professor ohne seine Einwilligung zu versetzen, daß der edle Fürst doch bedenken möge, einen Mann vor der ganzen Welt zu beschimpfen, indem man ihn degradiert, sei doch wahrlich keine Kleinigkeit. Stellen Sie ihm vor, daß ich mit meiner Position, meinem Wirkungskreise ganz zufrieden bin, daß seit vielen Jahren alle meine Studien nur diesen eigentümlichen Gang genommen haben und daß, wenn ich daraus entfernt werde, ich gelähmt, ja vernichtet bin, und daß es weit mitleidiger wäre, mich lieber des Dienstes ganz zu entlassen und mich in die Fremde hinauszustoßen, wiewohl ich meine Kräfte und den dritten Teil meines väterlichen Vermögens im Dienste des Staates aufgeopfert habe. Stellen Sie dem gefühlvollen Mann dar, daß eine solche Änderung meiner Lage mich auch ökonomisch völlig ruiniere, da alle meine Verhältnisse für Berlin berechnet sind. Ich habe Kontrakte für mehrere Jahre abgeschlossen, ich habe mir die Änderung meines Wohnorts selbst im Traum nicht supponiert und bin daher völlig ruiniert, wenn man so grausam sein wollte, auf diesem unglückseligen Gedanken zu bestehen, um mich zugrunde richten zu wollen.

Stellen Sie dem Fürsten vor, daß, wenn meine dunkle, schweigende, völlig zurückgezogene Existenz in Berlin, wiewohl ich nicht wüßte, wieso und wodurch, — ihm zuwider sei, so finde ich mich erbötig, ein oder selbst zwei Jahre mich freiwillig zu verbannen, auf Reisen zu gehen, in England, in Frankreich die Irrenanstalten und andere Institutionen zu untersuchen und auf diese Art für den Staat und die Wissenschaft auf eine so vielseitige Art, wie es der Zustand meiner Kenntnisse erlaubt, nützlich zu sein.

Sie sehen, mein hochverehrter Herr Graf, daß ich zu allem erbötig bin, was dem Fürsten angenehm sein kann. Allem will ich mich fügen, gern will ich alles annehmen, nur beschimpfen und degradieren lassen kann ich mich nicht. Lieber will ich alles verlassen. Ich baue auf meine gerechte Sache, auf meine vollkommene Unschuld und auf die Heiligkeit der Zusagen meines Königs, des Fürsten-Staatskanzlers und des Mannes, der mich einst mit dem Namen Freund beehrte.

Fürst Hardenberg an Graf Pückler [1])

[Berlin,] den 10. Oktober 1821.

Ich hätte freilich wohl nicht erwarten sollen, daß eine Frau, mit der ich 27 Jahre gelebt habe und die mich die längste Zeit dieser Epoche hindurch glücklich machte . . ., meine Aufforderung zur Rückkehr und völligen Aussöhnung ganz verwerfen und die zweite Alternative einer Trennung vorziehen würde. So tief es mich schmerzt, . . . so sehe ich doch nun klar und überzeugend die Unmöglichkeit ein, bei diesen Gesinnungen unser wechselseitiges Glück, unsere Ruhe, unsere Zufriedenheit bei fernerem Zusammenleben wieder zu begründen. . . .

Was Koreff anbetrifft, so will ich ihm gern den gewünschten Urlaub auf ein oder zwei Jahre verschaffen, mit Aufträgen im Dienst des Staates und Beibehaltung seiner Stellen. Er komme bei Altenstein ein und suche wegen seiner

1) Ebd. S. 101 ff.

Gesundheit den Urlaub nach, erbiete sich dazu, zum Besten des Staates Institute zu besuchen, Notizen über nützliche Gegenstände zu sammeln, und bitte um Fortzahlung seiner ganzen Besoldung, um die Reisekosten desto besser zu decken. Altenstein wird an den König berichten, und ich werde für die Bewilligung wirken.

Graf Pückler an den Fürsten Hardenberg [1])

Teplitz, den 13. Oktober 1821.

Meine Frau teilt mir Äußerungen von Schöll mit ..., die mich sehr besorgt machen. Nie hätte ich das Schöll, den ich in der Tat, einige Schwätzereien abgerechnet, sehr achte und liebe, zugetraut, aber was tut beleidigte Eitelkeit nicht! Ein einziger Brief von Berlin an die Fürstin, der ähnliche Ansichten enthielte, würde augenblicklich mein ganzes, wahrlich mühsam errichtetes Gebäude über den Haufen stoßen ...

Daß Koreffs Wunsch erfüllt ist, war mir ungemein lieb, und dies wird ohne Zweifel der beste Hebel sein. Auch muß ich aufrichtig gestehen, daß ich ihm bei dieser Angelegenheit viel schuldig bin und ihn nicht für ganz so schwarz halten kann, als es mir früher vorgekommen ist; und was alle die magnetischen Tollheiten betrifft, so glaube ich beinahe, daß er sich selbst dabei ebensosehr betrügt als andere.

Teplitz, den 15. Oktober 1821.

... Koreff hat auch noch einige Anliegen, die er wieder in die Form eines Briefes an mich eingekleidet hat, welchen ich deshalb beilege. Er wird mit Deiner Genehmigung, die er sich, wie Du siehst, ausbittet, die Fürstin in Dresden etablieren helfen, wo sie vorderhand bleiben will ...

P. S. Auf Koreffs Bitte ersuche ich Dich, ihn bei Altenstein vertreten zu wollen, daß er einige Tage über seinen Urlaub, der jetzt schon abgelaufen ist, ausbleiben muß. Habe die Gnade, mit Abgabe seines Briefes an Altenstein ...

---

1) Ebd. S. 105 ff.

bis zu meiner Ankunft zu warten, damit ich Dir noch mündlich die nötige Auskunft geben kann.

Koreff an Graf Pückler [1])

Töplitz, den 15. Oktober 1821.

Sie haben, verehrtester Herr Graf, meine erste Bitte mit so viel liebenswürdiger Gefälligkeit aufgenommen, Ihre gütige Fürsorge hat ihren glücklichen Erfolg so herbeigeführt, daß ich es wage, Sie noch fernerhin zu belästigen, indem ich Sie ersuche, dies Werk nun auch zu vollenden und über jedes Gemüt Ruhe und Frieden auszugießen.

Nach des Fürsten Wunsch und Befehl werde ich mich von Berlin auf einige Zeit entfernen. Den Plan meiner Reise habe ich Ihnen mündlich auseinandergesetzt. Da ich befürchten muß, Se. Durchlaucht damit zu belästigen, so wünsche ich, daß Sie die Güte haben möchten, dem verehrten Fürsten einige Fragmente davon mündlich mitzuteilen. Mein Schreiben an den H. Minister v. Altenstein liegt bei. Haben Sie die Gefälligkeit, es Sr. Durchlaucht einzuhändigen, um darüber zu disponieren, damit ich eiligst fortziehen könne, ehe die Wege zu böse werden. Ich überlasse es gänzlich der Entscheidung Sr. Durchlaucht, ob dieser Urlaub ein unbestimmter oder auf zwei Jahre fixiert werde. Zwei Jahre wären der geringste Termin, um die Aufgaben, die ich mir selbst stelle, und von denen ich Sie unterhielt, genügend für die Wissenschaft lösen zu können. Damit diese Reise mir aber auch möglich sei, bitte ich Sie inständigst, den gütigen Fürsten dahin zu disponieren, daß mein Gehalt im voraus entweder ausbezahlt oder doch dem H. Mendelssohn versichert werde, damit ich einen Kreditbrief erhalte, der mich sicherstellt. Sie wissen ja selbst aus eigner Erfahrung, wie unumgänglich notwendig dies vorzüglich in England ist, wo ich vorzüglich die gründlichsten Studien über

---

1) Beilage zum vorigen Schreiben, S. 109 ff. Dieser und die folgenden Briefe Koreffs sind nach der Urschrift in Varnhagens handschriftlichem Nachlaß verglichen und berichtigt.

alle Verhältnisse zu machen gedenke. Auch muß ich meine Wohnung, die Abgaben und das Kostgeld für die Menschen, deren Existenz von mir abhängt, im voraus deponieren und alles, was ich schuldig bin, bezahlen ... Auch besitze ich keinen Reisewagen. Die Überschwemmung in Karlsbad hat meine offne Chaise völlig ruiniert, so daß ich sie kaum bis Berlin gebrauchen kann. Verzeihen Sie nachsichtsvoll, daß ich Sie mit diesem prosaischen Flickwerk des Lebens langweilen muß.

Haben Sie ferner die Güte, den Fürsten zu bitten, daß er die Gnade haben möge, in meinem Urlaub die Ihnen bereits schon mitgeteilten Worte einsetzen zu lassen: daß ich während meiner Abwesenheit in allen meinen Rechten, Stellen und Vorteil unverletzt bleiben möge. Les absents ont si souvent tort[1]. Auch wünsche ich, daß meines Anspruches auf ein Klinikum, welches Se. Majestät in seiner Kabinettsordre bei Ernennung zum Professor mir zugesagt, darin ausdrücklich Erwähnung geschehe, damit, wenn ein solches während meiner Abwesenheit vakant würde, man mich nicht übergehe, sondern mich davon benachrichtige und zurückrufe. Ich werde alle Kliniken auch besuchen und genau die Eigentümlichkeit der Behandlungsarten in den Ländern, die ich bereisen werde, auffassen und schriftlich aufzeichnen. Schon in Engers hatten Se. Durchlaucht die Gnade, mir die Direktion und Klinik der Charité anzubieten, da Horn sie verließ[2]. Ich schlug sie damals aus, da der Fürst äußerte, daß er mich ungern aus seiner Nähe verlieren würde, sein Wunsch für mich aber stets ein heiliges und gern und mit Liebe befolgtes Gesetz war und stets sein wird, woran wahrlich der Fürst nicht zweifeln kann. In dieser Zeit habe ich etwas wohl zugelernt, und die Charité muß ja doch endlich organisiert werden. So kann sie doch nicht bleiben! Das wäre ein Wirkungskreis, für den ich geboren bin, für den

---

1) Die Abwesenden haben so oft unrecht.
2) S. Seite 248.

zwanzigjährige Studien mich sattsam vorbereitet haben und auf welchen ich durch die Kabinettsordre Sr. Majestät, durch zwei Reskripte des Fürsten-Staatskanzlers und durch seinen mündlichen Antrag doch einen kleinen Anspruch zu haben glauben darf, ohne unbescheiden zu sein. Dabei erkläre ich abermals ausdrücklich, daß ich für Verwaltung der Stelle als klinischer Lehrer keinen Pfennig Gehaltszulage verlange. Darum bitte ich auch, daß in meinem Urlaub dies Verhältnis so erwähnt werde, damit man mich nicht für meine Abwesenheit strafe und diese Stelle einem andern übertrage ...

Ferner bitte ich, daß nicht bloß von seiten des Ministeriums der Erziehungs- und Medizinalangelegenheiten, sondern auch von denen des Innern und des Handels und Gewerbes Aufträge und Fragen mir mitgegeben werden, damit ich dem Vaterlande in jeder Beziehung nützlich sein könne. Nur der Befehl des Fürsten-Staatskanzlers kann dieses auf eine gute Art herbeiführen, damit es keine leere Formel und eine Frage ins Blaue hinein sei[1]). Bereiten Sie mir auch durch Ihre gütige Fürsprache einen offenen Brief an alle preußischen Gesandten und Konsuls, damit ich in meinen Untersuchungen, besonders im Mittelländischen Meer, aufs kräftigste unterstützt werde.

Dies wären meine Bitten, die ich Ihnen ans Herz lege. Niemand als Sie will für den Verkannten, Zurückgestoßenen, armen Verleumdeten sprechen. Sie erwerben sich ein heiliges Recht auf die Lebensfrüchte, die ich auf meiner Pilgerfahrt brechen werde[1]). Mögen sie Ihnen zur Freude und zum Nutzen einst dargebracht werden. Nicht ohne Nutzen

1) Für wissenschaftliche und Medizinalangelegenheiten erhielt Koreff tatsächlich eine Art von Studienauftrag, wie seine Briefe an den Minister v. Altenstein vom 15. Oktober 1833 und 6. Juni 1834 zeigen. Ein gedruckter Nachruf auf ihn (ein Abzug in der Varnhagensammlung) bezeichnet ihn daher als Correspondant pour la Prusse près des établissements littéraires et scientifiques de la France.



Fürst Pückler-Muskau.

Stich von A. Jacquemot

hoffe ich zu wandern. Ich habe wenigstens gelernt, wohin man sehen müsse, um das Triebrad und die Unruh der großen Weltenuhr in ihrem Gange und Schwunge zu beobachten. Ich bin reif genug, um den lebendigen Keim von der versteinerten Hülle zu unterscheiden, und wenn man auf diesem Standpunkt steht, etwas Gefühl, einige Kenntnisse besitzt, menschlich gefehlt und menschlich gelitten hat, dann hat man Sinn für die Proteuszustände, in welchen sich die Psyche der Menschheit stets wandelt, sich bald verpuppt und bald als freier Schmetterling aus der Verlarvung hervorbricht. Dann wird man sich und seiner Zeit durch sinniges Auffassen und Wiedergeben dieser Zustände, die uns auf solcher Wanderung sich darbieten, wahrhaft förderlich und entwickelnd.

Noch eines kleinen Umstandes zu erwähnen sei mir vergönnt. Sie haben mich ersucht, für die Fürstin in Dresden vorbereitend vor ihrer Ankunft mehreres zu besorgen und einige Tage dort mit ihr zu bleiben, um ihr den Übergang in einen neuen wildfremden Zustand weniger hart zu machen. Ich tu' es gern. Es ist eine heilige Pflicht, seine Freunde nicht im Momente, wo sie unserer Hilfe bedürfen, zu verlassen. Doch mein Urlaub ist heute beendet. Ich habe nicht geschrieben. Wollen Sie es über sich nehmen, durch Se. Durchlaucht mir beim Minister v. Altenstein Entschuldigung auszuwirken und auch beim Fürsten selbst mich zu vertreten, damit auch dies nicht mißgedeutet werde? Ich lege mein Schicksal ganz in Ihre Hände.

Koreff an Graf Pückler[1])

Dresden, den 20. Oktober 1821.

Was Sie, verehrtester Herr Graf, in Ihrem Briefe mir geäußert haben, ward sogleich von mir der Frau Fürstin mitgeteilt, und ich zweifle nicht, daß sie diesen Wunsch er-

1) Ebd. S. 114 f.

füllen werde. Von meinem unverbrüchlichen Schweigen können Sie sich in jeder Hinsicht fest überzeugt halten. Nicht eine einzige Silbe soll über diese ganze Angelegenheit meinem Munde entschlüpfen. Doch wozu wird mir dies nützen? Wird die Verleumdung deshalb wohl aufhören, den befleckten Mantel ihrer Schuld auf mich zu werfen? Erinnern Sie sich doch ja des schrecklichen Wortes aus dem Mariage de Figaro: „La médisance! La médisance! Quelque chose en reste toujours!“ Sie werden's an diesem Beispiele wieder sehen. Ich werde keine Silbe sprechen, und dennoch wird man mir alles aufbürden. Denn wann sind wohl Schurken im Bösestun je ermüdet? Nehmen Sie sich denn meiner an, seien Sie edel und gut und hilfreich, wie der Mensch sein soll, das Ebenbild Gottes. Dringen Sie auf den Grund, lassen Sie mich nicht meuchlings morden, lassen Sie Zeugen abhören, und Sie werden zur Ehre der Menschheit sehen, daß ich stets gerechtfertigt aus jeder bösen Anklage hervorgehen werde. Im Gefühle meiner Unschuld rufe ich den richtenden, alles durchschauenden Gott an, der gewiß noch einst seine aufhellenden Lichtstrahlen in dieses Molchnest hinabsenden wird, — er möge sich meiner im Kampf der Todesstunde nicht erbarmen — ein furchtbarer Schwur! — wenn ich nicht auf die abscheulichste, empörendste und absichtlichste Art beim Fürsten verleumdet worden. Mit jeder Waffe bin ich bereit, meine Unschuld darzutun. Es wird eine Zeit kommen, wo der Kanzler dies einsehen wird — hier oder dort —, und dann wird sein Herz vor Wehmut bluten, daß er eine edle, ihm ergebene, ihn liebende Natur dem Abschaum der Menschen preisgegeben hat. Dann wird es für uns aber zu spät sein. In Ihr edles Herz lege ich den Schwur meiner Unschuld nieder, um alles Menschliche doch wenigstens versucht zu haben. Lassen Sie mich nicht meuchlings morden! Denken Sie an den Wechsel alles Menschlichen, und achten Sie den Wehruf des Unschuldigen, des Unterdrückten, nicht gering! Es ist ein heiliger Schrei, dem sich die Himmel öffnen. Verschließen Sie mir nicht Ihr

Herz. Ich habe nur Gutes gewollt, nur Gutes getan, und der Mann, den ich wie ein Sohn anbetete, für dessen Erhaltung ich keine weltkluge Rücksicht, die meinem Verstande sich nie verhehlte, befragte, stößt mich fort, um mich dem eklen Ungeziefer des Abgrundes zum Fraß hinzugeben. Gott ist mein Zeuge, daß ich ein anderes Los verdient habe! Ich will nicht murren, denn Gott, wenn er den Unschuldigen hart trifft, prüft nur. Ich denke an Hiob und lobe doch den Herrn! Doch für diese Erde ist es sehr hart. Im Geisterreich wird anders gemessen. Darum bei jener Gemeinschaft, bei jener unsichtbaren Kirche, welche alle reinen Geister zusammenknüpft, beschwöre und bitte ich Sie um Gerechtigkeit. Am eignen Beispiel sehen Sie, wie frech die Verleumdung handelt. Derselbe Schurke, welcher sagen konnte, daß Humboldt mich gedungen ... [Das übrige fehlt.]

Aus Varnhagens Tagesblättern [1])

[Berlin,] den 24. Oktober 1821.

Der Kanzler umgeben von der Gräfin Pückler und Frau v. Kimsky, Grafen Pückler und Herrn Schöll, die alle in bester Freundschaft leben. Herr Geh. Rust [2]) als Arzt in diesem Kreise, wo Koreff jetzt verabscheut wird; der Kanzler nennt ihn nur den Franz Moor.

Graf Pückler war indes in Teplitz bei der Fürstin Hardenberg, um mit dieser zu unterhandeln. Sie bleibt einstweilen in Dresden. Sie und Koreff haben sich von dem Mephistopheles einreden lassen, er selbst habe auch ein Mißvergnügen an dem Ärgernis mit der Frau v. Kimsky, der die Gräfin sich ganz angeschmiegt, und deshalb sei er von Berlin fortgegangen! Die Kabalen sind arg in des Kanzlers Umgebung, und das Publikum spricht mit Unwillen davon. Koreff hat einen zweijährigen Urlaub erhalten zu einer

---

1) Bd. I, S. 356.
2) S. Seite 147. Er war an Koreffs Stelle Leibarzt geworden.

großen Reise. Es scheint, er soll nicht hierher kommen. Er ist in großer Verwirrung.

Koreff an Graf Pückler [1])

Dresden, den 29. Oktober [1821].

Mein hochverehrter Gönner und Freund!

Sie glaubten mich gewiß schon unterwegs, da kein Gruß an mich in Ihren Zeilen an die Fürstin enthalten ist, was mich, ich gestehe es aufrichtig, beunruhigt und betrübt hat. Donnerstag abend hoffe ich in Berlin zu sein. Ist es Ihnen möglich, guter, edler Freund, so sorgen Sie doch ja, daß bis dahin alle meine Ausfertigungen vollendet sein mögen, damit ich wieder frei von den drückenden Sorgen sein könne, die leider dunkle Nacht in die Lichtdämmerung hineinwerfen, welche aus trüben Leiden in meinem Innern geboren, nie einen künftigen hellen Sonnenaufgang verspricht. Die Magie des neuen Leidens ist wunderbar in ihren Wirkungen auf das Gemüt, besonders wenn man den Mut hat, den Blick in das Innere zu kehren und über das Zerreißende des Schmerzes nicht die Liebe zu verlieren und die Selbstaufopferung nicht zu scheuen. Aus dem Guten entspringt eine reiche Ernte von Gutem. Selbst sichtbar schon hier auf dieser Erde, gestaltet sich das Gold gediegen, sobald eine heilige Glut das nächtliche Element schmilzt.

Sie verstehen mich. Ihr heller Geist und Ihr edles Herz sind die Dolmetscher meiner dunkeln Worte. Mein Herz ist tief verwundet von dem Schmerz, der die arme Fürstin umnachtet, und wo noch kein Strahl des Trostes durchbrechen will. Sie baut auf Ihren edlen Sinn, daß Sie in großer gerechter Art die Sintflut der Verleumdung nicht werden über ihr unschuldig Haupt zusammenbranden lassen. Ich bestärke sie darin. — Denn ich glaube an Sie. Das Heiligste, was der Mensch hat, ist die Wahrheit, die darf er nicht verraten, ohne sich loszusagen von der Wiederver-

1) Briefwechsel und Tagebücher, VII, S. 115 ff.

einigung mit Gott, wohin wir streben sollen. Ich habe in dieser trauervollen Zeit viel nachgedacht über den Ursprung des Bösen, und durch die Nacht des Bösen sind neue Sterne, wenn auch oft nur Nebelsterne, dämmernd durchgebrochen. Auch Ihre Stirn wird gewiß das Licht berühren, das mein zitterndes Herz erquickt hat. Nicht vergebens haben wir uns getroffen. Geben Sie mir die hilfreiche Hand, damit ich aus der Region des Schlammes mich wieder emporarbeiten, die Höhe gewinnen und wie ein Zhafi oder ein alter Parse auf freier Bergesspitze den Altar bauen und Gott anbeten könne. Leben Sie wohl. Werden Sie meiner nicht müde. Sprechen Sie mit Rust, führen Sie ihm sein Unrecht gegen mich zu Gemüte [1]). Er ist ein Maurer, ich bin sein Freund, ihm stets treu, und er verrät mich um äußeren Flitterglanzes willen!

Fürstin Hardenberg an Graf Pückler [2])

Dresden, den 1. November 1821.

. . . Der edle Freund Koreff ist nicht von mir gewichen, bis ich ein sicheres Obdach hatte; nun bin ich fremd hier und ganz allein. Dankbar denke ich an Sie, lieber Graf, und an den schon so oft in der Not geprüften Freund Koreff. Noch einmal wiederhole ich meine Bitte: stehen Sie schützend dem Manne zur Seite, der mit so edler Hingebung Helfer in der Not und Lebenserhalter Ihres Schwiegervaters war. Die Familie möge das nie vergessen, und wird ihm auch kein Lohn durch Erkenntlichkeit — was nach meinem Gefühle doch sein müßte, so schützen Sie ihn gegen die bitteren Härten des doch so unedlen Undankes. Lernen Sie den armen Dulder näher kennen, so werden Sie meine Teilnahme an seinem herben, ganz unverdienten Schicksal billigen.

---

1) S. Seite 459.
2) L. c. S. 118.

Aus Varnhagens Tagesblättern [1])

den 3. November 1821.

Herr Geh. Rat Koreff gestern hier angekommen. Er hat einen zweijährigen Reiseurlaub gefordert, weil er reisen soll, nicht weil er will.

Koreff an Graf Pückler [2])

[Berlin,] Sonnabend [3. November 1821]
des Morgens.

Mein hochverehrter Gönner und Freund!

Gestern abend bin ich angekommen. Meine Seele, von steter Unruhe gefoltert, dürstet Sie zu sehen und etwas Bestimmtes über mein dunkles Schicksal zu erfahren. Nichts ist quälender als diese Ungewißheit. Ich fühle, daß ich nur wenig Jahre noch zu leben habe, und diese Jahre muß ich unter Tränen und Schmerzen gelähmt verbringen, und doch habe ich nie, so lange ich gelebt, eine lebende Seele wissentlich gekränkt. Ein solches Gefühl ist eine Glut, wo sich echtes Gold bewährt, wo aber die irdische Schlacke bis auf die Knochen verbrannt wird. Die Umstände verbieten es, daß ich zu Ihnen komme, wie ich sollte. Gönnen Sie mir also Ihren Besuch, und lassen Sie mir die Stunde wissen, damit ich Sie nicht verfehle und endlich von dieser Folter der Ungewißheit erlöst werde, auf der ich schon so lange schmachte und wo ein freundliches Wort von Ihnen mir Palmenhauch-erquickung zugeweht hätte. Doch ich will nicht murren. Kann denn der Glückliche, der im Sonnenschein zwischen Blumen wandelt, die Empfindungen dessen kennen, der am harten Felsen seines Schicksals angeschmiedet, das Herz von dem Geier des Grams zernagt, sein Auge einem einzelnen spärlichen Lichtstrahl von oben entgegenwendet!

Die Inlagen habe ich hier vorgefunden. Es sind Unglückliche, die um Gnade flehen. Lassen Sie sie in die Hände

---

1) Bd. I, S. 362.
2) Briefwechsel und Tagebücher, VII, S. 117 ff.

des Fürsten kommen, ohne zu sagen, daß sie durch mich kommen. Leidenden muß man selbst durch eine Ideenassoziation nicht schaden. Res sacra miser[1]).

Koreff an Graf Pückler[2])

Berlin, 4. November 1821.

Mein verehrtester Herr Graf!

Sie haben mich in Töplitz verwöhnt, mit Ihnen offen zu sein. Eine Gewöhnung oder vielmehr auch Verwöhnung, der man nicht so leicht entsagt. In Berlin mache ich noch einmal Gebrauch davon, weil das innere Herz mich dazu drängt, und das innerste Herz ist Gottes Stimme, was auch die Weltklugheit dazu sagen mag, welche alles für einen stereotypen Maskenball hält, wo man nur die Maske herabreißen darf und wo nur die Außenseite zählt. — Sie sind verändert gegen mich. Schmerzlich habe ich es gestern bemerkt. Sagen Sie nichts dagegen — mich trügt die innere Stimme nicht — ich habe sie deutlich sprechen gelehrt, indem ich ihr nie mein Ohr versagte. Der warme, wallende Lebenshauch, der, von der Sonne der Wahrheit und Liebe geweckt, Sie umfloß, hat, von dem Medusenhaupt des Hasses und der Verleumdung angeblickt, sich in starre, spitze Eiskristalle, die gegen mich sich wenden, versteint. Sie werden so nicht bleiben. Mein Glauben an die Wahrheit steht nicht auf so schwachen Füßen, um mich in Zweifel an ihre Allgewalt zu versenken. Auch diese Eiskristalle werden schmelzen — die Sonne wird aufgehen, die dies vermag — und als weiche Tränen der Liebe werden sie einst auf die Stirn des verkannten Freundes hinabquellen.

Wenn ich Sie nicht so innig liebte, nicht in der geistigen Sphäre so hoch stellte, so würde ich dies alles nicht sagen. Sie haben mir erlaubt, mich als Ihren Freund zu denken und mich zu betragen. Es steht natürlich bei Ihnen, mir

1) Der Unglückliche ist ein geheiligtes Ding.
2) Briefwechsel und Tagebücher, VII, S. 119 ff.

dies heilige Recht wieder zu nehmen. Sie entziehen es mir, sobald Sie, wie gestern, Zweifel in die Lauterkeit meiner Gesinnung und in die Wahrhaftigkeit meiner Worte setzen. Verzeihen Sie es mir also, wenn ich von den verhaßten Gegenständen nun nie und nimmermehr spreche. Alle Quellen der Wahrheit, die in meiner Brust strömen, habe ich Ihnen aufgeschlossen. Wenn Sie verschmähen, daraus zu schöpfen, und lieber das unreine Wasser der Pfütze vorziehen, so sei es nur, um das Bessere, das Höhere nicht zu profanieren, daß die Quellen in den Schoß, der sie trug, zurückkehren. Ich verdiene, daß man mir glaubt — denn ich habe nie gelogen und habe, soviel Fehler ich auch begangen, nie vergessen, daß es einen allschauenden Gott gibt und daß der Mensch ihm ähnlich werden soll. Dies Wort ist keine leichte Spreu, welche der Wind des Tages verweht. Es ist ein Keim, aus welchem sich ein Baum entfaltet, der seine Blütenkrone in dem reinsten Äther badet und dessen Wurzeln in dem Urfels der Ewigkeit vor Anker liegen.

Eine kleine Bemerkung sei mir erlaubt über den Brief, den Sie gestern zitierten. Ich will gar nicht sagen, daß es der Art der Fürstin ganz fremd ist, solche Gemeinheit zu dulden; so frage ich nur, wie kommt dieser angebliche Brief an die Fürstin in die Hände der H[ähnel]? Sie hat ihn also abgeschrieben? Seit wann schreiben Frauen sich die Briefe ab wie Staatsexpeditionen? Leichter löst sich wohl das Rätsel auf, daß er jetzt fabriziert worden ist. Es tut recht weh, daß ein Kopf wie Sie solch plumper List glauben kann. Die Wahrheit ist so einfach, daß sie schon an der Einfachheit zu erkennen wäre, wenn andere Charaktere fehlten. Ich werde Ihnen Briefe von ihr, die ich zufällig aufbewahrt habe, zeigen — da mögen Sie selbst dann beurteilen, ob dies die Gesinnung war, die in dieser Korrespondenz herrschte. Selbst mögen Sie dann richten, und wenn Sie dann noch nicht überzeugt sind, — dann haben Sie Ihre Gründe, um nicht sehen zu wollen — wo ich mich dann auch bescheide und nichts mehr sagen will.

Nur noch eine Bitte. Möchte es doch die letzte sein können! Erlösen Sie mich doch von dieser Qual, von dieser Folter der Ungewißheit. Donnerstag gehen Sie fort — dann bin ich ganz verlassen. Sie haben sich in Töplitz meiner so freundlich angenommen; werden Sie doch ja nicht müde, es zu vollenden. Sie verschwenden Ihr Wohlwollen keinem Unwürdigen. Ihr Herz war wie eine weiche Blumenflur. Ich ruhte sicher an ihm. Lassen Sie es nicht unter meinem sicher schlummernden Haupt zur Eisscholle verwandeln, daß sich der leichte Schlaf nicht in den schweren Tod wandle! Da Sie meine Briefe nicht dem Fürsten gezeigt haben, so bitte ich Sie, jedoch mit Beibehaltung meiner eigenen Worte, einen kleinen Auszug daraus zu machen, um die notwendigen Bedingungen, die ich an meinen Urlaub geknüpft wünsche, hineinflechten zu lassen. Es geschieht ja sonst nicht. Mündlich geht so etwas durchaus nicht. Ich habe mich so ganz verlassen auf Sie, auf Ihre freundliche Vermittlung. Verlassen Sie mich nicht. Verwandeln Sie diesen einzigen Tropfen nicht auch in Wermut und Galle. Es ist eine so schöne Rolle, sich des Verlassenen, des Verfolgten anzunehmen — sie hat so viel Belohnendes — ich kenne sie aus Erfahrung —, daß ich Sie darum beneide. Ich beschwöre Sie, lassen Sie sich die kleine Mühe nicht verdrießen — sie soll Ihnen geistig herrliche Früchte tragen. Der Köcher meiner Worte ist geleert — wenn die Pfeile der Wahrheit und der rührenden Bitten am Eis des Herzens abgleiten, so muß ich auf immer schweigen.

Koreff an Rahel Varnhagen[1])

[1821?]

Wie gütig sind Sie, meiner so freundlich zu denken! Ich bin beschämt und Ihre Einladung ist zu freundlich, um sie

1) Aus Varnhagens handschriftlichem Nachlaß. Dieser und der folgende Brief gehören nach Inhalt und Stimmung wohl in den Herbst 1821. Der erste ist in der Beilage zur Allg. Zeitung (München) am 9. Januar 1907 veröffentlicht.

nicht anzunehmen, und ich werde jedes frühere Arrangement, wie z. B. das bei Joseph Mendelssohn, auf eine geschickte Art zu umgehen suchen, um das Glück zu haben, mit Ihnen, meine hochverehrte Freundin, einige Stunden zuzubringen. Werden Sie es wohl dem Gefühle der Hospitalität verzeihen, wenn ich Sie zu erinnern wage, ob es, trotz der Begebenheiten von letzthin, wohl tunlich ist, unsere verlassene gemeinschaftliche Freundin, die gute Schwedin, zu diesem fröhlichen Abend einzuladen. Es erbarmt mich meiner so, die arme treffliche Frau in ihrem wahrhaft fürchterlichen Frostkeller so einsam sitzen und mit der Kälte kämpfen zu sehen. Meine Bitte und Furcht ist, daß Sie diesen Vorschlag weder für indiskret noch für egoistisch halten mögen. Es ist wirklich das Mitgefühl, das ich für jeden Fremden, der meinem Herzen etwas näher steht, aus Erfahrung hege, weil ich so oft selbst ein Fremder war und weil ich mit dem lebhaftesten Gefühl der Geselligkeit geboren, doch von meinem wunderbaren Schicksal so geleitet oder geschleift worden bin, um als Fremder dazustehen. Doch dies gehört einst in die Entwicklung der Fäden, welche dies sonderbare Gewebe, welches Herz und Geschicke zum Leben zusammenwirken, ausmachen. Sie verstehen mich ja doch — Sie haben innerlich und äußerlich gelitten — Ihnen auch war von früher Kindheit an die Gemeinheit zuwider. Mein Herz hat lange gekämpft, war oft siegreich und ist vielleicht doch am Ende gebrochen, wenn es nicht die Natur des Phönix hat, sich aus den Flammen verjüngt emporheben zu können. Mißverstehen Sie mich nicht, sonst hört mein Glauben am Verstehen auf.

* Koreff an Rahel Varnhagen [1])

[1821.]

Wie sich die Zeit verändert hat!
Selbst Haud' und Spener ein romantisches Blatt!
Es spricht von Griechen, welche fielen
Als Sieger bei den Thermopylen!

1) Aus Varnhagens handschriftlichem Nachlaß.

Postskriptum.

Schenken Sie mir das schöne Bonbonsgedicht. Ich will es mir abschreiben. Bitte! Bitte! Bitte! Hier, was Sie befehlen! Wie geht es Ihnen? Hier sind zwei Teile von Laborde [1]). Erfreuen Sie sich daran. Es ist eine Seltenheit in Berlin. Werden Sie mich auch nicht in der Ferne vergessen? Ich bin düster gestimmt. Hätte ich die Gewißheit, hier nie wieder zurückkehren zu dürfen, so wäre ich froh und glücklich wie die Luft auf den Gebirgen.

Graf Pückler an Koreff [2])

[Berlin, 28. November 1821.]

Da ich wieder nicht so glücklich war, Sie zu finden, so annociere ich mich bestimmt zu heut abend um 8 Uhr und bitte, im Fall Sie nicht zu Hause sein können, mich davon gefälligst avertieren zu lassen.

Koreff an Graf Pückler [3])

Zwei Don Juans machen heute auf mich Anspruch. Ein bloß sinnlicher, roher, doch durch den Zauber der Musik aus der tiefen Region emporgehoben, und ein anderer, höchst liebenswürdiger, tief und fein gebildeter, der sich nicht von dem Fittich der Töne braucht emportragen zu lassen, der oben wohnt, stets oben in den Feuerregionen wohnen sollte, und der nur, weil denn die Luft auch zur Erde gehört, selbst vielleicht nur eine freigegebene, vom Licht entzauberte [? ...] ist, aber dennoch irdisch bleibt, weil der Adler aus der Sonnenhöhe herabschießt, um einen Hasen zu fangen und zu verzehren. Schicksal der Menschheit! Es sei mir darum

---

1) Alexandre Louis Joseph Marquis de Laborde (1774—1852), französischer Reise- und Kunstschriftsteller. Vielleicht ist sein Werk „Voyage pittoresque en Autriche“, 1821, 2 Bde., gemeint.

2) Briefwechsel und Tagebücher, VII, S. 122 f.

3) Auf demselben Bogen. — Das Datum ergibt sich aus der Aufführung des „Don Juan“ am 28. November.

vergönnt, erst, um den Kontrast zu genießen, den rohen Block des Don Juan zu sehen, ehe ich zum gelungenen Organon des Polyklets herantrete. Ich will sogleich nach Don Juans Höllenfahrt nach Hause eilen und Sie erwarten. Es ist mir etwas Zerstreuung nötig. Ich habe so anhaltend gearbeitet, daß ich wütendes Kopfweh habe. Sollte dies Ihnen aber, mein guter Graf, unangenehm sein, so bleibe ich lieber zu Hause. Sie sind so gut — ich bin tief beschämt. Strömte nicht in meiner Brust ein Quell von Dankbarkeit, der nie versiegt ist, den keine Oase der Gesellschaft abgedämmt, kein Triebsand verschluckt hat, so wagte ich kaum soviel Güte anzunehmen, doch so lebt etwas in mir, das Liebe zu vergelten versteht, und dies gibt mir Mut. Ihr dankbarer Koreff.

Lassen Sie mir mündlich Antwort geben, doch denken Sie an die Dummheit derjenigen, welche das Wort der Meister auf die Erde bringen.

Koreff an Graf Pückler [1])

[Berlin,] 27. November 1821.

Sie haben doch die Güte gehabt, wertester Herr Graf, das Mißverständnis zu lösen, als wenn ich die Direktion der Charité haben wollte. Das ist mir nicht im entferntesten eingefallen. Ich verlange nur ein Klinikum und habe deswegen die Reklamation mit der Königl. Kabinettsordre Sr. Durchlaucht eingereicht, weil das Klinikum der Universität, welches einst vortrefflich sich für mich eignen würde, an den Geh. [Rat] Horn versprochen worden ist, wogegen ich reklamiere, da mein Recht auf ein vakant werdendes Klinikum älter ist und ich mich daher zur rechten Zeit verwahren muß. Beurteilen Sie selbst den Fall: was hilft mir eine Anwartschaft, wenn die Möglichkeit, die Sache, worauf sie gegeben ward, zu erlangen, im voraus vernichtet

1) Ebd. S. 123 ff.

wird? Ich lege noch andere Papiere bei, die ich Sie inständigst bitte, Sr. Durchlaucht zu zeigen, damit Sie beide sich überzeugen können, wie wohlgegründet mein Recht ist und wie mein Anspruch darauf fortwährend vom Fürsten selbst bestätigt worden ist, wie dies aus diesen Papieren erhellt. Sechs Jahre habe ich bereits gewartet und will nun noch zwei Jahre warten.

Ich bitte um diese Bestimmung nicht aus Eigensinn, sondern weil mein Studienplan auf dieser Reise eine eigne Richtung nehmen muß, je nachdem es der Wille des Fürsten ist, welche Laufbahn ich fortan beschreiten soll. Ich bin zu alt, um wieder nach dieser Reise zu wechseln. Auch kann man ja nicht alles mit gleicher Gründlichkeit umfassen und muß, nachdem man in allen Wissenschaften und Disziplinen herumgeblickt, auf einen Punkt alle Strahlen der Intelligenz konzentrieren, um dort zu zünden. Ich fühle mich nun zum Lehrer für dies Fach geboren, ich habe 20 Jahre mich darin umgesehen, und es wäre wirklich schade, wenn man mich verstieße. Es wäre auch unrechtlich, denn es war in Paris [1815] die Grundbedingung meines Dienstes, da ich die entschiedenste Abneigung, mein Leben auf den Straßen, im Wagen und mit Schnupfenpraxis zu verlieren, und meinen Wunsch, die Wissenschaft zu fördern, dem Fürsten offen darlegte und darauf sein Wort erhielt, in dieser Art gefördert zu werden. Ich konnte ja Franks Stelle in Rußland und die Klinik in Paris bekommen — doch ich vertraute fest auf das mir gegebene, mündliche und schriftliche Wort und zweifle auch jetzt nicht daran. Sollte man nicht glauben, daß ich in ein Freudenhaus wollte? Ins Hospital strebt nur mein Wunsch, wo frühzeitiger Tod und ansteckende Krankheiten die Walküren sind. Will man aber nicht, so bitte ich es mir lieber offen zu sagen, so werde ich mein Bestreben auf etwas anderes richten. Ich habe Gottlob nicht so blutwenig gelernt, daß mein geistiges Heil daran geknüpft wäre. Inständigst bitte ich Sie nur, mir diese Papiere nicht verlieren zu lassen. Das Versiegelte bitte

ich dem Fürsten zu geben. Vielleicht findet er darin eine Veranlassung, mir die Reise im Inlande zu gewähren. Verzeihen Sie, daß ich Ihre Güte so hart auf die Probe setze.

Koreff an Graf Pückler[1])

[Berlin, Ende 1821.]

Wie gütig sind Sie, meiner zu gedenken, wie unglücklich aber ich, Sie verfehlt zu haben! Möchten Sie doch nur so gütig sein und mich wissen lassen, wann Sie mir das Glück Ihrer Gegenwart schenken wollen, denn ich wäre untröstlich, wenn dies mir wieder begegnete. Ich stecke jetzt bis über die Ohren in Arbeiten, teils für meine beiden Opern, teils mit Einpacken und mit literarischen Vorbereitungen zu meiner Reise. Dabei war ich noch unwohl und schlafe keine Nacht. Ich bitte auch noch um Verzeihung, daß ich Sie letzthin durch meine Freude, Sie wiederzusehen, vielleicht in Verlegenheit setzte. Es war recht taktlos von mir — soll mir gewiß nicht wieder begegnen! Ich habe heute dem Fürsten geschrieben. Unterstützen Sie mit gewohnter Güte meine drei Bitten. Erschrecken Sie ja nicht — sie sind sehr bescheiden —, sie bestehen darin, daß man mir meinen Gehalt, der vom Fürsten ausgezahlt wird, als Vorschuß im voraus gebe oder bei Mendelssohn anweise — sonst kann ich keinen Kreditbrief erhalten, — zweitens, daß man mir erlaubt, mich im Auslande Staatsrat zu nennen wie Langermann[2]), Uhden[3]) usw. Selbst nach unserer Rangordnung wiegt dies kein Karat mehr als Geh. Ober-Regierungsrat und spart Atem und Philosophie. Das Dritte ist, mir doch Autorisation zu geben, am Ende meiner Reisen auch das

1) Ebd. S. 125 f.

2) S. Seite 269.

3) Joh. Daniel Wilhelm Otto Uhden (1765—1835), Archäologe, seit 1802 im preußischen Staatsdienst, Geh. Oberregierungsrat im Kultusministerium, Mitglied der Akademie der Wissenschaften.

Inland zu durchwandern. Sonst nützen mir die im Ausland erworbenen Kenntnisse nichts, wenn ich nicht das Material kenne, auf welches man sie anwenden muß und kann. Im Inlande muß man mir aber auch Diäten bewilligen, denn da kann ich mich nicht wie ein Lump gerieren, und da muß ich auch jedes Städtchen und jedes Dorf bereisen, um jeden Physikus und jeden Narren (ich meine die mit Gewerbescheinen Berechtigten) zu sehen.

Entschuldigen Sie mich ja beim Fürsten, daß ich ihm das dicke, inkomplette Buch von Humboldt [1]) auf den Hals geschickt habe. Ich konnte mir nicht anders helfen. Dieser Pudding, dieser Kaldaunensack, dieses Talg- (aber nicht Licht-) Magazin, dieses Fettmuseum, dieses Pastetenmosaik, dies Nudelgeröll, dieser Pferderückenbrecher, diese Vorratskammer der Bereicherung von Fauche-Borel-Duftmaschinen, dieser unerschöpfliche Vor- und Hintermund der Fosses d'aisance [2]), dieser Schöll [3]), diese Butterbemme ist so grob, daß sie nicht einmal antwortet, wenn man ihn über seine inkompletten Bücher frägt. Er scheint sich jetzt wohl des Druckens zu schämen und nur das Drücken zu lieben, und das frühere Verlegen macht ihn jetzt verlegen. Deswegen mußte ich so unartig sein und den Fürsten und jetzt auch Sie inkommodieren. Ich wünschte, daß in diesem Sarkophag (Fleischfresser) alle Tiere, die er geschluckt, ihr Auferstehungs-

---

1) Humboldts Riesenwerk über seine Reise mit Aimé Bonpland (1799—1804) nach Mittel- und Südamerika, „Voyage aux régions équinoctiales", das 1805 bis 1829 in Paris in 6 Abteilungen und 30 Bänden erschien. (Auch deutsch: „Reise in die Äquinoktialgegenden", 6 Bde., Stuttgart u. Tübingen 1815 bis 1829.)

2) Dieser Fauche-Borel, nicht zu verwechseln mit dem bekannten Agenten der Bourbonen, hatte Verbesserungen im Kanalisationswesen angeregt. Fosses d'aisance = Unratgruben.

3) Schöll war anfangs der Verleger dieses Werkes gewesen. Auf ihn war jetzt auch Graf Pückler schlecht zu sprechen. Varnhagen schreibt (Bl. a. d. pr. Gesch., 26. XI. 1821): „Herrn Grafen Pückler und Herrn Grafen Flemming gesprochen. Beide hacken bitter auf Schöll ein."

fest im Bauche feierten und alle Pflanzen zum Nabel usw. hinauswüchsen ...[1]) Adieu, es tut wohl, einmal zu fluchen!

Koreff an Graf Pückler [2])

[Anfang 1822?]

Lange, recht lange habe ich Sie, mein Gönner, nicht gesehen. Solche Entbehrung ist nicht leicht zu tragen. Ich glaubte Sie mit den Abreisenden beschäftigt und wollte Sie nicht belästigen. Jetzt aber wird es mir denn doch zu arg und zu lang, und ich muß Ihnen wenigstens sagen, daß das Buschwerk des Dankes für Ihre Güte täglich neue Wurzeln schlägt und bald wie der Riesenbaum des Ätna seine Zweige weit verbreitend ausstrecken wird. Könnten diese Zweige Ihnen einst Kühlung gegen sengende Strahlen bieten, so wird sich der Geist des Baumes freuen. Haben Sie einmal eine verlorene Minute, so schenken Sie sie nur Ihrem

Koreff.

Aus Varnhagens Tagesblättern [3])

[Berlin,] den 1. Januar 1822.

Der Kanzler soll sehr krank sein; Krämpfe der Brust und des Halses. Sein Arzt, der Geh. Rat Rust, hält ihn für nicht gefahrlos.

den 7. Januar 1822.

Herr Geh. Rat Schöll soll durch Frau v. Kimsky und Herrn Grafen Pückler immer mehr aus der Gnade des Kanzlers verdrängt werden [4]).

den 10. Januar 1822.

Beim Kanzler soll sich schon Anfang der Brustwassersucht zeigen.

---

1) Die folgenden Zeilen, auch von Varnhagen fortgelassen, sind nicht druckbar.
2) Ebd. S. 127.
3) Bd. II, S. 2—16.
4) S. Seite 471, Anm. 3.

den 15. Januar 1822.

Der Anfall vom Schlage, der ihn Neujahr betroffen, soll Folge eines Zusammenseins mit Frau v. Kimsky nach dem Mittagessen in Glinike gewesen sein.

den 20. Januar 1822.

Herr Geh. Rat Schöll hatte sich neulich in Glinike so auffahrend gegen den Kanzler betragen, so gebieterisch und unziemlich im Hause benommen, daß ihn der Kanzler unter Mitstimmung der Frau v. Kimsky nach Berlin zurückschickte und seitdem noch nicht wiedersah.

Koreff an E. Th. A. Hoffmann [1)]

Mit Becher und Porträt

Berlin, 24. Januar 1822.

Verzeihe, mein geliebter Freund, daß ich Dir heute einen unreifen Becher sende. Mit sonderbaren Künsten, wie wir beide sie denn aus dem Grunde verstehen, hatte ich die Komposition des Metalls schon so weit gebracht, daß bei dem Nennen meines Namens der Becher sich mit Wein füllte. So wollte ich Dich zwingen, an mich zu denken, während ich durch fremde Länder ginge. In den letzten Augenblicken habe ich etwas versehen. Luthers Geist trat mir entgegen mit dem Geist von Delponts [2)] Schulden und machte mein Werk zunichte. Du mußt Dich also schon mit diesem Pfuscher-

---

1) Zu Hoffmanns Geburtstag, dem letzten, den er erlebte. Er starb bereits am 25. Juli an der Rückenmarksschwindsucht. Über diese letzte Geburtstagsfeier vgl. die ergreifende Schilderung von Hitzig, „Aus Hoffmanns Leben usw.“, II, 156. Koreff, im Begriff, Berlin zu verlassen, nahm an ihr offenbar nicht mehr teil, obwohl Hitzig versichert, außer Contessa, der auf dem Lande weilte, habe keiner seiner liebsten Freunde gefehlt. — Der obige Brief aus Hans v. Müller, E. Th. A. Hoffmann im persönlichen und brieflichen Verkehr, II, 1, Berlin 1912, S. 478 f.

2) Ein Freund Hoffmanns, Delpont oder d'Elpons, ein 1819 als Hauptmann verabschiedeter Lustspieldichter.

werk begnügen und mußt das Gedächtnis Deines Herzens anstrengen, um Deinen Freund nicht ganz zu vergessen, was er sehr befürchtet. Ich lege das Bildnis eines Mannes bei, der ein Tausendkünstler war, wie Du in allen Künsten erfahren. Du siehst, daß ich die Absicht habe, wie ein Jäger Deine Gedanken zu umstellen, wie ein edles Wild, welches man lebendig fangen, nicht verletzen will. Möge dieser Tag noch oft, recht oft wiederkehren und Dich stets in der Fülle des Geistes, im Frohsinn des Herzens und in der Kraft des Lebens treffen. Denke manchmal Deines pilgernden Freundes.

Aus Varnhagens Tagesblättern[1])

den 26. Februar 1822.

Koreffs Oper „Aucassin und Nicolette"[2]) heute mit leidlichem Beifall zum ersten Male aufgeführt; man sagte, die Musik rühre zum Teil vom General v. Witzleben[3]) her.

den 28. Februar 1822.

Herrn v. Kamptz[4]) gestern gesprochen . . . Er rühmt Koreffs Genie, meint aber, Operntexte seien nicht sein Fach, so wenig wie Staatsgeschäfte.

den 2. März 1822.

Herr Geh. Rat Koreff bei mir gesehen[5]).

---

1) Bd. II, S. 45 f., 53.

2) S. Seite 475.

3) Job Wilhelm v. Witzleben (1783—1837), Generaladjutant des Königs, ein gründlicher Musikkenner und ausgezeichneter Geigenspieler.

4) Karl Albert Christoph Heinrich v. Kamptz (1769—1849), seit 1817 Direktor im Ministerium des Innern, berüchtigt wegen seiner Demagogenverfolgungen.

5) Auch im folgenden berichtet V. öfter, daß er Koreff gesprochen habe (oben fortgelassen).

den 5. März 1822.

Die Vermählung der Prinzessin Alexandrine[1]) ist auf Mitte Mai bestimmt; es werden große Feste gegeben werden. Ob Koreff ein Festspiel dazu machen soll, ist noch zweifelhaft; der König hat noch nicht entschieden. Seine Oper macht, daß man seiner Feder mißtraut.

Heinrich Heine über „Aucassin und Nicolette" [2])

Berlin, den 16. März 1822.

. . . G. A. Schneider[3]) darf ich hier nicht übergehen. Nicht als ob ich ihn für einen so großen Komponisten hielte, sondern weil er als Komponist von Koreffs „Aucassin und Nicolette" vom 26. Februar bis auf diese Stunde ein Gegenstand des öffentlichen Gesprächs war. Wenigstens acht Tage lang hörte man von nichts sprechen als von Koreff und Schneider, von Schneider und Koreff. Hier standen geniale Dilettanten und rissen die Musik herunter; dort stand ein Haufen schlechter Poeten und schulmeisterte den

1) Prinzessin Alexandrine von Preußen (1803—1892) heiratete am 25. Mai 1825 den Herzog, späteren Großherzog Paul Friedrich von Mecklenburg-Schwerin.

2) Briefe aus Berlin, im „Gesellschafter" Nr. 41. Der vollständige Titel der Oper lautete: „Aucassin und Nicolette oder Die Liebe aus der guten alten Zeit nach der Sage eines provenzalischen Troubadours. Eine romantische Oper von Koreff. Musik von G. A. Schneider." Der Text war eine freie Bearbeitung des altfranzösischen Spielmannsepos, das La Curne de Sainte-Palaye schon 1752 in neufranzösischer Bearbeitung und Barbazan 1782 in seinen „Fabliaux et Contes" im Urtext veröffentlicht hatte. Eine abermalige Veröffentlichung von Méon erfolgte 1808, wo Koreff in Paris lebte. Neuerdings sind verschiedene Verdeutschungen dieses Epos erschienen (W. Hertz im „Spielmannsbuch", Stuttgart 1886, F. Gundlach bei Reclam 1891, F. v. Oppeln-Bronikowski, Leipzig 1911 u. a. m.). An der Stuttgarter Hofoper wurde 1906 „Aucassin und Nicolette, ein romantisches Liederspiel", in der Vertonung von Max Marschalk (Bruder der Frau G. Hauptmann) aufgeführt.

3) Georg Abraham Schneider (1770—1839), seit 1820 Musikdirektor an der Berliner Hofoper.

Text. Was mich betrifft, so amüsierte mich diese Oper ganz außerordentlich. Mich erheiterte das bunte Märchen, das der kunstbegabte Dichter so lieblich und kindlich schlicht entfaltete; mich ergötzte der anmutige Kontrast vom ernsten Abendlande und dem heiteren Orient, und wie die verwunderlichsten Bilder in loser Verknüpfung abenteuerlich dahingaukelten, regte sich in mir der Geist der blühenden Romantik.

Es ist immer ein ungeheurer Spektakel in Berlin, wenn eine neue Oper gegeben wird, und hier kam noch der Umstand hinzu, daß der Musikdirektor und der Geheimrat Ritter Koreff so allgemein bekannt sind. Letzteren verlieren wir bald, da er sich schon längst zu einer großen Reise ins Ausland vorbereitet. Das ist ein Verlust für unsere Stadt, da dieser Mann sich auszeichnet durch gesellige Tugenden, angenehme Persönlichkeit und Großartigkeit der Gesinnung.

Aucassin und Nicolette[1])

oder die Liebe aus der guten alten Zeit

An J. F. Koreff

Sonett von Heinrich Heine

Hast einen bunten Teppich ausgebreitet,
Worauf gestickt sind leuchtende Figuren.
Es ist der Kampf feindseliger Naturen,
Der halbe Mond, der mit dem Kreuze streitet.

Trompetentusch! Die Schlacht wird vorbereitet;
Im Kerker schmachten, die sich Treue schwuren;
Schalmeien klingen auf Provences Fluren;
Auf dem Basar Karthagos Sultan schreitet.

Freundlich ergötzt die bunte Herrlichkeit:
Wir irren wie in märchenhafter Wildnis,
Bis Lieb' und Licht besiegen Haß und Nacht.

1) Veröffentlicht in Symanskis „Zuschauer" vom 24. März 1822, dann im „Buch der Lieder".

Du, Meister, kanntest der Kontraste Macht
Und gabst in schlechter neuer Zeit das Bildnis
Von Liebe aus der guten alten Zeit!

Kritik der Haude- und Spenerschen Zeitung

26. März 1822.

. . . Der Sultan von Karthago sagt in dieser Oper zu einem alten Astrologen: „Eure Rede ist mir nicht klar, aber — das muß wohl so sein“, und es gibt böse Zungen, welche behaupten, dies sei das Motto des ganzen Sujets. Allein das ist Verleumdung oder Neid, und wir unsererseits kennen wenige Werke, die sich mit diesem an Erfindung, Reichtum der Ideen und poetischer Konsequenz zu messen vermöchten. Man urteile selbst . . . [Folgt eine lange spöttische Inhaltsangabe.] Dies ist das dürre Skelett einer Historie, welches durch die buntesten Wasserfarben zum anmutigsten Walterschen Präparat ausgesprützt worden ist; und ohnerachtet alle Gliedmaßen schon irgendeinem Körper angehört zu haben scheinen, so sieht man sie hier doch wie zerlegte Marionettenglieder recht gefügig zusammengestellt, so daß Drehers Kasperle Mühe haben wird, dagegen aufzukommen. Die Musik unseres wackeren Schneider ist offenbar zu diesem Stück nicht passend. Er hat sich außerordentliche Mühe gemacht, eine tüchtige Ouvertüre, brillante Soli, niedliche Lieder, hübsche Chöre, Finales und Märsche dazu zu komponieren. Mit einem Worte, er hat die Sache ernst genommen und also gar nicht gemerkt, daß alles nur Spaß sein soll und der Verfasser das Publikum mystifiziert hat.

Aus Varnhagens Tagesblättern[1])

[Berlin,] den 19. März 1822.

Herr Geh. Rat Koreff will seine Reise nicht antreten, als bis ihm ein zweijähriger Vorschuß seines Gehaltes ge-

1) Bd. II, S. 69, 104 f., 112.

geben worden. Seine Oper „Aucassin und Nicolette" („Ancillon und Nicolovius"[1]) scherzweise genannt) hat bei der zweiten Vorstellung fast ganz mißfallen.

Herr Geh. Rat Schöll soll seine Wiederherstellung in des Kanzlers Gnade großenteils dem Herrn Grafen v. Pückler, der ihm früher schadete, verdanken.

den 23. April 1822.

Herr Geh. Rat Koreff ist heute abend endlich abgereist. Er hatte wegen Reisevorschusses dreimal an den Kanzler geschrieben, dieser ihm den Streich gespielt, den bedeutendsten dieser Briefe an Altensteins Ministerium zu verweisen, wo sein Inhalt und seine Richtung Aufsehen und Schadenfreude erregen mußte. Endlich erhielt Koreff den Vorschuß doch vom Kanzler, aber durch seinen Todfeind Schöll, an den er sich zuletzt gewendet. Dieser letzte Umstand hat für Koreff die übelste Nachrede hervorgebracht.

den 2. Mai 1822.

Herr Geh. Rat Koreff hat dem Justizkommissarius Schulz eine Vollmacht hinterlassen, mich wegen des ihm geschriebenen Abschiedsbriefes in injuriam beim Kammergericht zu verklagen [2]).

* Friedrich August v. Stägemann an Karl Emil Ölsner in Paris [3])

Berlin, den 4. Mai 1822.

... Ist der Verfasser der „Lettres de St. James" der Lullin de Chateauvieux [4]), der auch über Italien ge-

---

1) Über Ancillon s. Seite 329, Nicolovius Seite 176.

2) Über diesen Zwist s. Seite 27 f.

3) Aus Varnhagens handschriftlichem Nachlaß. Ölsner war Legationsrat in Paris.

4) Jacob Frédéric Lullin de Chateauvieux (1772—1842), Genfer Agronom und Schriftsteller, schrieb „Lettres écrites en 1812 et 1813 d'Italie à M. Ch. Pictet" (1816).

schrieben hat und von Koreff in der Abhandlung über die aria cattiva[1]) ausgeschrieben worden ist? Dieser Jüngling ist denn endlich in alle Welt gegangen, um zu lehren alle Heiden, vor's erst nach Dresden. Er will nach Paris gehen und von dort nach London. Wahrscheinlich hält ihn Deutschland noch einige Zeit fest. Er ist ein besonderer Windbeutel, kein Kröten-, aber ein Schienenfresser, und ein sehr eitler Geck. Mit Varnhagen will er sich in einen Injurienprozeß verwickeln, der ihm, wenn er ihn einleitet, noch manches Ridikül geben wird. Varnhagen hat ihm nämlich einige Lebensregeln schriftlich auf den Weg gegeben, um ihn zu warnen, daß er sich im Auslande nicht einigen Schlägen aussetze . . .

Aus Varnhagens Tagesblättern[2])

[Berlin,] den 10. Mai 1822.

Der Kanzler wird jetzt ganz von seinem Schwiegersohn, Graf Pückler, geleitet. Dieser ladet die Leute ein, die er sehen soll, und hält diejenigen fern, die ihm nicht genehm sind.

den 27. Mai 1822.

Herr Geh. Rat Koreff ist noch bei der Fürstin Hardenberg in Dresden und in der Umgegend.

den 29. Mai 1822.

Es wird erzählt, Koreff habe vor seiner Abreise noch an den Kanzler geschrieben, ihm Vorwürfe gemacht, daß er ihm das Leben gerettet, daß er dafür von ihm nur Schaden gehabt usw. Sodann soll er ihm eine ärztliche Rechnung beigelegt haben, wo z. B. eine Fahrt nach Glinike mit 7 Rtlr. angeschrieben worden. Der Kanzler soll ihm darauf wirklich 12 000 Rtlr. haben auszahlen lassen, nicht von

1) S. Seite 213.
2) Bd. II, S. 115, 127, 129 f.

seinem Gelde, sondern von königlichem. In früherer Zeit hatte Koreff allerdings tolle Briefe an den Kanzler geschrieben. Z. B. fing einer an: „Alter Mann, bedenken Sie, was Sie tun!"

Koreff an Ludwig Tieck [1])

Dresden, 31. Mai 1822.

Ihr heutiger Morgen war voll Blüten und reizender Gestalten. Vergönnen Sie es Ihrem Freunde, daß er die heitre Wassergöttin beschwöre, auch Ihren Abend und Ihr schon in Schlummer getauchtes Augenlid mit dem Zauber ihrer Schönheiten zu berühren. So möge dies auch zum Symbol meiner Wünsche dienen, daß es keiner Tageszeit im Leben des Musenlieblings an Blüten und erquickender Schönheit fehlen dürfe.

* Koreff an Ernst Otto Frhr. v. d. Malsburg [2])

[Dresden, Ende Mai 1822.]

Hier sind Ihre Bücher, mein wertester Herr Baron. Herzlich danke ich Ihnen für die Freundlichkeit, mit welcher Sie mich aufgenommen haben; sie hat meinem Herzen unendlich wohlgetan. Lassen Sie uns in wechselseitiger Beziehung bleiben. Geben Sie mir zu diesem Zweck Ihre

---

1) Briefe an Ludwig Tieck, herausgegeben von Karl v. Holtei, Breslau 1867, Bd. II, S. 212. „Worin das von diesen Zeilen begleitete Geburtstagsgeschenk bestanden haben könnte, ließ sich nicht erraten" (Holtei). Ludwig Tieck (1773—1853) lebte seit 1819 in Dresden.
Leipzig freundlichst zur Verfügung gestellt. Der mit Ludwig
2) Von der Kestnersammlung der Universitätsbibliothek
Tieck befreundete romantische Dichter Ernst Otto v. d. Malsburg (1786—1824), als Übersetzer Calderons und Lope de Vegas bekannt, war seit 1817 kurhessischer Geschäftsträger in Dresden. Das obige Billet ist daher wohl in die Zeit von Koreffs Aufenthalt in Dresden im Frühjahr 1822 zu setzen. Malsburg reiste erst im Juni in diplomatischer Sendung nach Berlin, dann nach Kassel. (Varnhagen, Bl. a. d. pr. G. II, 148.)

Adresse, damit ich Ihnen auch das Gedruckte kann nachsenden lassen, dessen Manuskript ich verhindert wurde, Ihnen zu zeigen. Leben Sie wohl, vergessen Sie mich nicht ganz. Ihr ganzes Wesen hat mich so sehr angezogen, daß Sie schon ein bißchen den Gesetzen des Magnetismus gehorchen müssen. Habe ich wohl noch soviel Zeit, den Brief an den Grafen Wintzingerode zu schreiben, und kommen Sie auch bald nach Kassel? In wieviel Zeit wohl? Leben Sie wohl.

Aus Varnhagens Tagesblättern[1])

[Berlin,] den 3. Juni 1822.

Herr Geh. Rat Koreff hat nicht in der letzten Zeit, sondern schon früherhin seine Besuchfahrten zum Kanzler (z. B. nach Glinike zu 7 Rtlr.) regelmäßig bei der Bürokasse liquidiert und bezahlt erhalten, desgleichen die gewöhnlichen Diäten derer, die den Kanzler außerhalb Berlin zu begleiten pflegten. Eigentlich war Koreff schon durch seine regelmäßige königliche Besoldung auch als Arzt des Kanzlers mitbezahlt, denn in seinem Anstellungsdekret wird ausdrücklich gesagt, „damit er als Arzt bei dem Kanzler sei". Man tadelt daher den Kanzler sehr, daß er jene unverschämte Nebenbezahlung auch noch verstattet habe. Man rechnet, daß Koreff sich über 10 000 Rtlr. jährlich gestanden ...

Man hofft, es werde gelingen, das schlesische Tuch über England mit amerikanischen Schiffen nach China zu bringen. Es wird von den Chinesen nach Japan gebracht.

den 6. Juni 1822.

Herr Geh. Rat Koreff hat, so sagt man, 12 000 Rtlr. erhalten, aber 20 000 gefordert. Er ist noch in Dresden. Wilhelm v. Schlegel ist nicht in Dresden, aber Jean Paul Richter.

---

1) Bd. II, S. 129 f., 133 f., 135 ff., 144, 148, 193, 265, 356, 439.

den 8. Juni 1822.

Herr Geh. Rat Schöll, der seine Frau hier verloren hat, wird nach Ems reisen. Man glaubt, er dürfte vielleicht gar nicht wiederkommen, da er doch nachgerade merke, wie sehr man ihm entgegen sei. — Herr Graf v. Pückler-Muskau ist nun doch vom Könige in den Fürstenstand erhoben worden [1]).

Herr Geh. Rat Koreff hat an die Breslauer Kaufleute geschrieben, er habe einen Plan, um das schlesische Tuch auf andrem als dem bisherigen Wege nach China zu senden. Er schlage deshalb eine Gesellschaftsverbindung vor und wolle die Sache bearbeiten, wenn man ihm gleich 2000 Friedrichsdors gebe und nachher 25 Aktien, jede zu 100 Rtlr., umsonst zuerteile. Abgelehnt, wie natürlich.

den 16. Juni 1822.

Herr Geh. Rat Koreff ist noch in Dresden. Herr Major v. Kleist und Herr Geh. Rat Philippsborn erzählen mir, man beschuldige ihn [Koreff], aus des Kanzlers Bibliothek sich Bücher angeeignet zu haben.

den 20. Juni 1822.

Gestern mit Herrn Geh. Rat Philippsborn in betreff Koreffs eine Unterredung gehabt.

den 23. Juni 1822.

Herr v. Schöll, der bereits abgereist ist, hat die Gunst des Kanzlers wirklich ganz verloren. Er war taktlos, anmaßend und dreist bis zum Unerhörten; so sagt mir Graf Pückler, der doch bekennt, daß er ihm wohlwolle und ihn dauernd zu halten versucht habe.

[Teplitz,] den 11. September 1822.

Der junge Daniel Oppenheim sagte mir, Koreff habe ihm sein Ehrenwort gegeben, ihn in Wien, wo schon Briefe

1) Am 7. Juni teilte Graf Pückler seiner Gattin Lucie mit (Briefw. V, 330), daß demnächst das Fürstendiplom für ihn eintreffen werde. Das Diplom ist vom 10. Juni datiert.

beim Leg.-Rat Piquot lägen, zur Weiterreise nach Paris abzuholen; alles sei Lug und Wind gewesen! Noch ärger aber habe er es Spontini gemacht; diesem habe er sein Wort gegeben, ihn in Wien binnen wenigen Tagen zur Weiterreise nach Italien abzuholen. Spontini habe acht Tage gewartet, und nachdem er gehört, Koreff sei anderer Richtung gefolgt, habe er die Reise mit heftigen Verwünschungen Koreffs als eines Lügners und Schuftes — wie er ihn auch schriftlich zu bezeichnen erbötig war — allein angetreten.

[Berlin,] den 15. Dezember 1822.

Der Geh. Rat Koreff ist jetzt in Paris.

18. Juni 1823.

Das auswärtige Departement hat 12000 Rtlr. für Bücher bezahlen müssen, die der Kanzler aus Paris beziehen ließ, und die sich, wenn man sie suchen wollte, am sichersten in Geh. Rat Koreffs Bibliothek finden würden. — Herr v. Altenstein hat den Etat seines Departements aus dem Kabinett des Königs mit dem Bemerken zurückerhalten, der Geh. Rat Koreff sei zurückzuberufen und solle hier arbeiten. Da er eigentlich für Geschäftsarbeiten ganz unbrauchbar ist, auch hier lauter verdorbene Verhältnisse hat, so wird er wohl, wenn kein Zögern mehr hilft, lieber den Abschied nehmen und in Paris bleiben, wo er wieder einige vogue hat.

den 21. November 1823.

Herr General v. Witzleben [1]) wünschte Ludwig Robert [2]) näher kennen zu lernen. Robert ließ ihn ... wissen, er habe

1) S. Seite 474, Anm. 3.

2) Varnhagens Schwager (s. Seite 31). Roberts kleines Stück „Es wird zur Hochzeit gebeten" war, wie Varnhagen am 4. November schreibt, ausgepocht worden, „weil die Leute darin eine aristokratische Tendenz zu finden glaubten. Der König, General v. Witzleben, Graf Brühl usw. waren mit dem Stücke nicht unzufrieden."

sogar einen Empfehlungsbrief an den General von Koreff empfangen, aber liegen lassen, weil ihm eine Empfehlung von Koreff doch bedenklich geschienen. Der General ließ hierauf Roberten sagen, nichts könne ihn besser empfehlen bei ihm, als daß er Bedenken getragen, von Koreffs Empfehlung Gebrauch zu machen!

Koreff in Paris

(1822—1851)

1. Allgemeine Darstellungen

Komtesse Dash über Koreff[1])

Der Doktor Koreff, königlich preußischer Geheimrat, war mit niemand und mit nichts zu vergleichen, höchstens mit Cagliostro oder dem Grafen von Saint-Germain. Kein Mensch besaß mehr Geist und gediegeneren Geist als er. Vom Deutschen hatte er nur den Ernst, den Willen. Diesen Ernst wußte er, wenn es nötig war, abzulegen und ihn wieder anzunehmen; nur sein Gesicht konnte sich nicht darauf einstellen. Es war ebenso exzentrisch wie seine ganze Persönlichkeit und schien keinem ernsten Menschen anzugehören: in seinen Zügen war etwas vom Hanswurst. Seine funkelnden Äuglein, seine buschigen Brauen, seine herausfordernde Adlernase, seine wulstigen Lippen und pockennarbigen Pausbacken, seine unbeschreibliche Perücke gaben ihm ein fast fratzenhaftes Aussehen. Dazu kam seine kurze, gedrungene Gestalt, sein ungepflegtes Äußeres; kurz, er war wirklich der Mensch, den Roger de Beauvoir in den folgenden Versen geschildert hat:

Ce médecin hoffmannique
D'un vieil conseiller aulique
A la même didactique:
La tabatière classique
Et l'ordre à son habit noir;
Il ne guérit que les reines,

1) Gabrielle Anne Vicomtesse de Saint-Mars (1804—1872), die unter dem Decknamen Comtesse Dash schrieb. Die obige Schilderung aus ihren nachgelassenen „Mémoires des autres", Paris 1895, Bd. V, S. 27 ff.

Et les royales migraines
Cèdent à son grand pouvoir.[1])

Das war in der Tat seine Spezialität. Es gab wirklich keinen Monarchen oder Souverän in Europa, den er nicht behandelt hätte. Er stammte aus Preußen. Wie alt er war, wußte keiner. Ich habe ihn zwölf Jahre lang genau gekannt; am Ende des letzten Jahres schien er um keinen Tag älter. Ob er jung gewesen ist, weiß ich nicht; mir scheint, daß er von klein auf so ausgesehen haben muß; bei ihm war alles außergewöhnlich.

Er kannte die ganze Welt. Man brauchte ihm nur den Namen irgendeiner Berühmtheit zu nennen, und gleich erzählte er einem deren Geschichte und die der Träger dieses Namens seit zweihundert Jahren. Und wie er zu erzählen verstand! Er sprach das reinste und feinste Französisch mit prächtigem deutschem Akzent. Er kannte alle Feinheiten der Grammatik und der Sprache, die in den Salons der Intelligenz und der vornehmen Gesellschaft üblich war. Er verkehrte überall; zu jedem diplomatischen oder fröhlichen Diner lud man ihn ein. Er verkehrte in der ausländischen Gesellschaft ebenso wie im Faubourg Saint-Germain oder im Faubourg Saint-Honoré. Ich weiß nicht, wie er das alles fertig brachte.

Als alter Freund Humboldts und aller Gelehrten der Welt besaß er große Kenntnisse, hatte aber gar nichts Gelehrtenhaftes. Man mußte ihm Fragen stellen, damit er aus sich heraustrat. Wendete man sich aber in einer schwierigen Sache an ihn, so bekam man sicher eine klare und deutliche

---

1) Dieser Arzt aus Hoffmanns Kreise
Redet lehrhaft, redet weise,
Tabaksdose in der Hand,
Schwarzer Rock mit Ordensband,
Wie ein Reichshofrat, ein greiser.
Nur zu Königinnen eilt er,
Und von ihrem Kopfweh heilt er
Nur die Könige und Kaiser.



Koreff im Salon von Virginie Ancelot

Altes Lichtbild nach einem Gemälde derselben

Erklärung. Als Hausarzt war er nur in den vornehmsten Häusern tätig, und er ließ sich seine Besuche hoch bezahlen. Dagegen war er stets bereit, unbemittelte Freunde und ihm unbekannte Arme, die man ihm namhaft machte, unentgeltlich zu behandeln, und zwar mit glühendem Eifer. Ich entsinne mich, daß er einen Kranken, den er vom Tode rettete, täglich dreimal besuchte, und zwar pour le Roi de Prusse, wie er selbst sehr komisch sagte. Er besaß einen ungeheuren Ruf; man konsultierte ihn von weit her, und doch wurde über keinen Arzt mehr gestritten als über ihn. Die einen erhoben ihn in den Himmel, die andern schalten ihn einen Kurpfuscher. Er hatte seine besonderen Arzneien und Heilverfahren. Seine Kollegen betitelten ihn als „Halsbrecher", wenn sie ihm nicht noch unvorteilhaftere Bezeichnungen anhefteten. Und doch besaß er einen fabelhaften Blick. Gewiß setzte er viel aufs Spiel, aber der Gewinn war fast sicher. War der Patient heilbar, war er angeblich unheilbar und von allen aufgegeben, so versuchte Koreff das Unmögliche, und dieser Versuch gelang oft. So bestand er in seiner ärztlichen Laufbahn manche Zweikämpfe mit dem Tode und behielt den Sieg. Man wollte etwas Übernatürliches darin sehen, es war aber nur Wissenschaft, Keckheit und Glück. Seine Frau, eine der vollkommensten Miniaturtypen jüdischer Schönheit, hatte dafür ein hübsches Wort geprägt. Als jemand sie nach Koreffs Spezialität fragte, antwortete sie: „Die verzweifelten Fälle." Nichts war zutreffender.

Koreff war sehr verkannt, sehr verleumdet. Er war herzensgut und sehr dienstfertig; ich sah tausend Beispiele davon. Ein Prozeß, von dem sehr viel geredet wurde[1]), brachte ihm tausend Erfolge. Ich kann aus bestimmten Gründen nicht näher darauf eingehen, obwohl höchst seltsame Dinge darüber zu sagen und merkwürdige Einzelheiten zu berichten wären. Das Geheimnis, das ihn umgab, trug zu seinem Rufe bei, ließ aber auch den mißgünstigen Ver-

1) Der Prozeß Hamilton. S. Seite 541 ff.

mutungen ein weites Feld. Dies Geheimnis war indes eher scheinbar als wirklich. Er gab keinen unmittelbaren Anlaß dazu, weder durch sein Benehmen, noch durch seine Worte. Er schien nicht das mindeste zu verbergen. Im Gegenteil, er wußte eine Menge Anekdoten über sich und andere und fragte niemanden nach seinem Geheimnis. Sehr verschwiegen bei Anvertrauungen und besonders bei allem, was die Politik anging, ließ er bei Gelegenheit ein Wort fallen, das an sich nichts besagte, aber zeigte, daß er Bescheid wußte.

Er nahm viel Geld ein und gab viel aus. Ich habe nur eine Abendgesellschaft bei ihm erlebt und kann versichern, daß solche Gesellschaften selten waren. Er wohnte in einer Art von Gartenhäuschen in der Rue Basse [du Rempart 20], die auf den Boulevard mündet, etwas unterhalb der Rue Caumartin. Dieser Käfig war ebenso seltsam wie er selbst. Ein einziges Stockwerk, eine Terrasse, ein Salon, der durch eine Art von verglaster Rotunde auf diese Terrasse führte. Dahinter lag sein Arbeitszimmer, umstellt mit Büchern in allen Sprachen, vom Chaldäischen und Sanskrit bis zum Rotwelsch der Bettler und Gauner. In das obere Stockwerk führte eine Treppe, die so eng war, daß man kaum hinaufkam. Den Rest der Wohnung nahm das Damenzimmer und die Küche ein — das war alles. Als sein Haus zur Erweiterung des Boulevards abgerissen wurde, war ihm das sehr schmerzlich.

In diesen Räumen fand die obengenannte Abendgesellschaft statt, bei der die ersten Künstler musizierten. Auf der Treppe und im Flur standen ebenso viele Leute wie in den Zimmern. Wir waren zwei- bis dreihundert Personen: man konnte sich nicht rühren. Die ganze ausländische Aristokratie, einige Franzosen, alle Schriftsteller, Künstler und Berühmtheiten waren da. Man stieß mit den Ellbogen an einen Prinzen und an eine Sängerin, an eine Marquise und an einen Dichter. So ging es bis 2 oder 3 Uhr morgens. Es wäre unmöglich gewesen, sich mit den Toiletten zu befassen; man sah höchstens die Köpfe.

Meyerbeer[1]) war mit Koreff eng befreundet; er besuchte ihn oft und machte viel Wesens von ihm. Dieser in jeder Hinsicht geschickte Mann war ein großer Frauenverehrer. Wie versichert wurde, hatte er trotz seiner Häßlichkeit viel Glück bei den Frauen und wirkte sehr verführerisch auf sie. Geistig verstehe ich das wohl, aber sonst? ... Er widmete sich mit Vorliebe dem schönen Geschlecht, hatte stets ein paar harmlose Mittelchen und besaß zahlreiche Geheimmittel zur Erhaltung der Schönheit und Jugend. Man machte ihm den Hof, um sie zu bekommen, und er war gewiß nicht hartherzig.

Koreff war ein Kunstliebhaber und Kunstkenner. Gern hätte er die Rolle eines Mäzens gespielt, hätte er Zeit dazu gehabt. Er gönnte sich kaum Schlaf, und wie sollte es auch anders sein? Machte er doch den ganzen Tag lang Besuche, speiste bei jedermann, verkehrte in den literarischen Salons und kannte dabei alle neuen Stücke, hatte alle Zeitungen gelesen, den Roman des Tages verschlungen, den Sitzungen der gelehrten Gesellschaften beigewohnt, mit allen irgendwie interessanten Ankömmlingen geplaudert. Er erzählte alle Witzworte, kannte die Tagesneuigkeiten und erriet die vom nächsten Tage. Auch die Politik, von der er wenig sprach, enthüllte ihm ihre Geheimnisse. Kurz, es flog keine Fliege, keine schöne Dame hatte eine Schwäche, keine Schauspielerin wechselte den Liebhaber, kein König hatte Kopfweh, ohne daß er es mit allen Einzelheiten wußte. Darin lag für mich die Zauberei: er besaß offenbar die Gabe der Allgegenwart.

Koreff starb vor einigen Jahren plötzlich ohne vorhergehende Krankheit. Die Leute, die sein Leben zur Legende machten, sagten, sein Pakt mit dem Teufel sei abgelaufen gewesen, und Satan hätte ihn geholt. Das ist natürlich nur ein Scherz. Aber er gab doch Anlaß dazu, und die Ein=

---

1) Giacomo Meyerbeer (1791—1864) aus Berlin, Schüler Zelters, seit 1824 in Paris, wo er 1831 mit seiner Oper „Robert der Teufel" einen durchschlagenden Erfolg errang. Seit 1842 zum Königl. Preußischen Musikdirektor ernannt, lebte er abwechselnd in Paris und in Berlin.

bildungskraft kann in ihm nur eine der berühmten Gestalten unter den geheimnisvollen Menschen sehen. Manchmal sagte ich zu ihm, er sei Cagliostro[1]. „So, so", entgegnete er mit einem seiner durchdringenden Blicke, „ich habe ihn vielleicht gekannt." Mehr weiß ich nicht davon, aber ich möchte wohl, er käme mit Hilfe irgendeines Paktes wieder. Menschen wie ihn trifft man nicht mehr.

Man erzählte tausend Anekdoten von ihm, u. a. die von den berühmten Pillen. Er hatte eine Art, die Kranken zu beschwatzen und ihnen einzureden, daß er sie kurieren würde, die schon die halbe Heilung war. Eine junge russische Fürstin hatte ein eingebildetes Leiden; sie ließ ihn kommen, und wie gewöhnlich versuchte er ihr einzureden, daß sie gar nicht krank sei, was auch durchaus zutraf. Sie wurde ärgerlich und entgegnete, er kenne sie ja gar nicht. Er begriff die Lage mit der ihm eigenen Geistesgegenwart und entgegnete: „Nun ja, Fürstin, ich habe unrecht, ich gebe es zu. Ich habe Sie wie ein gewöhnliches Weib behandelt, habe Ihnen Ihren Zustand verbergen wollen. Ich sehe, Sie sind stark, ich will Ihnen alles sagen. Sie haben sehr gut daran getan, mich gleich holen zu lassen; ich kann das Leiden beschwören; morgen wäre es zu spät. Ich werde Ihnen wunderbare Pillen geben, das einzige Mittel, was helfen kann. Nehmen Sie alle zwei Stunden sechs, dann sind Sie heute abend völlig hergestellt. Sie bestehen aus einem fast wesenlosen, sehr seltenen Stoff, den ich in einen anderen gummiartigen einschließen muß. Nehmen Sie die Pillen nacheinander in den Mund und lassen Sie sie zergehen. Trinken Sie hinterher ein großes Glas Wasser mit etwas Essig und Zucker. Nehmen Sie nur eine Suppe zu sich, aber nach der letzten Pille gehen Sie zu Bett. Sie werden gut schlafen, und morgen früh werden Sie nichts mehr spüren." Die junge Frau war etwas erschrocken, daß er sie beim Worte genommen hatte, und fragte ihn schüchtern nach dem Namen

1) S. Seite 187.

dieser schweren Krankheit. Er erfand auf der Stelle einen halb lateinischen, halb deutschen Namen, der für russische Lippen unaussprechlich war, und schickte ihr getreulich die Pillen. Die Vorschrift wurde ebenso getreu befolgt, und alles geschah, wie vorausgesehen. Als der Gatte der Fürstin heimkehrte, war er höchst erstaunt, daß seine Frau in Gefahr schwebte. Aber er mußte wohl daran glauben: Koreff hatte es ja gesagt! Entsetzt eilte er zu dem großen Arzte und beschwor ihn, ihm alles zu sagen. Koreff erzählte den Vorgang, wie er sich zugetragen hatte. „Beruhigen Sie sich, Fürst", sagte er, „das alles ist nicht der Rede wert. Morgen wird die Fürstin frisch und rosig aufwachen; ein paar Gummikügelchen werden Wunder tun." — „Ich werde ihr sofort die Wahrheit sagen." — „Hüten Sie sich wohl, das zu tun, — Sie würden den Erfolg meiner Kur vernichten. Die Fürstin verlöre alles Vertrauen zu mir. Nur ihr Gemüt war krank; ich habe ihr Gemüt behandelt und kuriert. Wenn sie wüßte, wie harmlos meine Arznei ist, würde sie böse und könnte ernstlich krank werden. Rauben Sie mir meine Macht nicht. Sie wird meine Pillen noch in Anspruch nehmen; verraten Sie sie nicht; sie werden Ihnen mehr als einen Dienst leisten." Der Fürst fügte sich leicht, und alles ging wunderbar vonstatten. Die junge Frau wurde geheilt und erzählte jedem, der es hören wollte, von dem W u n d e r, das Koreff vollbracht hatte. Er hatte sie von einer Krankheit geheilt, bei deren bloßem Namen sich die Haare sträubten. Sein Ruf nahm infolgedessen noch zu. Das war recht und billig, aber die Bosheit griff es auf, und Koreff wurde wegen dieser Kur als Kurpfuscher verschrien.

Ich könnte noch zwanzig andere Geschichten erzählen, begnüge mich aber mit einer, die ich von Koreff selbst habe. Er hatte etwas Romanhaftes, das er besser als andere zur Geltung zu bringen wußte, und das auf geistvolle Frauen unwillkürlich einen gewissen Eindruck machte. Er war damals noch keine Berühmtheit und erst seit kurzem in Paris, wußte noch nicht recht, ob er sich dauernd dort niederlassen

sollte. Zufällig speiste er in einem Café am gleichen Tische mit einem jungen Mann aus großem Hause, dessen Namen er nicht nannte, den ich aber, wie er sagte, kannte. Eines Nachts, als er noch arbeitete, klopfte es an seine Tür: es war sein neuer Bekannter. Seine finstere Miene und sein feierliches Benehmen standen in größtem Gegensatz zu seinem gewöhnlichen Leichtsinn. Er fragte Koreff, ob er ihm einen wichtigen Dienst leisten wolle, dessen Hauptbedingung unverbrüchliches Schweigen sei, sowohl gegenwärtig wie zukünftig, was auch geschehen möge. „Das ist mein Beruf", entgegnete der Arzt. Nun bat der junge Mann, ihm augenblicklich zu folgen und ihn nicht zu fragen, wohin er ihn führe; er versicherte ihm nur, daß ihm nichts Nachteiliges geschehen werde und daß er nur eine Berufspflicht erfüllen solle. „Beruhigen Sie sich", setzte er schwermütig lächelnd hinzu; „es handelt sich weder um eine Entbindung, noch darum, ein Kind verschwinden zu lassen." Koreff nahm es an. Sie bestiegen einen angespannten Postwagen und fuhren ab. Nach vier Stunden, als der Morgen graute, kamen sie nach einem Schloß aus dem 17. Jahrhundert. Davor dehnte sich ein leerer Hof, auf dem das Gras wuchs. Es war ein Bild der Verödung, eine zerstörte Pracht, eine verlassene Stätte. Man mußte den geistreichen Preußen hören, wie er diese herrenlose Behausung schilderte: Balzac hätte es nicht genauer noch spannender vermocht. Da er fürchtete, sich in Einzelheiten zu verlieren, schloß er mit den Worten: „Sie fänden das Schloß nicht wieder. Die schwarze Gesellschaft hat es gekauft, und es steht nicht mehr ein Stein davon." Das stimmte vielleicht, aber man konnte daran zweifeln. Er wurde also in einen weiten Saal geführt, der fast ohne Möbel war. Seine Holzverkleidungen fielen in Stücken herunter. Er war so groß, daß die Stimme wie unter einer Wölbung hallte, und eiskalt. Man machte Feuer in einem großen Kamin. Es war nur ein alter Diener da, ebenso altersschwach wie die Möbel. Eine halbe Stunde darauf knallte die Peitsche eines Postillons, und ein Wagen fuhr in

den Hof ein. Zwei Männer entstiegen ihm; Koreffs Freund ging ihnen entgegen und begrüßte sie feierlich. Dann drehte er sich zu ihm um und sagte, auf den einen Ankömmling weisend: „Der Herr und ich wollen uns schlagen. Die Sache läßt sich nicht beilegen; nur muß sie geheim gehalten werden, und ihr Anlaß muß selbst für die Sekundanten unerforschlich bleiben. Seien Sie der meine und suchen Sie nicht zwischen uns zu treten, bis einer von uns völlig kampfunfähig ist. Ist er nicht ganz tot, so können Sie versuchen, ihn am Leben zu erhalten. Das soll Ihnen nicht verwehrt sein, und wäre es nur, um den Kampf später wieder aufzunehmen und zu Ende zu führen. Aber Sie dürfen sich unter keinem Vorwand ins Mittel legen, ehe nicht einer von uns völlig erledigt ist." Man nahm Stellung und focht mit Degen, die die Ankömmlinge mitgebracht hatten. Koreff und der andere Sekundant blieben ihrer Zusage gemäß regungslos.

Koreff erzählte von diesem Duell nie ohne Bewegung. Es war etwas Entsetzliches in diesem großen Saale, der schon viele Dramen und Feste gesehen hatte. Die Kämpfer durchbohrten sich in tiefster Stille mit Degenstichen; man hörte nur das Klirren ihrer Waffen und ihren röchelnden Atem. Kein Wort fiel, kein Schrei entschlüpfte ihnen. Schließlich sank Koreffs Kämpfer zuerst nieder, der andere kurz darauf. Boden und Wände waren mit Blut bespritzt. Nun verwandelte sich der Sekundant in den Arzt; sein Freund war weniger schwer verletzt als der andere. Die Wunden waren zwar sehr schwer, sehr gefährlich, aber der Tod war weder gewiß noch nahe. Man schlug behelfsmäßige Betten in dem fast möbellosen Schloß auf, und da der Doktor aus Vorsicht seine Instrumente mitgebracht hatte, konnte er sie ärztlich behandeln. Sobald wie möglich wurde jeder nach Hause geschafft, aber jeder für sich in seinem Wagen, denn schon der Gedanke, sich zu sehen, machte sie rasend. Keiner von beiden starb, trotzdem schlugen sie sich nicht noch einmal. Koreff blieb mit beiden befreundet; nach seiner Behauptung hat er

den Grund ihres Streites nie erfahren. Der eine war verheiratet; wahrscheinlich war seine Frau der Anlaß ihres gegenseitigen Hasses: Liebe und Eifersucht mußte dabei im Spiele sein. Ich glaube, der Doktor wußte das wohl, gab es aber nie zu.

Maxime Du Camp über Koreff[1])

Der Doktor Koreff kam zu Ende der Restaurationszeit nach Paris und hatte einigen Einfluß in der Gesellschaft unter Louis Philippe. Er erinnerte an den Rat Krespel im „Geigenbauer von Cremona“[2]). Er war klein und kurzbeinig, hatte dicke Lippen und zwinkerte mit den Augen, trug eine Kinderperücke, halb aus Quecken, halb aus Flachs, war verteufelt gekleidet und erzählte langsam, mit deutschem Tonfall, witzige Schnurren. Er war ein schamloser, skeptischer Lebemann und hatte in Berlin zu den sieben (!) Serapionsbrüdern gehört, denen Hoffmann — unter dem Tische — präsidierte.

Seine Stellung war eigenartig. Von Humboldt an Cuvier empfohlen, der ihn empfangen und beschützt hatte, hatte er sich mit Loeve-Veimars befreundet, der ihn mit Schriftstellern und Künstlern bekannt machte. Als Arzt der preußischen Gesandtschaft war er von seinem Gesandten [Frhrn. v. Werther] in die ersten Salons in Paris eingeführt worden ... Mehrere Gesellschaftskreise rissen sich um ihn. Seine Häßlichkeit und Aufgeknöpftheit galten für Originalität, sein Zynismus für Geist; sein Kauderwelsch verlieh ihm Reiz: Koreff kam in Mode. Die Damen machten große Augen und sagten: „Kennen Sie den Doktor Koreff? Er ist köstlich.“

---

1) „Souvenirs littéraires“, Paris 1882 f., II, 320 ff. Maxime Du Camp (1822—1894), der bekannte Freund, Reisebegleiter und Biograph Gustave Flauberts, ein vielseitiger Schriftsteller, 1851 Mitbegründer der „Revue de Paris“, 1880 Mitglied der Akademie.

2) Im Anfang der „Serapionsbrüder“.



Henri Beyle (de Stendhal)
Gemälde von Louis Ducis (1839)

Es gab auch eine Frau Koreff [1]), von der aber nie gesprochen wurde, obwohl sie sich häufig zeigte. Sie war stumpfnäsig, pockennarbig und dick; auf ihrer Brust, die mit schwarzem Atlas bespannt war, baumelte eine riesige hohle Goldkette, ihre Gürtelschnalle blitzte, und der Ansatz ihrer braunen Haartour war durch ein emailliertes Stirnband verdeckt. Sie blickte die Leute durch ein dickes glänzendes Stilglas an und trug sehr dicke Ringe. So glich sie einem Götzenbilde, irgendeiner Taroa von den Sandwichinseln, die zu einem Opferfeste geschmückt war. Fuhr sie in ihrem niedrig gebauten Landauer vorüber, so sah es aus, als säße sie in einer von zwei Pferden gezogenen Badewanne. Manchmal ging der Dr. Koreff mit seiner Frau in der Großen Allee der Champs Elysées spazieren. Man blickte beide an und fragte sich, welchem Kasperletheater diese beiden komischen Figuren wohl entsprungen wären.

Etwas Geheimnisvolles umschwebte den Doktor. Er hatte ein so seltsames Wesen, ließ die Leute so plötzlich stehen, versank bisweilen in so tiefe Träumereien, daß gewitzigte Leute ihn für einen Spion der vornehmen Welt hielten. Der arme Koreff hat zeitlebens nie spioniert, aber diese üble Nachrede schmeichelte seiner Wichtigtuerei, die groß war. Er ließ die Leute reden und sog sich Eitelkeit daraus. Man muß ihm gerecht werden: neben Benech, einem Marktschreier seines Schlages, war er einer der ersten, der die Hungerkuren bekämpfte, mit denen die französischen Ärzte ihre Kranken plagten, der das Aderlassen verpönte, das die Schüler von Broussais noch mißbrauchten, dagegen kräftige Nahrung, Stärkungsmittel und frische Luft verordnete, weil er erkannte, daß die alten Rassen durch Bleichsucht aussterben. Außerdem setzte er sich tatkräftig dafür ein, daß die Pforten der Oper sich Meyerbeer auftaten. Er hat also Anspruch auf Dankbarkeit.

Koreff aß gern gut, liebte aber vor allem die Junggesellen-

---

1) Therese, geb. Mathias. Vgl. S. 18 f.

diners, wo man mit aufgestemmten Ellbogen plaudert, wo die Reden frei und die Anekdoten saftig sind. Man traf sich unter Freunden in der Rotunde des Palais Royal und beschloß dort, in welchem Restaurant man speisen wollte. Er war nicht dumm und wählte seine Tischgenossen gut: Loeve-Veimars, Mérimée, Beyle, die Brüder Musset, Eugène Delacroix, Viollet-le-Duc, Ampère, Arvers, Brifaut, der im Wahnsinn gestorben ist, bisweilen sogar den Philosophen Victor Cousin[1]). Man war geistreich zum Schwindligwerden. Der Abend zog sich unter Gesprächen hin, denen mancher gern zugehört hätte. Was geschah dann? Führte ich die Feder von Mathurin Régnier[2]), so wagte ich es zu schildern.

Da Koreff in allen Gesellschaftskreisen verkehrte, diente er von selbst als Vermittler; wenn eine Dame sich aus Neugier an ihn wandte oder weil sie ihren Salon etwas lang-

---

1) A. Loeve-Veimars (1801—1854), in Paris geboren, der verdienstvolle Übersetzer klassischer und romantischer deutscher Dichter, Verfasser des „Résumé de l'histoire de la littérature allemande" (Paris 1826), gab auf Anregung Koreffs die „Oeuvres complètes de E. T. A. Hoffmann" in zwanzig Bänden heraus. — Prosper Mérimée (1803—1870), der Carmendichter, eng befreundet mit Henri Beyle (de Stendhal), dem Begründer des psychologischen Romans in Frankreich (s. Seite 534), Alfred de Musset (1810—1857) und sein Bruder Paul de Musset (1804—1880) nahmen sämtlich eine Mittelstellung zwischen Romantik und Realismus ein. — Eugène Delacroix (1799—1863), Hauptvertreter der romantischen Malerschule in Frankreich. — Eugène Viollet-le-Duc (1814—1879), Architekt und Schriftsteller, hochverdient um die Wiederherstellung mittelalterlicher Bauwerke in Frankreich. — Jean Jacques Ampère (1800—1864), Literarhistoriker, Professor am Collège de France, verdient um die Erforschung der Entstehung der französischen Sprache und des ältesten französischen Schrifttums. — Félicien Arvers (1806—1850), Lyriker und Lustspieldichter. — Charles Brifaut (1781—1857), Dichter und Schriftsteller. — Victor Cousin (1792—1867), Philosoph und Staatsmann, 1830 Leiter des öffentlichen Schulwesens, 1840—1848 Unterrichtsminister, ein Freund der deutschen Philosophie.

2) Satirischer Dichter (1573—1613).

weilig fand und ihn durch die Anwesenheit eines berühmten Künstlers oder Schriftstellers beleben wollte, erfüllte er ihre Bitte stets, denn er war gefällig und tat sich etwas darauf zugute, Berühmtheiten zur Geltung zu bringen. Eine Dame der großen Welt bat Koreff, Alfred de Musset bei ihr einzuführen. Der stand damals im vollen Glanze seiner Jugend und seiner ersten Erfolge und erregte die Neugier der Geistreichen. Aus Versehen oder aus Berechnung sagte Koreff Musset kein Wort und stellte Prosper Mérimée vor. Das war für diesen ein Glücksfall, den er nicht ungenutzt ließ, denn er war geschickt und kannte das Leben.

Koreff und Fürst Talleyrand [1])

Eines Abends, während einer Whistpartie bei der Prinzessin Tyskiewicz, bat der Fürst Talleyrand den anwesenden Dr. Koreff, ihm den Puls zu fühlen, da er etwas Fieber zu haben glaubte. Der Doktor stellte heftiges Fieber fest und redete ihm zu, sich heimzubegeben. Trotzdem setzte Talleyrand seine Partie fort und kehrte erst zur gewohnten Zeit heim. Obwohl Koreff nicht sein Arzt war, gebrauchte er die etwas wunderliche Vorsicht, sich in Talleyrands Haus zu begeben, den Kammerdiener des Fürsten rufen zu lassen und ihm einzuschärfen, ihn in dieser Nacht, die er als höchst kritisch voraussah, aufs sorgfältigste zu betreuen, auch seinen Hausarzt Bourdois benachrichtigen zu lassen. Talleyrand kehrte heim, zog sich wie gewöhnlich sehr langsam aus und begab sich zur Ruhe, ohne zu klagen. Der Kammerdiener begann an Koreffs Wissenschaft zu zweifeln, da er aber sehr an seinem Herrn hing, war er lieber etwas zu vorsichtig: statt wie gewöhnlich das Zimmer zu verlassen, setzte er sich

1) Aus den nachgelassenen „Récits d'une Tante" von Madame de Boigne, Paris 1908, IV, 203 f. — Koreff hatte den Fürsten Charles Maurice v. Talleyrand (1754—1838) 1814 als Vertreter Frankreichs auf dem Wiener Kongreß kennen gelernt. 1830 bis 1835 war Talleyrand französischer Botschafter in London.

in einen Lehnstuhl hinter dem Bette. Nach zwei Stunden hörte er ein ersticktes Röcheln, eilte zu seinem Herrn und setzte alle Klingeln in Bewegung. Alsbald erschien der schon benachrichtigte Bourdois und fand Talleyrand im Todeskampfe. Durch die stärksten Mittel wurde ihm das Leben erhalten. Es ist so gut wie sicher, daß er es Koreffs Scharfblick und der Hingebung seines Kammerdieners verdankte.

Koreff im Salon der Frau Ancelot [1])

Sehr viel gab auf eine Anekdote, ein Witzwort, der wißbegierige Turgeniew [2]). Es machte Spaß, in seiner Gegenwart, Geist zu zeigen, denn nichts ging verloren. Besonders liebte er die Unterhaltung mit Beyle [3]) und mit Koreff, diesem Deutschen, der ein höchst geistreicher Franzose war. Wie gern ließ er sich von ihm fesselnde Dinge über Deutschland, über die deutschen Gelehrten und vor allem über die Professoren erzählen! Wie lebendig und lustig war das alles! Welcher Schwung, welches Leben, welche Leidenschaft, alles zu sehen und zu erfahren! ... Jetzt sind alle drei nur noch eisige Überreste in einem dunklen Sarge! Wohin ist das unfaßbare Licht, das ihren Geist so lebendig erhellte?

---

1) Virginie Ancelot, Un Salon de Paris de 1829 à 1864, Paris 1866, S. 98. — Da dies Buch in Deutschland unauffindbar war, verdanke ich die obige Stelle der gütigen Abschrift von Mariette Martin. — Virginie Ancelot, geb. Chardon (1792—1875), Malerin und Schriftstellerin, war die Gattin des Dramatikers Jacques Arsène Ancelot (1794—1854). Aus ihrem obengenannten Buche stammt das beifolgende Bild „Koreff im Salon der Frau Ancelot", eine verblaßte Photographie von 1865 nach ihrem eigenen Gemälde.

2) Iwan Turgeniew (1818—1883), der berühmte russische Dichter, lebte jahrelang in Paris.

3) S. Seite 534.

2. Datierte Aufzeichnungen und Briefe

Charles Vanderbourg an Gottfried Schweighäuser[1])

Paris, 12. März 1823.

Ihr Brief vom 23. November, mein lieber Hellenist, wurde mir von Dr. Koreff erst am 2. Februar überbracht. Ich fand diesen Doktor etwas aufschneiderisch, wie Sie selbst sagen. Unter anderem entsann er sich genau, mich bei den Herren de Volney[2]) und de Lasteyrie[3]) gesehen zu haben, deren Haus ich nie betreten habe. Im übrigen kannte ich ihn dem Rufe nach schon durch Herrn Schöll, der mir sogar seinen „Tibull" geschenkt hat. Ich habe ihn seit seinem ersten Besuche nicht wiedergesehen; ich weiß nur, daß einer meiner Freunde ihn in sehr guter Gesellschaft sah, wo er die Schönen umschwärmte, nicht wie ein jüdischer Äskulap, sondern wie ein Berliner Stutzer ...

---

1) Revue rétrospective, Paris 1888, I, 81 ff. Charles Vanderbourg (1767—1827), französischer Kritiker und Dichter, bekannt durch die von ihm verfaßten, angeblichen „Poésies de Clotilde de Surville". — Gottfried Schweighäuser (1776—1844), französischer Philologe und Archäologe in Straßburg, Sohn des Hellenisten Johann Schweighäuser (1742—1830), der Hauslehrer A. und W. v. Humboldts gewesen war.

2) Da der berühmte Reisende und Schriftsteller Constantin François Graf v. Volney schon 1820 verstorben war, kann diese angebliche Bekanntschaft sich wohl nur auf Koreffs ersten Pariser Aufenthalt (1804—1811) beziehen.

3) Charles Philibert Graf de Lasteyrie (1759—1849), französischer Agronom und Philanthrop.

Der Marquis Astolphe de Custine an den Marquis de La Grange[1])

Paris, 12. April 1823.

Dank Koreffs bewundernswerter Fürsorge hoffen wir, daß sie[2]) sich mit der Zeit und bei genügender Schonung völlig erholen wird. Koreff liebt sie wie sein Kind.

Zur Vermählung des Kronprinzen von Preußen mit der Prinzessin Elisabeth von Bayern[3])

[29. November 1823.]

Von J. F. Koreff

Einst, als den Menschen aus dem Paradies
Die eigne Schuld hinaus ins Leben stieß,
Zwei Engel mitleidvoll den Flücht'gen sahn,
Zwei Engel, nie getrennt auf ihrer Bahn,
Seitdem ihr Wesen aus der Gottheit Funken
Sichtbar ins Element des Lichts gesunken.
Dem Thron der ew'gen Liebe sie sich nahten,
Für die Verbannten sie mit Tränen baten:
Laß, Vater, uns die Bruderwesen leiten,
Laß ihnen schnelle Rückkehr uns bereiten,
Laß ihre Stirn mit unserm Hauch berühren,
Durch unsre Liebe rasch sie heimzuführen!"

---

1) Lettres du Marquis de Custine au Marquis de La Grange, Paris 1925.

2) Astolphes Gattin, Léontine de St. Simon, die er 1821 geheiratet hatte. Sie starb bereits am 7. Juli 1823.

3) In Varnhagens Nachlaß befindet sich ein Abdruck dieser acht Seiten langen allegorischen Dichtung mit dem handschriftlichen Zusatz: „J. F. Koreff". Sie ist bei Firmin Didot in Paris gedruckt. Das Obige ist nur ein Auszug. Vgl. Varnhagen, Bl. a. d. pr. Gesch., II, 451, 19. Dezember 1823: „Herr Geh. Rat Koreff hat [zur Vermählung des Kronprinzen] eine Zeichnung mit seinem Gedicht eingesandt, vorstellend die Gegend in Baden, wo der Kronprinz die Prinzessin zuerst gesehen haben soll."

Gott gibt ihnen den Bescheid, der Mensch müsse sich aus eigner Kraft retten. Da die Engel daran zweifeln, verbannt der Herr sie getrennt von einander auf die Erde, um dort „tätig liebend" zu wirken und erst dann heimzukehren, wenn sie ihr Wirken als gescheitert erkennen und ihre Ohnmacht eingestehen.

So zogen sie getrennt durch's Erdenleben,
Bemüht, das Menschenherz emporzuheben,
Stets Heimweh nach dem Licht in ihm zu wecken,
Zu rein'gen sein Gemüt von trüben Flecken.

Das Wirken der Engel auf Erden wird in bildreicher, klangvoller Sprache weit ausgesponnen. Aber

Es blieb der Mensch trotz ihrer lichten Gaben
In Sünd' und Finsternis verstockt begraben.
Da wendete sich jedes Engels Sinn;
In Demut kniet das Kind des Lichtes hin,
Erkennt, daß es zu schwach, aus Nacht zu retten
Den Menschen, zu zersprengen seine Ketten.

Nun erbarmt Gott sich ihrer, und vergibt ihnen:

Von keiner Erdensehnsucht mehr verzehrt,
Vom Glanz der Heimat schon den Blick verklärt,
Das Engelpaar, das einst ein Bann verstieß,
Zieht wieder hin zur Heimat Paradies.

* Koreff an einen deutschen Arzt[1])

Paris, am 13. Januar 1825.
Rue du Mont Tabor 22.

Sie haben gewünscht, mein hochverehrter Herr Kollege, die Bildnisse der Ärzte zu erhalten. Ich habe mir alle ersinnliche Mühe gegeben, und es ist mir erst jetzt gelungen, sie auf vieles Bitten zu erhalten. Hier sind sie; erfreuen Sie sich damit; sehen Sie darin einen Beweis, wie ich Ihrer stets lebhaft denke; erfreuen Sie mich durch Ihre geistreichen Mitteilungen und sein und bleiben Sie mein Freund. Ihr ergebenster

Koreff.

1) Radowitzsche Autographensammlung der Berliner Staatsbibliothek. Statt „Januar" kann auch „Junius" geschrieben sein.

Aus den „Erinnerungen“ des Generals Lamarque[1])

26. Januar 1825[2]).

Die schöne Herzogin von Vicenza ist eine der Frauen, die ich anbete. Gestern sah ich sie in einem Kreise weniger schöner Damen. . . . Ich saß neben dem Arzt und Diplomaten Koreff, der Preuße von Geburt, Kosmopolit aus Neigung ist. Er ist der geistvollste und gebildeteste Mann, dem ich je begegnet bin. Überall ist er gewesen, kennt alle Welt, weiß alle Anekdoten, ist in alle Geheimnisse eingeweiht . . . Seine Unterhaltung ist unerschöpflich. Er bestrickt die Damen, belustigt die Kinder, fesselt die gebildeten Männer. Ich will versuchen, mir einige Gegenstände unserer Unterhaltung ins Gedächtnis zurückzurufen . . .

Zunächst war von der Heiligen Allianz die Rede. Koreff bestätigte mir, was ich schon wußte. Dieser mystische Bund der nordischen Herrscher gegen alle Rechte der Völker ist das Werk einer Illuminatin, Frau v. Krüdener[3]). . . Sie ist jetzt zwar auf ihre Güter verbannt, aber ihr Einfluß besteht fort, und die Unglücksfälle in Petersburg geben den Drohungen mit einer Strafe des Himmels, die sie dem Zaren in Aussicht gestellt hatte, ein neues Gewicht . . . „Der Geist der Russen“, sagte ich, „kann die Beweggründe des Zaren

---

1) Mémoires et Souvenirs du Général Maximilien Lamarque, Paris 1835/36, II, 194 ff.

2) In der Vorlage 1822. Die Daten dieses Buches sind verwahrlost. Der 1. Januar desselben Jahres trägt das Datum 1825, das wegen der Beziehung auf den Tod Ludwigs XVIII. (16. Sept. 1824) und des Buches von Ségur (1824) richtig ist. Dazu stimmt, daß Frau v. Krüdener noch als lebend angesehen wird: ihr Tod (s. Anm. 3) konnte damals in Paris noch nicht bekannt sein. Somit ist auch der Brief Lamarques an seine Schwester vom 30. Januar 1827 (II, 449), worin es heißt: „Habe ich Dir gesagt, daß ich mich in einen preußischen Arzt namens Koreff verliebt habe? Er ist der geistvollste Mensch, dem ich je begegnet bin“, — in das Jahr 1825 zu setzen.

3) Juliane v. Krüdener, geb. 1766, die pietistische Freundin des Zaren Alexander I., starb am 25. Dezember 1824 in der Krim.

Alexander erklären helfen. Sie sind abergläubisch wie alle jungen Völker, und die herrschenden Klassen sind diesem Aberglauben ebenso unterworfen wie das niedere Volk. Zu gewissen Jahreszeiten treiben sie allen möglichen frommen Mummenschanz und geben ihre lasterhaften Gewohnheiten preis, aber ihre Bekehrung währt nicht lange." — „Und sie haben das Glück, alle ihre Laster wiederzufinden", sagte Koreff, der die irdischen Freuden höher schätzt als die Seligkeit . . .

Koreff rühmte das Werk von Ségur [1]) sehr; niemand widersprach ihm. Dann kritisierte er es, und jedermann folgte seinem Beispiel . . . Die Unterhaltung ging auf die Riesengestalt [Napoleons] über, die alle, welche ihre zerstreuten Glieder messen wollen, mehr verwundert als der Koloß von Rhodos . . .

Von der Botanik hält Koreff nicht viel; nach seiner Meinung muß diese Wissenschaft erneuert werden. Wie er sagte, kennt man bereits über 70 000 Pflanzenarten, während das größte und bestorganisierte Gehirn nur 15 bis 18 000 Namen behalten kann.

Werners Grab in der Kirche von Freiberg [2])

Von J. F. Koreff

Te saxa loquuntur.

Noch kein einziger Stein auf Werners einsamem Grabe?
Noch kein einziges Wort, welches dem Wandrer ihn nennt?
Stein', erbarmt euch doch sein, den die Deutschen vielleicht noch vergessen,
Wie sie nicht Keplers gedacht, wie sie vergaßen Erwin.

---

1) Histoire de Napoléon et de la grande armée pendant 1812 (Paris 1824) vom Grafen Philippe Paul de Ségur (1780—1873), dem Adjutanten Napoleons.

2) Morgenblatt für gebildete Stände, 6. August 1825. — Das Gedicht ist dem Mineralogen und Geologen Abraham Gottlob Werner (1750—1817) gewidmet, der seit 1775 Lehrer an der Bergakademie in Freiberg war und die naturwissenschaftliche Erkenntnis der Romantik stark beeinflußt hatte.

Steine! Den Menschen beschämt! Den Meister, der euch erkannt hat,
Ehret dankbar im Tod, baut ihm ein Grabmonument.
Sprenge der Urwelt Schoß, der Dich trug, mach frei dich, Granitblock,
Senk' als Baufundament dort auf dem Grabe dich ein.
Rufe die Brüder, die Söhne herbei, daß sie alle sich sammeln,
Auf dem Granitkern fest türmen den ewigen Bau.
Rufe hinan des Basalts Felssäule, daß stark auf der Schulter
Brüder er trag' empor, hoch in die Wolken hinauf,
Daß der Münster Erwins daneben sich bück' als ein Zwerglein,
Daß Pyramiden des Nils schwinden vor diesem Koloß.
Ruf aus Paros' Marmorgeklüft weißblendend Gebild her,
Daß auch die Hallen des Baus prangen von Musengeschenk.
Sprenge die Fesseln dem Erz, daß es zu dir rolle, ein Glutstrom,
Daß es mit schimmerndem Glanz flecht' um die Steine das Netz . . .
Lad' aus des Meers Untiefen zum Bau die Brüder Korallen,
Daß sie umspinnen den Turm, mit Madreporen vereint,
Daß er, ein Wunder der Welt, aufrage wie Inseln der Südsee,
Die aus des Abgrunds Schoß hoch die Korallen gebaut.
Kein Kristall bleib' aus, wo immer der Funkelnde wohne,
Sei er ein Riesenkoloß, wie ihn der Gotthard gezeugt,
Sei er ein winziger Zwerg, kaum sichtbar der Waffe des Auges,
Schimmernd, gediegen Metall, blendend, ein Lichtdiamant,
Oder gehüllt in Nacht; er wohn' auf der Schnee-Cordillere
Oder in Heklas Schlund oder im Schoße des Meeres.
Vater Granit, ruf alle herbei, die Kinder und Enkel,
Daß Kristall an Kristall wachsend sich füge zum Bau,
Daß zu den Wolken empor aufsteig' ein Riesen-Kristallturm,
Strahlend wie Gletschereis: ewig wie Alpen der Schweiz.

* Koreff an Goethe[1])

Paris, am 4. Oktober 1825.
Rue du Mont Tabor Nr. 22.

Dem großen Manne, welchem keine Bestrebung fremd geblieben ist, wagt die beiliegenden Blätter[2]) ehrfurchtsvoll zu überreichen J. F. Koreff.

Aus Goethes Tagebüchern[3])

23. Oktober 1825. — Ein Heft von Koreff über den Magnetismus jetzt durchgelesen. Manches bezüglich auf Ludwig XIV.

28. Oktober 1825. — Koreffs Magnetismus.

5. November 1825. — An Hofrat Starcke. Das Heft von Koreff.

Goethe an den Hofrat Carl Wilhelm Stark[4])

Weimar, 5. November 1825.

. . . indem ich zugleich das besprochene Heft übersende und wünsche, daß es sich schicken möge, Ihr einsichtiges Urteil darüber zu vernehmen. Im allgemeinen hat man immer Ursache, sich eines solchen Gesprächs zu enthalten, da man gewöhnlich nur Enthusiasten und Widersacher antrifft.

---

1) Vom Goethe- und Schillerarchiv in Weimar freundlichst zur Verfügung gestellt.

2) **Koreffs Beitrag zu der Schrift** „Instruction pratique sur le magnétisme animal, par J. P. F. Deleuze, suivie d'une lettre écrite à l'auteur par un médecin étranger (M. Koreff)", die 1825 in Paris erschienen war.

3) Weimarer Ausg. III, 10, S. 118 ff.

4) Ebd. IV, 40, S. 120.

Brief eines fremden Arztes (J. F. Koreff) an J. P. F. Deleuze

über seinen praktischen Unterricht im tierischen Magnetismus[1]).

Ein Arzt, der seit 25 Jahren inmitten der ernsten Studien der Wissenschaft . . . nie die eigentümliche Erscheinung des Magnetismus aus dem Auge verloren hat, wußte Ihnen soviel Vertrauen einzuflößen, daß Sie vor der Veröffentlichung Ihres Werkes . . . seine Ansicht zu erfahren wünschten und ihn selbst einluden, die Zusätze zu machen, die er für nützlich halten würde. Ich kann mich dieses edlen Vertrauens . . . nicht besser würdig zeigen, als wenn ich summarisch einige Resultate meiner zahlreichen Erfahrungen mitteile und die Schwierigkeiten zeige, auf die ich in der Praxis gestoßen bin, ohne von der Theorie zu sprechen, deren Erwägung Sie hier ausschließen ... Meine Absicht war bloß, zu zeigen, welche unermeßlichen Hilfsquellen auch der geschickteste Arzt in dieser unerklärlichen Kraft finden kann . . . und wie unverantwortlich der handelt, der aus Vorurteil oder aus Systemgeist sie zu prüfen oder von ihr Gebrauch zu machen versäumt. Da unsere Wissenschaft konjektural ist, muß man sich nie beeilen, ein neues Mittel aus dem Grunde daraus zu verbannen, weil man seine Natur nicht erklären kann . . .

Es gibt Leute, die trotz ihres guten Willens einen schädlichen Einfluß ausüben. Es gibt andere, die ohne eine Willensanstrengung durch die bloße Berührung Gutes wirken. Es scheint, daß diese Kraft bald auf der organischen, bald auf der moralischen Seite liegt. Der Glaube scheint mir keineswegs eine unerläßliche Bedingung, um sie hervorzurufen, nur kann man sie durch ihn leichter spielen lassen...

1) S. Seite 507. Bruchstücke der deutschen Übersetzung von F. X. Schumacher, 2. Aufl., Stuttgart 1854, S. 365—420, wo Koreff als „Russe" bezeichnet ist!

Der Wille des Menschen ist nur eins der Mittel, um im Organismus jene instinktmäßige Kraft oder Heilkraft (wie man sie nennen will) zu wecken, die ihre höchste Entwicklung im Somnambulismus erreicht. Einfaches Wasser, Meerwasser, Metalle, heftige Schmerzen, Krankheiten, innerliche Zustände, deren Natur uns unbekannt ist, können sie in Bewegung setzen, ohne daß jemandes Wille dabei eine tätige Rolle spielt . . . Ich glaube, daß ein erhabener Geist und tätiges Wohlwollen, unterstützt durch positive Kenntnisse und große Erfahrung, ihr eine heilsame Richtung einpflanzen, während ein schlechter Wille, selbstsüchtige Leidenschaften und Mangel an Erfahrung sie in Unordnung bringen, Wahnsinn herbeiführen und sie unstät auf einem dunklen Ozean schwanken lassen, auf dem bis jetzt wenig Sterne leuchten.

Um die magnetische Kraft spielen zu lassen, braucht man nicht immer die lange Zeit fortgesetzten Striche . . . Ich glaube, daß der Gebrauch des Baquets[1]) geeignet ist, die magnetische Kraft im Menschen zu wecken, und daß die individuelle Einwirkung eines Magnetiseurs nötig ist, sie zu leiten . . . Durch geschickte Kombination beider Methoden erlangt man unstreitig viele Vorteile.

Vielfache Beobachtungen haben uns gelehrt, daß die Berührung auch mit nicht magnetisiertem Wasser oder Metallen diese Kraft ebenfalls in Bewegung setzen kann. Sie wird auch durch viele Krankheiten geweckt, unter denen ich die Bleichsucht, den Blutfluß, die Epilepsie, den Veitstanz, die Hysterie usw. nenne, wo sie sich in der Form des freiwilligen Somnambulismus zeigt. Jedenfalls kann dieser Somnambulismus zu seiner Entwicklung den freiwilligen Magnetismus nicht entbehren und erreicht nie einen höheren Grad des Hellsehens, wenn er seinen eigenen Kräften überlassen ist . . . Diesem unbestimmten, schwankenden Zustand muß die Intelligenz und der Wille einen Anstoß geben,

1) Über diesen „magnetischen Behälter“ s. Seite 167.

damit er einer bestimmten Richtung nach Gesetzen folgen könne, die uns zur Zeit noch durchaus unbekannt sind . . .

Ich konnte aus den mit verschiedenen Metallen angestellten Versuchen noch keine positiven Resultate über die Erzeugung des Somnambulismus erzielen . . . Bei dieser Einwirkung scheint alles zu individuell zu sein, als daß man gewisse Schlüsse daraus ziehen könnte . . . Ich sah mehrmals die Berührung mit Mineralquellen eine merkwürdige Einwirkung auf Personen hervorbringen, welche zum Somnambulismus geneigt sind . . . Ich muß noch ein Element erwähnen, das mir die meiste Einwirkung auf die Somnambulen zu haben scheint: das ist das Meer. Es war ein sehr seltsames und unerwartetes Schauspiel für mich, als ich zum erstenmal die Berührung des Meeres diese Wirkung auf eine sehr zum Somnambulismus geneigte Person hervorbringen sah . . . Der Somnambulismus entwickelte sich augenblicklich. Die Person, die in wachem Zustande nicht schwimmen konnte, erhielt sich ganz gut über dem Wasser, machte die verwegensten Bewegungen, zeigte sich ganz in ihrem Element . . . Ich empfehle diese Erscheinung, die ich bloß einmal gesehen habe, allen zur Prüfung, welche sich mit der magnetischen Kraft beschäftigen . . .

Ich sah den magnetischen Schlaf oft erst gegen das Ende der Heilung und die Symptome des Somnambulismus erst während der Rekonvaleszenz eintreten . . . Ich könnte kein merkwürdigeres Beispiel anführen als das einer Kranken, deren Geschichte Hufeland erzählt und die diesen berühmten Arzt nötigte, seine Vorurteile gegen den Magnetismus . . . aufzugeben. Diese Kranke litt an einer solchen Überempfindlichkeit des Gefühlsorgans, daß sie in einem ganz dunklen Zimmer die feinsten Farben und Gewebe unterschied. Nachdem sie vergeblich alle Hilfsmittel der Medizin erschöpft hatte, wurde sie durch den Magnetismus geheilt, ohne daß ein anderes Symptom als eine leichte Entzündung der Augenlider sich zeigte. Ich habe in Wien eine ähnliche Krankheit bei der Schwägerin des preußischen Geschäfts-

trägers behandelt. Die Heilung fand in einigen Monaten statt, ohne daß das geringste magnetische Symptom sich zeigte . . .

Man muß soviel als möglich vermeiden, den magnetischen Schlaf freiwillig abzukürzen. Man würde dadurch Krisen abschneiden, die man nicht wieder herbeiführen kann. Es ist immer besser, den Kranken von selbst aufwachen zu lassen. Sie haben das selbst ausgesprochen, indem Sie diesen Schlaf wesentlich heilend nannten, was er auch in auffallendem Grade ist . . . Im Jahre 1815 magnetisierte ich in Wien eine junge Dame, die alle Symptome einer ererbten Lungenschwindsucht hatte . . . Sie fiel bald in einen Schlaf, der oft 8, 10 und sogar 36 Stunden dauerte. Sie wurde nicht somnambul, alle Erscheinungen beschränkten sich auf diesen verlängerten Schlaf, . . . währenddessen sie ungewöhnlich schnell an Kräften und Leibesstärke zunahm. Sie ist jetzt in Rom. Ihre Konstitution blieb sehr zart, aber die Symptome der Lungenschwindsucht sind gänzlich verschwunden. Kein Heilmittel in der Natur beruhigt so schnell Blut- und Nervenwallungen wie der magnetische Schlaf. Wer einmal für ihn ein Hilfsmittel erfindet, . . . wird der Menschheit einen sehr wichtigen Dienst leisten . . .

Sie erwähnen in Ihrem fünften Kapitel eine Vorhersagung der Somnambulen, die mich öfters beunruhigt hat und die ich oft unzuverlässig fand: die Vorhersagung ihres Todes. Später erkannte ich, daß die Somnambulen sich oft über diesen Punkt täuschen, indem sie gefährliche Krisen, tiefe Ohnmachten für den Tod hielten . . . Dieser Punkt ist einer der unsichersten in der dunklen Gegend, wo uns alle positiven Zeichen zur Unterscheidung der Wahrheit vom Irrtum gänzlich fehlen . . . Übrigens muß man sagen, daß die Krisen, welche die Somnambulen für ihren Tod gehalten, so erschreckend und gefährlich waren, daß der Tod, hätte man nicht eine außerordentliche Kraft, einen festen Willen und die passendsten Hilfsmittel des Magnetismus angewandt, sicherlich eingetreten wäre. Ich habe den Be-

weis hiervon selbst zweimal gesehen und kenne mehrere ähnliche Fälle, die meine Kollegen gesehen haben . . .

Eine allgemeine Abhandlung über die Irrtümer der Somnambulen wäre ein sehr nützliches, reiches und fesselndes Kapitel. Ich sah mehrere Hellsehende sich bedeutend irren . . . Eine Somnambule, die mir beständig Beweise höchster Hellsichtigkeit gegeben und mit deren Hilfe ich mehr als vierzig Personen geheilt habe, deren Krankheiten wahrscheinlich den Heilmitteln der Medizin getrotzt hätten, täuschte sich schwer über die Krankheit einer Person, an der sie lebhaften Anteil nahm und bei der sie ihr Leben verbrachte . . . Dieselbe Somnambule täuschte sich auch über sich selbst, da sie schreckliche Zufälle, die ihrer warteten, nicht voraussah . . .

Diese Schilderung scheint uns anfangs in Ungewißheit zu stürzen und unser Vertrauen auch auf die hellsichtigsten Somnambulen zu zerstören, aber bei einigem Nachdenken wird man einsehen, daß eine solche Ansicht ebenso falsch wäre, als wenn man sie . . . für unfehlbar halten und ihnen blindes Vertrauen schenken würde. In den Erfahrungswissenschaften . . . haben wir nie vollständige Gewißheit, weil wir nie wissen können, ob nicht eine unbekannte Ursache die natürliche Kette der Tatsachen zerstört hat. Wir können also vernünftigerweise nur die Wahrscheinlichkeit betrachten, und nach diesem Grundsatz muß man die Vorteile und Übelstände des somnambulistischen Verfahrens mit denen des medizinischen vergleichen. Ich kann nun mit Bestimmtheit behaupten, daß die guten Somnambulen . . . dem Irrtum hundertmal weniger ausgesetzt sind als die geschicktesten Ärzte. Man muß indes wissen, daß sie sich täuschen können, damit der Arzt, falls eine somnambulische Behandlung gefährliche Resultate hätte, auf sie verzichten und andere Wege einschlagen könne . . .

Wendet man das eben Bemerkte auf die Somnambulen an, bei denen der Somnambulismus die organischen Bedingungen, die ihn hervorgerufen, überdauert hat, die sich

jede Woche mehrmals in diesen Zustand versetzen lassen und jedermann Beratungen geben, dann wird man meine Überzeugung teilen, daß es bei diesem Somnambulismus noch weniger positive Kennzeichen gibt, um die instinktmäßige Inspiration von der Routine und der Reminiszenz zu unterscheiden, und daß man bei schweren Krankheiten den Ratschlägen solcher Somnambulen nicht blindlings vertrauen darf, wenn ein Verfahren angeraten wird, welches den Grundsätzen der Arzneiwissenschaft widerspricht . . . Ich als Arzt befand mich oft in der größten Verlegenheit, schwankend zwischen der Überzeugung, welche sich auf meine medizinischen Kenntnisse stützte, und dem Vertrauen, das wiederholte Proben bedeutender Hellsichtigkeit mir einflößen mußten . . .

Allerdings machen auch Somnambulen von Profession . . . oft sehr richtige und erstaunliche Wahrnehmungen und bewirken wunderbare Heilungen, aber ich beharre bei der durch lange Beobachtung gewonnenen Ansicht, daß man bei vielen von ihnen ein unentwirrbares Gemisch von richtigen, durch instinktmäßiges Schauen eingegebenen Wahrnehmungen, Reminiszenzen und sogar Täuschungen vorfindet, hervorgerufen durch eine eigentümliche, diesem Zustande anklebende Eitelkeit, und daß . . . man die Pflicht hat, sich eher den rationellen Konjekturen der Wissenschaft als den unberechenbaren Unsicherheiten eines Instinkts zu überlassen, der sich durch willkürlichen Gebrauch so leicht verirrt . . . Ich bezeichne hier eine Klippe, auf die ich bei meinen gefahrvollen Fahrten auf dem stillen Ozean des Schlafes, auf dem uns noch der Kompaß der Wissenschaft fehlt, . . . gar oft gestoßen bin.

Wenn Sie sagen, daß der Magnetiseur nach vorheriger Übereinkunft mit seinem Somnambulen ihm während seines somnambulen Zustandes eine Vorstellung oder einen Willen einpflanzen kann, die ihn in wachem Zustande zu bestimmten Handlungen veranlassen, ohne daß er den Grund hiervon weiß, so haben Sie damit einen der merkwürdigsten Punkte

in der Geschichte des Willens bezeichnet. Diese Tatsache gehört in dieselbe Kategorie wie eine andere, wohlbekannte Erscheinung. Wenn man nämlich den festen Entschluß faßt, zu einem bestimmten Zeitpunkt aufzuwachen, so erwacht man gewiß. Der Einfluß unseres Willens geht durch den Schlaf und bringt seine Einwirkung hervor, ohne daß wir die Reihenfolge oder das Vorhandensein der dazwischenliegenden Vorstellungen wahrnehmen können . . .

Diese seltsame Herrschaft eines . . . fremden Willens erstreckt sich auch auf intellektuelle und moralische Gegenstände. Ich habe oft bei der nämlichen Somnambule Gedanken und Handlungen veranlaßt, die ihr im Widerspruch mit ihren sonstigen Eigenschaften zu stehen schienen. Man sah da in einer Person zwei Seelen im Kampfe miteinander, was man oft in sich selbst fühlt, ohne somnambul zu sein, und was auch sehr häufig bei Geisteskrankheiten stattfindet. Dieser moralische Zwang, dem die Somnambulen unterliegen und den sie in den wachen Zustand hinübertragen, . . . ohne daß sie durch eine Ideenassoziation darauf geführt werden, . . . ist eine der wunderbarsten Erscheinungen des Magnetismus . . . Ich brauche nicht zu bemerken, wie gefährlich dieser Zwang werden könnte, und daß die Verantwortung des Magnetiseurs eine doppelte, daß es seine heilige Pflicht ist, die größte Sittenreinheit zu bewahren . . .

Ich sah oft Somnambulen Arzneien nehmen, die sie in wachem Zustande nicht annehmen wollten, . . . und was noch merkwürdiger ist, ich sah manchmal und in den wichtigsten Fällen die Sensibilität so verändert, daß alle unsere Begriffe über die Sinnesfunktionen dadurch hätten verwirrt werden können . . . Welches weite Feld für die Beobachtung physiologischer Gesetze eröffnet sich hier. Wie schade, daß man sich mit unverantwortlichem, dünkelhaftem Widerwillen weigert, die menschliche Natur in diesen Phasen zu beobachten, in denen man beinahe immer so viel Gutes wirkt, während man kein Bedenken trägt, arme Tiere durch tausendmal wiederholte Experimente zu quälen, um aus den

Zuckungen des Todeskampfes Gesetze zu erbeuten, deren relativen Nutzen ich keineswegs bestreite, die aber kein Licht über die Gesamtheit der tierischen Ökonomie verbreiten, wie das die Erscheinungen des Somnambulismus offenbar beweisen, die in der Tierwelt keine Analogien finden . . .

Ihre Ansicht über die Gesetze des ekstatischen Zustandes, den man als höchsten Grad des Somnambulismus betrachtet, teile ich nicht, auch bin ich nicht mit Ihrem Rate einverstanden, die Entwicklung dieser Krise zu verhindern . . . Für diejenigen, die an die Fähigkeit glauben, die von den Psychologen gezogenen Schranken unseres Seelenlebens in einem gesteigerten Seelenzustande zu überschreiten, werden einige Andeutungen genügen. Diejenigen, welche die Naturgeschichte dieser wunderbaren Erscheinungen nicht kennen, werden uns immer für Visionäre, für Scharlatans oder für Betrogene halten.

Erstens ist es keinem Magnetiseur . . . gegeben, diesen ekstatischen Zustand hervorzurufen; er entwickelt sich nach inneren Bedürfnissen, Gesetzen und Bedingungen, deren Wesen uns durchaus unbekannt ist und über die uns auch die Somnambulen keine Aufklärung verschaffen konnten. Man hat bloß beobachtet, daß dieser Zustand fortwährend mit religiösen Vorstellungen, mit den reinsten und erhabensten Gefühlen sich beschäftigt und bei den Anhängern aller Religionsbekenntnisse, zu allen Zeiten und in allen Ländern, dieselbe Färbung hat, während die niederen Grade des Somnambulismus in ihrem Charakter und in ihrer Richtung sehr wandelbar sind. In diesem höchsten Grade scheint die Seele ein Gebiet zu betreten, wo alles Herkömmliche, alles Willkürliche aufhört. Auch habe ich nie eine verdorbene Person in diesen Zustand kommen sehen, während ich die Erfahrung gemacht habe, daß er sich augenblicklich verlor, sobald die Reinheit des Herzens bedeutend getrübt ist . . .

Zweitens scheint mir ein Rat, den Sie . . . geben, offen gestanden, gefährlich. Dieser ekstatische Zustand führt sehr oft die völlige Wiederherstellung der Gesundheit herbei . . .

Es wäre um so gefährlicher, seine Entwicklung zu verhindern, weil die Bemühungen, ihn zu unterdrücken, eine bedeutende Störung hervorrufen würden . . . Das könnte dem Somnambulen das Leben kosten . . . Ich halte es im Gegenteil für das größte Glück, Zeuge von diesem ekstatischen Zustande sein zu können. Ich kenne nichts auf Erden, was in so hohem Grade für die Tugend begeistern, religiöse Gefühle erwecken, die Seele reinigen, sie von allen Eitelkeiten dieser Welt abziehen und zur Quelle alles Lebens und aller Wahrheit hinleiten könnte . . . Dieser Zustand ist auch der einzige, welcher die krankhaften Dispositionen des Körpers überdauert, durch welche die niederen Grade des Somnambulismus bedingt sind. Ich kenne in Europa mehrere Personen, bei denen er seit Jahren in größter Reinheit fortdauert.

[Hier folgen Beispiele der Heilung von Epilepsie, Lähmung und Delirium durch den Magnetismus.] Ich muß bemerken, daß alle diese Personen zum Somnambulismus geneigt waren . . . Diese Beobachtungen über die Verwandtschaft und den Unterschied zwischen Traum, Delirium, Somnambulismus und Geisteskrankheit sind von höchster Wichtigkeit, und ich gedenke meine Beobachtungen und Gedanken über diesen Gegenstand fortlaufend zu veröffentlichen.

Der Einfluß der magnetischen Einwirkung auf Geisteskranke zeigt sich oft so schnell, daß ich den Übergang vom Wahnsinn zur Vernunft plötzlich herbeiführen sah, während er in anderen Fällen langsam ist und oberflächlichen Beobachtern als Wirkung eines moralischen Einflusses erscheint. In die letzte Kategorie gehört auch die unverhoffte Heilung, die ich vor dreizehn Jahren bei dem Enkel des großen H[aller] [1]) ohne irgendein Arzneimittel, bloß durch den Magnetismus herbeiführte . . .

---

1) S. Seite 142.

Ihre Ansicht, daß man die magnetische Behandlung einer schweren Krankheit bloß in Verbindung mit einem Arzte unternehmen dürfe, teile ich nicht. Es gibt kein Mittel, das medizinische Verfahren mit dem somnambulisch-magnetischen in Einklang zu bringen. Der Arzt beurteilt eine Krankheit durch Vernunftschluß, der Somnambule durch rein instinktmäßige Anschauung. Der Arzt stützt sich im einzelnen Fall auf seine Erfahrungen und die Resultate der allgemeinen physiologischen Gesetze. Ein Somnambule, der beweist und räsonniert, verdient kein Vertrauen mehr. Die Anschauungen des Somnambulen sind rein individuelle. Sobald ein Somnambule über Krankheiten im allgemeinen spricht und medizinische Fragen beantwortet, ist das für mich stets ein unfehlbarer Beweis, daß der Somnambulismus seine ursprüngliche Reinheit verloren hat, wie man das meist bei den berufsmäßigen Somnambulen findet. Man muß daher zunächst die Hellsichtigkeit eines Somnambulen prüfen, und hat man sich davon überzeugt, seine Vorschriften annehmen oder alle verwerfen und bloß der Wissenschaft gehorchen, aber man darf nie diese beiden heterogenen Elemente vermengen. Es ist mir bei Kranken, die ich behandelte, oft begegnet, daß ich mich mit den Ratschlägen des Somnambulismus im Widerspruch befand. Hatte ich mich von der Hellsichtigkeit überzeugt, so opferte ich meine Eigenliebe, befolgte den Rat des Somnambulen, und meine Kranken befanden sich dabei beinahe alle vortrefflich . . .

Ich billige also keineswegs den Rat, den Sie geben, und schreibe den Verfall des Magnetismus in Frankreich hauptsächlich dem Mißbrauch dieser Vereinigung der ärztlichen mit der somnambulisch-magnetischen Behandlung zu. In den Ländern des Nordens, wo das Studium des Magnetismus einen ernsten, wissenschaftlichen Charakter hat, hat die Beobachtung des Somnambulismus reiche Früchte getragen und nützliche Resultate gehabt, die viel Licht über die Geisteskrankheiten und tausend physiologische Erscheinungen zu verbreiten versprechen, die bis jetzt noch eine terra incognita

in der Geographie unserer moralischen und intellektuellen Welt sind.

Berichte des Polizeipräfekten von Paris über Koreff an den Minister des Innern[1])

Paris, 10. August 1826.

Der Dr. Koreff wohnt seit etwa vier Jahren in der Rue du Mont-Thabor Nr. 22. Er hat zwei Diener, deren einer ein Deutscher ist; Angehörige von ihm in Paris sind nicht bekannt. Er stammt aus Preußen und ist ein Landsmann von Frau Benjamin Constant, geb. Hardenberg[2]) Infolgedessen ist er in diesem Hause stets sehr herzlich aufgenommen worden. Er verkehrt in den vornehmsten Kreisen der Hauptstadt, besonders aber in denen, wo man sich zu den demagogischen (!) Grundsätzen bekennt. Gleichwohl wird versichert, daß Koreff ein Geheimagent des preußischen Kabinetts sei und die Sprache der Revolutionspartei nur deshalb führe, um ihre Absichten zu erfahren und sie seiner Regierung mitzuteilen. Er wird von den Personen, mit denen er verkehrt, wenig geachtet; einige erklären ihn sogar für unehrlich, und seine Gläubiger sind ihm fortwährend auf den Fersen. Als Arzt praktiziert er zum Teil bei Preußen, die ihm im allgemeinen Vertrauen schenken, und seine ärztliche Praxis scheint eine seiner Haupteinnahmequellen zu sein. Er unternimmt ziemlich häufig Ausflüge in die Umgegend von Paris, aber es war nicht festzustellen, ob er sich nach Passy begeben und dort Beziehungen zu Herrn v. Lascases[3]) unterhalten hat. Er hüllt sich in eine Art von Geheimnis, und es war nicht leicht, einiges über ihn zu er-

---

1) Marietta Martin, Le Docteur Koreff, Paris 1925, S. 115f.

2) S. Seite 68.

3) Emanuel Augustin Dieudonné Comte de Las Cases (1766—1842), Napoleons Freund und Begleiter nach Sankt Helena, wo er bis 1816 blieb und nach seinem Diktat das berühmte „Mémorial de Sainte-Hélène" schrieb.

mitteln. Seine Überwachung wird sorgfältig fortgesetzt, und ich werde ihre etwaigen weiteren Ergebnisse mitteilen.

Paris, 19. September 1826.

Die fortgesetzte Überwachung dieses Arztes hat ergeben, daß die Zusammenkünfte, an denen er teilgenommen hat, im Schlosse La Muette in der Nähe des Bois de Boulogne stattgefunden haben. Dies Schloß gehört heute dem Pianofabrikanten Erard; er wird von hohen Standespersonen, besonders von reichen Ausländern besucht. Man empfängt dort Engländer, Russen und Preußen, und Herr Koreff, einer der Stammgäste dieser Zusammenkünfte, findet dort gewiß wieder ein Mittel, um Nachrichten für seine Regierung oder für seine Partei zu sammeln ...

Paris, 9. Oktober 1826.

... Die genannten Zusammenkünfte haben nicht im Schloß La Muette stattgefunden, sondern bei Herrn de Lascases. Da dessen Haus in Passy, Rue de la Pompe Nr. 7, an das Schloß La Muette anstößt, ist der Irrtum entstanden. Die Zusammenkünfte bei Herrn Erard haben kein politisches Ziel ... Dagegen kommt man ziemlich oft bei Herrn de Lascases zusammen, und die gleichen Personen haben sich auch bei Herrn Benjamin Delessert[1]) eingefunden, der ebendort Rue Basse Nr. 7 wohnt. Die meisten dieser Personen wohnen in Passy, so ... Casimir Périer[2]) und Benjamin Constant[3]) und überhaupt alle, deren Verkehr mit diesen beiden bekannt ist. Diese Zusammenkünfte finden an keinem festen Tage statt; ihr eigentlicher Zweck ist noch nicht ermittelt worden.

---

1) Französischer Philanthrop (1773—1847), Begründer der Sparkassen.

2) 1777—1832, seit 1817 liberaler Deputierter, 1828 Finanzminister, Begründer der Juste-Milieu-Lehre.

3) S. Seite 68.

Aus Varnhagens „Blättern aus der preußischen Geschichte“[1])

[Berlin,] den 4. Februar 1827.

Der König hat die auf Alexanders v. Humboldt Betrieb[2]) hin von Herrn v. Altenstein für den Geh. Rat Dr. Koreff in Paris angeregte Pension nicht bewilligt (später doch!)

den 22. Mai 1827.

Herrn Alexander v. Humboldt gesprochen. Er will sich noch ferner für Koreff verwenden und hofft guten Erfolg.

den 6. Juni 1827.

Herr Geh. Rat Schöll spricht in den Zeitungen gegen angebliche Memoiren Hardenbergs, die in Paris und Leipzig erscheinen sollen. Sie könnten nur unecht sein, denn die echten seien ihm vertraut gewesen und aus seinen Händen nur in zuverlässige gekommen. Er hat den Geh. Rat Koreff im Verdacht, der aber gewiß nichts der Art geschrieben hat, wie Herr Alexander v. Humboldt beteuernd verbürgt.

den 12. Juni 1827.

Herr Geh. Rat Ancillon[3]) äußert sich stark über die Ungeschicklichkeit, die der Geh. Rat Schöll durch seine neuerliche Anzeige in betreff der Memoiren von Hardenberg ausgeübt. Herr Präsident Rother hat die Handschrift eine Zeitlang in Händen gehabt, vielleicht auch Jordan, Koreff und noch andere. Schöll kann demnach schwerlich behaupten, daß sie ihm allein mitgeteilt wurde.

den 26. Juli 1827.

Herr Alexander v. Humboldt sagt mir, die Sache für Koreff sei mit nach Töplitz gegangen[4]), wo der Herr General

---

1) Bd. IV, Leipzig 1867, S. 183, 236, 242, 247, 271, 311, 340.

2) Alexander v. Humboldt war Ende 1826 diensttuender Kammerherr des Königs Friedrich Wilhelm III. und Berater der preußischen Regierung für Kunst und Wissenschaft geworden, mit der Befugnis, jährlich vier Monate in Paris zu leben.

3) S. Seite 329.

4) Wo der König zur Kur weilte.

v. Witzleben den guten Augenblick dafür abwarten wolle. Herr v. Altenstein habe sich ganz dem Ansinnen gefügt und mit bester Art für Koreff ein Jahrgehalt von 1500 Talern verlangt.

den 24. September 1827.

Alexander v. Humboldt hat mit unsäglicher Mühe, zuletzt durch tätigste Vermittlung des Ministers Grafen v. Lottum [1], für den Geh. Rat Koreff endlich eine Pension von 4000 Franken jährlich ausgewirkt, die derselbe lebenslänglich auch im Auslande beziehen kann.

den 23. November 1827.

Herr v. Altenstein läßt erst jetzt an Herrn Geh. Rat Koreff in Paris die amtliche Anzeige ergehen, daß der König ihm jährlich 4000 Franken bewilligt hat. Diese Verzögerung ist ohne Absicht, nur die im Schlendrian gewöhnliche.

Alexander v. Humboldt an Varnhagen v. Ense [2]

Berlin, 1. November 1827.

Sonderbar ist, daß mir Koreff nie geantwortet hat auf das, was wir hier für ihn getan.

* An Deutschlands Ärzte [3]

Es hat mich oft geschmerzt, erfahren zu müssen, wie wenig in Frankreich die theoretischen Forschungen und die praktischen Leistungen meiner gelehrten Landsleute in der Medizin und in der Chirurgie bekannt sind, wie spät ihre Arbeiten dahin dringen und wie sie größtenteils nur in unvollständigen Bruchstücken ohne inneren Zusammenhang, oft sogar verstümmelt erscheinen. Es ist hier nicht der Ort,

---

1) S. Seite 343.

2) Briefwechsel zwischen Alexander v. Humboldt und Varnhagen v. Ense, Leipzig 1860, S. 2.

3) Gedrucktes Rundschreiben. Ein Abzug in Varnhagens Nachlaß.

die Ursache dieser Unkunde zu entwickeln. Der vorzüglichste Grund mag wohl die Unbekanntschaft mit der deutschen Sprache sein. Um diesem Mangel nun abzuhelfen, um diese Lücke auszufüllen, um den Austausch der Tatsachen und Ideen zu befördern, um bequemer Unwissenheit, die fremdes Verdienst so gern leugnet und verkennt, künftig jeden Vorwand zu nehmen und um meinen deutschen Landsleuten ihr geistiges Eigentum zu sichern, habe ich beschlossen, sowohl das früher Geleistete, aber noch wenig hier Bekannte, als auch das Neue, das eben Erscheinende, in kurz gedrängten Notizen zur Kunde der französischen Ärzte zu bringen.

Um dies jedoch mit einiger Vollständigkeit leisten zu können, ersuche ich ganz ergebenst meine hochverehrten Herrn Kollegen, mich mit ihren Forschungen sowohl als praktischen Leistungen, die nicht durch den Druck zur öffentlichen Kunde gekommen sind, so schnell als möglich bekannt zu machen . . . Vorzüglich bitte ich um Nachrichten von Kliniken, vorzüglich von ophthalmologischen, von Irrenanstalten und Gebärhäusern, an deren Kenntnis es hier noch sehr mangelt.

Einstweilen habe ich mich mit dem Journal La Clinique de hôpitaux et de la ville etc. vereinigt [1]). Vielleicht dürfte in Zukunft eine selbständige Zeitschrift diesem Gegenstande gewidmet werden, wenn mir etwas mehr Muße und meiner Arbeit günstige Aufnahme und Ermunterung gegönnt wird . . .

Paris, im Dezember 1827.
Boulevard de la Madeleine Nr. 4.

J. F. Koreff,
Königl. Preußischer Geheimer Ober-Regierungsrat,
praktischer Arzt in Paris.

---

1) In der Tat brachte diese Zeitschrift am 6., 8., 13. und 20. Dezember 1827 Aufsätze von Koreff über ausländische Medizin.

Victor Jacquemont an Koreff[1])

An Bord der Fregatte „La Zélée“
beim Umschiffen des Kaps der Guten Hoffnung,
den 2. Januar 1829.

Verehrter Herr und Freund!

Durch das glücklichste Zusammentreffen erhielt ich vor zwölf Tagen am Kap der Guten Hoffnung Ihr liebenswürdiges Billet vom 1. September, das dem wertvollen Briefe des Herrn v. Humboldt beilag[2]). Seit den vier Monaten, wo ich Europa verlassen, hatte ich noch nichts von dort erhalten, und so kann ich Ihnen gar nicht sagen, wie sehr Ihr Andenken, das erste, das ich auf meiner langen Reise aus Paris erhielt, mich gerührt und entzückt hat. Ich wollte Ihnen sofort dafür danken, ebenso Herrn v. Humboldt, dem ich dank Ihrer gütigen Vermittlung die lebhafteste Dankbarkeit schulde. Doch ich setzte zu großes Vertrauen auf die Dauer unseres Aufenthaltes in Rio, und so wurde ich von der Abreise überrascht, ohne daß ich es getan hätte, und nachher war es zu spät.

Ein anderes, sehr glückliches Zusammentreffen hatte ich am Kap, und zwar mit Herrn d'Urville[3]), der nebst den zahl-

---

1) Correspondance inédite de Victor Jacquemont avec sa famille et ses amis 1824—1832, 2 Bde., mit Vorwort von Prosper Mérimée, Paris 1867, I, 254 ff. — Victor Jacquemont (1801 bis 1832), französischer Reisender und Naturforscher, befreundet mit Henri Beyle (de Stendhal) und Prosper Mérimée, starb in Bombay.

2) Koreff hatte Jacquemont ein Empfehlungsschreiben Alexanders v. Humboldt an Lord William Bentinck, den Generalgouverneur von Ostindien, verschafft.

3) Jules Sébastien César Dumont d'Urville (1790—1842), französischer Reisender und Naturforscher, fand auf seiner Entdeckungsreise nach Neuseeland (1826—1829) die Trümmer der Expedition La Pérouses (s. nächste Anm.), die er nach Paris brachte.

reichen Trümmern des Schiffbruchs von La Pérouse[1]) mehr geographische Arbeiten, allgemeine physikalische Beobachtungen und naturwissenschaftliche Gegenstände heimbringt, als je eine wissenschaftliche Expedition ergeben hat. An Bord der „Astrolabe", die er kommandiert, sah ich Hunderte von Bildnissen von Polynesiern, Australiern, Tasmaniern, Malaien und Neuseeländern, die sehr ähnlich sein sollen. Viele von diesen Gesichtern werden Sie interessieren und Sie durch ihre Ähnlichkeit mit europäischen Gesichtern sehr überraschen. Sie werden die vier ziemlich vollständigen Wörterbücher sehen, die d'Urville seit sechs Jahren auf den verschiedenen polynesischen Inselgruppen gesammelt hat. Sie werden sicherlich helles Licht auf die alten Wanderungen der Inselvölker werfen.

Ich bin zwar ein großer Freund der Pflanzen und Steine, denn ein philosophischer Geist findet in der Botanik ein weites Feld für die gegenseitigen Beziehungen der organischen Gebilde, und die Gesteine, für den Mineralogen gewiß etwas sehr Trockenes . . ., werden für den Erforscher der Erdgeschichte zu fesselnden, sinn- und reizvollen Denkmälern. Ich habe daher die Menschen, die sich eifrig mit allen Gegenständen der Naturgeschichte beschäftigen, stets für die interessantesten gehalten . . . Ich bin indes keineswegs ein Ideologe und nicht überzeugt, daß die Wissenschaft vom Menschen weiter nichts ist als ein Zweig der Zoologie. Wäre der Mensch nur ein Tier, wie wenig haben dann die Zoologen uns über dies Tier gelehrt!

Tier oder nicht — sein wandelbarer Organismus variiert so vielfältig, daß es schwer hält, ihn durch Umfassen aller seiner Varietäten zum Gegenstand eines allgemeinen Studiums zu machen. Er ist, wie Sie es ausdrücken, ein Proteus, der sich nicht erfassen läßt. Am Kap, wo ich acht

1) Jean François Graf von La Pérouse (1741—88), französischer Seefahrer, war mit seinen Schiffen an der Insel Vanikoro in Neuseeland gescheitert.

Tage verbrachte, hat für mich der Rassenwirrwarr begonnen. Holländer, Engländer, Kaffern, Hottentotten, Leute aus Mozambique, Madagassen, Malaien von den verschiedenen Inselgruppen der Molukken und Malabaren leben dort vermischt, und trotz des ungeheuren Abstandes ihres Berufes, trotz der religiösen Gegensätze kreuzen sie sich seit Jahrhunderten derart, daß man auf den Straßen wenige Gesichter findet, die einem keine unlösbaren Probleme aufgeben.

Jedes dieser Völker — von Rassen wage ich nicht zu reden — hat seine besonderen Triebe, seine charakteristischen Eigenschaften. Vor allem besitzt der Engländer die Fähigkeit zu gebieten. Er herrscht nicht sowohl durch die Bajonette als durch sein überlegenes Geschick in Handelsspekulationen, in der Verwaltung seiner erworbenen Güter, und so werden nach und nach alle Reichtümer der Wirtschaft, alle Macht und alle Gewalt in seine Hände kommen, ohne daß wir es in Europa merken. Diese große Nation wird auf friedlichem Wege, ohne Krieg, ohne Gewalttat, nur durch die friedliche Entfaltung ihres Gewerbfleißes, zur Herrin der übrigen Welt. Inzwischen schickt Italien seine Sängerinnen in die Hauptstädte Nord- und Südamerikas, und Frankreich schickt Fechtmeister und Tänzerinnen, Perückenmacher und Modehändler in die Welt.

Leben Sie wohl, lieber Philosoph. Ich rechne darauf, daß Sie Herrn v. Humboldt meinen Dank übermitteln [1]).

Der Marquis de Custine an Rahel Varnhagen [2])

Berlin, 21. Juli 1829.

Vor einigen Jahren [3]) bat ich Koreff, einen Brief an Sie zu bestellen. Ich denke, er ist verloren gegangen. Ich wohne im Hotel de Russie und erwarte eine Zeile von Ihnen.

---

1) Ein Brief an Humboldt lag bei.
2) Lettres du Marquis A. de Custine etc., S. 315, 317.
3) Im Jahre 1825 (s. l. c. Seite 314).

Berlin, 21. Juli 1829.

Koreff und Herr Beer[1]), die ich in Paris vor meiner Abreise sah, sagten mir, Sie seien krank. Es muß Ihnen aber besser gehen, da Sie ins Bad reisen. Bitte geben Sie mir Nachricht von sich.

Georges Cuvier an de Boisbertrand[2])

Paris, 29. Januar 1830.

Sehr verehrter Herr und Kollege!

Ich vernehme mit Staunen, daß Herr Koreff, einer der gelehrtesten und gewiß einer der geistvollsten Ärzte Europas, noch einer Erlaubnis bedarf, um den Franzosen weiterhin wohltun zu dürfen. Einem so aufgeklärten Verwaltungsmanne wie Ihnen brauche ich nicht zu sagen, daß Koreff zu den Menschen gehört, die man suchen und herbeibitten müßte, wenn sie nicht von selbst kommen. Daher tue ich ihm nicht das Unrecht an, Fürsprache für ihn einzulegen, noch Ihnen das Unrecht anzunehmen, daß Sie in einer Sache wie der seinen einer Fürsprache bedürfen. Aller Schutz, der einem so verdienstvollen Manne zuteil wird, ehrt nur die Beamten, die ihn gewähren.

Heinrich Heine an J. F. v. Cotta

Paris, den 20. Januar 1832.

. . . Daß August Schlegel schon vor 3 Monat[en] durch Broglio[3]) das Ehrenkreuz erbettelt, wissen Sie vielleicht

---

1) S. Seite 547.

2) Varnhagen, Biographische Porträts, S. 19. Georges (seit 1819 Baron) Cuvier (1769—1832), der berühmte Naturforscher. Erst einen Tag vor der Julirevolution, am 26. Juli 1830, erhielt Koreff durch Königliche Ordonnanz das Recht zur Ausübung des ärztlichen Berufes in Frankreich.

3) Der auf S. 229 genannte Herzog von Broglie (1785—1870), Schwiegersohn der Frau v. Staël, war seit 1830 Kultusminister und Präsident des Staatsrats.

noch nicht, da man sich das Wort gegeben, es nirgends zu erwähnen [1]). Er ist in diesem Augenblick die lächerlichste Figur in Paris, und Humboldt und Koreff tranchieren ihn aufs meisterhafteste . . .

Koreff bei der Choleraepidemie von 1832 [2])

Dr. Koreff besaß große Geistesgegenwart. Eine Probe davon, die viel von sich reden machte, legte er bei der Choleraepidemie von 1832 ab. Als die Seuche mit plötzlicher Heftigkeit ausbrach, witterte das Volk von Paris teuflische Umtriebe und schöpfte schließlich auch Argwohn gegen die Ärzte, die es unter Einsatz ihres Lebens zu retten suchten. Eine große Volksmenge rottete sich vor dem Hôtel-Dieu zusammen und bedrohte die Ärzte, die zu den Kranken gingen. Auch Koreff wurde umringt und ernstlich bedroht. Da stieg er auf einen Prellstein, sprach zu der Menge und packte sie bei ihrer Eitelkeit, statt sie zur Vernunft zu ermahnen. „Seid Ihr nicht mehr das Volk, das man als das tapferste und klügste der Welt ansah? Ihr wollt den

1) Vgl. hierzu A. Strodtmanns Heine-Biographie, Bd. II, S. 14: „Nicht wenig beleidigte ihn [Heine] die vornehme Geringschätzung, mit der August Wilhelm v. Schlegel, der im Herbst 1831 auf einige Monate nach Paris kam, sich gegen Alexander v. Humboldt und andere über die literarische Tätigkeit seines ehemaligen Schülers aussprach. Heine vermochte dem gefallsüchtigen alten Herrn, der seinen eigenen Ruhm überlebt und in den bekannten Xenien des Wendtschen Musenalmanachs auch ihn mit einem gehässigen Epigramm bedacht hatte. diesen Angriff auf seinen Dichterruf nicht zu verzeihen und rächte sich zunächst durch eine maliziöse Notiz in den Spalten der Allgemeinen Zeitung. Es handelte sich um die Dekorierung Schlegels mit den Orden der Ehrenlegion, den ihm Louis Philippe auf Verwenden des Herzogs von Broglie verliehen hatte ... Heine rühmte sich wiederholentlich, den literarischen Nebenbuhler durch seinen Spottartikel aus Paris verjagt zu haben."

2) Aus einem gedruckten französischen Nachruf „A la mémoire de J. F. Koreff" in Varnhagens Nachlaß. Die Verdeutschung ist gekürzt. Vgl. Varnhagens Schilderung auf S. 18.

Namen **grande nation** tragen und benehmt euch so töricht und feig wie die nordischen Barbaren!" Dann eilte er auf einen Cholerakranken zu, der auf einer Bahre nach dem Hospital getragen wurde. „Fragt doch diesen Unglücklichen, ob er sich für vergiftet hält und wieder nach Hause will, oder ob es ihn nicht drängt, sich der Fürsorge derer anzuvertrauen, die Ihr jetzt für ihre Hingebung strafen wollt und von denen schon mehrere der Seuche erlegen sind, die vor keinem haltmacht!" Die Menge prallte entsetzt vor dem Sterbenden zurück, dessen Züge schon entstellt waren, und in plötzlichem Umschlag hob sie den mutigen Redner in die Höhe, trug ihn im Triumph bis zur Schwelle des Krankenhauses und kehrte dann beschämt zu ihrer Arbeit zurück.

Fürst Pückler-Muskau an Sophie Gay [1])

Paris, 22. Dezember 1832.

Ich sehe oft den lieben Koreff und spreche jedesmal von Ihnen.

Heinrich Heine an Varnhagen v. Ense

Paris, den 28. März 1833.

. . . Ich leide noch immer an meiner paralysierten Hand. Koreff ist mein Arzt. War sehr krank. Dennoch bleib' ich tätig. Ich gebe das Schwert nicht aus Händen, bis ich hinsinke. So lange bleibe ich auch Ihr Freund H. Heine.

* Koreff an den Minister v. Altenstein [2])

Paris, 15. Oktober 1833.

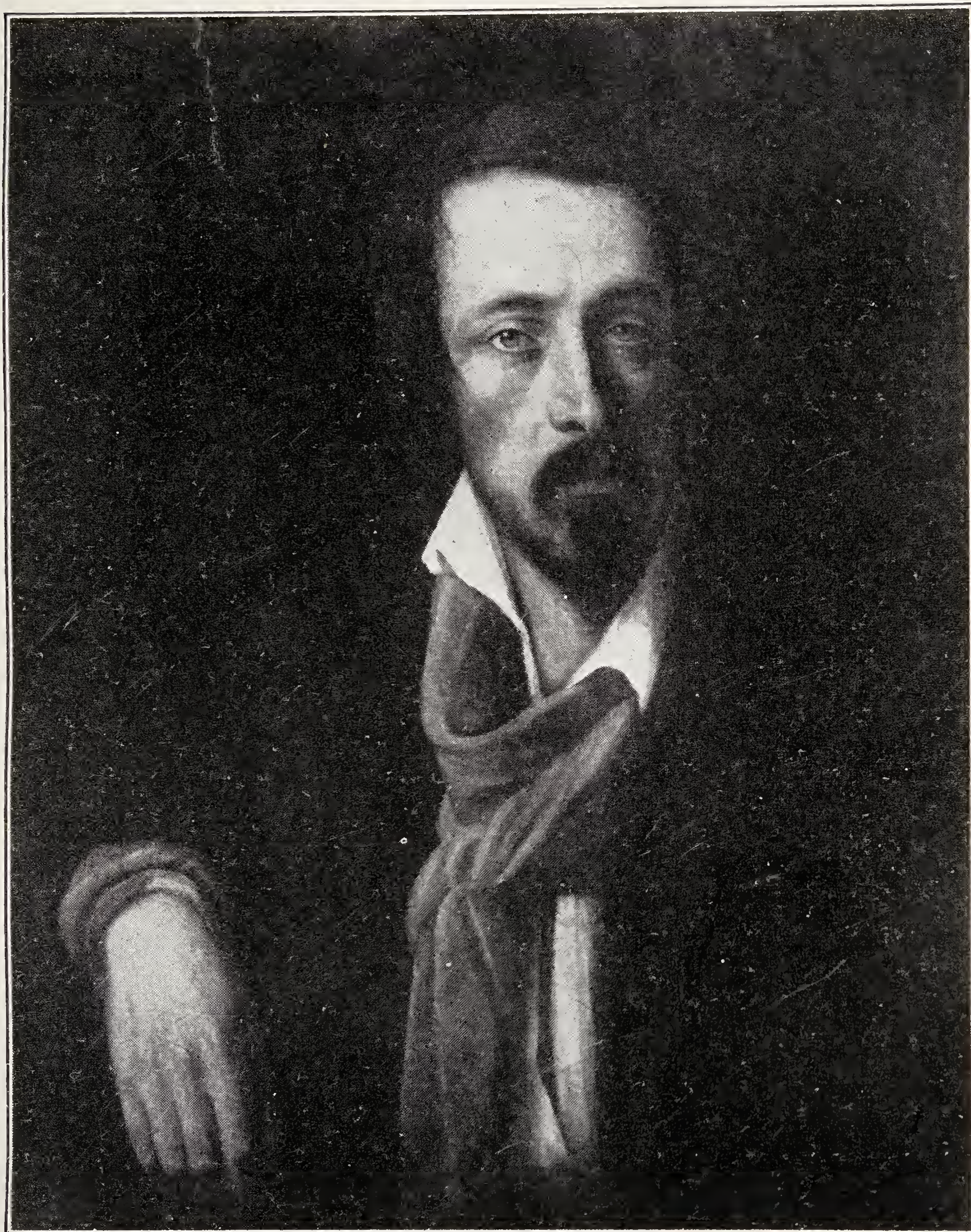
Ich habe die Ehre, Ew. Exzellenz in der Beilage den an mich gerichteten Brief des Herrn Achille Comte [3]) und die

---

1) Briefwechsel und Tagebücher, I, S. 28. Über Sophie Gay s. Seite 531.

2) Geh. Staatsarchiv, Berlin, Rep. 92, Altenstein, B 20.

3) Joseph Achille Comte (1802—1866), französischer Naturforscher, gab einen „Atlas méthodique des cartes d'histoire naturelle" (1838) u. a. illustrierte naturwissenschaftliche Werke heraus.



Heinrich Heine
Gemälde von Fr. Louis Laynaud (1836)

für Ew. Exzellenz Person und nicht für den Herrn Minister bestimmte Sammlung geistreich zusammengestellter Gemälde der Tier- und Pflanzenwelt eiligst zu übersenden. Es wäre überflüssig, Ihnen zu sagen, daß beide Sendungen auf meine Veranlassung geschehen sind, weil ich glaube, daß diese Gemälde Ew. Exzellenz große Freude machen und . . . daß für unsere Schulen und Universitäten die Acquisition dieser so höchst unterrichtenden Gemälde zu einem geringen Preise höchst wünschenswert sein und die Teilnahme Ew. Exzellenz gewiß in Anspruch nehmen würde. Nur muß ich ganz ergebenst um eine rasche Antwort für Herrn Achille Comte auf das dringendste ersuchen, weil das Warten dem französischen Charakter durchaus nicht zusagen will und mich daher so unangenehmen Kollisionen, Fragen und Quälereien aussetzt, daß ich lieber allen Mitteilungen entsage, als mich ihnen preisgebe.

So muß ich auch bei dieser Gelegenheit wieder auf das dringendste in Erinnerung bringen, daß dem trefflichen Dr. Chervin[1]) für alle seine Sendungen und Mitteilungen über das gelbe Fieber, Cholera usw. nicht die geringste Anerkennung zuteil geworden ist, was mir im höchsten Grade empfindlich ist. Wenn irgend jemand in der Welt Orden und Tabatièren und akademische Ehren verdient, so ist es dieser ehrenwerte Mann, der 18 Jahre seines Lebens in unermüdeter Tätigkeit zugebracht hat, um nur eins der wichtigsten Probleme für die Menschheit zu lösen. Es wird hinreichend sein, Ihren Scharfsinn und Ihre Gerechtigkeitsliebe auf diesen Vergessenen aufmerksam zu machen, um es auf der Stelle repariert zu sehen . . .

Ich kann es Ihnen, hochverehrter Gönner, der Sie stets väterlich für mich gesinnt waren, nicht verbergen, daß es mich ungemein schmerzt, mich so zurückgesetzt und vernachlässigt und von jeder königlichen Huld so vergessen zu sehen.

1) Französischer Arzt (1783—1843), der die Aufhebung der Quarantänemaßregeln erwirkte.

Der Gesandte sowohl als jeder andere, der meine rastlose Tätigkeit, mein Wirken und Schaffen, die allgemeine Achtung, in der ich hier stehe, und meine Teilnahme zur Förderung unserer preußischen Jugend, die hierher jährlich wandert, sieht, muß sich wundern und unwillkürlich bemerken, daß ich von Sr. Majestät und von Ew. Exzellenz so schmählich übergangen, beiseite gesetzt und vergessen werde. Das ist weder gerecht noch klug und läßt sich in keiner Hinsicht rechtfertigen. Der Herr Gesandte kann Ihnen sagen, welche glänzenden Anerbietungen mir seit Jahren gemacht worden sind, wenn ich mich, wie der Dr. Gall [1]), naturalisieren ließe, wie mir durch meine Stellung jetzt jede öffentliche Laufbahn verschlossen ist, die mir bei den freundschaftlichen, intimen Verhältnissen, in denen ich mit Talleyrand [2]) Guizot [3]) und Broglie [4]) stehe, ein leichtes wäre zu betreten. Ich lege dies im Vertrauen der Gerechtigkeit und Klugheit Ew. Exzellenz zur Beherzigung vor, ob Sie gesonnen sind, diese Ungerechtigkeit sofort gutzumachen, oder ob ich der Hoffnung gerechter Anerkennung entsagen und auf andere Maßregeln denken soll.

[Nachschrift.] Beiliegende Schaumünzen sind vielleicht Ew. Exzellenz nicht zu Gesicht gekommen. Ich mache mir eine Freude daraus, sie Ihnen zu übersenden.

Fürst Pückler an Sophie Gay [5])

Paris, 10. Februar 1834.

Herr v. Werther [6]) und Koreff, die die Güte selbst sind, haben mich veranlaßt, nach Aachen zu schreiben, damit das

---

1) S. Seite 69, Anm. 6.

2) S. Seite 499.

3) François Pierre Guizot (1787—1874), der bekannte Geschichtschreiber, seit 1830 abwechselnd Minister des Innern und des Unterrichtswesens, 1840 bis 1848 Minister des Auswärtigen.

4) S. Seite 526.

5) Briefwechsel und Tagebücher, I, S. 62. Dieser und der folgende Brief Pücklers (S. 69), sowie Sophie Gays Antwort

Paket, das Sie mir schickten, an den österreichischen Gesandten in Frankfurt a. M. gesandt wird. Ich will Koreff den „Moqueur amoureux" und den neuen Band geben, den Delphine[1]) soeben gesandt hat. Er übernimmt es, sie Ihnen durch die Botschaft zu senden.

1. April 1834.

Wenn Sie Koreff sehen, bitte ich Sie, mich ihm zu empfehlen. Obgleich ich ihn seit einer Ewigkeit nicht sah, stehe ich doch noch immer in seinem Bann.

Sophie Gay an den Fürsten Pückler

Paris, 12. April 1834.

Gestern sah ich Koreff in der englischen Botschaft. Ich habe Ihre freundlichen Empfehlungen an ihn ausgerichtet. Er schien sehr zufrieden darüber.

* Koreff an den Minister v. Altenstein[2])

London, 6. Junius 1834.

Ew. Exzellenz habe ich die Ehre . . . zu melden, daß ich seit einigen Wochen in England, namentlich in London bin, vielleicht noch 3 bis 4 Wochen mich hier aufzuhalten gedenke, um dann wieder nach Paris zurückzukehren. Über das, was neu und merkwürdig ist und Bezug auf uns haben könnte, werde ich die Ehre haben, nach meiner Zurückkunft spezielle Berichte an Ew. Exzellenz abzulegen. Mein jetziges Schreiben hat nur den Zweck nächst der Meldung, Ew. Exzellenz, im

---

(S. 70) sind in der Vorlage französisch. Er und Koreff hatten die Schriftstellerin Sophie Gay, geb. Nichault de La Valette (1776—1852), 1818 während des Kongresses in Aachen kennen gelernt.

6) Heinrich Frhr. v. Werther (1772— 1859) war von 1824 bis 1837 preußischer Gesandter in Paris.

1) Delphine Gay (1804—1855), Sophie Gays Tochter, seit 1831 Gattin Emile de Girardins, Schriftstellerin.

2) Geh. Staatsarchiv, Berlin. Rep. 92, Altenstein, B 20.

Falle Sie öffentliche oder private Aufträge für mich haben möchten, zu versichern, daß ich sie mit ebensoviel Freude als Pünktlichkeit ausrichten werde. Was ich hier Merkwürdiges finde und was sich auf die Sammlungen Ew. Exzellenz bezieht, werde ich gewiß nicht ermangeln zu erhalten und es Ihnen zur Zeit zu übersenden.

Ich hoffe, daß Sie schon durch Herrn Minister v. Nagler [1]) v. Bülow [2]) und durch die Humboldtsche Familie von mir Nachricht erhalten haben. Ich habe den Herrn Gesandten v. Bülow als Zeuge bei höchst merkwürdigen Steinoperationen mitgenommen, über welche ich einige Vorschläge Ew. Exzellenz zu eröffnen gedenke. Erhalten Sie mir Ihr freundliches Wohlwollen und beehren Sie mich baldigst mit Ihren schätzbaren Aufträgen.

Bei der unendlichen Leichtigkeit der Kommunikation sollten Ew. Exzellenz einmal im Sommer nach England kommen und sich an der wunderbaren Fülle von Kunstschätzen, an der unvergleichlichen Vegetation und an der Sonderbarkeit dieses Landes erfreuen. Ihr Name ist hier allgemein bekannt und hochgefeiert. Der Herzog von Sussex hat mich vor einigen Tagen eine Stunde lang von Ihnen und Ihrem herrlichen Wirken für die preußische Monarchie und für die Bildung der Menschheit unterhalten, was mir unendlich viel Freude gemacht hat. Ew. Exzellenz ergebenster Koreff.

* Koreff an Dr. Heinrich Julius

[London,] 30. Junius [1834] [3]).
47 Great Marlborough Street.

Mit Vergnügen habe ich gehört, verehrtester Herr Kollege, daß Sie hier angekommen sind. Schon seit meh-

1) Karl Ferdinand Friedrich Nagler (1770—1846), 1823 geadelt und preußischer Generalpostmeister, seit 1824 zugleich Bundestagsgesandter in Frankfurt.

2) W. v. Humboldts Schwiegersohn Heinrich Frhr. v. Bülow (1792—1846) war seit 1827 preußischer Gesandter in London.

3) Von der Kestnersammlung der Universitätsbibliothek Leipzig freundlichst zur Verfügung gestellt. Der Empfänger,

reren Wochen habe ich Sie hier erwartet. Es würde mich unendlich freuen, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, nachdem ich seit langer Zeit gelernt habe, Sie durch Ihre große praktische Tätigkeit hochzuachten. Seien Sie so gefällig, mir eine Zeit zu bestimmen, wo ich das Glück haben könnte, Sie in Ihrem Hause zu treffen, denn in diesem riesenhaften London muß man sich stets etwas bestimmen, sonst verfehlt man sich stets.

Heinrich Heine an Koreff [1])

[Paris, April 1836], Donnerstag früh.

Liebster Koreff,

Im Begriff, aufs Land zu gehen, überschicke ich Ihnen noch beifolgende sechs Bände. Alles, was ich jetzt noch von Ihnen habe, ist Horsts Dämonomagie und Von der Hagens Narrenbuch [2]). Ihr Freund

H. Heine.

Nikolaus Heinrich Julius (1783—1862) aus Altona, eig. Heymann Julius, hatte 1809 bei seinem Übertritt zum Katholizismus die obigen Vornamen angenommen. Von Beruf Arzt, besuchte er als Philanthrop die Gefängnisse in Europa, um die Zustände in denselben bessern zu helfen. Von 1829—1832 gab er in Berlin „Jahrbücher der Straf- und Besserungsanstalten" heraus. 1834 reiste er zum Besuch der Gefängnisse in die Vereinigten Staaten; auf dem Wege dorthin suchte er Koreff in London auf. Die Darmstädtersammlung der Berliner Staatsbibiliothek besitzt noch ein Billett Koreffs an ihn vom 5. Juli, das aber nichts von Belang enthält. 1840 berief ihn König Friedrich Wilhelm IV. zur Verbesserung des Gefängniswesens nach Berlin, wo er „Jahrbücher der Gefängniskunde" usw. (bis 1849, 11 Bde.) herausgab. 1848 entlassen, zog er sich nach Hamburg zurück. (S. ADB. 14.)

1) Radowitzsche Autographensammlung der Berliner Staatsbibliothek. Abgedruckt von H. Uhlendahl in „Fünf Kapitel über H. Heine und E. Th. A. Hoffmann", Berlin 1919 (Dissert.), S. 82.

2) Georg Conrad Horst, „Dämonomagie oder Geschichte des Glaubens an Zauberei und dämonische Wunder, mit besonderer Berücksichtigung des Hexenprozesses." Zwei Teile, Frankfurt a. M. 1818. — „Narrenbuch", herausgegeben durch Friedrich Heinrich v. d. Hagen, Halle 1811.

Henri Beyle (de Stendhal) an den Herzog von Broglie [1])

Cività Vecchia, den 15. April 1835.

Alljährlich hatte ich das Fieber und litt infolgedessen an den Nerven. Als ich 1833 auf Urlaub nach Paris kam, war ich einen Monat krank . . . Ich konsultierte in Paris die Herren Chomel und Koreff.

Henri Beyle (de Stendhal) über Koreff [2])

Ich habe neuerdings die Entdeckung gemacht, daß der Geist der zwanzig ersten Seiten von La Bruyère [3]) ein getreuer Abklatsch dessen ist, was der Herzog von Saint-Simon als überaus geistreich bezeichnet. Jetzt, im Jahre 1836, sind diese ersten zwanzig Seiten kindisch, leer, gewiß vom besten Ton, aber der Niederschrift nicht wert . . . Der Geist muß fünf bis sechs Grade über den Ideen stehen, die das Denken des Publikums ausmachen . . . La Bruyère stand fünf bis sechs Stufen über dem Durchschnittsdenken, ebenso die Herzöge von Saint-Simon, Beauvillier und Chevreuse [4]) . . . Im Jahre 1836 blieb La Bruyère unter dem Denken einer Gesellschaft zurück, die bei Frau Boni de Castellane zusammenkam und die aus Mérimée, Molé, Koreff, mir, Dupin d. Ä., Thiers, Béranger, dem Herzog

---

1) Correspondance de Stendhal, Paris 1908, Bd. III, S. 144 f. Über den Herzog von Broglie s. Seite 526. — Henri Beyle (de Stendhal), (1783—1842) war seit 1831 französischer Konsul in Cività Vecchia im Kirchenstaate. Von 1836 bis 1838 verbrachte er einen zweijährigen Urlaub in Paris.

2) Aus Stendhals autobiographischem Fragment „Vie de Henri Brulard“, (Oeuvres Complètes), Paris 1913, II, S. 151 f.

3) Jean de La Bruyère (1645—1696), der Verfasser der berühmten „Caractères de Théophraste“ (1688).

4) Louis Herzog v. Saint-Simon (1675—1755), Verfasser der berühmten Memoiren über den Hof Ludwigs XIV. (Erstausgabe Paris 1828/30). Der Herzog von Beauvillier (1648—1714), Erzieher des Herzogs von Burgund.

von Fitz-James, dem Grafen Sainte-Aulaire, Arago und Villemain bestand [1]).

Grillparzer in Paris [2])

1836.

Sonntag, 24. [April 1836].

. . . Der geheime Rat Koreff. Der Rummel ginge an. Gottseidank, daß ich in vierzehn Tagen wieder fortkomme. Koreff sagt, Rossini [3]) habe die Idee, aus der „Ahnfrau" [4]) eine Oper zu machen.

Montag, 25. April [1836].

Hatte Dr. Koreff versprechen müssen, ihn in der Oper, wo er eine Loge gemietet hatte, zu besuchen, um die Bekanntschaft seiner Frau zu machen. Gehe um 9 Uhr hin. Die Frau äußerst hübsch. Ein wenig auffallend angezogen. Der Verfasser des Greuelstücks La Tour de Nesle bei ihr. Ein gut aussehender junger Mann. Ich suchte vergeblich nach dem Kainszeichen bei ihm. Gehen während der Zwischenakte ins prächtige Foyer, wo die Leute auf und ab spazieren. . . . Meine eigne Behaglichkeit fing nach und nach an, zu

---

1) Über Mérimée s. Seite 498. — Louis Mathieu Graf Molé (1781—1855), 1836—1839 französischer Ministerpräsident. — André Marie Jean Jacques Dupin der Ältere (1783—1865), französischer Staatsmann und Rechtslehrer, Generalprokurator am Kassationshof und Präsident der Deputiertenkammer. — Adolphe Thiers (1797—1877), französischer Minister und Geschichtschreiber. — Jean Pierre de Béranger (1780—1857), der berühmte Liederdichter. — Louis Clair Graf v. Sainte-Aulaire (1778—1854), französischer Botschafter in Rom. — Arago s. Seite 582. — Abel François Villemain (1790—1870), Professor der Literaturgeschichte an der Sorbonne, später Unterrichtsminister.

2) Tagebuch auf der Reise nach Frankreich und England.

3) Gioachimo Rossini (1792—1868), der berühmte italienische Opernkomponist.

4) Franz Grillparzers „Ahnfrau" (1814) hatte seinen Dichterruf begründet. In Berlin war sie u. a. zwei Tage nach Koreffs Oper „Aucassin und Nicolette" aufgeführt worden.

Ende zu gehen. Die letzten Akte der Oper [1]) machten auf mich weniger Eindruck als das erste Mal.

Mittwoch, den 4. [Mai 1836].

. . . Hierauf gehe ich, eine Karte bei Dr. Koreff abzugeben, der mich mit Güte überhäuft und erst gestern wiederholt da war, mich ins Théâtre de la Porte St. Martin abzuholen, wo man ein neues Stück von Alexandre Dumas [2]) gibt, „Don Juan de Maraña", über das die Leute hier sonderbar reden. . . . Fand wider Erwarten Koreff zu Hause und brachte eine angenehme Stunde mit ihm zu. Mußte ihm den Plan von Hero und Leander [3]) erzählen, über den er entzückt schien . . . Koreff besteht darauf, mit ihm bei Alexandre Dumas zu frühstücken, der ein gewaltiger Freund der deutschen Poesie ist und sehr wünscht, meine Bekanntschaft zu machen. Auch zur Mars [4]) will er mich führen. Das letztere verbitte ich mir. Gegen Dumas ist nichts einzuwenden, obgleich ich eigentlich kein großes Verlangen danach trage . . . Koreff versucht zugleich, in London für mich Quartier zu bestellen und mir einen Deutschen zuzuweisen, der dort vollkommen bekannt, mir behilflich sein könnte. Das ließe sich hören.

Donnerstag, den 5. Mai.

Kaum in meinem Zimmer angelangt und halb ausgezogen, poch! poch! an meiner Türe, und die leibhafte Frau von Chezy [5]) Dichterin der „Euryanthe" usw. tritt ein. Sie scheint betrübt und hat, wie natürlich, gealtert. Sonst gut

---

1) Meyerbeers „Hugenotten" (1835).

2) Alexander Dumas d. Ä. (1803—1870), der bekannte Romanschriftsteller.

3) Grillparzers Tragödie „Des Meeres und der Liebe Wellen" (1831).

4) Die berühmte Schauspielerin Anne Françoise Boutet-Monvell (1779—1847) trat als Mademoiselle Mars am Théâtre français auf.

5) S. Seite 52. Ihr Gatte war 1832 gestorben.



Franz Grillparzer

Lithographie nach einer Zeichnung von August Selbst

und herzlich wie immer . . . Sie ist hier, um ihre Pension zu sollizitieren. Sie will mich überall hinführen und mit der ganzen Welt bekannt machen. Ich . . . wehre mich dagegen aus Leibeskräften. Muß ihr (nicht gerne) versprechen, morgen bei ihr zu frühstücken.

London, 26. Mai.

Obwohl mir alles anlag, länger [in Paris] zu bleiben und Koreff gar nicht sich darein finden konnte, bestellte ich doch meinen Platz auf der Post für Sonntag, den 15. . . . Konnte doch nicht vermeiden, mit Koreff bei Alexandre Dumas zu frühstücken, der mit einer hübschen Schauspielerin lebt und ein junger, gut aussehender Kerl ist. Er hatte Victor Hugo geladen, der nicht kam. Tut mir leid. Das Gespräch war etwas Kauderwelsch. Offenbar endoktriniert Koreff den jungen Mann in deutscher und spanischer Literatur [1]). Ich ging um 4 Uhr, weil ich der Chezy versprochen, die Herzogin von Abrantes zu besuchen, die denn doch eine interessante Person ist. Da sie jedoch krankheitshalber im Bette liegt, . . . so ward ich abgewiesen, ließ meine Karte da und ging. Um so besser. . . . Besuchte noch Koreff, der mir eine Adresse nach London und ein Mittel gegen meine hartnäckigen Obstruktionen versprochen hatte, fand ihn nicht zu Hause, was mir diesmal leid tat.

---

1) In seiner Selbstbiographie hat Grillparzer das Frühstück bei Alexandre Dumas in folgender, etwas veränderter Form geschildert, ohne Koreffs Namen zu nennen: „Mit Alexandre Dumas wurde ich durch einen deutschen Arzt bekannt. Er lud mich zum Frühstück, zu dem auch Viktor Hugo gebeten war, der aber nicht kam. Dumas hatte durch seine Mätresse, spätere Frau, die Schauspielerin Ida, die in Straßburg erzogen war, eine dunkle Idee von der „Ahnfrau", für die er, als selbst dem genre romantique anghörig, einen großen Respekt bezeigte. Er galt übrigens unter seinen Kollegen für einen Kenner der deutschen Literatur. Seine Egeria hierin war eben jene Mlle. Ida, die auch nur ein paar deutsche Worte wußte, indes er selbst nicht ein einziges verstand."

Sonntag den 15. Tag der großen Sonnenfinsternis und meiner Abreise. Koreff, der mir einen Besuch zugesagt, kam nicht. In medizinischer Hinsicht unangenehm . . . Die Chezy hielt treulich bei mir aus, besserte mir ungeniert einen Schaden an meinen Beinkleidern aus . . .

Koreff an Ernestine Goldstücker [1])

[Paris,] 16. Dezember 1836.

Meine verehrte alte Freundin!

Ihrem Wunsche gemäß habe ich mit meinem genialen Freunde David [2]) gesprochen. Wiewohl es sein Grundsatz ist, stets nur nach der Natur, nach dem Leben und nie nach Büsten und Porträten zu arbeiten, so will er doch diesmal eine Ausnahme, mir zu Liebe, machen. Ich habe ihm dafür versprechen müssen, während seiner Arbeit ein geistiges Bild dieses einzigen, liebevollen Wesens zu entwerfen, um so vor seinem inneren Auge durch die Palingenesie der Worte aus der Asche ein lebenatmendes Bild hervorzurufen. Senden Sie also nur die Büste und gehen Sie selbst hübsch zu David, der Sie freundlich empfangen wird. Grüßen Sie den frühen Jugendfreund Varnhagen. Danken Sie ihm für die Sendung des Buches Rahel [3]) — es hat mir Freude gemacht und viel Tränen gekostet, die selten Gäste in den altgewordenen Augen, die der Medusenblick der Welt versteint

---

1) Aus Varnhagens handschriftlichem Nachlaß, abgedruckt von H. Uhlendahl in „Fünf Kapitel über H. Heine und E. Th. A. Hoffmann“, Berlin 1919, S. 82. Über Ernestine Goldstücker spricht sich Varnhagen in seinen Briefen an Rahel mehrfach ungünstig aus. (Z. B. 11. XI. 1817, Brfw. V, 291).

2) Pierre Jean David d'Angers (1788—1856), französischer Bildhauer, bekannt durch seine Goethebüste (1828) und seine vielen Porträtskizzen berühmter Zeitgenossen in Medaillonform. Er sollte offenbar ein Medaillonbildnis von Rahel schaffen, die 1833 gestorben war. O. Berdrow gibt in seinem Buche „Rahel Varnhagen“ (2. Aufl. Stuttgart 1902) nichts darüber an.

3) Varnhagen v. Ense, „Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde.“ 3 Bde., Berlin 1834.

hat, geworden sind. Sagen Sie ihm, wie Rahels Bild, aus dem Buche ausgeschnitten, über meinem Arbeitstische hängt. Sagen Sie, daß ich Philarète Chasles helfe, in der **Revue des deux Mondes** eine Skizze über die Hingeschiedene zu entwerfen[1]). Bitten Sie ihn, mir seine Biographien, die hier noch ganz unbekannt sind, zu senden, — doch nicht als Geschenk, — ich werde ihm seine Auslagen dafür überantworten. Ich bitte es auf dem äußeren Kuvert an den Gesandten Herrn v. Werther[2]) zu adressieren, damit ich es bald erhalte und Philarète Chasles auch von ihm selbst einige würdige Worte sprechen könne. Bitten Sie ihn überhaupt um alles, was er geschrieben hat. Ich werde dafür sorgen, daß davon würdig gesprochen werde. Warum hat er mir nicht die Gallerie von Bildnissen[3]) gesendet? Das ist nicht recht. Leben Sie wohl, pflegen Sie Ihre Gesundheit, deren Auferstehung für mich, den Arzt, das größte Wunderwerk ist. Ihr alter

Koreff.

* Koreff an einen deutschen Grafen[4])

Paris, 3. Januar 1837.

Sie haben mich für das Wenige, was ich Ihnen, mein geliebter Graf, durch meine Kunst leisten konnte, viel zu reich belohnt und haben mich sogar in die Notwendigkeit versetzt, nicht einmal wünschen zu dürfen, es durch meine

---

1) Die Studie von Philarète Chasles (1799—1873) erschien nicht in der Revue des deux mondes, sondern im „Journal des Débats", wo auch (1. Juli 1851) ein ziemlich dürftiger Aufsatz über Varnhagen erschien. Beide vereint abgedruckt in seinen „Etudes sur l'Allemagne ançienne et moderne", Paris 1854, S. 310 ff.

2) S. Seite 531.

3) Galerie von Bildnissen aus Rahels Umgang und Briefwechsel. Von Varnhagen von Ense. 2 Bde., Leipzig 1836.

4) Sammlung Darmstädter der Berliner Staatsbibliothek. Der Empfänger war nicht festzustellen.

Anstrengungen im künftigen Jahre an Ihnen zu verdienen. Ich werde mich darauf beschränken müssen, alles, was ich weiß, anzuwenden, um Ihnen im voraus jedes übel zu vermeiden, was ich denn auch redlich als Januskopf von Freund und Arzt tun will.

Meine besten Wünsche für Ihr Heil! Meine Freundschaft soll mit Ihrem hohen Geist die Wolken der Schwermut hinabbeschwören, die stets Ihren Horizont zu verdunkeln drohen, der nur von glücklichen Sternbildern funkeln sollte, wenn Geist und Tugend und Adel der Gesinnung das Bürgerrecht auf dieser Erde und nicht bloß einen Transito-Paß hätten.

Hier ist die längst versprochene Lithographie, die ich erst heute erhalten habe.

Noch einmal und abermal meinen besten Dank.

Ihr treuer Freund Koreff.

* Koreff an Varnhagen v. Ense [1])

Paris, 6. August 1837.

Wie das Gefühl einer bösen Tat lastet die Idee auf meinem Herzen, daß mein alter Jugendfreund mein Schweigen nach der reichen Fülle seiner Gaben für Undank halten könnte. Dem ist nicht so. Ich bin tief gerührt, innig erfreut worden von Deinem schönen Geschenk. Ich schwelge in diesem geistigen Genusse als ein echter Sybarit, der seine Freude langsam schlürft, in den sehr spärlich mir zugemessenen Stunden meiner Muße, wo der Geist frei schwärmen, träumen, anderer Schöpfungen aufnehmen darf außerhalb der Tempelhallen der verschleierten Mutter-Natur zu Sais. Ich nehme es mir vor, Dir einmal recht ausführlich zu danken für Deine liebe Sendung, damit Du aus dem Danke erkennen mögest, wie ich in jede individuelle Auffassung, die Dir so meisterhaft gelungen ist, eingegangen bin. Vieles hatte ich schon gekannt, doch nur wie ein Bo-

1) Aus Varnhagens handschriftlichem Nachlaß.

taniker, der ein einzelnes Blatt, eine einzelne Blüte gekannt hat und der auf das freudigste überrascht wird, wenn er nun auf seinen Wanderungen das ganze herrliche Gewächs in seiner vollen üppigen Entwicklung zu sehen bekommt. Wie ein schönes Garderegiment ein Soldatenfürst täglich vor sich aufmarschieren läßt, so habe ich alle Deine Werke in Reih und Glied vor mir aufgestellt und wäre fast geneigt, wie einst der selige Budrezer (?) sie in glänzende Uniformen binden zu lassen. Links hängt Rahels Porträt, rechts ihr Basrelief [1]). Nicht ohne tiefe, unaussprechliche Wehmut ruht gar oft des Tages mein Blick auf diesen Gebilden. Sende mir doch auch Dein Porträt, wenn es eingetroffen ist. Gestern habe ich Deine Denkwürdigkeiten [2]) erhalten — schon habe ich einen großen Teil mir angeeignet, und heute ließ es mir keine Ruhe, bis ich ein flüchtiges Wort des Dankes Dir zugerufen habe. Nimm es herzlich auf. Alte Jugendzeit tönt darin wieder. Leb wohl. Denke in Liebe Deines alten

Koreff.

Der Prozeß Hamilton

Koreff an die Herzogin von Hamilton [3])

Paris, 7. August 1837.

Ich bitte mir zu glauben, Frau Herzogin, daß ich trostlos bin, Ihren Wunsch noch nicht erfüllt zu haben. Ich bitte

---

1) Vielleicht das Medaillonbildnis von David d'Angers (s. den vorigen Brief) oder eine Kopie desselben. Ein Medaillonbildnis hatte auch der Bildhauer Friedrich Tieck 1796 von ihr geschaffen.

2) Bd. 1—4 von Varnhagens „Denkwürdigkeiten und vermischten Schriften" erschienen 1837/38 in Mannheim.

3) Marietta Martin, Le Docteur Koreff, Paris 1925, S. 120 ff. — Die Gräfin Lincoln, Tochter der Herzogin von Hamilton, litt seit drei Jahren an einer schweren Nervenkrankheit, die aller Heilversuche spottete und lebensgefährlich wurde. Vom 4. März bis 9. August 1837 unternahm Koreff mit dem Arzt Wolowski eine magnetische Behandlung, die außerordentliche

Sie aber, etwas Nachsicht mit mir zu haben und mich zu entschuldigen. Ich erstickе in den dringendsten Geschäften, die keinen Aufschub dulden, weil die Kranken leider die Eigenschaft haben, nicht auf den Arzt warten zu wollen. Ich komme oft nur nach Hause, um die Klagen der Sterbenden anzuhören, die sie gerade noch zu mir hinschleppen können. Ich finde in vierundzwanzig Stunden oft kaum einen Augenblick, um in Ruhe ein paar Zeilen zu schreiben, und mich ein paar Augenblicke meiner Frau zu widmen, die gleichfalls meiner Pflege bedarf [1]). Niemand kann mir bei dieser Arbeit helfen und könnte sich in dem Labyrinth von Beobachtungen, Berichten und Bemerkungen zurechtfinden. Selbst die Abschrift meiner Kladde kann ich keinem Menschen überlassen, da ich Fremde nicht ins Vertrauen ziehen möchte. Somit muß ich die Reinschrift selbst besorgen. Bitte beachten Sie auch, daß ich zwei Reinschriften machen muß, deren eine alles enthält und die andere nur einen Auszug für Lady Lincoln. Da ich weiß, wozu Sie das Schriftstück benutzen wollen, suche ich beim Schreiben alle langweiligen Wiederholungen zu vermeiden, die für jeden, der nicht wie wir Zeuge dieser herzzerreißenden Szenen war, ohne Interesse wären. Wahrhaftig, diese Arbeit ist weder leicht noch gering; sie erfordert meine ganze Aufmerksamkeit und meine ganze Anspannung. Die Langsamkeit meiner Arbeit findet in Ihren Augen auch einige Entschuldigung darin, daß dieser Bericht auf die gegenwärtige Genesung der Lady Lincoln keinerlei Einfluß ausübt. Er wäre nur dann von einigem Belange, wenn irgendein Unglück, das Gott verhüten wolle, diese schreckliche Krankheit wieder zum Ausbruch

Opfer an Zeit und Kräften erheischte und Koreff zwang, seine übrigen Patienten ganz im Stich zu lassen. Von der Familie unterstützt, führten beide Ärzte ein Tagebuch über diese Behandlung, das die Familie zurückforderte, als nach einer letzten Krise (21. Juli) eine Besserung der Kranken eingetreten war.

1) Frau Koreff befand sich in hochgradiger Schwangerschaft, die alsbald mit einer Fehlgeburt endete.

brächte. Ja, dann würde unsere Niederschrift die etwa zu Rate gezogenen Ärzte aufklären, falls sie aufgeklärt genug sind, um sich die Erfahrung von anderen zunutze zu machen, und das ist selten. Sie sehen also, Frau Herzogin, daß ich in jeder Hinsicht Anspruch auf Ihre gütige Nachsicht habe. Im übrigen werde ich jeden freien Augenblick, den meine unerbittlichen Pflichten mir lassen, benutzen, um Ihrem Wunsche baldmöglichst nachzukommen.

Ihr ergebener Diener Dr. Koreff.

Nunmehr wünschte die Familie Hamilton eine gemeinsame Konsultation Koreffs und Wolowskis mit Dr. Marjolin und Dr. Cruveilhier. Beide lehnten dies ab, worauf Lady Lincoln sie ersuchte, ihre Besuche einzustellen und das Krankheitsjournal auszuliefern. Zugleich teilte sie ihnen mit, daß sie aufs Land reise.

Paris, 23. August 1837.

Dr. Koreff befand sich seit acht Tagen in schwerster Sorge, die durch ein schreckliches Unglück, das seine Seele niederdrückt, ein Ende gefunden hat[1]). In dieser schweren Zeit konnte er sich nicht mit der Fertigstellung der Krankheitsgeschichte der Lady Lincoln befassen, die zum größten Teil vollendet ist. Kein anderer könnte sich in diesem Labyrinth von Aufzeichnungen, Bruchstücken und Bemerkungen zurechtfinden, die zum Teil von der Frau Herzogin, dem Herrn Herzog von Hamilton, dem Marquis Douglas und der Somnambule selbst aufgeschrieben sind und die allein Dr. Koreff einheitlich zusammenfassen und in inneren Zusammenhang bringen könnte, so daß diese Geschichte für Personen lesenswert wird, die diese Kette von außerordent-

---

1) In Varnhagens handschriftlichem Nachlaß befindet sich ein undatierter Brief der Frau Koreff an Varnhagen nach dem Tode ihres Gatten, worin es heißt: „1837 wurde ich von einem toten Mädchen entbunden und war dem Tode näher als dem Leben. Das war gerade während der unglücklichen Hamiltonschen Begebenheit, und meine verzweifelte Lage hatte, glaub' ich, viel Schuld, daß Koreff den Kopf verlor und sich übel raten ließ."

lichen, ganz aus dem gewöhnlichen Rahmen pathologischer Beobachtungen herausfallenden Erscheinungen zu begreifen vermögen. Diese Darstellung kann eines Tages, falls ein Rückfall eintritt, für Lady Lincoln vorteilhaft sein, denn diese Krankheit ist so selten, vielleicht einzig in den Jahrbüchern der Wissenschaft, und ihre Darstellung ist der einzige Zweck dieser gewaltigen Arbeit, auf die Dr. Koreff schon so viele Nächte verwendet hat, da seine Tage mit unerbittlichen Pflichten angefüllt sind. Dr. Koreff bittet zu bemerken, daß die letzte Krise erst am 21. Juli eingetreten ist; er hat also den Gesamtbericht nicht seit drei Monaten versprechen können. Nichts wäre ungerechter, als dem Dr. Koreff vorzuwerfen, er habe nicht die nötige Zeit darauf verwenden wollen, denn er hat bewiesen, daß er seit vier Monaten seine ganze Zeit und Kraft und seine gesamte Tätigkeit der Krankheit der Lady Lincoln geopfert hat, die ihn auf Kosten seiner übrigen Kranken ausschließlich beschäftigt hat.

Da die Frau Herzogin Paris demnächst verlassen muß, braucht sie nur eine Vertrauensperson zu bezeichnen, der Dr. Koreff sein Schriftstück in 12 bis 14 Tagen gegen Quittung aushändigen wird [1]).

---

1) Am 6. Oktober übergab Koreff dem Marquis von Villeneuve den ersten Teil des Tagebuches im Umfang von 450 Seiten. Da die Familie Frankreich im September verlassen hatte, klagten Koreff und Wolowski am 26. Oktober ein Honorar von 400 000 (!) Franken ein und erwirkten zugleich einen Haftbefehl gegen Graf Lincoln, der am folgenden Tage vollstreckt wurde. Da Lincoln jedoch nachwies, daß er ein Honorar von 24 000 Franken bei einer Bank niedergelegt hätte, wurde er nach einigen Stunden wieder freigelassen. Am 1. Dezember fand der erste Termin in dieser Sache statt, an den sich Koreffs nachfolgender Brief anschließt. Dieser Versuch, den Vizepräsidenten Rigal günstig zu stimmen, schlug jedoch fehl, denn am 8. wurden beide Kläger zur Herausgabe des gesamten Tagebuches und zur Tragung von 7/8 der Gerichtskosten verurteilt. Eine Abschrift dieses Tagebuches befindet sich in der Pariser Nationalbibliothek. Merkwürdige Stücke daraus hat Marietta Martin l. c., S. 151 ff., veröffentlicht.

Koreff an Letronne [1])

[Paris,] 5. Dezember [1837],
Rue Basse du Rempart 68.

Lassen Sie mich, hochverehrter Freund, bitte wissen, ob Herr Rigal, der Vizepräsident [2]), Ihr Schwager ist. Sollte mein guter Stern dies so fügen, so schicken Sie mir doch bitte baldigst ein Empfehlungsschreiben an ihn, worin Sie ihm über mich alles sagen, was Ihr Gewissen und Ihre hochherzige Freundschaft Ihnen erlaubt. Sie werden mir einen großen Dienst damit leisten.

Wann werden wir die dringende Aussprache über Ihren klugen und gewandten Bruder [3]) haben, damit seine Werke ihm auch in Deutschland von Nutzen sind und ihm nicht [durch Nachdruck] gestohlen werden? Wie er mir sagte, wollten Sie mit mir sprechen, bevor ich an Herrn v. Humboldt und an den König [von Preußen] schreibe. Bitte geben Sie mir Tag und Stunde an. Darf ich so unbescheiden sein, Sie zu erinnern, daß Sie mir Ihren „Obelisken" [4]) kartoniert schenken wollten? Ich lege zu viel Wert darauf, etwas von Ihnen zu besitzen, um leichten Herzens darauf zu verzichten.

[Paris], 19. Januar 1838.

Ich wäre trostlos, hochverehrter Freund, wenn Sie mein Schweigen als Zeichen von Undank gegenüber der Güte auffaßten, die Sie mir während meines unseligen Prozesses aus eignem Antrieb erwiesen haben. Dieser Beweis von Teilnahme und Wohlwollen ist mir ins Herz gebrannt. Ich wollte stets bei Ihnen vorsprechen, um Ihnen meine ganze

---

1) Jean Antoine Letronne (1787—1848), berühmter Altertumsforscher. Die obigen Briefe aus „Feuilles d'Histoire" 1. März 1910, veröffentlicht von Casimir Stryienski.

2) Des Gerichtes, bei dem der Prozeß Hamilton schwebte. Jean Baptiste Rigal (1791—1868) war seit 1836 Gerichtspräsident.

3) Verlagsbuchhändler in Paris.

4) Eine gelehrte Arbeit Letronnes.

Dankbarkeit zu beteuern, aber wehe dem, der in das Labyrinth der Justiz gerät! Nicht ein Minotaurus lauert da auf einen, sondern ganze Scharen, die mich überfielen und die ich mir noch nicht vom Halse schaffen konnte. Sie wissen, welches Unglück mich niederdrückt, und wie kraftvoll ich dagegen ankämpfe.

Sagen Sie Ihrem Herrn Schwager bitte meinen herzlichen Dank für die liebenswürdige Art, mit der er mich empfangen und angehört hat. Ich weiß wohl, daß ich es nur Ihnen zu danken habe. Von Jahr zu Jahr mehren sich in meinem Herzen die Anlässe, Sie zu lieben, zu achten und zu bewundern. Ich bin schon wie die englische Staatsschuld, — ich könnte Ihnen das Kapital nie zurückzahlen und bin schon überglücklich, die Zinsen begleichen zu können. Von Herzen Ihr ergebener

Koreff.

Koreff an François Jomard [1])

[Paris,] Dienstag, den 11. September 1838.

Ich danke Ihnen für die Mitteilung der Freude, die Ihr Vaterherz in diesem Augenblick empfinden muß. Dies Gedenken ist mir eine Bürgschaft für das Wohlwollen, das Sie mir gütigst bewahrt haben. Ich lege um so größeren Wert darauf, als ich ein Opfer der schwärzesten Verleumdung geworden bin, die aber keinen Eingang in Ihr edles Herz gefunden hat, wie mir Freunde zum Trost in diesem Augenblick tiefer Betrübnis versichert haben. Es genügt mir aber nicht, daß Ihr Herz die Verleumdungen unwürdiger Kollegen abgewiesen hat, die mir durch niedrige Ränke schaden wollten.

---

1) Marietta Martin, Le docteur Koreff, Paris 1925, S. 129. — Der Empfänger, Edme François Jomard (1777—1862), Geograph und Archäologe, Mitglied der Akademie, hatte Napoleons Expedition nach Ägypten (1798) mitgemacht, deren wissenschaftliche Frucht, die „Description de l'Egypte", er 30 Jahre lang als Redaktor und Mitarbeiter leitete. Außerdem veröffentlichte er zahlreiche archäologische Schriften.

Ich möchte auch, daß Ihr Geist die positivste Überzeugung davon gewinnt. Wenn Sie Herrn von Humboldt sehen, sprechen Sie mit ihm bitte von mir. Sein beredtes Wort wird ohne Mühe jeden Schwefeldunst der Verleumdung aus Ihrem Gesichtskreise verscheuchen. Denn dieser Mann, dessen Herz ebenso groß ist wie sein Geist, hat nicht die Mühe gescheut, alle Schriftstücke zu studieren, die sich auf diese fatale Sache beziehen, und er hat daraus die Überzeugung meiner völligen Unschuld gewonnen. Verzeihen Sie mir diese Belästigung und meine Zudringlichkeit. Es ist sehr natürlich, daß ich den größten Wert auf die Achtung eines Mannes von Ihrem Geist und Ihrem edlen Charakter lege . . .

*Koreff an den Minister Eduard v. Schenk[1])

Paris, 21. Junius 1839.

Schon längst habe ich die Absicht gehabt, Ew. Exzellenz beiliegende Gedichte von unserem gemeinschaftlichen Freunde[2]) zu übersenden. Am 17. Oktober 1825, nachdem ich ihn hier in Paris von einer schweren Gehirnentzündung, wo sein edles Leben auf dem Spiele stand, befreit hatte,

1) Von der Staatsbibliothek in München freundlichst zur Verfügung gestellt. Ohne Angabe des Empfängers, der aus dem Inhalt erschlossen ist.

2) Michael Beer (1800—1833), der Bruder des berühmten Komponisten Giacomo Meyerbeer [Jakob Meyer Beer], hatte schon zum Kreise des grünen Almanachs gehört. Er lebte abwechselnd in Paris und in München, wo er starb. Am Münchener Hoftheater wurden seine Dramen „Die Bräute von Aragonien" 1823, „Paria" 1827 und „Struensee" 1828 aufgeführt. Das letztere kam jedoch erst durch die Musik seines Bruders (1844) zur Anerkennung. Seine „Werke" (1835) mit Lebensbeschreibung und „Briefwechsel" (1837) wurden herausgegeben von Eduard v. Schenk (1788—1841), dem auch als Dramatiker hervorgetretenen bayrischen Staatsmann, der 1828 geadelt und zum Minister des Innern ernannt worden war. 1831 nahm er wegen seines Zensuredikts den Abschied und wurde als Regierungspräsident nach Regensburg versetzt.

sendet er mir zum Danke eine eigenhändig gemachte Abschrift mehrerer lyrischer Gedichte mit beiliegendem Schreiben. Wie nun durch Ihre liebevolle Sorgfalt seine Arbeiten gesammelt erscheinen, stand ich in der Meinung, daß alles, was der sinnreiche Freund gemacht,, sich darin wiederfände. Ein Zufall hat mir letzthin, da ich mit seinem Bruder Meyerbeer mehrere Papiere durchlief, gezeigt, daß diese beiden Gedichte darin fehlten. Ich nehme mir also die Freiheit, Ihnen, dem edlen Schutzgeist auf Erden unseres seligen Freundes, diese Blätter und seinen Brief durch den Herrn Dr. Rensch, den ich wage Ihrem Wohlwollen als einen fleißigen, gewissenhaften, tüchtigen Arzt auf das beste zu empfehlen, als ein heiliges Gastgeschenk zu senden. Ich erfülle damit nur eine heilige Pflicht. Wem anders gehört jedes Blatt des Hingeschiedenen als dem schützenden Genius, der aus den Blüten und Blättern dieses schnell weggerafften Lebens mit sinniger Hand einen schönen Kranz geflochten und seine segnenden Worte mit hoher Weihe, als ein Priester des Genius im Tempel erzogen, darüber so gesprochen hat, daß die Zeit diese Reliquie gewiß lange verschonen wird.

Ich bitte Sie ganz ergebenst, diese Blätter mir baldigst durch den Herrn Grafen von Jennisson[1]) im diplomatischen Sykomorenkasten zurückzusenden. Jedes Blatt des hingeschiedenen Freundes ist mir wert. Gar oft zolle ich ihm das Totenopfer der wehmut- und sehnsuchtsvollen Tränen. Wie oft hat er mir von Ihnen mit dem größten Enthusiasmus und mit liebender Rührung gesprochen. Geahndet hat er, was Sie an ihm über seinem Grabe tun würden. Ihr heiliges Totenopfer war würdig eines Mannes von Genie, der die Asche einer Blüte in schützender Urne mit heiliger Pietät wahrt. Geheimrat von Walter wird Ihnen gesagt haben, wie durch diese edle Handlung Ihnen mein ganzes Herz gewonnen ist, sowie Ihrem dichterischen Genie schon

1) Bayerischer Gesandter in Paris.

früher meine Bewunderung und dem Staatsmann meine Achtung gezollt war.

Ich hege den innigsten Wunsch, Sie zu sehen und Ihnen mündlich zu danken für das, was Sie an dem Freunde getan. Bald hoffe ich diesen Wunsch erfüllt zu sehen. Mit magnetischer riesiger Kraft zieht es mich unwiderstehlich nach München, um die Schöpfungen Ihres großen Königs [1]), von denen die Welt voll ist, zu sehen. Früher hat Ihr edler König, als er noch Kronprinz war, mich mit seinem Wohlwollen beehrt. Wie ein schönes Pfand aus dieser Zeit bewahre ich ein Sonett auf, was er in Salzburg eigenhändig mir schrieb und das ich in der Sammlung seiner Gedichte [2]) — jedoch ohne meinen Namen — wiederfand. Ich werde es Ihnen mitbringen. Es hat mich recht geschmerzt, ich gestehe es Ihnen, meinen Namen, der sich so geehrt fühlte, ausgestrichen zu sehen, da ich mir doch nichts bewußt bin, was dieses Zurücknehmen früherer Gunst verschulden konnte. Meine Verehrung ist dieselbe geblieben, oder sie ist vielmehr gewachsen, seitdem ich den Riesenkeim gesehen habe sich in den herrlichen Königsbaum wachsend verwandeln, unter dessen schützenden Zweigen die Kunst wie durch Zauber aus der deutschen Muttererde zur Bewunderung der Völker ihr Auferstehungsfest täglich feiert.

Haben Sie die Güte, dem Dr. Rensch, der seinen Aufenthalt in Paris gewissenhaft benutzt hat, Ihr schützendes Wohlwollen angedeihen zu lassen. Er verdient es in jeder Hinsicht. Haben Sie die Gnade, mich dem großen Könige ins Gedächtnis zurückzurufen. Wenn er es erlaubt, werde ich ihm meine Huldigung in München abstatten. Täglich unterhalte ich mich über sein großes Wirken mit dem edlen Grafen von Jennisson, der hier vom König an durch alle gebildeten Klassen der größten Achtung und des entschieden-

1) Ludwig I. (1786—1868), König 1825—1848.

2) Eduard v. Schenk hatte 1829 Band I/II und 1839 Band III der Gedichte seines königlichen Freundes herausgegeben. Band IV erschien 1847. Neuauflagen und Nachträge (1888) folgten nach.

sten Einflusses genießt, als ein würdiger Repräsentant seines großen Herrschers.

Koreff an Letronne [1])

[Paris,] 30. Juni 1840.

Halten Sie mich nicht für undankbar, hochverehrter Freund, weil ich Ihr liebenswürdiges Schreiben noch nicht beantwortet habe. Ihre gütige Zuvorkommenheit hat mich zu Tränen gerührt. Dieser neue Beweis Ihrer Güte gesellt sich zu allen denen, die Sie mir dauernd in einer verhängnisvollen Zeit [2]) gaben, wo so viele mir den Rücken kehrten, offenbar um ein Gegengewicht gegen diejenigen zu bilden, die mich wie Sie getröstet und ermutigt haben, meinen Kampf fortzusetzen ... Nie im Leben vergesse ich diese Zeichen Ihrer Zuneigung und diese Beweise Ihrer milden Güte. Ich wollte Ihnen mündlich für Ihre liebenswürdigen Zeilen danken, fürchtete aber stets, Sie nicht anzutreffen, da ich Ihre neuen Gewohnheiten im Historischen Archiv [3]) noch nicht kenne. Teilen Sie mir doch gütigst Ihre Tage und Stunden mit. Es ist mir Herzensbedürfnis, Ihre Freundeshände zu drücken. Wie gern hätte ich diese Genugtuung unserm edlen kosmopolitischen Freunde [4]) verdankt; er hätte es wohl verdient durch die unermüdlichen, hochherzigen Anstrengungen, die er unaufhörlich zu meinen Gunsten gemacht hat. Aber ihm verdanke ich sie nicht, sondern lediglich unseren gemeinsamen Freunden, den hochherzigen und dankbaren Bertins [5]). Ohne sie wäre das nie

1) S. Seite 545.

2) Während des Prozesses Hamilton.

3) Letronne war 1840 Generaldirektor der Staatsarchive geworden.

4) Alexander v. Humboldt.

5) Louis François Bertin d. Ältere (1766—1841) hatte 1799 nach Napoleons Staatsstreich das „Journal des Débats" begründet, das seit der Julirevolution das einflußreichste Regierungsblatt war. Sein Bruder, Louis François Bertin de Vaux (1771

geschehen. Ich werde Ihnen das alles mündlich erzählen. Wenn mein Hogarth [1]) Ihnen das Zwerchfell erschüttert hat, bitte ich Sie, ihn mir zurückzugeben.

Der Marquis Astolphe de Custine an Varnhagen v. Ense [2])

Ems, Juli 1840.

Koreff ist hier und Frau v. Récamier [3]) sowie die Prinzessin Belgiojoso und Meyerbeer [4]).

Paris, 20. November 1840.

. . . Soeben hat Koreff Herrn Bertin vom „Journal des Débats [5]) das Leben gerettet. Ich zittere deshalb für diesen alten, würdigen Freund. Sein Tod wäre ein Verlust für das Land und für die Zeitung, die er nicht mehr redigiert, sondern nur noch leitet.

Paris, 12. Januar 1841.

Frau Koreff hat sich zur Führerin und Beschützerin von Fräulein Heinefetter [6]) gemacht, was dieser mehr schadet als nutzt. Sie ist schön und gut, ich glaube zu gut für Paris.

---

bis 1842), seit 1830 Pair von Frankreich, war stark an der Zeitung beteiligt. Der Sohn des Erstgenannten Armand Bertin (1801 bis 1854), seit 1820 im „Journal des Débats“ tätig, übernahm nach des Vaters Tode dessen Leitung.

1) Das bekannte Werk von Georg Christian Lichtenberg: „Ausführliche Erklärungen der Hogarthischen Kupferstiche in verkleinerten, aber vollständigen Copieen derselben von Riepenhausen Göttingen 1794—1808.

2) Lettres du Marquis A. de Custine etc., S. 377, 385, 406, 418.

3) Julie Récamier, geb. Bernard (1777—1849), die einst gefeierte Schönheit.

4) S. Seite 491. Astolphe war mit Meyerbeer eng befreundet.

5) S. Anm. 5 auf S. 550.

6) Kathinka Heinefetter (1820—1858), Sängerin in Paris. Über Therese Koreff, geb. Matthias, s. Seite 18 f., 497. Besonders ungünstig urteilt über sie der boshafte Graf Horace de Viel-Castel (s. Seite 594) in seinen Memoiren (I, 135): „Der Marinemaler Theodor Gudin hatte viele Liebschaften, die letzten mit einer Baronin von Montaran und mit der abscheulichen Frau Koreff,

Paris, 22. Februar 1841.

Mein alter Freund Bertin ist wieder in den Todeskampf zurückgesunken — so wird man von Koreff gerettet! . . . Heute geht es ihm besser; vielleicht kommt er nochmals durch. Koreff ist ein furchtbarer Stein am Hals eines Kranken.

Koreff und Heine [1])

Ich kann nicht unterlassen, hier eine Anekdote mitzuteilen, für deren Glaubwürdigkeit ich um so mehr bürgen kann, als ich sie aus seinem eigenen Munde gehört. Als nämlich Heine [1841] einst mit Herrn Strauß, dem Gemahl der Freundin Börnes, ein Duell hatte . . ., wurde Heine sehr leicht durch einen Streifschuß verwundet, so leicht, daß Koreff, welcher in aller Eile hinzugerufen wurde, die Wunde zu verbinden, den ängstlichen Dichter mit den Worten beruhigte: „Legen Sie kaltes Wasser auf. Das ist ja keine Wunde. Das war gewiß eine Schabbeskugel.“ . . .

Koreff an Letronne [2])

Sonntag, 11. Juli 1841.

Ich bin für Ihr gütiges Gedenken sehr dankbar. Ex ungue leonem. Ich war und bin noch sehr leidend, hoffe jedoch, daß mein Unwohlsein dem lebhaften Wunsche weichen

---

der Gattin des Arztes, einer richtigen Dirne, die sich allen Männern hingab, selbst den Mobilgarden, die von ihr genug hatten. Frau Koreff stiftete heimlich Gudins Ehe ohne Wissen der Familie Hay, und er hielt sie zum Besten.“ Aber auch Heinrich Heine gedenkt der Frau Koreff in einem seiner letzten Billette an die Mouche (Karpeles, IX, 540) in wenig anderer Weise: „Bei alledem bin ich sentimental wie ein Mops, der zum erstenmal liebt. Warum kann ich nicht all diese Sentimentalität den Reizen der Frau Koreff widmen!“

1) Aus dem Nachruf „Doktor Koreff“, Blätter für literarische Unterhaltung, 9. August 1851.

2) S. Seite 545.

wird, dem dankbaren Publikum anzugehören, das so gern zwei Riesen, Sie und Herrn v. Humboldt, anhört und bewundert, wenn Sie friedlich miteinander streiten, und Ihnen mündlich meinen Dank dafür auszudrücken, daß Sie mich Unwürdigen zu diesem Symposion der Erwählten zulassen wollen.

5. Dezember 1842.

Beim Ordnen meiner Schubladen fand ich zwei [Notizen?], die Ihnen angenehm, wo nicht gar nützlich sein können, falls ein Wassertropfen den Ozean bereichern kann. Erweisen Sie ihnen die Ehre, trefflicher, hochverehrter Freund, sie in Ihre Bücher aufzunehmen, wo sie durch Inkubation vielleicht die in ihnen liegenden Keime entwickeln.

Bitte übergeben Sie dem Überbringer, der das Glück hat, Sie zu treffen, die 5 Bände von Lichtenbergs Erklärungen zu Hogarths Kupferstichen, die Ihnen hoffentlich das Zwerchfell gekitzelt haben. Haben Sie noch keinen Tag festgesetzt, an dem Ihre Freunde Sie sicher antreffen, ohne sich Vorwürfe machen zu müssen, daß sie Sie von Ihren unsterblichen Arbeiten abgehalten haben? Wie Sie aus meiner Bitte ersehen, läßt mich mein Bedürfnis, Sie zu sehen, selbst die Bedenken der Zurückhaltung überwinden.

26. Juni 1843.

Teurer, verehrter Meister und Freund!

Wenn meine Verse [1]) Ihnen nicht mißfallen haben, schicken Sie mir bitte unverzüglich mit der Post ein

---

1) Am „22. Junius 1843“ hatte Koreff Letronne ein deutsches Gedicht „Amenophis an Letronne“ gewidmet, dessen erste Strophe (nach Stryienski, l. c.) lautet:

Weit aus libyschem Sand, Jahrtausende durch und durch Länder,
Gruß dem Seher des Horts send' ich, Amenophis, dir.
Unsre Geheimnisse nicht, gleich Moses, verrieten dir Priester,
Dich einweihend zum Licht im Katakomben-Geklüft.

paar Worte zur Einführung bei Didot [1]), damit bei ihm eine kleine Anzahl von Abzügen gedruckt wird, von denen ich einige an unsern Freund Humboldt und an einige Personen schicken kann, die lebhaften Anteil an dem glänzenden Siege nehmen, den Sie in diesem wie in sovielen anderen Fällen davongetragen haben. Ferner erlaube ich mir nochmals die Bitte um Rückgabe von Lichtenbergs Anmerkungen zu Hogarth, den ich Ihnen vor vielen Jahren gab, um Ihr Zwerchfell zu erschüttern. Es fällt mir sehr schwer, Sie nicht zweimal wöchentlich hören zu können. Es waren wahre Saturnalien für meinen Geist. Ich bin so unbescheiden, Sie um die paar Worte für Didot zu bitten, denn ich fürchte, die Sache wird ihm zu belanglos sein, wenn ich nicht sub umbra alarum tuarum [2]) komme. Ihr ergebener Bewunderer

Koreff.

Koreff als Fremdenführer in Paris [3])

[Frühjahr 1843.]

Eine Vorlesung Letronnes, zu der mich Geheimrat Koreff führte, dem ich so viel Interessantes in Paris verdanke, brachte mich noch in den Schlußtagen meines Aufenthalts auf eine bisher noch ganz unberührt gelassene Richtung geistiger Merkwürdigkeiten ... Der berühmte Gelehrte las vor einem aus Frauen und älteren Männern und aus Studierenden gemischten Publikum über ägyptische Altertümer ... Sein einfaches, einnehmendes Wesen, ... wodurch er sich zu der

---

1) Firmin Didot war 1815 Koreffs eigner Verleger gewesen (s. Seite 137).

2) Unter dem Schatten deiner Flügel.

3) Aus L. Rellstab, „Paris im Frühjahr 1843", Leipzig 1844, II, S. 387, 424. Ludwig Rellstab (1799—1860), Schriftsteller in Berlin, verkehrte während seines Aufenthalts in Paris mit Heine, Meyerbeer und zahlreichen Deutschen.

Verehrung, die ihm seine tiefe Wissenschaftlichkeit bedingt, noch die allgemeinste Beliebtheit gewonnen hat, übertrug sich auch auf die Gestaltung seiner Rede... Als ich dem ausgezeichneten Mann nach der Vorlesung vorgestellt wurde, fand ich ihn in seiner Unterhaltung... ebenso zwanglos und doch dabei so reich an belehrendem und geistvollem Stoff... Den Abend brachte ich zum letzten Male in der Soirée bei Mad. Ancelot [1]) zu,... wo alles einen so freundlich wohlwohlwollenden Sinn ausdrückte . . .

— — — — — — — — — — — —

Der Abend in Paris bildete den völligsten Gegensatz [zu dem Ausflug nach Fontainebleau] durch die Bilder eines glänzenden städtischen Treibens... Ich wurde durch K[oreff]s, die mir noch bis auf den letzten Augenblick meines Hierseins immer neue Quellen geselliger und künstlerischer Erheiterung und Belehrung eröffneten, um 9 Uhr in einem, von dem Grafen C[ustine?] neu gestifteten Verein zu künstlerischen und wissenschaftlichen Zwecken, Athenäum genannt, eingeführt, wo die vorzüglichsten musikalischen und dramatischen Talente ihre Gaben darbringen und wissenschaftliche Vorträge mit den künstlerischen wechseln sollten... Ich hörte mit großem Vergnügen eine vorzügliche Harfenspielerin, Dlle Beltz, und eine sehr gute deutsche Sängerin, Mad. Friedrich, die besonders als Lehrerin in Paris geschätzt ist . . .

Um 11 Uhr fuhren wir aus dem Konzert zum Grafen Rambuteau, dem Präfekten der Seine, der heute seinen letzten Empfangsabend in dem prächtig eingerichteten neuen Teile des Stadthauses hatte. K[oreff]s hatten schon vor acht Tagen um die Erlaubnis gebeten, mich als einen Fremden dort einzuführen... Ich fühlte mich in der Tat fast übermüdet; indes die Rücksicht auf die so freundlichen Bemühungen meiner Führer gebot mir jede Abspannung zu überwinden, und so erschien ich denn in der Mitternachtsstunde in den gedachten Salons.

---

1) S. Seite 500.

Der Marquis Astolphe de Custine an Varnhagen v. Ense[1])

Bieberich, 9. Juli 1843.

Koreff hat mehrere Bruchstücke[2]) aus den Korrekturbogen übersetzt und sie müssen in einer Leipziger Zeitung erschienen sein, die ich mir nicht verschaffen konnte.

Bieberich, 27. Juli 1843.

Vielleicht hat Koreff aufgeschnitten, als er mir von seiner Übersetzung erzählte, oder er hat es nicht vermocht, sie irgendwo unterzubringen. Jedenfalls hat er in ganz Paris den Ruhm dieses Buches ausposaunt und erklärt, es würde unvergessen bleiben, es wäre epochemachend usw. Ich für mein Teil freue mich ehrlich des Erfolges, obwohl ich alle Mängel der Arbeit nicht verkenne.

Aus Varnhagens Tagebüchern[3])

Homburg, Dienstag, den 8. Juli 1845.

Als ich in den Kurgarten zurückgekehrt war, kam Koreff mit ausgebreiteten Armen mir entgegen. Fränkel[4]) hatte ihn mir schon geschildert; sehr aufgedunsen, die Züge ausgeweitet und schlaff, das Auge weniger lebhaft als gereizt, der Kopf mit einer allzu haarreichen Perücke sehr ungeschickt bedeckt, die kleinen Füße und Hände träger als sonst, der dicke Körper schwerfällig, das ganze Ansehen wie eines Veralteten, Ermüdeten, Herabgekommenen. Männer der Wissenschaft pflegen im Alter durch erhöhte angesammelte Würden und Ehren getragen, die Gebrechen des Alters dadurch etwas bedeckt zu werden; hier scheint nur die verwelkte Blüte ohne solche Frucht übrig zu sein. Ich kann nicht sagen, wie tief mich der Anblick schmerzte, wie schwermütig

1) Lettres du Marquis A. de Custine etc., S. 456 f.

2) Aus Custines Reisewerk „La Russie en 1839“ (Paris 1843), das damals in Paris Aufsehen machte.

3) Band III, Leipzig 1862, 112 ff.

4) Ein Berliner Bekannter Varnhagens.

es mich machte, den einst glanzreichen Jugendfreund so wiederzusehen! Dabei schien er auch gerade in seinem Fach als Arzt heruntergekommen zu sein, bei so herrlicher, genialer Fähigkeit in diesem Beruf, bei so vielem Geleisteten. Tief betrübend und demütigend, auch Fränkel fühlte es und gestand mir zu, daß Hunderte, die sich jetzt über Koreff weit erhoben dünken, nicht würdig sind, ihm die Schuhriemen aufzulösen. Wir saßen eine Weile auf der Terrasse, dann kam auch Koreffs Frau, die oben im Saale eine Reihe somnambüler Versuche mit angesehen hatte.

Homburg, Mittwoch, den 9. Juli 1845.

Als ich schon [vom Brunnen] weggehen wollte, begegnete uns eine Dame. Koreff raunte mir ins Ohr: „Fürstin Sapieha!“ . . . Sie war es! Herzliches Händedrücken und eiliger Tausch von Nachrichten; ein angenehmes Begegnis.

Homburg, Donnerstag, den 10. Juli 1845.

Nachmittags auf der Terrasse, mit Koreffs, Fränkel und anderen. Leopold von Buch [1]) . . . teilte Koreff die neuesten wissenschaftlichen Nachrichten aus England mit.

Homburg, Freitag, den 11. Juli 1845.

Mit Koreff lange gesessen. Er trägt mir merkwürdige chemische und physikalische Entdeckungen vor, mit Kenntnis und Geist. Nach einem kurzen Gewitterregen . . . gingen wir zum Brunnen herab. Die Prinzessin von Preußen [2]) begegnete uns, sprach mit mir und Koreff . . . . Herr Fränkel gesellte sich zu uns. Koreff unermüdlich in Erzählungen, Fragen, Bemerkungen. Wir hatten früher viel von Hardenberg und Wilhelm v. Humboldt gesprochen, ich fand manches davon aufzeichnungswert.

---

1) Christian Leopold Frhr. v. Buch (1774—1853), Geologe und Reisender.

2) Die spätere Kaiserin Augusta.

Homburg, Sonntag, den 13. Juli 1845.

Mlle Prudence, die Somnambüle, welche der Professor Laurent für Geld ihre Wunder tun läßt, will ich nicht sehen, auch nicht auf Koreffs Zimmern, die diese mir anbot. Ich hasse dies ganze Gebiet. Die dunklen Kräfte werden schändlich mißbraucht. Man läßt die Arme durch alle Leidenschaften, alle Gefahren, Schmerzen, Gesinnungen gehen, strengt sie durch die mannigfachsten Forschungen an, läßt sie Absurdes erraten, Scheußliches in ihre Vorstellung aufnehmen, unwürdige Spielereien treiben. Was sie leistet, ist ganz erstaunlich und kein Betrug dabei denkbar. . . . Sie sieht Entferntes, Vergangenes, empfindet den Geschmack und Geruch von Dingen, die sie nicht zu nennen weiß, aber beschreibt . . .

Auf der Terrasse mit Koreffs und Fränkel; Gespräch mit Herrn Laurent und Mlle Prudence. Letztere sieht leidend, aber munter aus . . .; war bleichsüchtig, ist es eigentlich noch; die magnetischen Kuren sollen ihr gut tun usw. Herr Laurent aber ist ein plumper Kerl, eigentlich nur ein Wundarzt, der sich die Gelegenheit, Geld durch das Mädchen zu verdienen, gutschmecken läßt. Das Gewerbe hat ein greuelhaftes Ansehen und sollte durchaus untersagt sein! Subskriptionszettel zu einer Vorstellung morgen; ich verweigere meine Unterschrift.

Homburg, Montag, den 14. Juli 1845.

Der größte Teil der eleganten Gesellschaft war bei der Somnambüle.

Homburg, Dienstag, den 15. Juli 1845.

Nachmittagskaffee auf der Terrasse. Präsident v. Kleist, Koreffs, Frau v. Willisen. Großer Spaziergang mit Koreffs, Fränkel und einem polnischen Grafen nach Waldlust . . . Was ich von der gestrigen Vorstellung der Mlle Prudence höre, macht mir die Sache mehr als verdächtig. Es scheint grober Betrug im Spiele, und der Dr. Laurent zeigt sich als

unverschämter Marktschreier. Somnambüle mag das Mädchen ursprünglich gewesen sein, aber jetzt scheint sie wach ein verschmitztes Spiel zu treiben. Die Versuche, welche man prahlend zu rühmen pflegt, wurden diesmal verweigert; man wiederholte solche, die weniger zu prüfen waren, und statt der aufmerksamen Fremden ließ man nur die schon befangenen, dienstwilligen Bekannten heran, die Gräfin Kisselew, Madame Koreff. Wie aber konnte Koreff diesen Kerl und seine Versuche rühmen, ein so zweideutiges Benehmen gutheißen, Koreff, der so genau mit dem Magnetismus bekannt ist?

Homburg, Mittwoch, den 16. Juli 1845.

Einen Witz von Heine erzählte mir Koreff. Oehlenschläger [1]) hatte bei Heine eines seiner neuen Trauerspiele vorgelesen, schlecht, mit seiner dänischen Sprachverderberei des Deutschen. Humboldt war der Einladung glücklich ausgewichen, Heine aber hereingefallen, und dafür rächte er sich nach der Vorlesung, indem er statt des erwarteten Lobes nur sagte: „Ich hätte mir doch nie vorgestellt, daß ich so gut Dänisch verstände.“

Homburg, Donnerstag, den 17. Juli 1845.

Sehr viel Gutes über Koreff gehört. Seine Praxis und sein ärztliches Ansehen sollen in Paris noch sehr groß sein; nur seine gesellschaftliche Geltung hat durch seine Unklugheit gelitten. Ein alter preußischer Offizier, dessen Namen ich wohl noch erfahren werde, beteuert hier, daß er Koreffs Sorgfalt und Einsicht Leben und Gesundheit zu verdanken habe.

Homburg, Freitag, den 18. Juli 1845.

Koreff unterhält uns zwei Stunden lang und darüber mit den erlesensten, vortrefflichsten Geschichten, ärztlichen, politischen, militärischen, von Talleyrand, Fouché, Marmont,

---

1) S. Seite 50, 52, 68 f.

Madame de Boufflers usw.[1]) Schade, daß man sie nicht aufschreiben noch ganz so, wie er sie erzählt, behalten kann. Er erzählt fließend, eindringlich, mit glücklicher Szenerie, nie übertreibend, nie belästigend und immer mit bester Laune . . . Koreff erzählt aus Hardenbergs Mund, was auch in dessen Memoiren stehen soll.

Homburg, Sonntag, den 20. Juli 1845.

Besuch von Carrière[2]) . . . Ich führte Carrière zu Koreff, wo wir lange blieben und sich ein ernst-wissenschaftliches Gespräch entspann. Carrière gab Auskunft über die Universität Gießen und erzählte Liebigs[3]) merkwürdige Laufbahn . . . Koreff war auch sehr gut und machte aus dem wissenschaftlichen Pariser Leben erhebliche Mitteilungen, — über chemische Experimente, Gefahren der Wissenschaft, merkwürdige Entdeckungen.

Homburg, Donnerstag, den 24. Juli 1845.

Endlich sah ich Koreff einmal wieder. Er sieht verstört und zerstreut aus, kleidet sich übel; er sollte nur Schwarz tragen. Ein Brief des großen Cuvier an Herrn de Boisbertrand lautet buchstäblich wie folgt: . . .[4]) Wahrlich ein ehrenvolles Zeugnis, das manchen Übelstand aufwiegt.

---

1) Über Talleyrand s. Seite 499, über die Marquise de Boufflers Seite 70. — Joseph Fouché, Herzog von Otranto (1763 bis 1820), Polizeiminister unter Napoleon und Ludwig XVIII. — Auguste Frédéric Louis de Marmont, Herzog von Ragusa (1774 bis 1852), französischer Marschall, kämpfte 1830 gegen den Juliaufstand und ging mit Karl X. ins Ausland.

2) Moritz Carrière (1817—1895), Philosoph und Ästhetiker, hatte in Gießen und Göttingen studiert, war seit 1842 Privatdozent in Göttingen, wurde 1849 Professor, seit 1853 in München.

3) Justus Liebig (1803—1873), der berühmte Chemiker, seit 1824 in Gießen. Seine älteste Tochter heiratete 1853 Moritz Carrière (s. oben).

4) Hier folgt der S. 526 abgedruckte Brief Cuviers vom 29. Juni 1830.

Homburg, Sonnabend, den 26. Juli 1845.

Koreff setzte sich zu mir, erzählte und fragte vieles; zuletzt gab er mir Auskunft über neue medizinische Versuche in Paris, chirurgische Heilungen merkwürdiger Art. Eigentlich lebt er ganz in diesen Sachen, und was er sonst betreibt, betreibt er nur verborgen. Mancherlei, was ihm der Fürst v. Hardenberg einst vertraut, war mir längst bekannt, anderes dagegen nicht, aber auch etwas zweifelhaft. Koreffs Gedächtnis ist ungeheuer, aber doch nicht ohne Einwirkung seiner Phantasie, und seine Kritik beim Auffassen war von jeher schwach. Wilhelm v. Humboldts und Boyens Zweikampf beim Wiener Kongreß, insofern es zum wirklichen Schießen soll gekommen sein, bleibt mir noch problematisch[1]), obwohl Koreff versichert, Humboldt habe in die Luft geschossen, Boyen aber gezielt . . .

Mit Koreff noch eine Weile umhergegangen. Der Fürst von Hohenzollern-Hechingen hatte ihm eben noch ein hübsches Wort vom Fürsten von Ligne[2]) gesagt: Un prince doit se servir de sa cour comme d'un paravent, derrière lequel il cache sa faiblesse et sa bêtise.

Homburg, Sonntag, den 29. Juli 1845.

Koreff mit dem Grafen zu Solms-Laubach im Gespräch; es ist der Flügeladjutant des Königs [von Preußen]. . . .

Homburg, Dienstag, den 29. Juli 1845.

Koreff erzählte mir wichtige Begegnisse mit Talleyrand, Sebastiani[3]), Metternich, Hardenberg; auch von dem eben

1) Das Duell hat gleichwohl im Frühjahr 1815 stattgefunden. S. Gustav Schlesier, „Erinnerungen an W. v. Humboldt", Stuttgart 1845, II, 1, der als Grund eine geringfügige Etikettenfrage angibt. „Es waren keine Zeugen dabei als Fürst Hardenberg und der auch von Humboldt hochgeschätzte Arzt Dr. Koreff. Das Duell verlief unblutig."

2) Karl Joseph Fürst v. Ligne (1735—1814), der geistvolle Grandseigneur, österreichischer Feldmarschall.

3) François Horace Graf Sebastiani (1772—1851), Soldat und Diplomat unter Napoleon, Minister und Gesandter unter Louis Philippe, 1840 Marschall.

verstorbenen Grafen Grey [1]) der sich schon alt in Lady Blessington verliebte und ihr die zärtlichsten Briefe schrieb, die Koreff von ihr zu lesen bekam. Auch Naturwissenschaftliches kam zur Sprache.

Homburg, Mittwoch, den 30. Juli 1845.

Ich saß einen Augenblick bei Madame Z., da sagte die: „Da kommt Anna Theremin und ihr Bruder! Der Vater[2]) ist auch hier, aber zuerst aufs Schloß gegangen." . . . Ich sagte es Koreff, daß er nicht wegginge. Endlich kam Theremin, sehr überrascht, mich zu finden . . . Wir trafen Koreff; Theremin fragte ängstlich, ob das „Du" noch gelten könne, aber Koreff hatte es schon frisch gebraucht. Es war eine freudige Spannung, daß wir alte Freunde sechzigjährig und nach den verschiedensten, uns trennenden Geschicken einander doch treu, hier unerwartet zusammentrafen, im Grünen, froh der Erinnerungen, zu neuen Gefühlen lebendiger Gegenwart erweckt. Theremin meinte, die heutige Jugend habe nicht solche Freundschaften und Strebungen, wie wir sie gehabt . . .

---

1) Charles Graf Grey (geb. 1764), englischer Staatsmann, 1830 bis 1834 Premierminister, gest. 17. Juli 1845.

2) über Koreffs Jugendfreund, den Hofprediger Franz Theremin (1780—1846) s. Seite 31. Er war 1824 Oberkonsistorialrat im Kultusministerium, 1839 Professor an der Universität Berlin geworden und hatte zahlreiche Predigten und Erbauungsgeschichten veröffentlicht, die sich durch große Formvollendung auszeichneten und noch lange nach seinem Tode zu hohen Auflagen kamen. Offenbar angeregt durch dies Wiedersehen mit Theremin, beschäftigte sich Varnhagen im Herbst 1845 mit seinen Schriften. Am 3. X. schreibt er in sein Tagebuch (III, 225): „Abends las ich in Theremins Gedichten und Reflexionen. Er hat unleugbare Gaben der Poesie und der Betrachtung, aber auf allen Seiten hemmt ihn der Theolog, der Prediger. In seinen Gedichten und Reflexionen ist mir merkwürdig, daß er den Stil der besten Schlegelschen Zeit, des Athenäums, glücklich festgehalten hat, aber auch dabei stehen geblieben ist." — „Das Athenäum, Eine Zeitschrift von August Wilhelm und Friedrich v. Schlegel" war 1798—1800 (3 Bde.) in Berlin erschienen.

Koreff ließ ein Feuerwerk von Laune, Witz, Erinnerungen und Betrachtungen aufsprühen. Theremin blieb in einem freudigen Staunen und Lachen und wurde ganz mit belebt; einige Witzworte Koreffs waren wirklich von erstem Glanze, überraschend prächtig und treffend, und eines baute sich über das andere. „Er ist ganz der alte“, rief Theremin. Wir gedachten Chamissos, Neumanns, Lafoyes, Roberts, sogar — mit inniger Unlust — Hitzigs[1]), gedachten des grünen Almanachs, unserer Sonette, unserer Tees[2]). Wir blieben anderthalb Stunden zusammen; endlich mußten Theremins wegfahren; sie reisen nach Genf. Theremin erklärte, diesen Tag zähle er unter die glücklichsten seines Lebens, und schied in wahrer Rührung. Von uns dreien war er entschieden der am meisten vom Alter Gedrückte, Gebrochene. Dazu kam das geistliche Bewußtsein, das er doch stets bewahrte und in welchem schon früh die geistige Frische ihm untergegangen war. Bedauerte er doch, daß Madame Dudevant[3]) im „Spiridion“ nicht zum Christentum gelangt ist. „Es ist

1) Nach Hitzigs Tode (1845) entlud Varnhagen diese Unlust in einer Notiz anläßlich von W. Härings wohlwollendem Nachruf: „Hitzigs Augendienerei, kriechende Geschäftigkeit, sein nach Gunst Ringen, sein bloß aus diesem Trieb entstandenes Frömmeln, seine maßlose, lächerliche Eitelkeit sind [darin] gar nicht angedeutet ... Seine späteren Jahre waren erbärmlich, er selbst in lauter Eitelkeit und Schwäche zugrunde gegangen.“ Und am 18. August 1855 (Tagebücher, XII, 212) nennt er ihn „einen der Menschen, von deren Eitelkeit und Scheinwesen ich am meisten zu leiden gehabt. Er war nicht nur selber ein schlechter Freund, sondern suchte mich auch bei Chamisso möglichst zu untergraben“. Dagegen schrieb Chamisso am 9. Juni 1838 an La Foye: „Hitzig ist ein wahrhaft frommer Christ — tolerant und in Philanthropie seine Frömmigkeit prägend, — nützend, Gutes wirkend, überall da, wo es gilt“. Hitzigs Wohltätigkeit ist bekannt. Wiederholt nahm er sich auch verwaister Töchter seiner Freunde an. So fanden Chamisso und Neumann unter Hitzigs Pflegetöchtern ihre Gattinnen.

2) S. Seite 31 ff.

3) Aurore Dudevant, geb. Dupin (1804—1876), als Schriftstellerin George Sand.

sein Metier", sagte Koreff, „man muß es ihm lassen und darüber hinwegsehen!" Koreff und ich aßen noch zusammen und schieden dann.

Homburg, Freitag, den 1. August 1845.

Nachmittags mit Koreff beim Kaffee, Madame Koreff auch eine Weile mit uns . . . Auf Koreffs Betrieb machten Fränkel und ich mit ihm eine Ausfahrt nach Friedrichsdorf; . . . Koreff unerschöpflich in Witz und Erzählung.

Homburg, Sonnabend, den 2. August 1845.

Nachmittags beim Kaffee mit Koreff und Frau. Bald kam auch Poley, der wieder von Wiesbaden gekommen. Nachher lange mit P., der mir aus seinen Geschäftsverhältnissen mit Werther[1]) und Bülow[2]) erzählt . . . . Über Koreffs Verhältnisse in Paris, billig und teilnehmend, aus der Anschauung . . . Es war heute wieder ein Wolkenhimmel von größter Abwechslung und Pracht . . . Koreff und ich widmeten dem Schauspiele die größte Aufmerksamkeit und sprachen dabei von Humboldt und Goethe, auch von Rahel.

Homburg, Sonntag, den 3. August 1845.

Koreff, der wieder sehr belebt ist und ausgezeichnete wissenschaftliche Dinge sagt, auch mitunter ganz weichmütig und gerührt wird. Er hat einen solchen Überfluß an gutem Willen, daß dieser unmöglich aller zur Tat werden kann; er muß in Versprechungen überlaufen, die zu erfüllen unmöglich wird. Ich bin ganz davon überströmt worden; wenn er nur die wegen Rahels Briefen nicht vergißt! . . .

Besuch mit Koreff bei dem Oberstleutnant Schmidt von unserm Generalstabe, der am Fuß leidet; ein Mann von großen Kenntnissen und scharfer Einsicht; er sieht die Zu-

---

1) S. Seite 531, Anm. 6.

2) Wohl W. v. Humboldts Schwiegersohn Heinrich Frhr. v. Bülow (1792—1887), 1842 bis 1845 preußischer Minister des Auswärtigen.

kunft düstrer noch als ich . . . Koreff begleitete mich zu mir nach Hause und blieb noch lange [1]).

* Ernestine Panckoucke an Koreff in Homburg [2])

Bad Ems, 10. August [1845].

Ich bin sehr traurig, lieber Koreff, daß Ihre Rheinfahrt meine Pläne umwirft. Ich wollte morgen nach Homburg reisen, dort zwei Tage bei Ihnen bleiben und dann nach Baden gehen . . . Da Sie aber Majestäten nachlaufen wollen, fahre ich direkt nach Baden und besuche Sie auf dem Rückwege, falls Sie noch in Homburg sind. Aber das ist nur eine Idee, kein fester Plan. Sonst sehen wir uns im Winter wieder. Wie gern hätte ich mich an Ihrem von Natur wie durch die Wissenschaft so reich ausgestatteten Geist erfreut, nicht minder an der boshaften und doch gutherzigen Grazie Ihrer Frau . . . Leben Sie beide wohl, liebe Freunde, und kehren Sie uns gesund und munter zurück. Das Glück der anderen ist jetzt mein Glück. Ihre ergebene Freundin

Ernestine Panckoucke.

Baden, 22. August [1845].

Sind Sie nach Homburg zurückgekehrt, nachdem Sie der Königin von England, dem Kölner Dom und den Ufern des Rheins den Tribut Ihrer Bewunderung gezollt haben? . . . Ich gedenke noch ein paar Tage in dem köstlichen Baden zu bleiben und dann zwei bis drei Tage mit Ihnen zu verbringen. Antworten Sie mir, ob Sie am 31. noch dort sind. . . . Es täte mir sehr leid, Sie nicht zu sehen. Herzliche Grüße an Sie beide von Ihrer ganz ergebensten

Ernestine Panckoucke.

---

1) Am folgenden Morgen verließ Varnhagen Homburg.

2) Dieser und die folgenden Briefe aus der Varnhagen-Sammlung. Die Blumenmalerin Ernestine Panckoucke, geb. des Ormeaux, war die Gattin des Schriftstellers und Pariser Verlegers Charles Louis Fleury Panckoucke (1780—1844).

* Ernestine Panckoucke an Frau Koreff

[Homburg,] 7. September 1845.

Ich habe nicht den Mut, Ihnen mündlich zu sagen, daß ich Sie morgen verlassen muß; ich erhielt einen Brief, der mich zur Abreise nötigt . . . So muß ich mir das Vergnügen versagen, noch ein paar Tage Ihre reizvolle Gesellschaft, die Reize von Homburg und die des gelehrten und stets liebenswürdigen Doktors zu genießen . . . Auf baldiges Wiedersehen! Ich erwarte Sie in Fleury, wo wir noch im Freien sein werden . . .

Honoré de Balzac an Frau v. Hanska [1])

1. Januar 1846.

. . . Ich komme endlich zu dem Briefe, den Ihnen das seltsame und unfaßliche Benehmen der Frau A. . . . gegen Koreff diktiert hat. Ihre heftigen Vorwürfe haben mich ganz niedergeschmettert . . . Nie im Leben habe ich eine Indiskretion begangen. Von meiner Aufrichtigkeit abgesehen, sprechen folgende Gründe für meine Verschwiegenheit: 1. Ehrgefühl und Rechtschaffenheit, 2. die Gewißheit, dem Wesen, dem ich ergeben bin, zu schaden, 3. die Unmöglichkeit, meine Geschäfte wieder zu regeln, 4. völlige Ungewißheit über das Ergebnis meiner Wünsche. Und da werde ich schnöder Klatschereien bezichtigt, ich, dessen Benehmen makellos ist! Dieser Koreff ist ein infamer Spion Österreichs. Da er nirgends mehr empfangen wird, grüße ich ihn nicht mehr, antworte ihm kaum noch, wenn er mich anspricht. Frau A. . . weiß das nicht; sie spricht vertraulich über Ihre Interessen wie über meine Angelegenheiten mit dem gefährlichsten Menschen, den ich kenne. Das ist wirklich unglaublich! Außerdem steht Koreff in Beziehungen zu einer sehr üblen Frau v. B . . ., einer Klatschbase und ausgemachten Spionin, nicht nur in der Politik, sondern auch, um in

1) Lettres à l'Etrangère, Paris 1899.

übung zu bleiben. Wer weiß, ob diese Leute nicht einen Bericht daraus machen werden? Wer weiß, ob Koreff als österreichischer Spion sich nicht die unsinnigen Anvertrauungen des blöden Weibes zunutze gemacht hat, um zu einer zweiten hyperboräischen Macht überzugehen? ... Koreff, den ich seit anderhalb Jahren nicht mehr gesehen, seit drei Jahren nicht mehr angeredet habe, nennt sich meinen Freund. Das ist wirklich der Gipfel der Unverschämtheit . . .

Ludwig Spach über Koreff [1])

. . . Die von Balzac gegen Koreff ausgesprochenen Beschuldigungen sind so häßlicher Art, daß . . . ich es nicht wage, solche zu wiederholen, und sie nur durch die Zornesglut des an seiner Ehre angegriffenen, geschädigten, in den Augen seiner Freundin verkleinerten Mannes zu erklären, zu beschönigen vermag . . .

Ich spreche unparteiisch und zum Teil gegen meine früheren Eindrücke. Koreff, der preußische, in Paris akklimatisierte Arzt, war von jeher den widerwärtigsten Verleumdungen ausgesetzt und zugleich von armen deutschen Skribenten, Abenteurern und Doktoren umlagert. Er schob sie, sich ihrer zu entledigen, seinen Bekannten zu, brachte sich selber durch solches Verfahren in unangenehmen Ruf. Aber die hohen Geistes- und Gemütseigenschaften Koreffs blieben für mich unberührt, auch wenn er in späteren Jahren meinen Augen entschwand und auf einem abschüssigen Pfade dem Abgrund zurollte. Koreffs Memoiren, hätte er deren zu schreiben gewagt, wären jedenfalls belehrend ausgefallen und hätten zum hundertsten Male bestätigt, daß ein einfaches Verweilen auf offen daliegender modester Lebensbahn dem blendenden

1) Zur Geschichte der modernen französischen Literatur, Straßburg 1877, S. 273 f. Adolf Ludwig Spach (1800—1879), aus Straßburg, wo er später als Archivar lebte, schrieb französische Romane sowie französische und deutsche Werke über Geschichte und Zeitgeschichte.

Beschreiten einer größeren Schaubühne bei weitem vorzuziehen ist.

* Koreff an Ferdinand Neigebauer [1])

Erweisen Sie uns die Ehre und die Freude, lieber Landsmann, heute mit uns ein ganz frugales Mahl, wie es Spartanern geziemt, einzunehmen. Sie werden die Bekanntschaft meiner Frau machen, die es sehr wünscht, und auch eine andre alte Bekannte wiederfinden — ein gebratene Gans nach alter deutscher Art und Weise. Um 1/2 7 Uhr. Eine Silbe Antwort, und zwar Ja!

* Koreff an Oppenheim [2])

19. April [1846?].

Der Brief meiner Frau, den ich beim Portier abgegeben habe, scheint doch nicht in die Hände des Herrn Oppenheim gekommen zu sein, denn sonst würde dieser wohlerzogene Gentleman gewiß nicht versäumt haben, ihn zu beantworten. Herr Oppenheim wird also ersucht, der Geh. Rätin Koreff einige Minuten seines Besuches gönnen zu wollen, da es ihr zu langweilig ist, noch einmal über einen so unbedeutenden Gegenstand zu schreiben. In der Erwartung der Ehre dieses Besuches ergebenster Staatsrat Dr. Koreff.

---

1) Stadtbibliothek Breslau. Undatiert. Joh. Daniel Ferdinand Neigebauer (1783—1866), ein schlesischer Pfarrerssohn, Reise- und Tagesschriftsteller.

2) Von der Kestnersammlung der Universitätsbibliothek in Leipzig freundlichst zur Verfügung gestellt. Das Datum auf dem Poststempel ist undeutlich. Empfänger war vielleicht der Schriftsteller Heinrich Bernhard Oppenheim (1819—1880), der 1849 bis 1860 als Flüchtling im Ausland lebte und 1873 bis 1877 Mitglied des Reichstages war, oder der durch sein Heinebildnis bekannte Frankfurter Maler Professor Moritz Oppenheim. Der an sich gleichgültige Brief trägt folgenden Vermerk des Empfängers: „Staatsrat Koreff, bekannt vom Wiener Kongreß als Apostel Hardenbergs und durch seine famose Tibullübersetzung, trägt eine rote Lockenperücke.“

*Koreff an Gustav Ölsner-Monmerqué[1])

[Paris, 1847.]

Lieber, trefflicher Freund! Tausendmal danke ich Ihnen für Ihre lieben, wohlmeinenden Worte und Ihre hochherzige Verwendung bei Ihrem Herrn Onkel. Ein altes Sprichwort sagt: Noblesse oblige, aber ich will mit leichter Abänderung sagen: Bonté oblige, und es dann stracks auf Sie anwenden. Seien Sie so hochherzig, mir so schnell wie möglich ein gutes und dringendes Empfehlungsschreiben an den Herrn Präsidenten Sylvestre de Chanteloup, Rue de Seine Nr. 6, für meine arme Klientin, Madame Lafon, zu verschaffen. Wahrlich, das ist eine gute und edle Tat, Ihrer Hochherzigkeit würdig. Nie hat eine Frau edler und hochherziger gegen ihren Mann gehandelt. Er ist zwar kein schlechter Kerl, aber der Leichtsinn und die Torheit in Person, und hat infolge dieser Eigenschaften ihr ganzes Vermögen durchgebracht und ihr ganzes Dasein vernichtet. Ich als Arzt und unparteiischer Richter habe das alles mit angesehen und bin voller Ehrfurcht und Bewunderung für den Heldenmut und die tapfere Entsagung dieser Frau. Schließlich hat ihr Anwalt, Herr Archambault, den sträflichen Leichtsinn begangen, ihre Gütertrennung nicht durch einen Notar rechtsgültig machen zu lassen. Es handelt sich leider nur darum, eine sehr bescheidene Wohnungseinrichtung in Sicherheit zu bringen, und ihre Privatunterschrift reicht dazu nicht aus. Die Gläubiger ihres Gatten stürzen sich wie Geier auf diese Beute, und die Ärmste läge auf der Straße, wenn sie diesen Prozeß verlöre.

Sie sehen also, wie wichtig es ist, ihr diese letzten, spärlichen Reste eines alten Reichtums zu retten. Ihrem edlen,

1) Aus Varnhagens handschriftlichem Nachlaß. Die Vorlage ist französisch. Der Empfänger (gest. 1853) war der Sohn von Varnhagens altem Freunde, dem preußischen Legationsrat Karl Engelbert Ölsner (1764—1828), der den Namen seiner Gattin, geb. de Monmerqué, dem seinen angefügt hatte.

großmütigen Herzen wage ich diese ehrenvolle Aufgabe anzuvertrauen. Es ist notwendig, die Ansicht des Präsidenten in dieser Hinsicht aufzuklären. Ihnen wird es bei Ihren engen Beziehungen zum höheren Richterstande möglich sein, bis zu diesem würdigen Richter vorzudringen und ihm die Stimme der Wahrheit und der geopferten Unschuld zu Ohren zu bringen. Ich weiß, daß Ihr Charakter ebenso hoch steht wie Ihr Herz, und zweifle keinen Augenblick daran, daß Sie alles versuchen werden, um dies zu erreichen. Schicken Sie mir dies Schreiben sobald wie möglich, denn Sonnabend ist der Termin. Periculum in mora!

Koreff an Letronne [1])

[Paris,] Donnerstag [1847].
Rue Neuve-Saint-Augustin 50.

Hochverehrter, trefflicher Freund!

Gestern sprach ich mit Frau v. Rothschild über Ihren liebenswürdigen Vorschlag, unter Ihre Obhut die Denkmäler von Ninive zu sehen [2]). Sie hatte den lebhaften Wunsch, den Vorteil Ihrer lehrreichen Anwesenheit bei der Besichtigung dieser Bruchstücke wahrzunehmen. In der Überzeugung, daß es Ihnen sehr angenehm sein wird, diese liebenswürdige Dame zu sehen, habe ich sie gedrängt, mit ihrer Tochter hinzugehen. Ich beeile mich, Sie davon in Kenntnis zu setzen. Ich bitte Sie inständigst, suchen Sie, wenn Sie einen Augenblick Muße haben, oder veranlassen

---

1) S. Seite 545.

2) Es handelt sich um die Ausgrabungen von Emile Botta, französischem Konsul in Mossul, der unter Beihilfe des in Paris lebenden deutschen Orientalisten Julius Mohl, 1842 bis 1844 bedeutsame assyrische Ausgrabungen in Kujundschik (Ninive) und Chorsabad ausgeführt hatte. Im Februar 1847 langten die dort gefundenen Skulpturen in Paris an und fanden Aufstellung im Louvre-Museum. (A. Michaelis, Ein Jahrhundert kunstarchäologischer Entdeckungen, 2. Aufl., Leipzig 1908, S. 85 f.)

Sie Ihre liebenswürdige Tochter zum Suchen der sieben Bände von Lichtenbergs Erklärungen zu Hogarth, die ich Ihnen vor mindestens sieben Jahren geliehen habe[1]. Ich habe sie sehr nötig; ein Ersatz ist nicht möglich, da die Ausgabe seit lange vergriffen ist. Ohne diesen fatalen Umstand würde ich Sie nicht quälen. Viele Empfehlungen an Ihre Fräulein Tochter. Ihr ergebener Bewunderer

Koreff.

* Koreff an Varnhagen v. Ense[2]

[Paris,] 13. April 1847.

Der Überbringer dieser Zeilen von Deinem alten Jugendfreund, der ihn um das Glück beneidet, Dich wiederzusehen und mit Dir plaudern zu können, ist Herr Wißlow[3], einer der Redakteurs des Portefeuille diplomatique, der nach Berlin geht, um den politischen Puls zu fühlen und die Prognose zu stellen, ob es ein hitziges Fieber oder ein chronisches Siechtum werden wird. Es ist ein geistreicher, redlicher, wohlwollender Mann, den das Schicksal wacker umgetrieben hat, der es sich sauer werden läßt und der daher gegründete Ansprüche auf gastfreundliche Aufnahme von edlen, freigesinnten Menschen, wie Du bist, verdient. Sei ihm hold, öffne ihm durch Deine Autorität die Pforten des großen Dramas und stelle ihn auch in die Kulissen, damit er die Schauspieler mit ihrer Schminke und ihrem Flitterstaat in der Nähe sehen könne.

Wieviel gäbe ich darum, wenn ich so glücklich sein könnte, jeden Tag mit Dir ein Viertelstündchen in dieser verhängnisschwangeren Zeit, die hoffentlich mit keinem Mondkalb niederkommen wird, vertraulich plaudern zu können. So gut wird es mir leider nicht. Kaum wage ich es, Dir die Anmutung zu machen, mir in freien Momenten einige Frag-

1) S. Seite 551, 553 f.
2) Aus Varnhagens handschriftlichen Nachlaß.
3) Anmerkung Varnhagens: Wysluch.

mente hinzuwerfen, aus welchen ich schon, von Deiner Klarheit beleuchtet, selbst aus der Ferne den Zustand des Kranken mir werde zu entziffern suchen. Erst vor einer Stunde hat mir Herr W. zugesagt, daß er noch heute abzureisen gedenkt. Deswegen kann ich mich nur kurz fassen und nur das Notwendigste berühren. Unser guter trefflicher Carrière[1]) hat mir Deinen streitbaren Band[2]) gebracht, den ich mit Heißhunger, wie alle Deine Schriften, verschlungen habe, und über welchen ich Dir ausführlicher zu schreiben gedenke.

Unser Freund[3]) ist hier ausgezeichnet gut aufgenommen, und reich beladen mit Schätzen kehrt er in seine Geisterzelle zurück und wird das, was er auf der großen Flur gesammelt, dort in der abgeschiedenen Einsamkeit in Honig und Wachs verwandeln. Sein Buch[4]) gefällt ungemein und hat ihm hier einen guten, dauernden Namen gemacht. Ich sage Dir nicht, daß meine Frau und ich alles mögliche getan, um ihm seinen Aufenthalt so angenehm zu machen, wie ich es nur, von unerbittlichen Geschäften gedrängt und von der Tageslast oft erdrückt, gekonnt. Er ist Dein Freund, durch Dich mit uns in Berührung gebracht — ist das nicht hinreichend, ihm unsre Herzen zu gewinnen? Seine sanfte, tiefschauende Natur hat das übrige getan, und wir haben ihn herzlich lieb gewonnen. Ich habe ihn zu Guizot[5]) geführt, wozu er niemanden fand. Ich sende Dir Guizots Billett, weil es Dich in jeder Hinsicht interessieren wird. Zeige es hübsch den Berlinern, damit sie sehen und lernen, mit welcher Freundlichkeit waltende Staatsminister fremde Philosophen und ihre Freunde empfangen.

---

1) S. Seite 560.

2) Gemeint ist vielleicht „Hans v. Held, ein preußisches Charakterbild", Leipzig 1845, oder „Karl Müllers Leben und kleine Schriften", Berlin 1847, beide von Varnhagen v. Ense.

3) Moritz Carrière.

4) Gemeint ist vermutlich „Die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit" (1847).

5) S. Seite 530.

Was sagst Du zu Lamartines neuestem Werk [1])? Welchen Eindruck macht es in Berlin? Kennst Du Chateaubriands neidisches Wort: „Il a doré la guillotine“ [2]).

Stelle den guten Wislow deinen Freunden vor. Mache ihm das Leben leicht und fröhlich, damit er seine politische Erziehung vollende. Bringe ihn mit vielen Menschen verschiedener Art in Berührung, damit er nicht einseitig urteile und die Freiheit seines Blickes nicht benebelt werde.

Gib mir Nachricht von Deiner Gesundheit und Deinem Treiben. Weinen möchte ich, daß Du nicht bei diesen Generalstaaten [3]) bist. Wirst Du denn nicht in dies Räderwerk mit Deinem mächtigen Wort und schauenden Geiste eingreifen? Fordert man Dich denn nicht dazu auf? Sie haben doch wahrlich keinen solchen Überfluß an Staatsmännern, die durch Studium der Geschichte, durch angeborenes Talent und durch schauenden Blick in die Zukunft zu solcher Tätigkeit geschaffen sind. Grüße mir alle meine Freunde — die Mühe wird nicht groß sein —, denn natürlich bin ich vergessen. Lebwohl und gedenke Deines Jugendfreundes!

Meine Frau grüßt Dich herzlich — das versteht sich von selbst. Sie schickt Dir beiliegende Autographen.

Koreffs Rechtsstreit mit den Erben der Kameliendame [4])

Meldung der „Haude- und Spenerschen Zeitung“.

Paris, 25. November 1847.

Der Arzt, Herr Koreff, hat gestern in einem Prozeß wegen Honorarforderungen vor Gericht gestanden. Es han-

1) Die „Histoire des Girondins“ (1847) von Alphonse de Lamartine (1790—1867), die viel zur Revolution von 1848 beitrug, in der Lamartine zeitweise das Haupt der provisorischen Regierung wurde.

2) Er hat die Guillotine vergoldet.

3) Der am 11. April eröffnete Vereinigte Landtag.

4) Marie Duplessis (1824—1847) ist das Urbild der durch Alexandre Dumas d. J. Schauspiel „Die Kameliendame“ (1852)

delte sich um eine vielgekannte galante Dame aus dem Quartier Notre Dame de Lorette, Marie Duplessis, eine Zeitlang die Löwin des Tages, die aber in der Blüte ihrer Jahre durch eine Lungenschwindsucht hingerafft wurde. Herr Koreff erschien nun vor dem Ziviltribunal, erklärte, er habe der Dlle Duplessis 280 Besuche gemacht, und verlangte von den Erben 14 000 Franks Honorar. Allein der Advokat der Erben suchte zu erweisen, daß Herr Koreff bei Mlle Duplessis nicht als Arzt, sondern als Besucher ihres Salons durch Liszt eingeführt worden sei [1]), daß er sie nie behandelt habe, ja er suchte durch Pässe, Wirtshausrechnungen, Briefe usw. darzutun, daß Mlle Duplessis zur Zeit, wo Dr. Koreff ihr angeblich 280 ärztliche Visiten gemacht haben will, gar nicht in Paris, ja nicht einmal in Frankreich gewesen, sondern auf einer Reise in Deutschland abwesend war. Das Gericht ließ den Advokaten nicht zu Ende plädieren, wies die Forderung des Herr Koreff als unbegründet ab und verurteilte ihn in die Kosten.

Koreff an Varnhagen v. Ense [2])

Paris, den 10. Dezember 1847.

Ich bin heute genötigt, mein alter Freund, Dich mit einem verdrießlichen Auftrage zu belästigen, der aber für mich von großer Wichtigkeit ist und weshalb Du mich gewiß entschuldigen wirst. Die „Vossische Zeitung" [3]), deren Redaktoren, Lessing und Wolf, ich mir befreundet glaubte, wozu

---

und Giuseppe Verdis Oper „La Traviata" (1853) unsterblich gewordenen Marguérite Gautier. Seit 1844 schwindsüchtig, hatte sie 1845 u. a. Koreff konsultiert, der sie mit einer Strychninlösung zu heilen versuchte.

1) S. den Brief von Liszt auf Seite 580 f.

2) Veröffentlicht in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung (München), 10. Januar 1907.

3) Die Meldung der Vossischen Zeitung deckt sich mit der vorstehenden der Haude- und Spenerschen Zeitung vom gleichen Tage.

ich durch meine Gefälligkeiten und Dienste mich für berechtigt hielt, haben den unwohlwollenden Leichtsinn gehabt, einen lügenhaften, boshaften Artikel aus der Gazette des Tribunaux (27. November), den ein Feind hat hineinsetzen lassen, in ihrer Zeitung aufzunehmen. Habe die Gefälligkeit, mit diesen beiden Herren zu sprechen und sie in meinem Namen zu befragen, womit ich es denn um sie beide verdient habe, daß sie sich zum Organ und Echo einer so boshaften Verleumdung so bereitwillig gemacht haben. Zuvörderst ist die Summe, die ich soll gefordert haben, eine große, boshafte, von meinen Feinden rein erdichtete Lüge. Schon habe ich die Gazette des Tribunaux durch meinen Advokaten aufgefordert, diese Lüge sogleich zu widerrufen, was dann auch nach dem hiesigen Gesetzbuch sofort geschehen muß. Meine auf 280 Besuche begründete Forderung war nach dem ärztlichen Tarif (5 Franken für jeden Besuch) 1400 Franken und nicht 14 000 Franken, wie dies aus den Akten bewiesen werden kann. Zweitens hat mich keineswegs mein Freund Liszt bei Madame Duplessis eingeführt und ich habe keineswegs und niemals zu ihrer Gesellschaft gehört, sondern nachdem ich sie in demselben Jahre, wo ich das Glück gehabt, Dich in Homburg wiederzusehen[1]), was mein armes krankes Herz wie Frühlingshauch erquickt hat, von einer schweren Lungenentzündung geheilt hatte, viele Monate nachher Liszt bei ihr begegnet bin, wo sie Liszt mit der rührendsten Dankbarkeit von mir gesprochen hat. Ein Jahr nachher, durch Gram und Unvorsichtigkeiten, die sie auf einer Reise in Deutschland begangen, verfiel sie am Ende Julius 1846 in eine unheilbare Schwindsucht. Ich habe alle meine Kunst angewendet, um das Leben dieser lieblichen holden Frau zu verlängern. Im Monat November wurde ich selbst bettlägerig krank, mußte mich von Jobert operieren lassen und war also gnötigt, sie nicht mehr behandeln zu können. Wenige Monate nachher starb sie. Da

---

1) S. Seite 556 ff.

die Erben mein sauer verdientes Honorar nicht entrichten wollten, war ich genötigt, den Weg der Gerichte einzuschlagen. Mein Rechtsbeistand war so fest von meinem Rechte überzeugt, daß nicht der leiseste Zweifel an dem gütlichen Ausgang des Prozesses obwaltete. Er wurde durch Überladung des Tribunals verzögert und dann durch die Vakanzen verspätet. Ich betrachtete mein Recht für so unantastbar, daß ich nicht einmal den Tag erfuhr, wo er plädiert wurde, und als ich zu meinem größten Erstaunen erfuhr, daß er verloren war, habe ich nicht einmal die Gazette des Tribunaux gelesen, deren schändlich lügenhafter Artikel erst gestern mir zu Gesichte kam, als ein deutscher Freund mir die boshafte Mitteilung der Vossischen Zeitung überbrachte. Ich war davon in tiefster Seele empört. Leider kann ich hier nicht appellieren, weil keine Appellation verstattet ist, wenn die Summe unter 1500 Franken ist. Sogleich habe ich meinem Freunde Liszt geschrieben, der mir durch einen Brief die Lügenhaftigkeit jener ihn betreffenden Angaben bezeugte[1]). Wahrlich, ich weiß nicht, was ich an den Redaktoren der Vossischen Zeitung verschuldet habe. Schon voriges Jahr haben sie es sich angelegen sein lassen, in ihrem Blatt die grundfalsche Nachricht mitzuteilen, als wenn ich die Gemahlin des preußischen Gesandten in Paris, des Herrn v. Arnim[2]), behandelt hätte, während ich nur erst drei Tage vor ihrem Tode zu einer Konsultation mit 3 homöopathischen Ärzten, die sie seit mehreren Monaten behandelten, von dem Minister zugezogen wurde — wo nichts mehr zu machen wurde (!). Ich habe sogleich damals durch den Geheimsekretär von Würset (den Neffen von Weiskirch) an die Redaktion geschrieben, um sie zu veranlassen, ihre falsche Nachricht zu berichtigen, und habe sie inständigst gebeten, mir das Blatt, wo sie es widerrufen würde, sogleich einzusenden. Sie haben mich [bis]

1) S. den Brief von Liszt auf S. 580 f.

2) Heinrich Alexander Frhr. v. Arnim (1798—1861) war 1846—1848 preußischer Gesandter in Paris.

jetzt keiner Antwort gewürdigt und auch das Blatt mit ihrem Widerruf mir nicht zukommen lassen, so daß ich bis zu dieser Stunde noch nicht weiß, ob es geschehen ist. Sei so gefällig, Dich danach zu erkundigen und mir es zu melden. Wahrlich, ich mag mich prüfen, wie ich will, ich habe nur Gutes und Liebes an Lessing und Wolf erwiesen mein ganzes Leben lang und sollte von Ihnen (sic!), was großmütiger wäre, eher geschützt als verfolgt werden. Sprich mit Ihnen (sic!), damit sie nach allen Kräften den Schaden, den sie durch ihre gar nicht zu rechtfertigende Unbesonnenheit meinem Rufe zugefügt, wieder gutmachen mögen, wie es edlen Männern gebührt. Meine Frau grüßt Dich herzlich und vertrauensvoll. Sie ist wie ich von Kummer wegen dieser Ungerechtigkeit und Bosheit gebeugt und krank. Die hiesigen Tribunale sind den Ärzten stets feindlich gesinnt und vorzüglich den fremden, die ihren Kollegen ein Dorn im Auge sind. Ich rechne auf Deine liebevolle Güte, Deine diplomatische Geschicklichkeit, Deine Menschenkenntnis und Deine Tätigkeit [1]). Der sehr dankbare Wißlow empfiehlt sich. Grüße mir herzlich den guten Hitzig — verklage seinen Neffen Oetzel [2]), der trotz meiner dringenden Bitte mich nicht besucht hat und mir doch seine Adresse nicht geben wollte. — Diese Ungerechtigkeit, dieses unverschämte Lügengewebe ist desto niederschlagender für mich, da ich doch wegen meiner Uneigennützigkeit, meiner rastlosen Selbstaufopferung für die Armen allgemein bekannt bin. Wahrlich, das ist un-

1) In der Tat brachte die „Vossische Zeitung" eine Berichtigung in diesem Sinne, worin auch Cuviers anerkennender Brief (s. Seite 526) zitiert wurde. Ebenso brachte die „Spenersche Zeitung" die nachstehenden Widerrufe vom 15. und 27. Dezember.

2) Franz August Oetzel (1783—1850), anfangs Apotheker, hatte 1807 Hitzigs jüngste Tochter Adelaide geheiratet, war 1812 Offizier, 1820 Lehrer an der Kriegsakademie geworden und hatte seit 1832 die optische Telegraphenlinie Berlin—Trier angelegt, deren Direktor er wurde. 1846 wurde er als v. Etzel geadelt, im folgenden Jahre zum Generalmajor befördert. 1848 nahm er aus Gesundheitsrücksichten den Abschied. (W. Erman, „Paul Erman", Berlin 1927, S. 91 ff.)

begreiflich hart. Ich bin davon schwer getroffen. Nächstens wirst Du wieder eine Sendung Autographen erhalten. Wir lassen keine Gelegenheit unbenutzt, um Interessantes für Dich beiseite zu legen. Nimm Dich Deines armen gekränkten Freundes an. Lebe wohl und behalte uns lieb.

Dein alter treuer K.

Berichtigung der Haude- und Spenerschen Zeitung.

Berlin, den 15. Dezember. — Wir erhalten von guter Hand eine Reklamation gegen einen Artikel aus Paris, den wir einem dortigen Blatt in betreff des Geheimen Oberregierungsrates Dr. Koreff entlehnt hatten. Dieser erklärt die Angaben des französischen Blattes für ein Lügengewebe. Nicht 14 000 Franken habe er für die ärztliche Behandlung der Mad. Duplessis gefordert, sondern 1400, was bei 280 Besuchen nur 5 Franken für den Besuch macht, ein in Paris ungemein geringer Satz! Ferner habe nicht Liszt ihn gesellschaftlich bei der Dame eingeführt, mit der ihn überhaupt kein gesellschaftliches, sondern nur das ärztliche Verhältnis verbunden habe. Sodann sei er gar nicht vor Gericht erschienen, sondern habe die Sache lediglich seinem Advokaten überlassen und den empörenden Ausgang erst durch die Gazette des Tribunaux erfahren, deren unredliche Berichterstattung er sogleich zum Gegenstand einer Verleumdungsklage gemacht. Der Geheimrat Koreff hat die Mad. Duplessis im Jahre 1845 von einer schweren Lungenentzündung geheilt, worüber sie sich mit Worten der rührendsten Dankbarkeit ausgesprochen. Ein Jahr später, durch Gram und durch Unvorsichtigkeiten, die sie auf einer Reise in Deutschland begangen, war sie in eine unheilbare Lungenschwindsucht verfallen, und alle Kunst und Sorgfalt des Arztes, das Leben der lieblichen Frau zu verlängern, blieb vergeblich. Dr. Koreff behandelte sie bis wenige Monate vor ihrem Tode, und nur sein eigenes Erkranken — er überstand eine chirurgische Operation — verhinderte in dieser Zeit die Fortsetzung seiner Besuche. Dies ist der faktische Zusammenhang.

Man darf bei diesem Anlasse wohl auf den Umstand aufmerksam machen, daß die französischen Gerichte von jeher den Ärzten abhold gewesen, besonders aber den deutschen, wovon Gall, Swediaur, Harbaur und auch Hahnemann manches aus eigner Erfahrung zu erzählen wußten! Was den Dr. Koreff insbesondere betrifft, so rühmen Franzosen und Deutsche einstimmig die Uneigennützigkeit und Tätigkeit, mit der er von jeher den Armen bereitwillig gedient . . .

Meldung der Haude- und Spenerschen Zeitung vom 27. Dezember 1847.

Paris, 21. Dezember. (Privatmitteil.) — Die vielen Angriffe, welche der Geh. Rat Dr. Koreff in bezug auf die Angelegenheit der Marie Duplessis in Paris und im Auslande durch die öffentlichen Blätter hat erfahren müssen, haben einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht und ihn sehr verletzt. Der nähere Zusammenhang der Sache wird indes zeigen, wie ungerecht jene Angriffe waren und wie sehr man den Dr. K. verleumdet hat. Der Gerichtsdiener hat dem Advokaten der Gegenpartei Aktenstücke gegeben, in denen er sich erlaubt hat, die Data derselben miteinander zu vertauschen und auf diese Weise den Gerichtshof zu hintergehen. Koreff hatte die Marie Duplessis im Jahre 1845 während der Monate April, Mai und Junius behandelt; der Advokat legte indes Aktenstücke aus dem Jahre 1846 vor, woraus hervorgeht, daß jene während jener Monate (1846) in Deutschland gewesen war. Koreffs Advokat hat sich dadurch täuschen lassen und nicht beachtet, daß diese Aktenstücke um ein ganzes Jahr auseinander sind. Eben dieser Übersichtsfehler hat auch bei dem Gericht stattgefunden, so daß auch derselbe Irrtum obgewaltet hat. Der Advokat der Gegenpartei hat sich nicht entblödet zu behaupten, daß Koreff die Marie Duplessis nicht als seine Patientin behandelt habe, sondern daß er bei ihr als Freund des Hauses aus- und eingegangen und dort von Liszt eingeführt worden sei.

Koreff hat indes bewiesen . . ., daß Liszt im Frühjahr 1847 gar nicht in Paris war, ja daß er damals die Marie Duplessis gar nicht gekannt hat, sie erst sechs Monate später kennen gelernt hatte und daß er zu ihr während einer schweren Krankheit gerufen worden war, wozu der Graf von Viel-Castel [1]), von dem zwei Schreiben zu diesem Ende vorliegen, Veranlassung gegeben hatte. Briefe von drei Apothekern und die Rezepte Koreffs, welche bei ihnen niedergelegt sind, sowie ihre Bücher beweisen, daß Koreff die Marie Duplessis zwei Jahre behandelt hat. Unglücklicherweise kann der französischen Gesetzgebung zufolge keine Appellation eingelegt werden, wenn der Gegenstand nicht die Summe von 1500 Franken übersteigt, so daß K. also nicht den Advokaten und den Gerichtsdiener vor diesem höheren Gerichtshof belangen kann . . .

Franz v. Liszt an Koreff [2])

Weimar, 12. Februar 1848.

Wie kommt es, lieber Koreff, daß mein Name in die traurigen Händel hineingezogen wird, von denen Sie mir schreiben, ja daß man ihn benutzt hat, um ihn gegen Sie auszuspielen? Das ist mir ganz unverständlich, und ich würde es mir nie verzeihen, wenn ich im geringsten daran schuld wäre. Gewiß hätte das holde Wesen, dessen problematische Erbschaft diesen Rechtsstreit veranlaßt hat, sich nie vorgestellt, daß sie Ihnen eines Tages derartige Scherereien bereiten würde, als sie Sie mit so koketter Beharrlichkeit als alten Freund zu ihren reizenden Soupers einlud, bei denen sie Ihnen gewissermaßen die Honneurs zu machen auftrug . . . Ich wollte, ich könnte jetzt die Worte liebe-

---

1) S. Seite 594.

2) Marietta Martin, Le Docteur Koreff, S. 134f. Franz von Liszt (1811—1886) war seit 1847 Hofkapellmeister in Weimar. Seine Konzertreisen durch ganz Europa hatten ihn 1845 auch nach Paris geführt.

voller Erkenntlichkeit und zärtlicher Dankbarkeit aufschreiben, die Fräulein Marie Duplessis Ihnen, wie ich mich wohl entsinne, jedesmal wiederholte, wenn sie auf die Umstände ihrer schweren Erkrankung im Jahre 1845 zu sprechen kam! (Irre ich nicht, so haben Sie sie noch bis in den Juni jenes Jahres ärztlich behandelt, wogegen meine Bekanntschaft mit ihr erst im November 1845 begann.) Hätte ein Stenograph damals ihre Worte aufnehmen können, so wäre Ihre Gegenpartei sicherlich völlig überzeugt, daß sie im Irrtum ist, und würde nicht anstehen, die Tatsache als offenkundig anzuerkennen.

Aber mangels einer beweiskräftigen stenographischen Urkunde, die durch ihren Umfang noch an Wert für das Publikum gewinnen würde, hoffe ich zuversichtlich, daß mein ganz schlichtes und ehrliches Zeugnis zu der Feststellung hinreichen wird, daß ich keineswegs das Verdienst hatte, Sie mit Fräulein Duplessis bekannt zu machen. Ganz im Gegenteil, mein lieber Koreff! Sie haben mich gelehrt, sie besser kennen zu lernen und sie richtiger zu beurteilen, indem Sie mir in ihrer Gegenwart sehr rührende Einzelheiten von ihrer Genesung nach ihrem ersten Brustleiden erzählten, dem sie zu erliegen drohte und während dessen Sie sie als Arzt — mehrere Monate bevor ich das Vergnügen hatte, sie kennen zu lernen — mit einer Sorgfalt und Hingebung behandelt haben, die dem Erfolge ebenbürtig war und für die sie Ihnen sehr aufrichtig dankbar geblieben ist.

* Koreff an Varnhagen v. Ense [1])

Paris, den 25. Juni 1848.

Sei so gütig, alter erprobter Freund, lies beifolgenden Brief an meine Schwester, den sie Dir gewiß nicht mitteilen

1) Varnhagen, Biogr. Porträts, 54 ff., gibt diesen Brief nicht vollständig wieder. Er ist aus Varnhagens Nachlaß vervollständigt. Er ist während des sozialistischen Juniaufstandes (24. bis 28. Juni) geschrieben, den der General Cavaignac in blutigem Kampfe niederwarf.

würde, weil sie sich ihres Geizes und ihrer Härte gegen den einzigen Bruder schämt und ein Recht zu schämen hat; schicke ihn ihr, als wenn er bei Dir angelangt gewesen, und tue ja nicht, als wenn Du ihn gelesen hättest. Mache daraus für Spickern[1]) oder für einen anderen Gebrauch, was Du für gut erachtest, und nenne ja meinen Namen nicht, um mich nicht hier lebensgefährlich zu kompromittieren. Siegle den Brief zu. Ich werde Dir alles, was wichtig und geheim ist, melden. Wir sind alle hier von dem Undank und Unverstand empört, Dich nicht nach Frankfurt[2]) geschickt zu haben, als wenn diese Esel eine solche Fülle von ausgezeichneten Geistern und tiefblickenden echten Staatsmännern, wie Du bist, besäßen. — Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens, rufe ich täglich aus.

Hier ist der schwache Lamartine[3]) so in der öffentlichen Meinung gesunken, daß sie in das entgegengesetzte Extrem übergegangen ist. Ich kann ihn durchaus für keinen Verräter halten; ich sage mir stets mit Schiller: Er hat der Lyra zarte Saiten und nicht des Bogens Kraft gespannt! — Sein böser Genius war Ledru-Rollin[4]). Humboldts Freund Arago[5]) hat sich wie ein altes Weib benommen, — nur gestern hat er wenigstens persönlichen Mut gezeigt und war leuchtender bei seinem Untergang als im Zenit seiner Bahn. Sein Nepotismus war empörend und hat alles in dieser Art aus Louis Philippes daran so reichen Zeiten über-

---

1) Samuel Heinrich Spiker, Besitzer der Haude- und Spenerschen Zeitung.

2) Zur Nationalversammlung. Varnhagen hatte jedoch selbst die Wahl zum Abgeordneten der Nationalversammlung abgelehnt.

3) S. Seite 573.

4) Alexandre Auguste Ledru-Rollin (1807—1874), das Haupt der sozialdemokratischen Partei, seit der Februarrevolution Mitglied der provisorischen Regierung, wurde wegen des Juniaufstandes entlassen.

5) Der berühmte Physiker François Dominique Arago (1786 bis 1853) war seit der Februarrevolution Mitglied der provisorischen Regierung.

troffen. Ihr habt in Berlin ein Pröbchen davon, das Ihr hoffentlich bald loswerden mögt. Nie haben Menschen einsichtsloser, planloser, alberner gehandelt. Nichts war ihnen leichter, eine herrliche Republik zum Muster Europas hinzustellen, — sie haben diese schönste Aufgabe der Menschheit wieder für ein Jahrhundert vielleicht unmöglich gemacht. Sie finden keinen Widerstand von keiner Seite und haben ihn künstlich erst erschaffen. Nie sah man mehr Unfähigkeit, Unredlichkeit, despotische Willkür, Beschränktheit, Mangel an Staatsmännern als an diesen improvisierten Staatsmännern. Laß Dir Humboldt gegenüber nichts merken, denn er ist und bleibt stets ein treuer Liebhaber der Perfidie und war mir nie wohlwollend, ich weiß nicht warum. Ich werde Dich von allen wichtigen Sachen in Kenntnis setzen. Mache doch, daß wir einen ordentlichen Mann zum Gesandten herbekommen [1]). Lebe wohl.

* Koreff an Varnhagen v. Ense [2])

Paris, 10. September 1848.

Ich bin tief beschämt, daß ein böses Schicksal mich unerbittlich zwingt, seit einem Jahre stets Dein Plagegeist zu sein und Deine schöne Muße mit meinen Klagen und meinen Bitten peinlich zu stören. Doch Deine alte Freundschaft hebt wieder meinen Mut aus der tiefen Niedergeschlagenheit empor, in die mich die Bosheit der Menschen hämisch versenkte. Ein neues, ganz unvorhergesehenes Herzeleid ist mir begegnet. Vor wenigen Tagen bekam ich eine Ministerialzuschrift von Ladenberg, worin mir mit dürren, schonungslosen Worten der Verlust meines kleinen Gehalts von 1000 T[alern] von der Stunde des Empfanges dieses liebenswürdigen Dekretes angezeigt wird. In jeder anderen

1) S. Seite 591.

2) Varnhagen, Biogr. Porträts, 55 ff. Die dortige Fassung weist Abweichungen, Lücken und Zusätze auf. Der Wortlaut ist nach der Urschrift in Varnhagens Nachlaß berichtigt bzw. ergänzt.

Zeit hätte ich diese Hiobspost mit stoischer Resignation ertragen und diesen Verlust durch meine Tätigkeit und durch Richtung meiner Kräfte gegen andere Regionen zu ersetzen gesucht, und hätte eine Zeitlang von meinen Ersparnissen gelebt. Jetzt kann ich es leider nicht. Alles, was ich erspart, was mir noch übriggeblieben war, ist durch den Bankrott Gonins und anderer Häuser, denen ich es anvertraut, und durch das plötzliche Sinken aller Fonds, die ich, um zu leben, um jeden Preis losschlagen mußte, sowie auch, um einige unaufschiebbare Wechselschulden zu bezahlen, verloren worden. Nur ein elendes Wrack, und weiß Gott, wann, wird sich aus diesem Schiffbruch für mich retten lassen, und unterdes bin ich fast von allen Mitteln entblößt. Die vornehmen Familien, deren Arzt ich war, sind alle nach allen Weltgegenden zerstoben, ohne nur das mir Rückständige zu bezahlen, — die Gesandten sind fort, — die Reichen in das Ausland und auf ihre Schlösser geflüchtet, — der französische Geiz, die herrschende Leidenschaft dieses Volkes, zu glücklich, einen Vorwand zu finden, um ihre Ehrenschuld nicht zu bezahlen, flüchtet sich noch hinter den Haß und die Verfolgung des fremden Arztes, den man im Bunde mit seinen Nebenbuhlern gern loswerden und wie die fremden Arbeiter gern vertreiben möchte. Mit einem Worte, seit dem 25. Februar sind die Erwerbsquellen fast für alle Ärzte wie für so viele Millionen völlig versiegt, ohne daß die Lasten, die auf jeden, der etwas besitzt, drücken, verringert wären, — sie sind im Gegenteil schon um die Hälfte der Abgaben vermehrt worden. Ich habe einen Kontrakt [wegen] meiner Wohnung, den ich nicht brechen kann. Unmöglich, einen Käufer für meine Pferde zu finden, — ich habe noch Gott gedankt, in Lille und Valenciennes zwei Fabrikherren zu finden, die so gnädig waren, sie für das Futter, das sie ihnen geben, umsonst aufzunehmen. Was man schuldig ist, muß man, scharf und mitleidslos bedrängt und von der unerbittlichen Schärfe des Gesetzes gegen Fremde stets bedroht, ohne Zögern stets bezahlen, dabei [ist man] von Hausarmen umlagert und

[hat] durchaus keine Möglichkeit irgendeines Erwerbes! Und diesen Moment ergreift man schonungslos, um mir die letzte Hilfe zu entziehen, vermutlich aus teuflischer Absicht, um mich rasch untergehen zu sehen. Rücksichtslos tritt man das königliche Wort mit Füßen, achtet nicht alle Versprechungen, die mir geworden, hält es nicht der Betrachtung und Berücksichtigung wert, daß dieses kleine Gehalt mir als Entschädigung für meinen dreifach größeren Gehalt ausgesetzt worden, dem ich für eine Zeitlang entsagt hatte, aus Gewissenhaftigkeit und Delikatesse, um dem Wunsche der jetzigen Kaiserin von Rußland [1]) und des hochseligen Königs [gemäß, über meinen Urlaub hinaus] bei der [schwerkranken] Gräfin Orlow [zu bleiben] [2]), die sich deshalb an die damalige Großfürstin flehend gewendet und gerichtlich versprochen hatte [3]), mich für den Verlust dieses nur temporär aufgegebenen Gehaltes zu entschädigen [4]). Altensteins elende Schwäche und die daraus entspringende Duplizität hat dies temporäre Entsagen in ein perpetuierliches wie ein unredlicher Taschenspieler eskamotiert [5]). Die Familie Orlow hat mich auf die schändlichste Weise nach dem Tode der Gräfin auf echt russische Weise betrogen, — meine durch einen gerichtlich stipulierten Kontrakt zugesagte Entschädigung ist mir nur sechs Monate ausgezahlt worden. Alle meine Bemühungen, zu meinem Rechte in

---

1) Prinzessin Charlotte von Preußen (1798—1860), die älteste Tochter Friedrich Wilhelms III., seit ihrer Vermählung mit dem Großfürsten Nikolaus (1817) Alexandra Feodorowna genannt, seit dessen Thronbesteigung (1825) Kaiserin von Rußland.

2) Das Eingeklammerte ist von Varnhagen ergänzt.

3) Bei Varnhagen: „gewendet hatte, hierzu die Erlaubnis ihres Vaters, des Königs, auszuwirken, und die außerdem gerichtlich versprochen hatte, mich“ usw.

4) Hier hat Varnhagen eingeschoben: „Dies ist jedoch nicht geschehen, weil ich gegen die Erben derselben in Rußland kein Recht erlangen konnte, und“ usw.

5) Das Folgende bis „H. v. Humboldt“ ist von Varnhagen fortgelassen.

diesem verfluchten Lande zu gelangen, sind stets gescheitert, trotz der Zusage mehrerer Großen, deren Arzt ich war, — doch in diesem ruchlosen Lande ist vermutlich das Sprichwort hervorgegangen, daß eine Krähe der anderen die Augen nicht aushackt. — Es hat mir nicht gelingen wollen, diese Infamie zur Kenntnis des Kaisers zu bringen. Viel zu weitläufig und unnütz wäre es, Dich in dies Labyrinth russischer Betrügereien zu führen. Kurz, Herr von Humboldt hatte die Großmut, mir damals zur Entschädigung für diesen doppelten Verlust dies kleine Gehalt zu verschaffen. In dieser großmütigen Verwendung habe ich auch ein Motiv gefunden, diesem edlen Gönner sogleich zu schreiben und ihn um seine tätige Verwendung beim König zu bitten[1]). Sprich mit ihm, mein alter Jugendfreund und Nothelfer, suche ihn zu bestimmen, mit Herrn von Ladenberg zu sprechen. Man gönne mir nur Zeit mich umzusehen und daß ein wenig die alles überschwemmende Flut verrinne, um für meine Arche eine kleine Araratbank zu finden. Gern will ich in ein paar Jahren dieser durch meine Dienste und königliche Zusage wohlbegründeten Pension entsagen, — man nehme mir davon einen Teil, um ihn dem Moloch Ökonomie hinzuwerfen, — aber man beraube mich nicht gänzlich, — das ist ja ganz unerhört, — man gönne mir nur Zeit zur eigenen Rettung, die mir nicht entgehen kann, sobald die Quellen des Erwerbs wieder fließen werden. Man weise mir eine andere Wirkungssphäre, man schicke mich, wie die französische Regierung, hin in den Orient zur Wiege der Pest, deren Geschosse mich freundlich von den Menschen befreien werden, — aber man stoße mich nicht in meinem Alter vorbereitungslos wie einen Hund vor die Türe! Ich setze nichts mehr hinzu. Du wirst gewiß tun, was Du kannst: Acheronta movebis! Ich hoffe auf die Cholera, die Befreierin, die hier bald erscheinen wird. Ich hoffe zu Gott,

---

1) Die Worte von „und“ bis „bitten“ hat Varnhagen ausgelassen.

daß sie diesmal auch mich mit ihren dunkelschattigen Händen berühren und mit hermäischem Stab in das dunkle Land der von keinem Erdensohn aufgelösten Rätsel führen wird. Meine Gesundheit ist zerrüttet, schon seit zwei Jahren, — ich schlafe, ich esse nicht, — ich lebe nur noch aus Gewohnheit. Schenke Du, mein alter Freund, eine Träne. „Auch ein Klagelied zu sein im Munde der Besten ist herrlich." Dein alter Freund

Koreff.

* Koreff an Friedrich v. Raumer [1])

14. September [1848].

Monsieur Armand Bertin [2]), der Besitzer des Journal des Débats, mein vieljähriger Freund, wünscht, mein edler alter Genosse, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. Es hieße Wasser ins Meer tragen, wenn ich dem erfahrenen Staatsmann die Vorteile, die aus einer solchen freundlich wohlwollenden Berührung für Sie entspringen können, pedantisch auseinandersetzen wollte. Welchen Tag wollen Sie mir dazu anberaumen? Ich wünsche es einen Tag vorher zu wissen, um ihn davon benachrichtigen zu können. Ihr alter

Koreff.

---

1) Handschriftenabteilung der Berliner Staatsbibliothek (Radowitzsche Autographensammlung). Der Berliner Geschichtschreiber Friedrich v. Raumer (1781—1873), der ältere Bruder von Koreffs altem Nordsterngenossen, dem Geologen Karl v. Raumer, seit 1819 als Professor an der Universität Berlin Koreffs Kollege, war 1848 Mitglied des Frankfurter Parlaments und als solcher seit August 1848 deutscher Gesandter in Paris geworden. Nach der Wahl Louis Napoleons zum Präsidenten der französischen Republik (10. Dezember) kehrte er nach Deutschland zurück, wurde Mitglied der Deputation, die Friedrich Wilhelm IV. die deutsche Kaiserkrone anbot, und der ersten preußischen Kammer.

2) S. Seite 550, Anm. 5.

* Koreff an Varnhagen v. Ense [1])

Ende September 1848.

Zuvörderst meinen wärmsten Dank für Deinen liebevollen schnellen Brief, der mein Herz erquickt hat. Es wäre mir recht lieb gewesen, wenn meine Schwester den an Dich geschriebenen Brief gelesen hätte. Suche es doch möglich zu machen, daß sie ihn lese. Deine diplomatische Geschicklichkeit wird wohl Mittel und Wege dazu finden. Sie kann wohl ein paar Minuten finden, um auf die Leidensgeschichte ihres einzigen Bruders ein paar Blicke zu werfen. Ich kann heute nur wenig schreiben — der Gram und Kummer, die beständige Anstrengung, miserabler Aufenthalt in den Hospitälern, wo ich jeden Tag wenigstens vier Stunden zubringe, wo ich alles, was die Schußwunden den Untersuchungen Neues dargeboten, mit der größten Genauigkeit studiert und im Kampfe widerstrebender Meinungen zu glücklichen Resultaten gekommen, haben meine Kräfte erschöpft, meinen Nächten den Schlaf geraubt und mich auf das Krankenlager mit Fieber geworfen, machen mir das Schreiben ungemein schwer. Mein Kopf glüht und meine abgezehrten Hände zittern, daher nur einige dringende Worte. Mit Freuden lese ich, daß unser alter Freund Pfuel [2]) endlich in jene Sphäre gekommen ist, wo sein heller, unbefangener Geist, seine Entschlossenheit und die Energie seines Charakters einen würdigen Spielraum finden und dem unsicheren Schwanken, das alles in den Abgrund zu reißen droht, einen Damm entgegensetzen werden. Ich bin zu schwach heute, um ihm auch zu schreiben — ich werde es wohl morgen ver-

---

1) Aus Varnhagens handschriftlichem Nachlaß. Veröffentlicht in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung (München), 10. Januar 1907.

2) Über den General Ernst v. Pfuel s. Seite 110, 136, 160. Er war — wohl durch Koreff — auch in den Kreis der Serapionsbrüder eingeführt worden. Seit 1847 Gouverneur von Berlin, war er Mitte September 1848 für kurze Zeit preußischer Ministerpräsident und Kriegsminister geworden.

suchen, wenn ich mich weniger fieberhaft fühlen sollte — auch beschleicht mich die Furcht, daß er im Drang der Geschäfte vielleicht nicht Zeit und Muße und Geduld haben dürfte, um meinen weitläufigen Brief mit gebührender Aufmerksamkeit zu lesen. Sei also so gütig und gehe zu ihm, setze ihm meine kummervolle Lage auseinander mit den Brandfackeln des Geistes und Deiner edlen Freundschaft. Lies ihm aus meinem ersten Brief alles das vor, was Dir geeignet scheinen wird, und beschwöre ihn bei der Freundschaft, die seit fast 30 Jahren zwischen uns gewaltet, seinem alten Freund in der Stunde der Not beizustehen. Ich habe ihn stets als einen edlen Mann gekannt, der sein Ohr den ernsten dringenden Bitten seines treu bewährten Freundes nicht egoistisch kalt verschließen wird. Das, was ich erhielt, ist keineswegs ein Gnadengehalt, sondern eine durch Herrn von Humboldts gütige Vermittlung zugstandene Entschädigung für die Aufopferung und Entsagung meines Gehaltes, als ich nach dem Wunsch der damaligen Großfürstin, jetzt Kaiserin von Rußland, die ihrem Vater, dem Könige, deshalb geschrieben, bei der Gräfin Orloff geblieben. Herr von Humboldt, an den ich auch vor 14 Tagen geschrieben, kann darüber Auskunft und Zeugnis geben. Bitte auch Herrn von Humboldt recht kräftig zu unterstützen[1]). Er hat sich sonst so edel und hilfreich für den uralten Freund seiner Familie bewährt — er wird mich auch diesmal nicht rettungslos sinken lassen. Ich verlange nur etwas Zeit, damit ich mir mit eignen Kräften helfen könne, was jetzt platterdings hier unmöglich ist. Ein schützendes Wort von ihm bei dem König kann zu so vieles wirken (sic!). Seine Stimme wird jetzt gewiß gehört — o wäre sie doch früher stets gehört worden. Lebe wohl und verzeihe mir die Last, die ich Dir aufbürde.

---

1) Vgl. Varnhagens „Tagebücher", V, 219 (4. Oktober 1848): „Briefchen von Humboldt aus Potsdam. Er hat sich für K. verwendet, ist selber bedroht."

* Ernestine Panckoucke an Frau Koreff in Homburg[1])

Fleury bei Meudon, 8. Juli 1849.

Ich reise nach Homburg, lediglich Ihretwegen und Ihres Gatten. Ich weiß noch nicht, an welchem Tage ich reise, aber wohl kaum vor dem 19. . . . Sie werden mir gewiß etwas Zeit schenken, besonders wenn Sie etwas Freundschaft für mich im Herzen haben. Unterhalten Sie sich gut, seien Sie nicht zu kokett, verdrehen Sie den Badegästen nicht den Kopf: das ist gegen Koreffs Vorschrift . . . Ich umarme Sie von ganzem Herzen. Herzliche Grüße an Koreff.

* Koreff an den General v. Willisen[2])

Paris, [März?] 1850.

Hochverehrter Herr General!

Vergebens frage ich meinen Verstand und mein Herz, womit ich es denn unwissentlich und unschuldig mag verschuldet haben, daß ein so edler, so wohlwollender Mann in mehreren Monaten nicht einen Augenblick gefunden hat, mir ein Zeichen seiner Nähe zu geben. Weder mein Verstand noch mein Herz antworten mir — sie verstummen tief beschämt. Möchten Sie doch so freundlich sein, mir dieses schmerzliche Rätsel zu lösen. Bis zu dieser Lösung tröstet mich einzig und allein das Bewußtsein, solche lieblose Härte wahrlich nicht von Ihnen verdient zu haben. Betrübt und ergebenst

Koreff.

---

1) Aus der Varnhagen-Sammlung. Über die Schreiberin s. Seite 565.

2) Dieser und der folgende Brief aus Varnhagens handschriftlichem Nachlaß. Der General Adolf v. Willisen gehörte zu Varnhagens und Custines Freundeskreis. Vgl. Lettres du Marquis A. de Custine etc., S. 313 (Brief an Rahel 1825) und S. 471 (Brief an Varnhagen vom 20. Januar 1844), wo Custine schreibt: „Ich fand Herrn v. Willisen ganz so, wie Sie ihn mir beschrieben haben. Er ist ein Mann von bester Gesellschaft, interessant und wohlwollend."

[Paris,] 20. März [1850].

Haben Sie doch die Freundlichkeit, lieber Herr General, heute ein wenig das Terrain beim Grafen Hatzfeld[1]) zu sondieren, warum dieser Mann denn so ausgezeichnet kalt und lieblos gegen mich ist und mich so ganz ignoriert, als wenn ich gar nicht existierte. Wahrlich, ich weiß nicht, wie ich das deuten soll. Vor langen Jahren habe ich seinem Vater[2]) die wesentlichsten Dienste geleistet und war stets in gutem Vernehmen mit seiner ganzen Familie. Es ist mir peinlich, so ganz schutzlos von preußischer Seite hier zu stehen. So hat mich bis jetzt kein einziger preußischer Gesandter behandelt. Führen Sie die Gelegenheit herbei, mit ihm von mir zu sprechen und ihm zu sagen, was Sie von mir denken und halten. Vielleicht werden Ihre lieben Worte den Horizont aufklären und diesen Mann, den ich nie verletzt, freundlich für mich stimmen. Verzeihen Sie mir mein vielleicht unbescheidenes Anliegen, — doch ich vertraue Ihrer alten Freundschaft und Ihrem edlen Herzen, denen es gewiß angenehm sein wird, für den gedrückten Freund etwas Angenehmes zu bewirken. Ihr alter Freund

Koreff.

Koreff an Varnhagen v. Ense [3])

Paris, 23. Oktober 1850.

Vor drei Tagen begegnete ich auf dem Boulevard meinen alten Freund Frank, der, weiß Gott warum, nicht sogleich zu mir gekommen war, was mir sehr weh getan. Nach den ersten Begrüßungen warst Du, mein lieber alter trefflicher Freund, der Gegenstand meiner angelegentlichsten Fragen.

---

1) Maximilian Graf v. Hatzfeld (1813—1859), seit 1849 preußischer Gesandter in Paris.

2) Franz Ludwig Fürst v. Hatzfeld (1756—1827), preußischer General, 1822 Gesandter in Wien.

3) Aus Varnhagens handschriftlichem Nachlaß. Veröffentlicht in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung (München), 10. Januar 1907.

Seine Antworten haben mich befriedigt — ich kann mir nun eine Ansicht von Deinen Meinungen und Deiner Geltung machen und erkenne den alten würdigen Freund, der offen und rücksichtslos den Mut hat zu bekennen, was er für Wahrheit hält, was in dieser feigen Zeit, die mich mit Ekel und Verachtung erfüllt, eine seltene Ausnahme ist. Wie gern möchte ich mit Dir ein Stündchen verplaudern. Ich hoffe dies Glück im künftigen Sommer zu haben, wo ich alles mögliche tun werde, um Dich aufzusuchen und mein altes, krankes, verwelkendes Herz mit dem Tau Deiner erquickenden Worte zu beleben, wie welkende Blumen mit den Quellen von Gastein. Ich hatte mir vorgenommen, heute noch ein Stündchen traulich mit Dir zu verplaudern — denn Frank reist heute abend ab — leider kann ich es nicht. Ich habe mich gestern auf der Höhe von Montmartre, wo man mich hinführte, um die Sache eines armen überfahrenen Mädchens zu verfechten, zur Belohnung meiner guten Tat so schwer erkältet, daß ich seit gestern von Halsweh und schwerem frostigen Fieber aufs Krankenlager geworfen bin und Dir diese Zeilen mit der größten Anstrengung schreibe. Du bist meinem Herzen und meinen Gedanken stets nahe! Täglich spreche ich von Dir mit meiner Frau und allen Bekannten — sehr oft mit Custine, der nicht, wie er es wollte, nach Rom geht. Er hat eine Charakteristik der Récamier [1]) geschrieben, die eins der großen Meisterwerke von psychologischer Entwicklung, von Stil, von Feinheit der Bemerkungen und vorzüglich von Wahrheit ist. Die Briefe, die er im vorigen Jahre aus Italien geschrieben, sind die wichtigsten Dokumente über die verworrenen unseligen Verhältnisse dieses untergehenden Landes. Sie waren an die Gräfin Medin gerichtet — ich quäle ihn, Auszüge daraus zu machen, damit diese merkwürdige Arbeit nicht für die Zukunft verloren gehe. Sollte ich es dahin bringen, so sollen sie Dir gewiß mitgeteilt werden. Ich und meine Frau

1) S. Seite 551, Anm. 3.

schicken Dir einstweilen einige Autographen, um Dir zum Austausch zu dienen. Wir sammeln stets für Dich. Sage nur hübsch, was Du wünschest, damit wir unsre Netze danach auswerfen können . . . Sei doch so gütig und halte Spickern[1]) sein erbärmliches, lumpiges Betragen gegen mich vor. Nachdem ich ihm eine Menge Arbeiten voll der interessantesten Notizen, die sich nirgends finden, einige wichtige wissenschaftliche Mitteilungen über das Collodium gesendet hatte und ihn in meiner großen Geldverlegenheit bat, mir das Honorar dafür zu senden, hat dieser betrügerische Lump die Frechheit, mir für diese während mehrerer Jahre fortgesetzten Arbeiten eine Anweisung auf 50 Franken zu senden. Du kannst denken, daß ich sie ihm sogleich mit Verachtung zurückgeschickt habe. Wenn es Dir nicht unangenehm ist, so führe ihm doch dies unredliche Betragen zu Gemüte und suche mir ein anständiges Honorar zu verschaffen. Leider habe ich es sehr nötig. So hat auch der Dr. Wolf, der Redakteur der Nationalzeitung, wie ein Schuft mich betrogen und mir gar nichts für meine Arbeiten gesandt. Solltest Du Mittel und Wege haben, diesen Betrüger zu veranlassen, mir mein sauer erworbenes Honorar zu ersetzen, so tue es doch ja. Es ist wahrhaft eine gute Handlung, die Du an dem alten, schwer gedrückten Freunde begehst. Verzeihe, daß ich Dir so unangenehme Aufträge zu geben gezwungen bin. Ich bin sehr lebensmüd und werde es wohl nicht lange Gottlob mehr machen. Lebe wohl und behalte mich lieb.

Dein alter unveränderter Koreff.

Koreffs Todesurkunde

Am 15. Mai 1851 um 2½ Uhr nachmittags

Todesurkunde von Johann Ferdinand Koreff, Doktor der Medizin, preußischem Staatsrat, sechsundsechzig Jahre alt, verheiratet mit Therese Mathias, fünfzig Jahre alt.

---

1) S. Seite 582.

Der Verstorbene ist in Breslau (Schlesien) geboren und in Paris, Rue Basse du Rempart Nr. 20, um 2 Uhr nachmittags verschieden.

Bestätigt durch uns, Bürgermeister und Standesbeamter im ersten Arrondissement von Paris, auf die Erklärung des Rentners Maurice Mathias, sechzig Jahre alt, wohnhaft Rue de Buffaut Nr. 13, Schwager des Verstorbenen, und des Ingenieurs bei der Nordbahn Felix Mathias, wohnhaft Place Roubain Nr. 3, Neffen des Verstorbenen, die mit uns nach Vorlesung unterzeichnet haben.

gez. Felix Mathias, Maurice Mathias, Foissac.

Koreff wurde am Freitag, den 16. Mai 1851, auf dem Monmartrefriedhof begraben. Im April 1857 erwarb seine Witwe ein Erbbegräbnis auf dem Kirchhof Père-Lachaise, wohin seine sterblichen Überreste am 16. April 1857 überführt wurden. Sein Grabstein ist eine einfache Steinplatte mit der Inschrift Le docteur Koreff. (M. Martin, l. c., S. 141, 143.)

Horace de Viel-Castel über Koreff [1])

[Paris], Sonnabend, 17. Mai 1851.

Der Arzt Koreff ist tot. Er war ein sehr geistvoller Mann, ein hervorragender Plauderer, ein wenig Spion ohne Treu und Glauben, von liederlichem Wandel, zu allem bereit, selbst zu Kindesabtreibungen, wenn der Fall vorkam, und stets in Geldnöten. Ganz niederträchtig war sein Benehmen gegen Lady Lincoln, die er gemeinsam mit dem Arzte Wolowski behandelte. Diese beiden Strolche haben sich ihr gegenüber alle möglichen Niedertrachten erlaubt . . .

---

1) Aus den „Mémoires sur le régne de Napoléon III.“, Paris 1889, Bd. I, S. 147, von Horace de Viel-Castel (1802—1864), einem glühenden Parteigänger Napoleons III., den dieser schon als Präsident der zweiten Republik zum Konservator des Louvre ernannt hatte. Außer dem obigen, äußerst bissigen Werke veröffentlichte er Gedichte (1854) und zahlreiche Romane.

Eine Zeitlang gehörte er einem Kreise an, der allmonatlich in einem Pariser Wirtshause speiste, um sich zu unterhalten. Die Gesellschaft bestand aus Mérimée, Alfred de Musset, Eugène Delacroix[1]), Koreff, Stendhal[2]), Mareste[3]) und Horace de Viel-Castel. Man amüsierte sich sehr, plauderte viel und gut und nahm kein Blatt vor den Mund.

Aus Varnhagens Tagebüchern[4])

[Berlin,] Freitag, den 16. Mai 1851.

Die Zeitungen bringen die telegraphische Depesche aus Paris, daß Dr. Koreff am 15. dort gestorben ist. Es ist mir leid, ihn nicht mehr unter den Lebenden zu wissen, aber ihm war längeres Leben kaum zu wünschen. Er hatte eine glanzvolle Jugend, ein reiches, wirksames, man kann sagen ruhmvolles Mannesalter, dann versank er in immer schlechtere Verhältnisse, verlor Ansehen und Geltung, verlor seine medizinische Praxis, hatte ein trauriges Alter voll Mißvergnügen und sogar Not. Es war nicht denkbar, daß er sich noch wieder hätte erheben können. Von meinen Freunden aus der Zeit unseres grünen Almanachs ist er der letzte aus der Welt geschieden. Ich habe ihn, trotz vieler früherer häßlicher Entzweiungen, heiß geliebt und seine großen Eigenschaften geehrt und gepriesen.

Nachrufe auf Koreff

1. Philippe Busoni im „Courrier de Paris“[5])

Vor kurzem verstarb ein würdiger, trefflicher Mann, der sich Doktor Koreff nannte. Fast jedermann kannte ihn, und viele Leute sprachen von ihm, ohne recht zu wissen, warum. Ich weiß nicht, ob er eine Berühmtheit war, aber

---

1) Über diese drei s. Seite 498.
2) S. Seite 534.
3) Ein Freund Beyle-Stendhals.
4) Bd. VIII, Zürich 1865, S. 175.
5) 24. Mai 1851.

er verstand es wunderbar, sich als solche hinzustellen. Sein Name verdiente, im Gedächtnis der Menschen als Sinnbild eines angemaßten Rufes fortzuleben, wenn anders er sich je etwas angemaßt hat. Der Doktor Koreff — „Teufel auch! sagte der eine, er ist eine wissenschaftliche Berühmtheit, eine Säule der Medizin! Und doch (da sieht man die Voreingenommenheit) übte dieser große Arzt seinen Beruf seit zwanzig Jahren nicht mehr aus. Er war infolge einer allzu mißlungenen Kur genötigt worden, offensichtlich auf seinen Beruf zu verzichten." — „Wie!" entgegnete ein anderer. „Sie kennen den Doktor Koreff nicht? Diesen bezaubernden Geist, diesen reizenden Plauderer, von jüdischer Abkunft, in Deutschland geboren, aber Franzose und Preuße aus Neigung, und zwar dermaßen, daß der König von Preußen, als er sich bei ihm verabschiedete, ihn fragte: ‚Sie gehen fort, Koreff? Und was wollen Sie in Paris tun?' — ‚Majestät, ich will plaudern'." — „Was, Sie kennen den Doktor Koreff nicht? Das tut mir leid für Sie und für Ihre Bekannten." So sagte der erste beste, und doch sprach dieser hochgelehrte Mann bloß in abgerissenen Worten und schwitzte, wenn er nur ein Wörtchen sagte . . . „Was?" schrie ein dritter, „Sie reden vom Doktor Koreff? Der witzigste Gast, Feuerblick, ausdrucksvoller Mund, imposante Erscheinung, ein Mann, der . . . ein Mann, den . . . kurz, ein Mann, den Hoffmann in seinen Phantastischen Erzählungen auftreten läßt. Das will ich meinen; jedenfalls werden die Ehrlichsten Ihnen sagen, daß sie in dem schönen Koreff nur einen guten dicken kleinen Greis gesehen haben, fett, gichtisch, zänkisch und von Gestalt wie ein Nürnberger Spielzeug. Davon abgesehen die Perle der Menschen und der Doktoren.

2. Philarète Chasles im „Journal des Débats"[1]

Unter den zahlreichen Ausländern, die sich in der Pariser Gesellschaft auf verschiedene Weise hervorgetan haben, kenne

---

1) 1. Juli 1851. Über Philarète Chasles s. Seite 539. Die obige Verdeutschung ist gekürzt.

ich kaum einen so wahrhaft eigenartigen wie den Dr. Koreff, der am 15. Mai 1851 in Paris gestorben ist. Der phantastische Hoffmann, sein alter Freund aus Berlin, hätte dies seltsame Bild zeichnen müssen. Koreff war nicht nur ein gelehrter Arzt, was nichts Seltenes ist, und ein geistreicher Deutscher, was trotz dem Pater Bouhours und seiner Rätselfrage [1]) häufig vorkommt, sondern in ihm mischten sich noch manch andere Eigenschaften. Er war ein Medizin treibender Dichter, ein denkender und träumender Leichtfuß, ein hochherziger Weltmann, ein deutscher Überfranzose, ein Pariser Überdeutscher, ein skeptischer Magnetiseur, ein spottsüchtiger Träumer, ein leichtgläubiger Beobachter, ein Gemisch aller Widersprüche und vieler Gaben, kurz, sein eigner Todfeind.

... Im Jahre 1804 kam Koreff nach Paris. Napoleon, der damals Europa eroberte, förderte unwissentlich die große europäische Verschmelzungsbewegung, zu der die französische Revolution den Anstoß gegeben hat und die heute mit Riesenschritten ihrem Ziele zustrebt ... Zu Anfang des 19. Jahrhunderts war Frankreich der Nachahmung Englands überdrüssig geworden und hatte sich Deutschland zugewandt. Benjamin Constant, Frau v. Staël, unterstützt von Schlegel, Humboldt und einigen andern (nicht zu vergessen den geistreichen Heine) vermittelten diese Einimpfung eines ganz neuen Geistes. Der junge Koreff fand in Paris die beste Aufnahme. Er war von seltner Geistesgewandtheit und verstand es, unbekannte Lehren auseinanderzusetzen. Sobald er den Pariser Umgangston heraus hatte, nahm er es mit jedem auf. An Epigrammen fehlte es ihm nicht, und der seltsame metaphysische Glanz seiner Ausfälle bestrickte wie eine reizvolle Neuheit.

So brauchte er sich denn nur zu zeigen und zu reden, um Erfolg zu haben. Er war leidenschaftlich, lustig, ohne

---

1) Si un allemand peut avoir de l'esprit? Diese Frage hatte der Jesuitenpater Dominique Bouhours († 1702) in seiner Schrift „Entretiens d'Ariste et d'Eugène“ aufgeworfen.

jede Scheu, schlug nach rechts und links drein, und unter dem Dichter kam der Mediziner zum Vorschein. Wirtschaftlich unabhängig, hatte er von niemandem etwas zu erhoffen, und seine Begeisterung, mit allen neuen Ausdrücken der deutschen Ästhetik und Wissenschaft gepanzert, machte seine Originalität noch prickelnder. Koreff kam stark in Mode. Als Arzt aus Liebhaberei, als gelehrter Sonderling kurierte er die Armen, verspottete die Reichen, setzte sich an ihren Tisch, durchstreifte die Vorstädte, um bedürftige Kranke zu behandeln, und die Salons, in denen seine Geistesblitze mit ihrer deutschen Prägung einen Riesenerfolg hatten. Er merkte nicht, in welche Gefahr er sich damit begab. Um Worte nie verlegen, ließ er ein Feuerwerk von Gedanken über den zur Wissenschaft erhobenen Magnetismus und die Elektrodynamik los, behandelte vornehme Familien umsonst, vollbrachte in verzweifelten Fällen Wunderkuren, verhieß die Toten aufzuwecken, glaubte selbst ein wenig daran und überschüttete die Pariser Fakultät mit Bosheiten, die sie ihm nicht verzieh. Es war ja möglich, daß gewisse, in Deutschland erprobte Methoden in Frankreich verschmäht wurden, aber wie unvorsichtig war es, dies laut zu sagen! Zahlreiche Feinde erwuchsen ihm so, oder vielmehr, er schuf sie sich mit eigener Hand.

Im Jahre 1811 ward er der Freund der Marquise von Boufflers, ward der Freund ihrer Familie . . . und reiste mit dem Marquis de Custine und seiner geistvollen Mutter zur Pflege ihrer zerrütteten Gesundheit nach Italien und der Schweiz. 1814 ging er nach Wien, wo er bald ebenso heimisch ward wie in Paris . . . Die Gesellschaften der Gräfin Fuchs, der Gräfin Zichy, der Baronin Arnstein strahlten von seinem lebhaften Geiste wider . . .

Weiter schildert Philarète Chasles Koreffs Lebensgang bis zu seiner Universitätsprofessur in Berlin und seiner Ernennung zum Geheimen Oberregierungsrat.

Das war die Zeit seines wirklichen Einflusses. Viele nützliche und liberale Maßregeln des Fürsten Hardenberg

wurden von Koreff angeregt oder veranlaßt. Ihm gebührt die Ehre dafür, denn er besaß unstreitig zwei Eigenschaften: höchst liberale Gesinnung und ein höchst mitleidiges Herz. Er hätte über diesen bedeutsamen Zeitabschnitt vortreffliche Memoiren schreiben können: kannte er doch nicht nur das Spiel der Parteien, sondern auch seine doppelten Beziehungen zu Humboldt und zum Fürsten Hardenberg setzten ihn in den Stand, die geheimsten Triebfedern der Staatsgeschäfte zu erkennen. Bald jedoch zerbrach dieselbe Waffe wie in Paris in seiner Hand und verletzte ihn. Spöttereien und Unvorsichtigkeiten schufen ihm zahlreiche Feinde, und so kehrte er nach Paris zurück, wo ihm neue Erfolge winkten.

Jahrelang sahen wir ihn auf dem Meere der Pariser Geselligkeit mit vollen Segeln fahren, glänzender, lebhafter und sieghafter als jeder. Besonders während der Cholerazeit zeigte er sich hingebend, unermüdlich, geschickt und kaltblütig, vor allem auch menschenfreundlich, — eine Eigenschaft, die ihm nie mangelte. In Berlin hatte er sich als junger Mann armer Studenten angenommen, die an jedem Montag zu ihm kamen, um das nötige Studiengeld zu empfangen. In Fervaques in der Normandie durchstreifte er die Gegend, suchte Kranke in abliegenden Hütten auf und übte das Amt des Trösters und des Retters weithin unentgeltlich aus. Ein gleiches tat er in Paris; es war ihm ein Genuß.

Ebenso verschwenderisch wie mit seiner Nächstenliebe war er mit seinem Wissen. „Koreff ist der geistreichste Deutsche, den ich kennen gelernt habe“, rief Frau v. Staël aus. „Ich liebe Koreff“, sagte der Fürst von Talleyrand; „er weiß alles, selbst etwas von der Medizin.“ Tatsächlich wußte er sehr viel von der Medizin, und vielleicht überhaupt zu viel von allem . . .

Wollte jemand einige hervorstechende Züge aus dem Chaos der Gegenwart herausheben, so dürfte er Koreff nicht vergessen. Er verkörperte so manches von unseren Sitten und Anschauungen durch sein Sonderlingsleben, durch sein

verletzendes, zweideutiges Auftreten in der deutschen und französischen Gesellschaft, durch die außerordentliche Beweglichkeit seines Geistes, dessen Mystizismus aus der Empirie erwuchs und sich einerseits mit der Psychologie, andererseits mit der Physiologie verknüpfte. Wie der Mehrzahl unserer Zeitgenossen fehlte es ihm nicht an Ballast, aber an einem Ziel; sein Schiff setzte zuviel Segel auf einmal auf. Hätte er bei soviel Geist und Herz Sammlung und Einheit besessen, er hätte Großes vollbracht. War es Koreffs Schuld oder die seines Zeitalters, das die Eindrücke vervielfacht, statt die Kräfte zusammenzufassen?

3. „Doktor Koreff"

Blätter für literarische Unterhaltung[1])

Koreff ist vor kurzem in Paris gestorben. Lange vor seinem Tode war er in Deutschland ganz und gar, in Frankreich beinahe vergessen, und doch gehörte er zu den geistreichsten Männern seiner Zeit. Sollten einst seine Memoiren veröffentlicht werden, so würden wir ohne Zweifel über vieles . . . interessante Aufschlüsse erhalten. Während seines Lebens hat Koreff sehr wenig veröffentlicht; die Beiträge zu verschiedenen Zeitschriften tragen selten seinen Namen. Aber ich entsinne mich noch einer geistreichen Schilderung eines Balles bei Guizot, welche er für die „Deutsche Allgemeine Zeitung" geschrieben. Daß Koreff damals von Guizot eingeladen wurde, war eine Art von Wiederanerkennung, denn die Regierung Ludwig Philipps war ihm nicht gewogen, namentlich seit seinem Prozesse mit einer hochadligen Familie[2]), der so viel Aufsehen machte und eigentlich am meisten beigetragen hat, Koreffs Stellung zu untergraben.

Koreff war nämlich einer der ausgezeichnetsten Ärzte unserer Zeit. Das ist namentlich in Paris anerkannt worden. Ich habe es selbst gehört, daß die ersten Professoren der

1) 9. August 1851, ohne Verfassernamen.
2) Der Prozeß Hamilton.

Ecole de médecine ihn wie eine Autorität zitierten, und in schwierigen Fällen wurde er oft zu Rate gezogen. [Folgt die Geschichte des Prozesses Hamilton.] Aber Koreff war nicht nur Arzt, er war überhaupt ein gründlich wissenschaftlich gebildeter Mann ... Er war ebensowohl ein tüchtiger Kenner der alten wie der neuen Sprachen, und keine beachtenswerte Erscheinung auf dem Gebiete der Literatur ist ihm fremd geblieben. Ebenso wandte er den schönen Künsten aufmerksame Teilnahme zu. Sein Haus war der Mittelpunkt alles Schönen und Ausgezeichneten; es kam — wenigstens in früheren Jahren — keine hervorragende Erscheinung nach Paris, die man nicht in Koreffs Soiréen gesehen hätte ...

Er hat trotz seiner bevorzugten Stellung seinen früheren Glaubensgenossen fortwährend eine rege Teilnahme erhalten. Ebenso fanden die Deutschen, welche nach Paris kamen, bei ihm stets freundliche Aufnahme. Mit dem Dichter Heine war er sehr befreundet ...[1])

---

1) Hier folgt zum Schluß die Anekdote von Heines Duell (s. Seite 552).

Nachträge

Zu Seite 22. — Koreffs Neigung, in späteren Jahren „seinen Lohn so hoch wie möglich anzuschlagen“, zeigt sich bereits vor dem unglücklichen Hamiltonprozeß in nachstehender Honorarquittung, die Herr Gerhard Salomon in Paris gütigst zur Verfügung gestellt hat. Sie lautet auf deutsch wie folgt:

„Paris, 26. Oktober 1835.

Ich erhielt von Herrn Biot die Summe von dreihundertundfünfzig Franken als Honorar für ärztliche Bemühungen bei dem Grafen Lionel de Bonneval während seiner dreißigtägigen Erkrankung am Typhus, wo ich binnen 24 Stunden oft dreimal, ja viermal bei ihm war und Stundenlang an seinem Bette verbrachte und wo ich drei Konsultationen mit dem H. Dr. Fouquier hatte. Ich erkläre, daß dies Honorar nach meiner Ansicht in keinem Verhältnis zu meinen Bemühungen steht und daß ich keineswegs zufriedengestellt bin.

Koreff,
Professor und Doktor der Medizin und Chirurgie.“

Zu Seite 40. — Über Hermann Eberty s. die „Jugenderinnerungen eines alten Berliners“ (1878) von dessen Sohn Felix Eberty, Professor der Rechte an der Universität Breslau; vervollständigte Neuausgabe Berlin 1925, herausgegeben von seinem Enkel J. v. Bülow. Danach war Hermann Eberty als jüngstes Kind einer zahlreichen Familie 1794 kurz vor dem Tode des Vaters, eines angesehenen Berliner Kaufmanns, geboren. „Zu seinem vertrautesten Umgang“, heißt es (Neuaufl., S. 99), „gehörten Chamisso und Varnhagen. Die drei Jünglinge stifteten mit einigen Gleichgesinnten eine Art von Geheimbund . . . Die Statuten, von Varnhagen entworfen, . . . befinden sich noch in meinen Papieren.“ Über

Hermann Ebertys sympathische Erscheinung s. Seite 105. Er trat in das Kontor des Kaufmanns Beer († 1826) ein, dessen Söhne Meyerbeer und Michael Beer mit Koreff eng befreundet waren. — Auch über die äußere Erscheinung Schölls finden sich dort (S. 219 ff.) merkwürdige Einzelheiten.

Zu Seite 122, Anm. 2. — Karoline Pichler schreibt in ihren „Denkwürdigkeiten": „Das Arnsteinsche Haus, die beiden Familien Eskeles und Ephraim einbegriffen, war wegen seiner Mildtätigkeit gegen Arme und Hilfsbedürftige jedes Glaubens schon lange in Wien geschätzt und berühmt." Nach der Neuausgabe dieser Denkwürdigkeiten (München 1914) war Bernhard Frhr. v. Eskeles (1753—1833) der Begründer des Wiener Bankhauses Arnstein und Eskeles, seine Gattin Caecilie (1760—1836) die Tochter des Berliner Bankiers Daniel Itzig, ebenso deren Schwester Fanny v. Arnstein, die Tante der Marianne Saaling. Eine dritte Schwester, Rebekka Ephraim (geb. 1762), lebte als Witwe in Wien.

Zu Seite 152. — Folgende Widmung an Hitzig — jedenfalls auf Koreffs „Lyrische Gedichte" bezüglich — ist von Herrn Gerhard Salomon in Paris gütigst zur Verfügung gestellt worden:

„Meinem geliebten Jugendfreunde Eduard Hitzig zur Feier des Wiedersehens nach langer Prüfungszeit voll Schmerzen von seinem

Koreff."

Berlin, den 22. Dezember 1815.

Zu Seite 211. — Hinter dem Briefe von Stägemann ist folgender Brief des S. 267 und später öfter genannten Joh. Friedrich Benzenberg an Graf Neithardt v. Gneisenau (1760 bis 1831) einzuschalten, der 1816 seinen Abschied als Kommandierender General in Coblenz genommen hatte. Er ist von Herrn Dr. Julius Heyderhoff in Düsseldorf aus seinem demnächst erscheinenden Buche „Benzenberg, der Rheinländer

und Preuße" (Bonn, Verlag Fritz Klopp) gütigst zur Verfügung gestellt worden.

Benzenberg an Gneisenau

Berlin, 4. Februar 1817.

. . . Der Kanzler ist auf Glienicke. Nostitz meinte, er arbeite an der Verfassung. Wenn er nur nicht am Magnetismus ist.

Ich begreife nicht, daß der Kanzler den Koreff nicht übersieht und seine Leerheit unter großer Wortfülle.

Am Mittwoch Abend um 10 Uhr erhielt ich ein Billet von K. folgenden Inhalts: „L. B. Ich wünschte sehr das Glück zu haben, Sie auf eine Viertelstunde zu sprechen. Ich bin sehr katarrhalisch und fieberhaft gestimmt, sonst wäre ich zu Ihnen gekommen. Verzeihen Sie mir die Unbescheidenheit meiner Bitte. Dies Gespräch muß noch heute stattfinden, sonst hat es seinen Nutzen nicht mehr. Beträfe es meine Persönlichkeit, so wäre ich gewiß nicht so frei. So aber betrifft es eine heilige Sache der Menschheit, welche Sie als ihren Priester reklamiert.

Ich dachte gleich: das ist Magnetismus. Ich hatte den Mittag bei Staatsrat Hoffmann gehört, daß der Minister des Inneren eine Kommission habe niedersetzen wollen [1]), um über den Magnetismus zu entscheiden, daß aber Koreff dieses anders tourniert und die Sache in eine Preisfrage verwandelt, die der Kanzler aufgeben wolle.

Als ich zu K. kam, fand ich ihn in einem großen roten, wollenen Schlafrocke, so wie einen alten Adepten. Er zeigte mir die Fragen, so er entworfen und die sehr schlecht gestellt waren. Die erste war gleich: Welche Kraft ist es, die den Magnetismus hervorbringt, und wie unterscheidet sie sich von der Elektrizität, dem Galvanismus und der gewöhnlichen

---

1) Die Kommission war bereits eingesetzt und hatte ihr Gutachten abgegeben. S. Seite 179 ff.

magnetischen? — Ich bemerkte ihm, daß die Regierung, wenn sie eine Preisfrage aufgebe, sich vor allem nicht blamieren müsse und in einer Sache, die so ungewiß, selber keine Meinung äußern. Ob eine Kraft da sei, das sei noch zweifelhaft, wenigstens so lange, wie die Erscheinungen noch angefochten würden. Die Frage müsse so gestellt werden, daß sie durch die Mitte der Sache gehe, diese in ihrer ganzen Breite fasse und auf der Höhe der Zeit und der physikalischen Kenntnisse stände.

Das gab er mir nun alles unbesehens zu, und ich entwarf dann hiernach ein Programm für die Preisfrage.

Um 1 Uhr kam ich nach Hause, nachdem er mir sehr empfohlen, doch ja nichts hiervon zu sagen, besonders bei Schuckmann nicht.

Den andern Morgen erhielt ich noch beiliegendes Billet[1]) von ihm. In dieser Nacht habe ich recht gesehen, wie wissenschaftlich kahl seine Seele ist.

Er zeigte mir vieles, was Mamselle Hähnlein im Somnambulismus geschrieben, auch Briefe von Frau von Humboldt aus diesem Zustand an ihre Tochter. Ungemein religiös. Dann ein Tagebuch über die magnetische Krankheitsgeschichte auf Laland von Mamselle Hähnlein, durchgesehen und korrigiert vom Kanzler[2]).

Zu den Abschnitten Koreff in Paris (1804—1811) und Koreff in Berlin und Paris (1815) hat Herr Gerhard Salomon in Paris den nachstehenden Brief Koreffs an den unge-

---

1) Nicht mehr vorhanden.

2) Offenbar die von Koreff auf S. 192 erwähnte magnetische Kur in Dobberan oder — nach diesem Briefe — auf der gegenüberliegenden Insel Laaland. — Nach Angabe des Herrn Dr. F. Heyderhoff hat Benzenberg sich selbst an dem Preisausschreiben beteiligt, und zwar mit der Schrift, die Erman fälschlich Koreff zugeschrieben hat (s. Einleitung S. 86), die aber von den Preisrichtern als Schrift eines Nichtfachmannes richtig erkannt worden war.

nannten Rechtsvertreter seines verstorbenen Pariser Freundes Gautier (oder Gauthier) zur Verfügung gestellt, der wertvolle Einzelheiten enthält. Anscheinend hatte Koreff vor seiner Italienreise (1811) 7000 Franken zinslos bei diesem Freunde entliehen. Die Verdeutschung des Briefes lautet wie folgt:

Berlin, 9. Januar 1819.

Ich bin wirklich in Verzweiflung über das Verhängnis, durch das unsere Angelegenheiten scheinbar nicht zum Abschluß kommen sollen. Ich habe Ihnen nun schon drei sehr dringliche Briefe geschrieben und kein Wort zur Antwort erhalten. Bevor ich mich an einen Notar wende, will ich nochmals den Versuch machen, Ihnen einen kurzen Auszug aus meinem ersten ausführlichen Schreiben zu geben, das ich vor anderthalb Jahren an Sie richtete. Ich habe Ihnen darin die Irrtümer Ihrer Abrechnung dargelegt.

Ich schuldete Herrn Gautier die Summe von 7000 Franken, wovon ich 2000 während meines letzten Pariser Aufenthaltes [1815] zurückgezahlt habe, worüber ich Quittung besitze. Alles, was ich hier behaupte, kann ich Ihnen durch meine Briefe an Herrn Gautier und durch die meines verstorbenen Freundes belegen. Haben Sie die geringsten Bedenken über einen Punkt, so bitte ich um Mitteilung; ich werde sie dann sogleich durch Vorlegung der Beweise zerstreuen.

Mehrmals bot ich meinem Freunde an, ihm Zinsen für das geliehene Geld zu zahlen. Er lehnte es beständig ab, und ich habe versucht, ihm meinen Dank auf andere Weise abzustatten, um ihm zu beweisen, daß ich zwar das Zartgefühl seines hochherzigen Benehmens wohl zu schätzen wußte, es aber nicht materiell ausbeuten wollte. Es hängt von dem Maß Ihres Zutrauens zu mir und von Ihren Grundsätzen über diese Art von Geschäften ab, ob ich trotzdem Zinsen für diesen ganzen Zeitraum zahlen soll. Ich überlasse das völlig Ihrem Ermessen.

Etwas aber kann ich nicht mit Stillschweigen übergehen, sondern muß Einspruch dagegen erheben. Es betrifft die Riesensummen für Medikamente, die Sie in Ihrer Abrechnung aufführen. Hier liegen große Irrtümer vor, deren Entstehung ich Ihnen schon früher auseinandergesetzt habe. Während meines ganzen Aufenthalts in Paris bin ich keine 24 Stunden krank gewesen, und die Rechnung enthält eine Menge von Arzneien, die nur bei den bedenklichsten und schwersten Krankheiten angewandt werden. Das alles ist mir anscheinend auf Rechnung gesetzt worden, weil viele Patienten ihren Namen nicht auf den Rezepten zu sehen wünschten, die in die Apotheke gebracht wurden. Für solche Fälle hatte ich mit Herrn Gautier ein für allemal mündlich vereinbart, daß die Namen der Personen, für die sie bestimmt waren, nicht angegeben würden. Ebenso haben Sie mir Rechnungen für Seine Durchlaucht, den Fürsten Hardenberg, und für S. Exzellenz, den Grafen Gneisenau, geschickt. Das geht mich gar nichts an. Es wäre schlimm für einen Arzt, wenn er für seine Patienten bezahlen und hinter ihnen herlaufen müßte. Ich schicke Ihnen diese Rechnungen gesondert mit der nächsten Post, ebenso die große Abrechnung mit meinen Anmerkungen, die Sie gütigst in Betracht ziehen wollen. Heute unterlasse ich es wegen des Portos, das jetzt sehr hoch ist. Ich hoffe, Sie werden sich auf mich verlassen; außerdem werde ich Ihnen alles vorlegen.

Ich darf Sie wohl auch daran erinnern, daß ich meine ganze Einrichtung, die über 1500 Franken wert war, Herrn Gautier überlassen habe. Wie sich aus seinen Briefen, die ich Ihnen vorlegen werde, ergibt, hat er sie auch angenommen. Diese Summe will ich gar nicht in Anrechnung bringen und verzichte gern auf die Rückzahlung zum Ausgleich von Verhältnissen, die zu weit zurückliegen und die aus so weiter Ferne schwer zu erklären wären. Ich bitte Sie inständig, die Bücher, die ich bei Herrn Gauthier zurückließ, *sorgfältig* einpacken zu lassen und sie der deutschen griechisch-lateinischen Buchhandlung des preußischen Lega-

tionsrates Schöll, **Rue des Fossés Montmartre**, zu übergeben.

Selbstverständlich bleibt meine Zusage bestehen, daß ich den Kindern des Herrn Gautier bis zur Vollendung ihrer Erziehung eine Pension gebe. Sobald diese Sache geregelt ist, wird mein Bankier Ihnen eine Summe für die verflossene Zeit auszahlen. Das hat nichts mit meiner Schuld zu tun. Es ist eine Schuld von anderer Art, eine heilige Schuld, die mit irdischen Geschäften nichts zu schaffen hat. Ich erwähne dies, damit Sie meine Gesinnung nicht falsch deuten. Ich bezahle nicht gern etwas, was ich nicht schuldig bin. Niemand würde mir dafür danken noch sich dazu für verpflichtet halten, sondern man würde sich mit Recht darüber lustig machen.

Die 5000 Franken stehen Ihnen jederzeit zur Verfügung. Ich bitte Sie nun, mich einen Monat vorher zu benachrichtigen, dann lasse ich sie Ihnen durch unsere Gesandtschaft auszahlen, um die Überweisungskosten zu sparen. Beehren Sie mich bald mit einer günstigen Antwort, um alle Schwierigkeiten zu beheben.

Ihr ganz ergebenster Koreff,
Professor an der Universität."

Zu Seite 284, Anm. 4. — Statt: S. Seite 277 lies: S. Seite 110, 136, 160.

Zu Seite 473. — Aus Varnhagens Tagesblättern (II, S. 9) ist nachzutragen:

13. Januar 1822. — Herr Geh. Rat Koreffs neuer Aufsatz über die Olympia [von Spontini] in der Vossischen Zeitung und Ankündigung seiner neuen Oper [Aucassin und Nicolette]. An diesem Nagel, sagt man, hält er sich in Berlin fest, trotz Kanzler und allem.

Danach ist das auf S. 436 ff. Gesagte zu berichtigen.

Zu Seite 482 unten. — Am 11. September 1822 ist vor: „Der junge Daniel Oppenheim" usw. einzuschalten:

„Herr Geh. Rat Koreff ist nach Baden bei Rastatt gereist, mit [Marianne Saaling] und der Familie Herz aus Frankfurt a. M. Man meinte, am Ende heiratete er noch [Marianne Saaling], und beide würden sich bereden, sie hätten sich seit 18 Jahren immerfort geliebt und sich einander treu erwiesen."

Der Name der Marianne Saaling ist in dem Buche von Varnhagen durch Sternchen ersetzt; ich habe ihn aus der Handschrift in der Varnhagensammlung festgestellt.

Zu Seite 500. — Folgender undatierter Brief (vor 1832) des Herzogs von Rovigo an Koreff ist von Herrn Gerhard Salomon in Paris gütigst zur Verfügung gestellt worden. Der Schreiber, Anne Jean Marie René Savarin (1774—1833), 1800 Napoleons Adjutant, seit 1802 Leiter der Geheimpolizei, 1806 Führer des 5. Armeekorps, 1806 zum Herzog von Rovigo erhoben, 1810—1814 Polizeiminister, war 1831 bis 1833 Oberbefehlshaber in Algerien. Über Friedrich v. Gentz s. Seite 106. Der Brief lautet auf Deutsch wie folgt:

„Ich bin um 4 Uhr zu Ihnen gekommen, lieber Doktor, und habe Sie nicht betrogen. Man sagte mir sogar, Sie kämen heute nachmittag nicht. Ich bleibe nur Ihretwegen in Paris; wenn ich Sie nicht sehen kann, schicken Sie mir heute abend bitte die Anschrift von Herrn Gentz, den ich durchaus sehen muß. Dann werde ich versuchen, morgen zur gleichen Stunde wieder zu kommen. Mit wiederholter Versicherung meiner Hochachtung

Der Herzog von Rovigo."

Zu Seite 503. — Aus Varnhagens Tagesblättern (III, S. 35 und S. 82) ist nachzutragen:

29. Februar 1824. — Geh. Rat Koreff hat in Paris durch Herrn v. Chateaubriand, den er sonst gut gekannt, eine medizinische Staatsanstellung zu erlangen gesucht, jedoch ohne Erfolg.

31. Mai 1824. — Der König hat den von der Gräfin Orlow sollizitierten Urlaub für Koreff keineswegs, wie man bisher glaubte, bewilligt, sondern abgeschlagen und ungnädig dessen Zurückrufung befohlen. Mit Mühe wurde noch die schon zugestandene Urlaubszeit für ihn unwiderrufen erhalten; aber diese Zeit ist nun auch zu Ende, und er soll zurückkommen. Man sucht nun den Ausweg zu treffen, daß er mit 1500 Rtlr. Pension doch im Auslande bleiben dürfe, da er hier mit 3000 Rtlr., die man ihm nicht gut nehmen könnte, ebenso unnütz und nur für den Staat kostspieliger sein würde. —

Vgl. hierzu Koreffs Darstellung S. 585 f.

Personenverzeichnis

Verzeichnis der Abbildungen



Inhalt

Gedruckt und gebunden
im Auftrage der Verlagsbuchhandlung Gebrüder Paetel, Berlin,
in der Buchdruckerei des Waisenhauses, Halle (Saale)